

WYDZIAŁY POLITECHNICZNE KRAKÓW

BIBLIOTEKA GŁÓWNA



L. inw.

3756



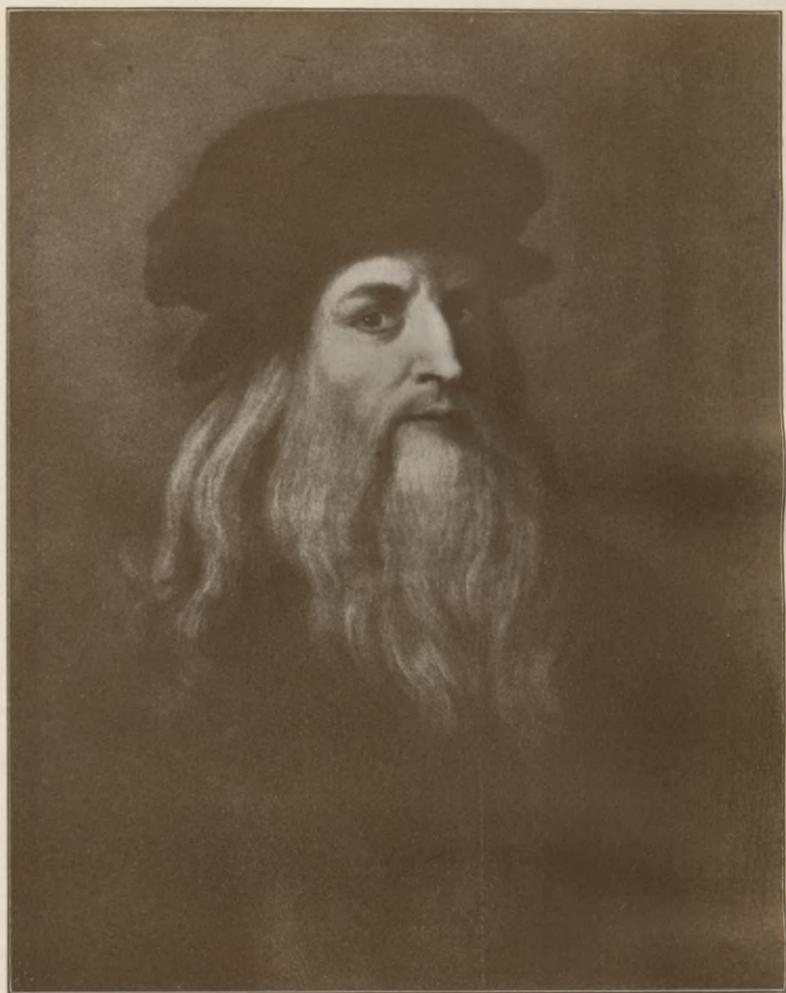
Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000294406

Wt/105

BIBLIOTEKA POLITECHNICZNA
KRAKÓW



Leonardo da Vinci

Gemälde in den Uffizien zu Florenz

Leonardo da Vinci

Historischer Roman aus der
Wende des 15. Jahrhunderts

von

Dmitry Sergejewitsch Mereschkowski

Einzig autorisierte, vollständige Übersetzung

Illustrierte Geschenk-Ausgabe



Ex hereditate parochi
P. Fiebig
Köchendorf

lit 1355



Verlagsbuchhandlung Schulze & Co., Leipzig 1911

Geschützt durch Urheberrechtsgesetz vom 19. Juli 1901

BIBLIOTEKA POLITECHNICZNA
KRAKÓW

II 3756

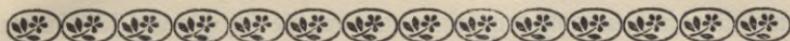
Akc. Nr. 225 150

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
I. Die weiße Teufelin. 1494	1
II. Ecce Deus — Ecce Homo! 1494	34
III. Die giftigen Früchte. 1495	57
IV. Der Hexen-Sabbat. 1494	84
V. Dein Wille geschehe. 1494	106
VI. Tagebuch des Giovanni Boltraffio. 1494—1495	132
VII. Die Verbrennung des weltlichen Landes. 1496	165
VIII. Das Goldene Zeitalter. 1496—1497	191
IX. Die Doppelgänger. 1498—1499	233
X. Ruhige Wellen. 1499—1500	287
XI. Die Flügel werden kommen. 1500	330
XII. Entweder Cäsar — oder Nichts. 1500—1503	358
XIII. Das purpurne Tier. 1503	410
XIV. Monna Lisa Gioconda. 1503—1506	442
XV. Die heilige Inquisition. 1506—1513	476
XVI. Leonardo, Michelangelo und Raffael. 1513—1515	507
XVII. Der Tod. 1516—1519	532

Verzeichnis der Abbildungen.

Leonardo da Vinci	Titelbild
Vinci, von Empoli aus gesehen	gegenüber Seite 38
Fürstengruft. Federzeichnung	" " 72
Karikaturen. Federzeichnung	" " 120
Verrocchio, Leonardos Lehrmeister	" " 154
Kriegerkopf. Silberstiftzeichnung	" " 204
Kopf des Heiligen Michael	" " 244
Das Heilige Abendmahl	" " 276
Flugmaschine. Federzeichnung	" " 296
Madonna in der Grotte	" " 324
Belagerungs-Armbrust. Federzeichnung	" " 352
La belle Féronnière	" " 402
Kampf um eine Standarte	" " 448
Monna Lisa Gioconda	" " 474
Schloß Cloux	" " 534
Francesco Melzi	" " 562



Erstes Kapitel.

Die weiße Teufelin.

1494.

In unmittelbarer Nähe der Kirche *Or San Michele* befanden sich in Florenz die Niederlagen der Färberinnung. Plumpere Vorbauten — Vorratskammern, windschiefe Erker — die durch schräge hölzerne Balken gestützt wurden, schienen den Häusern angeklebt zu sein; ihre Ziegeldächer näherten sich einander oben derart, daß sie dem Himmel nur einen schmalen Spalt freigaben. Auf den Straßen war es selbst am Tage dunkel. An den Ladentüren hingen auf Querbälkern die Muster ausländischer Wolle, die hier in Florenz mit Lachmuskraut lila, mit Rochenille rot oder mit Blauholz und etwas toskanischem Alaun blau gefärbt worden waren. Der Graben, welcher die mit Steinen gepflasterte Straße in zwei Teile zerschnitt und die aus den Färbereibottichen strömenden Flüssigkeiten aufnahm, schillerte in den verschiedensten Farben.

Über den Türen der Hauptniederlagen — *Fondachi* — prangte das Wappen *Calimalas*, des Schutzherrn der Färberinnung, ein goldener Adler im roten Felde auf einem Ballen weißer Wolle.

In einem dieser *Fondachi* arbeitete der alte reiche Florentiner Kaufmann, der Konsul der wohlhabenden Kunst *Calimalas*, *Messer Cipriano Buonaccorsi*, umgeben von einem Wust Handelspapieren und dicken Geschäftsbüchern.

Es war ein kalter Märztag. Den mit Waren vollgestopften Gewölben entströmte ein feiner Dunst, der den Alten frieren machte. Er hüllte sich daher in seinen verschossenen Grauwertpelz, dessen Armel an den Ellenbogen die Spuren langen Gebrauches aufwiesen. Die Gänsefeder stak hinter dem Ohre; seine schwachen, kurzsichtigen und doch alles sehenden Augen ruhten scheinbar nachlässig, in der Tat aber höchst aufmerksam auf den Pergamentblättern eines gewaltigen Kontobuches, dessen Seiten durch Längs- und Querlinien in Rubriken geteilt waren, links „*Soll*“, rechts „*Haben*“. Die Wareneinträge wiesen eine gleichmäßige, runde Schrift auf, ohne große Anfangsbuchstaben, ohne Punkte und Kommas. Die Ziffern waren römisch, da die arabischen als eine

Leichtsinrige Neuerung angesehen wurden, die sich für Geschäftsbücher nicht eignete. Auf der ersten Seite stand mit großen Buchstaben: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi und der heiligen Jungfrau Maria ist dieses Kontobuch im Jahre eintaufendvierhundertvierundneunzig nach Christi Geburt begonnen worden.“

Nachdem Messer Cipriano die Durchsicht der letzten Eintragungen beendigt und sorgfältigst einen Fehler in dem Verzeichnis der zum Pfand angenommenen Wollwaren, Pfefferschotenballen, Ingwer- und Zimtbindel berichtigt hatte, lehnte er sich ermüdet in seinen Sessel und überlegte einen Geschäftsbrief, den er seinem Bevollmächtigten nach der Tuchmesse in Montpellier in Frankreich zu schreiben hatte.

Da trat jemand ein. Der Alte schlug die Augen auf und sah seinen Pächter vor sich, den Landwirt Grillo, der von ihm das Ackerland und die Weinberge gepachtet hatte, die zu seiner vorstädtischen Villa in San Gervaso im Tale des Mugnone gehörten.

Grillo verneigte sich. In den Händen hielt er einen Korb mit dunkelgelben Hühnereiern, die vorsichtig in Häcksel gepackt waren. An seinem Gürtel zappelten zwei an den Beinen zusammengebundene junge Hähnchen, die mit den Köpfen nach unten hingen.

„Ah! Grillo! — Du bist es!“ sagte Buonaccorsi mit der ihm eigenen Herzlichkeit, die sich im Umgange mit Geringen wie mit Vornehmen stets gleich blieb. „Wie geht es dir? Das Frühjahr scheint günstig zu sein?“

„Uns Alten, Messer Cipriano, bringt selbst das Frühjahr nichts Erfreuliches; die Knochen schmerzen immer mehr, sie verlangen nach dem Grabe. — Hier habe ich Ew. Gnaden zum Osterfeste Eier und Hähnchen mitgebracht.“

Mit schlauer Liebenswürdigkeit kniff Grillo die grünlichen Augen zusammen; die von der Sonne gebräunten kleinen Runzeln, wie sie Leuten, die an Sonne und Wind gewöhnt sind, eigen sind, traten dabei noch deutlicher hervor. Buonaccorsi bedankte sich für die Gabe und fing an, über Geschäftliches zu reden.

„Nun, wie weit sind die Arbeiten auf dem Landgute? Werden wir bis zum Feste fertig werden?“

Grillo seufzte und wurde nachdenklich, wobei er sich auf seinen Stock stützte. „Alles ist bereit, auch Arbeiter sind genug da. Nur eins möchte ich Euch vorschlagen, Herr. Wäre es nicht besser, das Werk noch zu verschieben?“

„Du selbst, Alter, sagtest ja neulich, daß wir nicht zögern sollten, da uns leicht jemand zuvorkommen könnte.“

„Das ist ja ganz richtig. Dennoch bleibt es schrecklich. Es ist eine Sünde. Es sind jetzt geweihte Fastentage, unsere Sache ist aber keine gute ...“

„Nun, die Sünde nehme ich auf mich. Fürchte dich nicht, ich verrate dich nicht. Werden wir aber wirklich etwas finden?“

„Weshalb sollten wir nichts finden? Alle Anzeichen sind für das Gelingen. Unsere Väter und Großväter kannten den Hügel hinter der Mühle am ‚Massen Loch‘. Bei Nacht flattern selbst Irrlichter über San Giovanni. Überhaupt haben wir eine Menge solcher Sachen im Lande. Man erzählt sich, daß noch kürzlich, beim Bau eines Brunnens in einem Weinberge bei Maringiole, ein ganzer Teufel aus dem Lehm herausgegraben worden sei.“

„Was du sagst! Was für ein Teufel?“

„Ein kupferner, mit Hörnern, rauhen, ziegenartigen Beinen und Hufen. Er hatte ein komisches Gesicht, als ob er lachte, tanzte auf einem Bein und schnippte mit den Fingern dabei. Vom Alter war er ganz grünfleckig geworden.“

„Was hat man denn mit ihm gemacht?“

„Eine Glocke für die Kapelle des Erzengels Michael haben sie daraus gegossen ...“

Messer Cipriano fuhr zornig auf.

„Warum hast du mir das nicht früher gesagt, Grillo?“

„Ihr waret ja in Geschäften nach Siena gereist.“

„Du hättest doch schreiben können. Ich hätte jemanden geschickt. Ich wäre selbst gekommen, ich hätte kein Geld gescheut, um ihnen zehn Glocken gießen zu lassen. Welche Toren! Eine Glocke aus einem tanzenden Faun, vielleicht einem Werke des griechischen Bildhauers Stopas!“

„Ja, in der Tat waren sie Toren! Zürnet aber nur nicht, Messer Cipriano. Sie sind schon gestraft genug; seit der Zeit, da sie die neue Glocke aufgehängt haben, seit zwei Jahren, frißt der Wurm in ihren Gärten Apfel und Kirschchen; auch die Oliven sind mißraten. Die Glocke klingt auch nicht gut.“

„Wieso?“

„Wie soll ich Euch das erklären! Die Glocke hat keinen richtigen Ton, sie erfreut das Christenherz nicht. Ein Gesumme ohne Sinn und Verstand. Es kann ja auch gar nicht anders sein, denn was für eine Glocke soll aus einem Teufel entstehen? Ew. Gnaden mögen nicht zürnen, — aber der Geistliche hat am Ende recht: aus allen diesen unreinen Dingen, die sie ausgraben, kann nichts Gutes entstehen. Man muß diese Sache mit Vorsicht und auch mit Umsicht betreiben. Man muß sich mit dem Kreuz und dem Gebete rüsten, denn der Teufel ist mächtig und schlau, der Hundesohn schlüpft in ein Ohr hinein und aus dem anderen wieder heraus. So hat uns beispielsweise der Teufel mit jener marmornen Hand, die Baccho im vorigen Jahre am Mühlen-

hügel ausgegraben hat, hereingelegt — sie hat uns Unglück gebracht. Gott bewahre uns; auch nur daran zu denken ist schrecklich.“

„Erzähle, Grillo, wie kamst du zu der Hand?“

„Es war im Herbst, am Vorabende des Martinstages. Wir saßen beim Abendbrot. Die Hausfrau hatte eben die Speise aus geröstetem Brote auf den Tisch gesetzt, als der Arbeiter Zaccheo, ein Nefse meines Vaters, ins Zimmer stürzte. Ich hatte ihn am Abende beim Hügel auf dem Felde zurückgelassen, damit er ein Olivenölgefäß aus der Erde heraushebe, da ich das Land mit Lein besäen wollte. ‚Herr, Herr!‘ stammelte Zaccheo, er war ganz bleich und zitterte vor Angst. ‚Der Herr sei mit dir, mein Lieber!‘ sagte ich. Und er fuhr fort: ‚Etwas Böses bereitet sich auf dem Felde vor, ein Toter kriecht unter dem Ölgefäß hervor. Wenn Ihr es nicht glaubt, so geht selbst hin und überzeugt Euch.‘ Wir zündeten die Laternen an und gingen.“

Es war dunkel geworden. Der Mond stieg hinter dem Wäldchen auf. Wir sahen das Gefäß; die Erde war aufgewühlt, und etwas Weißes schien heraus. Ich beugte mich nieder, um besser sehen zu können, und sehe — eine Hand, die aus der Erde emporragt: weiß, die Finger hübsch und fein, wie sie die Stadtfrauleins haben. ‚Der Schlag mag dich rühren,‘ dachte ich mir, ‚was ist das für eine Teufelspur?‘ Ich leuchtete mit der Laterne in die Grube und sah, wie die Hand sich bewegte und wie die Finger winkten. Da konnte ich mich nicht mehr halten, ich schrie auf und sank vor Schreck in die Knie. Die Großmutter aber, Monna Bonda, ein mutiges Weib — sie ist Hebamme und gilt bei uns als Zauberin — rief uns zu: ‚Ihr Dummköpfe, worüber erschreckt ihr, seht ihr denn nicht, daß die Hand weder einem Lebenden noch einem Toten angehört, sondern aus Stein ist?‘ Sie ergriff die Hand und riß sie wie eine Kunkelrübe aus der Erde. Über der Wurzel, im Gelenk, war die Hand abgebrochen. ‚Großmutter,‘ rief ich, ‚Großmutter, laß es sein, rühre sie nicht an. Wir wollen sie gleich begraben, um uns kein Unheil zuzuziehen.‘ — ‚Nein,‘ sagte sie, ‚das wäre nicht das Richtige, erst müssen wir sie in die Kirche, zum Geistlichen tragen, damit er sie exorziiere.‘ Die Alte betrog mich jedoch damit, sie brachte die Hand nicht dem Geistlichen, sondern versteckte sie vielmehr in ihrer Lade hinter dem Ofen, wo sie allerlei Hausgerät, Lappen, Salben, Kräuter und Amulette aufbewahrt. Ich schimpfte, sie solle die Hand wieder herausgeben, aber Monna Bonda weigerte sich. Von der Zeit an führte die Großmutter wunderbare Heilungen aus. Bekam jemand Zahnschmerzen und sie berührte mit der Teufelshand die Wacke, so schwand sofort jede Geschwulst. Sie heilte Fieber, Magenleiden, Epilepsie. Wenn eine Kuh sich quälte und nicht kalben konnte, so legte ihr die Großmutter die steinerne Hand auf den Bauch, die Kuh brüllte auf, und ehe man

sich's versah, wälzte sich das Kalb im Stroh herum. Das Gerücht von diesen Wunderkuren verbreitete sich in den benachbarten Ortschaften. Die Großmutter verdiente viel Geld zu jener Zeit. Es brachte aber keinen großen Segen. Der Geistliche, Pater Faustinus, ließ mir keine Ruhe; kam ich in die Kirche, so machte er mir von der Kanzel herab, vor versammelter Gemeinde, die heftigsten Vorwürfe. Er nannte mich einen verderbten Sohn, einen Teufelsdiener, und drohte mit einer Anzeige beim Erzbischof, ja mit Verweigerung des Sacraments. Die Knaben liefen auf der Straße hinter mir her und wiesen mit den Fingern auf mich: „Da geht Grillo, Grillo ist ein Zauberer, seine Großmutter ist eine Hexe, beide haben ihre Seele dem Teufel verkauft!“ Glaubst mir, selbst in der Nacht fand ich keine Ruhe; immer schien es mir, als ob die Marmorhand sich mir näherte und mich langsam, gleichsam liebevoll, um den Hals fasse — die Finger waren lang und kalt — dann aber griff sie fester zu, drückte mir die Kehle zu, würgte mich — ich wollte schreien, aber ich konnte nicht. Das ging mir doch über den Spaß. Eines Morgens, als die Großmutter auf die Wiese gegangen war, um Kräuter im frischen Tau zu pflücken, stand ich vor Tagesanbruch auf; ich erbrach das Schloß der Lade, nahm die Hand und brachte sie Erw. Gnaden. Obgleich mir der Altertumsammler Lotto zehn Soldi bot, Ihr aber nur acht gabt, so kommt es mir bei Erw. Gnaden auf zwei Soldi nicht an; ich würde ja auch mein Leben für Euch hingeben — der Herr schenke Euch alles Gute, auch der Monna Angelica und den Kindern und Euren Enteln.“

„Nach alledem, was du erzählst, Grillo, ist es sicher, daß wir im Mühlenhügel etwas finden werden,“ sagte Messer Cipriano nachdenklich.

„Finden werden wir schon,“ erwiderte der Pächter mit einem tiefen Seufzer, „nur heißt es Sorge tragen, daß Pater Faustinus nichts davon erfährt. Wenn er es erführe, so würde er mir den Kopf auch ohne Kamm so zurecht stoßen, daß ich kaum davon genesen würde, und auch Euch würde es zum Schaden gereichen; er wird das Volk aufwiegeln und die Vollendung der Arbeit hindern. Nun, Gott ist gnädig. — Laßt mich nur nicht im Stich! — Ihr seid mein Wohltäter. Legt Ihr beim Richter ein Wort für mich ein?“

„Wohl wegen des Stüdes Acker, das dir der Müller streitig macht?“

„Ja, Messere. Der Müller ist ein habgieriger, durchtriebener Mensch. Er weiß, wo dem Teufel der Schwanz hängt. Ich schenkte dem Richter ein Kalb, er aber brachte ihm eine trüchtige Kuh, und während des Prozesses kalbte sie. Der Schelm hat mich überlistet. Ich fürchte, daß der Richter zu seinen Gunsten entscheidet, da die Kuh zum Unglück ein Stierlein geworfen hat. Tretet für mich ein, Erw. Gnaden.“

Ich gebe mir nur für Ew. Gnaden so viel Mühe mit dem Mühlenhügel — für niemand sonst würde ich eine solche Sünde auf mich nehmen.“

„Sorge dich nicht, Grillo. Der Richter ist ein guter Freund von mir, und ich werde ein Wort für dich einlegen. Jetzt geh nur. In der Küche werden sie dir Speise und Wein vorsetzen. Heute nacht fahren wir zusammen nach San Gervaso.“

Mit tiefer Verbeugung bedankte und entfernte sich Grillo. Messer Cipriano aber begab sich in sein kleines Arbeitszimmer, dessen Betreten jedem anderen streng verboten war.

Hier standen und hingen in einem Museum allerlei Gegenstände aus Marmor und Bronze. Alte Münzen und Medaillen prangten auf Brettern, die mit grünem Tuche überzogen waren, Bruchstücke aus Marmor lagen noch ungeordnet in den Kästen umher. Durch seine zahlreichen weitverzweigten Geschäftsverbindungen bezog Buonaccorsi überallher Altertümer: aus Athen, Smyrna, Halikarnassos, Cypern, Leukosia, Rhodos, aus dem Innern Aegyptens und Kleinasiens. Nachdem der Alte seine Schätze betrachtet hatte, versank er wieder in tiefes, ernstes Nachsinnen über die Zölle auf Wolle und begann nach reiflicher Überlegung den Brief an seinen Bevollmächtigten in Montpellier.

* * *

Indessen plauderten in der Niederlage, in der bis an die Decke Warenballen aufgestapelt waren, beim trüben Scheine einer vor dem Madonnenbilde flackernden Lampe drei junge Leute miteinander: Doffo, Antonio und Giovanni. Doffo, ein Kommis des Messer Buonaccorsi, ein gutmütig-heitere Jüngling mit roten Haaren und einer Stumpfnase, trug in ein Buch die Ellenzahl des gemessenen Tuches ein. Antonio da Vinci, ein altmodischer Jüngling mit gläsernen Fischaugen und eigensinnig in die Höhe ragenden Büscheln spärlichen schwarzen Haars, maß geschäftig das Gespinnst mit dem Florentiner Längenmaße, der Canna. Giovanni Voltraffio, ein aus Mailand stammender Schüler der Malerei, ein neunzehnjähriger, schüchtern und linkscher Jüngling mit großen grauen Augen, die unschuldig und mit traurigem Ausdruck in die Welt blickten, saß mit übergeschlagenen Beinen auf einem fertigen Ballen und hörte aufmerksam zu.

„Was wir nicht alles erleben, Freunde,“ sagte Antonio leise und bissig, „sie graben schon die heidnischen Götter aus der Erde heraus.“

„Aus schottischer Wolle, mit braunem Strich — zweiunddreißig Ellen, sechs Spannen, acht Oncien,“ fügte er hinzu, sich an Doffo wendend, der es ins Warenbuch einschrieb. Dann warf Antonio das gemessene Stück, nachdem er es zusammengewickelt hatte, heftig aber

geschickt auf den Platz, wo es hingehörte, hob den Zeigefinger in die Höhe und rief in prophetischem Tone, den Frater Girolamo Savonarola hierbei nachahmend:

„Gladius Dei super terram cito et velociter! Das Schwert Gottes komme schnell und rasch über die Lande! Der heilige Johannes hatte auf Patmos einen Traum. Ein Engel ergriff den Drachen, die Schlange des Altertums, der der Teufel ist, fesselte ihn für tausend Jahre, warf ihn in einen Abgrund, schloß die Kluft und versiegelte sie, damit er in dem Zeitraum von tausend Jahren die Menschen nicht verführe. Jetzt befreit sich Satan aus seinem Gefängnis. Die tausend Jahre sind vorüber. Die falschen Götter, die Vorläufer und Diener des Antichrist, brechen das Siegel des Engels und steigen aus der Erde hervor, um das Volk zu verführen. — Aus Brabanter Wolle, glattes Gespinnst, siebzehn Ellen, vier Spannen, neun Oncien.“

„Wie versteht Ihr das, Antonio?“ fragte Giovanni neugierig, aber mit einem gewissen Ausdruck von Furcht in Ton und Blick. „Alle diese Anzeichen beweisen ...?“

„Ja, ja wohl. Es ist nicht anders. Behalte Mut. Die Zeit ist nahe herbeigekommen. Jetzt graben sie nicht bloß die alten Götter aus, sondern schaffen sich auch neue, die den alten gleichen. Die heutigen Bildhauer und Maler dienen dem Moloch, das ist dem Teufel. Aus den Kirchen Gottes machen sie Tempel des Satans. Auf den Heiligenbildern stellen sie unreine Götter als Märtyrer und Heilige dar, die sie anbeten; an Stelle Johannes des Täufers Bacchus, an Stelle der Mutter Gottes die Hure Venus. Die Bilder müßte man verbrennen und die Asche dem Winde preisgeben.“

Die dunklen Fischeaugen des gottesfürchtigen Kommiss glänzten in unheimlichem Feuer.

Giovanni schwieg; seiner Sinne nicht mächtig, wagte er nicht zu antworten, er zog seine dünnen, kindlichen Brauen zusammen.

„Antonio,“ flüsterte er endlich, „ich habe gehört, Euer Vetter, Messer Leonardo da Vinci, nimmt zuweilen Schüler in sein Atelier auf. Ich wünschte längst ...“

„Wenn du,“ unterbrach ihn Antonio erzürnt, „wenn du dein Seelenheil verlieren willst — so gehe zu Messer Leonardo.“

„Wie? Wieso?“

„Obgleich er mein Vetter und zwanzig Jahre älter ist als ich, so sage ich doch: es steht in der Heiligen Schrift: ‚Wende dich vom Häretiker nach der ersten Belehrung ab!‘ Messer Leonardo ist ein Häretiker und ein Gottloser. Sein Geist ist vom Satanas Hochmut umnachtet. Vermittels der Mathematik und der schwarzen Magie trachtet er darnach, die Geheimnisse der Natur zu ergründen.“

Seine Augen zum Himmel erhebend, wiederholte Antonio die Worte aus Savonarolas letzter Predigt:

„Weltweisheit — ist Torheit vor dem Herrn. Wir kennen diese Gelehrten, sie wandern alle der Hölle zu.“

„Wißt Ihr schon, Antonio?“ begann Giovanni, immer mehr verschüchtert, von neuem, „Messer Leonardo ist jetzt hier in Florenz. Er ist eben erst aus Mailand angekommen.“

„Weshalb?“

„Der Herzog hat ihn gesandt, um sich zu erkundigen, ob nicht einige Gemälde aus dem Nachlasse Lorenzos des Prächtigen zu kaufen wären.“

„Wenn er hier ist, so ist er hier. Mir kann's einerlei sein,“ unterbrach ihn Antonio, wendete sich ab und maß noch eifriger ein Stück grünes Tuch mit der Canna ab.

Die Kirchenglocken läuteten zum Feierabend. Doffo redete sich freudig in die Höhe und schlug das Buch zu. Die Arbeit war beendet. Die Läden wurden geschlossen.

Giovanni trat auf die Straße. Zwischen den Dächern schien der graue Himmel, der durch die Abendröthe nur wenig gefärbt war, hindurch. Bei herrschender Windstille fiel ein feiner Regen nieder.

Plötzlich erscholl aus einem offenen Fenster in einer Nebenstraße das Lied:

O vaghe montanine e pastorelle.

O liebliche Mädchen der Berge, o Hirtinnen.

Es war eine jugendliche und hellklingende Stimme. Aus dem gleichförmigen Geräusche des Fußtritts erriet Giovanni sofort, daß die Sängerin eine Weberin sei, die an der Lade saß. Er lauschte, besann sich, daß es Frühling sei, und fühlte, wie sein Herz aus Mitleid schlug.

„Nanna! Nanna! Wo steckst du, Teufelsmädchen? Bist du taub geworden? Komm zum Abendbrot. Die Nudelsuppe wird kalt!“

Die hölzernen Schuhe klapperten auf den Steinfliesen, dann wurde alles still.

Giovanni stand noch lange da und starrte auf das offene Fenster; in seinen Ohren klang noch der Frühlingsang, der den Tönen einer entfernten Schalmey glich:

O liebliche Mädchen der Berge, o Hirtinnen.

Dann seufzte er leise auf, ging in das Haus des Konsuls Buonaccorsi, stieg die steile Treppe mit dem verfaulten, wurmzerfressenen, schwankenden Geländer hinauf und trat in ein großes Gemach ein, das als Bibliothek diente. In demselben saß, über den Schreibtisch gebeugt, der Hofgeschichtschreiber des Mailänder Herzogs, Giorgio Merula.

Merula war im Auftrage Lodovico Sforzas nach Florenz gekommen, um seltene Werke aus dem Bücherschape Lorenzo de' Medicis anzukaufen, und war seiner Gewohnheit nach bei seinem Freunde, dem Altertumsjammler Cipriano Buonaccorsi, abgestiegen. Zufällig hatte der gelehrte Historiker unterwegs in einer Herberge Giovanni Voltraffio kennen gelernt und unter dem Vorwande, daß er einen guten Abschreiber brauche und Giovanni eine hübsche und geläufige Handschrift besäße, mit sich ins Haus Ciprianos genommen. Als Giovanni das Zimmer betrat, untersuchte Merula mit größter Sorgfalt ein ganz zerfetztes Buch, das einem Ritualbuche oder einem Psalter glich. Mit einem feuchten Schwamme fuhr er vorsichtig über das dünne Pergament, das zum allerfeinsten gehörte und aus einem togeborenen irischen Lamm verfertigt war, rieb einige Zeilen mit Bimsstein ab, glättete sie mit der Schneide eines Messers und einem Poliereisen und betrachtete sie dann wieder, das Blatt gegen das Licht haltend.

„Meine Lieben!“ brummte er in den Bart, sich vor Rührung fast verschluckend, „steigt nur hervor, ihr Armen, ans Gotteslicht. Wie länglich und hübsch ihr seid!“

Er schnippte mit den Fingern und hob seinen kahlen Kopf von der Arbeit empor. Sein Gesicht war aufgedunsen, von weichen, beweglichen Runzeln durchfurcht; seine Nase war schwarzblau, seine kleinen Augen drückten Lebenslust und Heiterkeit aus. Neben ihm auf dem Fensterbrette standen ein irdener Krug und ein Glas. Der Gelehrte schenkte Wein ein, trank, stöhnte und wollte sich wieder in seine Arbeit vertiefen, als er Giovanni erblickte.

„Guten Abend, mein kleiner Mönch!“ bewillkommnete er den Jüngling, dem er seiner Bescheidenheit wegen diesen Scherznamen gegeben hatte. „Ich habe mich um dich gesorgt. Ich dachte mir, wo wird er hingeraten sein? Ob er sich nicht etwa schon in irgend eine Schöne verliebt hat? Die Mädchen in Florenz sind berühmt, und es ist keine Sünde, sich zu verlieben. — Soll ich dir zeigen, was ich gearbeitet habe? Solch einen Scherz hast du vielleicht in deinem Leben noch nicht gesehen. Ich habe das Buch beim Juden, dem Antiquar, unter altem Plunder herausgefunden und für einen Grosso erstanden. Nun, mag kommen was will, dir allein werde ich es zeigen.“

Geheimnißvoll winkte er ihn mit dem Finger heran.

„Hierher, hierher, etwas näher ans Licht.“

Er zeigte ihm eine Seite, die mit den engen, spitzwinkligen Buchstaben der Kirchenschrift bedeckt war. Es waren Lobgesänge zu Ehren Christi, der Heiligen Jungfrau und aller Heiligen, Gebete und Psalmen mit großen, schwerfälligen Singnoten.

Dann nahm er das Buch, schlug eine andere Stelle auf, hob es ans

Licht in gleiche Höhe mit seinen Augen, und Giovanni gewährte an den Stellen, wo Merula die Kirchenschriftbuchstaben abgeschabt hatte, kleine, kaum sichtbare Zeilen, farblose Abdrücke, Vertiefungen im Pergament — blasse, zarte Scheinbilder längst entschwundener Schriftzeichen.

„Wie? Siehst du es, siehst du es?“ rief Merula triumphierend. „Hier sind sie, die lieben Zeichen. Sagte ich es dir nicht, Mönchlein, ein heiterer Scherz!“

„Woher kommt das? Was ist das?“ fragte Giovanni.

„Das weiß ich selbst noch nicht. Es scheint ein Fragment einer alten Anthologie zu sein. Vielleicht sind es auch neue, noch unbekannte Erzeugnisse der griechischen Muse. Wenn ich nicht wäre, sie würden nie das Gotteslicht erblicken. Sie würden bis ans Weltende unter den Lobgefängen und Bußpsalmen verborgen geblieben sein.“

Merula erklärte ihm, daß irgend ein Mönchschreiber, von dem Wunsche geleitet, das kostbare Pergament zu benutzen, die alten heidnischen Zeilen wegradiert und neue darauf geschrieben habe.

Die Sonne, die, ohne den Wolkenschleier zu durchbrechen, ihn nur durchleuchtete, erfüllte das Zimmer mit rosigem Scheine, in dessen Abglanze die vertieftesten Druckstellen, Schattenbilder der alten Buchstaben, noch deutlicher hervortraten.

„Sieh mal, siehst du, die Toten entsteigen ihren Gräbern!“ wiederholte Merula triumphierend. „Es scheint eine Hymne für die Olympier zu sein. Sieh mal, man kann die ersten Zeilen lesen.“

Er übersetzte aus dem Griechischen:

Ruhm dem lieblichen, reich mit Wein bekränzten Bacchus!
Ruhm Dir, weitschleudernder Phöbos, silberbogiger, schrecklicher,
Schöngelockter Gott, Du Mörder der Kinder Niobes . . .

„Hier ist auch eine Hymne an Venus, die du, Mönchlein, so fürchtest. Nur ist sie schwer zu entziffern:

Ruhm Dir, goldfüßige Aphrodite,
Freude der Götter und Menschen . . .

Die Strophe brach ab, die Schrift verschwand unter den Kirchenschriftbuchstaben; Giovanni, der das Buch in die Hand genommen hatte, ließ es sinken, die Abdrücke der Buchstaben verblichen, die Vertiefungen verschwand, sie versanken in die glatte gelbe Farbe des Pergaments. Nur die fetten, schwarzen Buchstaben des klösterlichen Rituals und die mächtigen, eßigen Noten des Bußpsalms: „Herr Gott, laß mein Gebet vor Dich kommen, neige Deine Ohren meinem Flehn, denn meine Seele ist voll Jammer, und mein Leben ist nahe bei der Hölle“ — blieben deutlich sichtbar. Der rosige Schein im Zimmer verblaßte, es fing an, dunkel zu werden. Merula goß sich ein Glas Wein aus dem

irdenen Krüge ein, trank es aus, füllte das Glas wieder und bot es Giovanni an.

„Nun, Brüderchen, auf mein Wohl — vinum super omnia bonum diligamus! — Guter Wein geht über alles!“

Giovanni lehnte ab.

„Nun, Gott sei mit dir. So trinke ich es auf dein Wohl aus. Was fehlt dir, Mönchlein, du bist heute so verstimmt, als ob man dich ins Wasser geworfen hätte? Oder hat dir dieser scheinheilige Antonio mit seinen Prophezeiungen einen Schrecken eingejagt? Speie auf sie, Giovanni, in der That, speie auf sie. Und worüber jammern diese Frömmeler, die der Teufel holen möge? Gesteh, hast du mit Antonio geredet?“

„Ich habe mit ihm gesprochen.“

„Worüber?“

„Über den Antichrist und Messer Leonardo da Vinci.“

„Nun, da haben wir's. Du phantasierst nur immer und immer von Leonardo. Hat er dich etwa bezaubert? Höre, Brüderchen, schlage dir den Unsinn aus dem Kopf. Bleibe bei mir als Sekretär, ich werde dich schon vorwärts bringen — werde dich Latein lehren, zum Gesezeskundigen, Redner oder Hofpoeten machen. Du wirst reich werden, Ruhm erwerben. Was ist die Malerei? Selbst der Philosoph Seneca nannte sie ein Handwerk, das eines freien Menschen unwürdig sei. Sieh dir die Künstler an — alles ungebildete, grobe Menschen ...“

„Ich hörte,“ entgegnete Giovanni, „Messer Leonardo sei ein großer Gelehrter.“

„Gelehrter? Warum nicht gar. Er kann ja nicht einmal lateinisch lesen. Er verwechselt Cicero mit Quintilian, und vom Griechischen hat er keine Ahnung. Das soll ein Gelehrter sein? Es ist zum Lachen.“

„Man sagt, daß er wunderbare Maschinen erfindet, und daß seine Beobachtungen der Natur ...“

„Maschinen, Beobachtungen? Nun Brüderchen, damit wirst du nicht weit kommen. In meinen ‚Schönheiten der lateinischen Sprache‘ sind mehr als zweitausend neuer schöner Redewendungen zusammengestellt. Weißt du wohl, was mich das für Mühe gekostet hat? Das Anbringen kniffliger Räderchen an Maschinen, die Beobachtungen, wie die Vögel in der Luft fliegen, wie das Gras auf dem Felde wächst — das ist keine Wissenschaft, das ist eine Unterhaltung, ein Zeitvertreib für Kinder!“

Merula schwieg. Sein Gesichtsausdruck wurde ernster. Nachdem er die Hand seines jungen Freundes ergriffen hatte, sagte er ihm mit wichtiger Miene: „Höre, Giovanni, und schreibe es dir hinter's Ohr.“

Unsere Lehrer sind die alten Griechen und Römer. Sie haben alles fertig gebracht, was die Menschen auf der Erde vollbringen können. Uns bleibt nur übrig, ihnen nachzufolgen und ihnen nachzuahmen. Es heißt ja, der Schüler steht nicht höher als der Lehrer.“

Er nahm einen Schluck Wein, sah verschmigt in die Augen Giovannis, und plötzlich verschwammen seine weichen Runzeln zu einem heiteren Lachen.

„Jugend, ach die Jugend! Ich betrachte dich, Mönchlein, und beneide dich. Eine aufgebrochene Frühlingsknospe, weiter nichts bist du! Trinkst keinen Wein, fliehst die Weiber, ein stiller, frommer Mensch. Innerlich aber ein Teufel. Ich durchschaue dich ja ganz und gar. Warte nur, Lieber, der Teufel kommt noch aus dir heraus. Du selbst bist traurig, aber in deiner Gesellschaft ist es lustig. Jetzt, Giovanni, gleichst du diesem Buche; oben die Bußpsalmen, unter ihnen aber die Hymne an Aphrodite.“

„Es ist dunkel geworden, Messer Giorgio. Es ist wohl an der Zeit, Licht anzuzünden.“

„Warte noch. Ich liebe es, mich im Dämmerlicht zu unterhalten und Jugenderinnerungen zu feiern.“

Seine Zunge wurde schwerer, seine Rede zusammenhanglos.

„Ich weiß, lieber Freund, du siehst mich jetzt an und denkst bei dir, der alte Kerl hat sich betrunken, er redet Unsinn. Hier aber habe ich auch etwas sitzen!“

Selbstzufrieden zeigte er mit dem Finger auf seinen kahlen Kopf.

„Ich liebe nicht, zu prahlen; frage aber den ersten besten meiner Scholaren, er wird dir sagen, ob jemand Merula in der lateinischen Rede-kunst übertroffen habe. Wer hat den Martial entdeckt?“ fuhr er in steigender Erregung fort; „wer hat die berühmte Inschrift auf den Ruinen der Porta Tiburtina entziffert? Ost bin ich so hoch geklettert, daß mir der Kopf schwindelte. Wenn ein Stein unter den Füßen bröckelt, so gelingt es einem kaum, einen Strauch zu erfassen, um nicht selbst in die Tiefe zu stürzen. Tagelang quält man sich in der Sonnen-glut, um alte Inschriften zu entziffern und abzuschreiben. Hübsche Bauernmädels gehen vorüber und lachen: ‚Seht nur, wie hoch der Narr geklettert ist; sicherlich sucht er einen Schatz!‘ Man tändelt mit ihnen, sie gehen weiter, und es wird wieder gearbeitet. Da, wo die Steine übereinander liegen, unter Efeu und Dornen, befinden sich nur die zwei Worte: Gloria Romanorum.“

Und als ob er dem Tone der längst verklangenen, bedeutungsvollen Worte lauschte, wiederholte er dumpf und feierlich:

„Gloria Romanorum! Rom's Herrlichkeit! — Wozu sich daran erinnern — die Zeit kommt doch nicht wieder.“ Er winkte mit der Hand

ab, erhob sein Glas und fing mit heiserer Stimme den Tischgesang der Scholaren an:

Auf nüchternen Magen versprech' ich mich
Mit keiner einzigen Zeile.
Zur Schenke bin ich stets gegangen
Und werde hinter dem Fasse sterben. —
Ich liebe den Wein und den Gesang
Und die lateinischen Grazien.
Und wenn ich trinke, singe ich auch
Besser als Horaz.
Im Herzen lärmt ein ungestümer Rausch, —
Dum vinum potamus.
Brüder lobsingen wir dem Bacchus.
Te Deum laudamus.

Der Greis hustete und kam nicht zu Ende. Im Zimmer war es schon ganz dunkel. Giovanni konnte nur mit Mühe das Gesicht des Alten erkennen. Es regnete heftig, man hörte das Aufklatschen der Tropfen, die aus der Dachrinne herabfielen.

„So also, Mönchlein,“ brummte Merula mit lallender Zunge. „Was sagte ich doch? ‚Meine Frau ist eine Schönheit.‘ Nein, das war es nicht. Warte mal. Ja, ja. Du erinnerst dich des Verses: ‚Tu regere imperio populos, Romane, memento. Römer gedenke, daß Du über die Völker herrschen sollst.‘ — Das waren gewaltige Männer. Beherrscher der ganzen Welt!“

Seine Stimme erzitterte; es schien Giovanni, als ob in den Augen Messer Giorgios Tränen glänzten.

„Ja, Riesen von Menschen! Und jetzt — es ist eine Schande, es auszusprechen! Nehmen wir z. B. unseren Mailänder Herzog Lodovico il Moro. Ich stehe ja in seinem Dienste, schreibe seine Geschichte nach dem Muster des Titus Livius, vergleiche den Herzog, diesen furchtamen Hasen, diesen Usurpator, mit Pompejus und Cäsar. Aber in meiner Seele, Giovanni, in meiner Seele ...“

Nach der Gewohnheit eines alten Höflings sah er behutsam nach der Tür, ob auch niemand lausche, bog sich dann zu seinem jungen Freunde herab und flüsterte ihm ins Ohr:

„In der Seele des alten Merula ist die Liebe zur Freiheit nicht erloschen und wird auch nie erlöschen. Nur sprich zu niemandem darüber. Es sind jetzt schlechte Zeiten, schlimmere gab es nicht. Und was sind das für Menschen — es wird einem übel, sie anzusehen. Dabei tragen sie die Nase hoch und vergleichen sich mit den Alten! Man fragt sich wohl, welchen Grund sie dazu haben, worüber sie sich freuen? Da schreibt mir ein Freund aus Griechenland, kürzlich hätten die Wäscherinnen eines Klosters auf Chios, als sie abends am Meerestade Wäsche spülten, einen wirklichen, echten Gott entdeckt, einen Triton, mit einem

Fischschwänze, Flossen und Schuppen. Die Märrinnen erschrakten. Sie bildeten sich ein, es wäre der Teufel, und liefen davon. Später wurden sie gewahr, daß er schwach, wahrscheinlich krank sei; er lag ausgestreckt auf dem Sande und wärmte seinen grünlichen, beschuppten Rücken an der Sonne. Das Haupt war grau, die Augen trübe wie bei Säuglingen. Da faßten sie Mut, die Glenden, umringten ihn, christliche Gebete herplappernd, und begannen, ihn zur Ehre des dreieinigen Gottes mit Stöcken zu hauen. Sie haben ihn wie einen Hund erschlagen, ihn, den alten Gott, den letzten der mächtigen Götter des Ozeans, vielleicht den Sohn von Poseidon selbst.“

Der Greis schwieg, traurig ließ er den Kopf hängen, über seine Wangen rollten zwei dicke Tränen des Mitleids über das Meerwunder, das von christlichen Wäscherinnen erschlagen worden war.

Der Diener brachte Licht und schloß die Fensterläden. Die heidnischen Schattenbilder verschwanden. Man rief zum Abendbrot. Merula war aber so voll des Weines, daß man ihn zu Bett bringen mußte.

Giovanni konnte an diesem Abend nicht einschlafen; er lauschte dem ununterbrochenen Schnarchen Giorgios, er dachte an den, der in der letzten Zeit alle seine Gedanken erfüllt hatte — an Leonardo da Vinci.

* * *

Giovanni war im Auftrage seines Onkels, des Glasmalers Oswald Ingrim in Mailand, nach Florenz gekommen, um Farben einzukaufen, besonders die leuchtenden und durchscheinenden, wie sie nirgends, außer in Florenz, zu haben waren.

Der Glasmalermeister Oswald Ingrim — magister a vitriatis — war aus Graz gebürtig und Schüler des berühmten Straßburger Meisters Johann Kirchheim. Er arbeitete an den Fenstern der nach Norden gelegenen Sakristei des Mailänder Domes. Giovanni, eine Waise, ein uneheliches Kind des Steinmetzen Reinhold Ingrim, des Bruders Oswalds, trug den Namen Voltraffio von seiner Mutter, die aus der Lombardei stammte und nach den Worten seines Onkels ein ausschweifendes Weib gewesen war, das seinen Vater zugrunde gerichtet hatte. Er war als einziges, verschüchtertes Kind im Hause seines mürrischen Onkels groß geworden. Die endlosen Erzählungen Oswald Ingrims über unreine Mächte, Kobolde, Hexen, Zauberer und Wervölfe hatten seine Seele verdüstert. Die von den Leuten aus dem Norden in Italien verbreitete Sage von dem als Weib gestalteten Teufel — der sogenannten Mutter mit den weißen Augenbrauen oder der weißen Teufelin — flößte ihm den meisten Schrecken ein.

Schon in der frühesten Kindheit, wenn Giovanni nachts im Bett weinte, drohte ihm der Onkel Ingrim mit der weißen Teufelin, worauf

der Knabe sofort verstummte und sich unter die Decke verkroch. Trotz aller Furcht war er aber doch neugierig und hegte den Wunsch, die Frau mit den weißen Augenbrauen einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Onkel Ingrim gab seinen Neffen in die Lehre des Malers Fra Benedetto. Dieser war ein einfacher, guter Mönch. Er lehrte Giovanni vor allem, ehe er zu malen beginne, um den Beistand des allmächtigen Gottes, dann der Jungfrau Maria, der vielgeliebten Fürsprecherin der Sünder, des heiligen Lukas, des ersten christlichen Malers, und aller Heiligen des Paradieses zu bitten und sich mit dem Gewande der Liebe, der Furcht, des Gehorsams und der Geduld zu schmücken. Sobald das geschehen wäre, solle er die Temperafarben mit Eigelb und dem milchigen Saft des Feigenbaumes bereiten, das mit Wasser und Wein verdünnt war, und die Brettchen aus altem Feigen- oder Buchsbaumholz zurichten, indem er sie mit einem Pulver aus gebrannten Knochen abreibe. Zu letzterem nahm der Mönch vorzugsweise die Rippen- und Flügelknochen der Hühner und Kapaunen oder die Rippen- und Schulterknochen der Hammel.

So gab es ausführliche, unerschöpfliche Anleitungen. Giovanni wußte von vornherein, mit welcher verachtungsvoller Miene Fra Benedetto seine Stirn runzeln würde, wenn gelegentlich die Rede auf die „Drachensblut“ genannte Farbe käme; er hörte schon seine Worte: „Enthalte dich ihrer und gräme dich nicht; sie kann dir keine Ehre bringen.“ Er ahnte, daß der Meister Fra Benedetto's und auch wiederum dessen Meister wohl dieselben Worte gebraucht hatten. Ebenso unvermeidlich war das stolze Näckeln Fra Benedetto's, wenn er gewisse Geheimnisse, die dem Mönche als die höchsten Errungenschaften menschlicher Kunst und Wissenschaft erschienen, dem Schüler offenbarte. So lautete eine seiner Lehren, man müsse zur Mischung der Farben für jugendliche Gesichter die Eier der Stadthühner verwenden, deren Dotter heller als die der Landeier wären; letztere wären wegen ihres rötlichen Anhauches zur Darstellung eines alten, bräunlichen Körpers geeigneter.

Trotz aller dieser Feinessen blieb Fra Benedetto als Maler harmlos wie ein Kind. Zur Arbeit bereitete er sich durch Fasten und Nachtwachen vor. Wenn er sie begann, warf er sich nieder und betete, vom Herrn Kraft und Verständnis zu ersehen. Jedesmal, wenn er eine Kreuzigung malte, vergoß er bittere Tränen.

Giovanni liebte seinen Lehrer und hielt ihn eine Zeitlang für den allergrößten Meister. In letzter Zeit aber stiegen Zweifel im Schüler auf, und zwar als ihm der Lehrer seine einzige anatomische Regel erklärte — nämlich: daß die Länge des männlichen Körpers acht und zwei Drittel Gesichtslängen betrage —, und dabei mit derselben verächtlichen

Miene, mit der er vom „Drachenblute“ sprach, hinzufügte: „Was den weiblichen Körper betrifft, so ist es besser, wir lassen ihn beiseite, da er keine sicheren Maße und Verhältnisse aufweist.“ Hiervon war Fra Benedetto so fest überzeugt wie von der Anschauung, daß bei Fischen und überhaupt bei allen unvernünftigen Tieren der Rücken dunkel und der Bauch hell sei, oder daß der Mann eine Rippe weniger habe als das Weib, weil Gott Adam eine Rippe genommen habe, um Eva daraus zu bilden.

Eines Tages mußte er die vier Elemente allegorisch durch je ein Tier darstellen. Er wählte den Maulwurf zur Darstellung der Erde, den Fisch für das Wasser, den Salamander für das Feuer, das Chamäleon für die Luft. In der Annahme, daß das Wort Chamäleon nur eine Steigerung des Wortes *cammello* wäre, was im Italienischen das Kamel bezeichnet, stellte der Mönch in seiner Einfalt die Luft als ein Kamel dar, das, um besser atmen zu können, das Maul weit aufreißt. Als ihn die jungen Künstler seines Irrtums wegen auszulachen begannen, ertrug er den Spott mit christlicher Demut, indem er an der Überzeugung festhielt, daß zwischen Kamel und Chamäleon kein Unterschied sei.

Ähnlich waren auch die sonstigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse des braven Mönches.

In der Seele Giovannis hatten sich so bereits seit längerer Zeit Zweifel eingenistet. Ein neuer, aufrührerischer Geist, nach der Bezeichnung des Mönches der Teufel weltlicher Wissenschaft, hatte sich seiner bemächtigt. Als der Schüler Fra Benedetto's kurz vor seiner Abreise nach Florenz zufällig einige Zeichnungen Leonardo da Vincis zu sehen bekam, bemächtigten sich diese Zweifel seiner Seele so sehr, daß er ihnen nicht mehr zu widerstehen vermochte.

In dieser Nacht, da er zur Seite des friedlich schnarchenden Messer Giorgio lag, vertiefte er sich zum tausendsten Male in diese Gedanken, und je mehr er ihnen nachhing, um so mehr verwirrten sie ihn. Da entschloß er sich, die himmlische Hilfe anzurufen, und seinen hoffnungsvollen Blick auf die undurchdringliche Dunkelheit der Nacht richtend, fing er zu beten an:

„Herr, hilf mir und verlaß mich nicht! Wenn Messer Leonardo wirklich ein gottloser Mensch und seine Wissenschaft nur Sünde und Trug ist, so gib, daß ich nicht mehr an ihn denke und seine Zeichnungen vergesse. Erlöse mich von der Versuchung, denn ich will vor Dir nicht sündigen. Sollte es sich aber vereinen lassen, daß ich Dir diene und Deinen Namen mit der edlen Kunst der Malerei verherrliche und doch auch alles wisse, was Fra Benedetto nicht weiß, und was ich zu wissen so sehnlichst wünsche: Anatomie, Perspektive, die wunderbaren Gesetze von Licht und Schatten, — dann, Herr, verleihe mir einen starken

Willen, erleuchte meine Seele, damit ich nicht mehr zweifle; führe es da hinaus, daß mich Messer Leonardo in seine Werkstätte aufnimmt und Fra Benedetto — er ist ja so gütig — mir vergibt und einzieht, daß ich vor Dir keine Schuld habe.“

Nachdem er also gebetet hatte, fühlte sich Giovanni erleichtert, und seine Erregung ließ nach. — Seine Gedanken wurden verworren. Er versank in Erinnerungen. Er sah, wie sich die weißglühende Spitze eines Werkzeugs in Glas eingrub und es mit einem zischenden Geräusch zerschnitt; er sah, wie sich die dünnen Bleistreifen, die zum Einfassen der einzelnen gemalten Glascheiben dienten, aus dem Hobel herauswanden. Jrgend eine, der seines Dunkels ähnliche Stimme rief: „Scharten, je mehr Scharten an den Rändern, um so fester sitzt das Glas“ — und alles verschwand. Er legte sich auf die andere Seite und schlief ein.

Dann hatte er einen Traum, an den er später oft zurückdachte. Es schien ihm, als stände er in der Dämmerung in einem großen Dome vor einem Fenster mit buntfarbigen Gläsern. Diese stellten die Weinlese der geheimnisvollen Rebe dar, von der es im Evangelium heißt: „Ich bin ein rechter Weinstock, und mein Vater ein Weingärtner.“ Der nackte Leib des Gekreuzigten lag in der Weinkelter, Blut floß aus den Wunden. Päpste, Kardinäle, Kaiser fingen es auf, füllten Fässer und rollten sie hinweg. Die Apostel brachten Trauben herbei; der heilige Petrus stampfte sie; im Hintergrunde schnitten die Patriarchen die Trauben ab und sammelten sie ein. Ein Wagen mit einem Fasse Wein, vor den ein Löwe, ein Stier und ein Adler gespannt waren, fuhr vorüber, der Engel des heiligen Matthäus lenkte ihn. Glascheiben mit ähnlichen Bildern war Giovanni in der Werkstätte seines Dunkels oft begegnet. Doch nirgends hatte er solche Farben gesehen, so dunkel und zu gleicher Zeit wie Edelsteine leuchtend. Am meisten bewunderte er die rote Farbe des Blutes Christi. Aus der Tiefe des Domes erklangen die zarten Töne seines Lieblingsliedes:

O fior di castitate,
 Odorifero giglio
 Con gran soavitate
 Sei di color vermiglio.

O Blume der Keuschheit,
 Wohlriechende Lilie,
 Bild aller Lieblichkeit,
 Blutrot strahlest Du.

Der Gesang verstummte, das Fenster verfinsterte sich — die Stimme des Kommiss Antonio da Vinci flüsterte ihm ins Ohr: „Fliehe, Giovanni, fliehe! Sie ist hier!“ Er wollte fragen: „Wer?“, fühlte aber schon, daß die Frau mit den weißen Brauen hinter ihm stand. Ein kalter Schauer

überließ ihn, plötzlich legte sich eine schwere Hand um seinen Hals und begann, ihn zu würgen. Es schien ihm, als müsse er sterben. Er schrie auf, erwachte und sah Messer Giorgio vor sich stehen, der sich über ihn beugte und ihm die Decke wegzog.

„Steh auf, steh auf, sonst reiten sie ohne uns weg. Es ist die höchste Zeit.“

„Wohin? Was gibt's?“ brummte Giovanni, noch halb im Schläfe.

„Hast du es vergessen? Nach der Villa in San Gervasio zur Ausgrabung am Mühlenhügel.“

„Ich reite nicht mit ...“

„Wie, du reitest nicht mit? Soll ich dich etwa vergebens geweckt haben? Abschließlich habe ich das schwarze Maultier satteln lassen, weil es bequemer ist, zu zweien zu reiten. Nun stehe nur auf, erweise mir die Gnade, nicht eigensinnig zu sein. Wovor fürchtest du dich denn, Mönchlein?“

„Ich fürchte mich nicht, ich habe einfach keine Lust.“

„Höre mal, Giovanni, dein geliebter Meister Leonardo da Vinci wird auch dabei sein.“

Giovanni sprang eilig auf, ohne noch etwas zu erwidern, und zog sich an.

Sie traten auf den Hof hinaus. Alles war bereits zum Aufbruch gerüstet. Der flinke Grillo gab Ratschläge, lief herum und mühte sich ohne Not ab.

Einige Bekannte des Messer Cipriano, unter ihnen Leonardo da Vinci, beabsichtigten später, auf einem anderen Wege, direkt nach San Gervasio zu reiten.

* * *

Der Regen hatte aufgehört und der Nordwind die Wolken zerstreut. Am mondlosen Himmel flimmerten die Sterne wie vom Winde bewegte Lampenflämmchen.

Die Pechfackeln qualmten und knisterten. Funken flogen umher.

Durch die Strada Ricasoli an San Marco vorüber gelangte man an den mit Zinnen gekrönten Turm des San Gallo-Tores. Die Wächter zankten und schimpften; schlaftrunken, verstanden sie nicht, um was es sich handle, und nur nach einem guten Trinkgelde ließen sie sich herbei, den Zug durchzulassen.

Ein schmaler Weg führte durch das tiefe Tal des Flusses Mugnone. Nachdem einige kleine Ansiedlungen mit engen Straßen und hohen, festungsartigen Häusern durchquert waren, gelangten die Reisenden an einen Olivenhain, stiegen an einem Kreuzwege von den Pferden und gingen durch die Weingärten des Messer Cipriano nach dem Mühlenhügel. Hier wurden sie bereits von Arbeitern mit Schaufeln und Spaten erwartet.

Jenseit des Hügels, über dem Moore, das man das „Nasse Loch“ nannte, wurden in der Dämmerung zwischen den Bäumen hindurch die Gebäude der Villa Buonaccorsi sichtbar. Unterhalb derselben lag eine Wassermühle am Ufer des Mugnone. Stattliche Zypressen krönten den Hügel.

Grillo wies die Stelle, an der, seiner Meinung nach, die Ausgrabung vorzunehmen sei. Merula bezeichnete eine andere Stelle, am Fuße des Hügels, wo die Marmorhand gefunden worden sei. Der älteste Arbeiter aber, der Gärtner Strocchio, behauptete, man müsse die Arbeit unten am „Nassen Loch“ beginnen, da das Böse immer in der Nähe der Moräste hause.

Messer Cipriano befahl, die von Grillo bezeichnete Stelle in Angriff zu nehmen. Die Spaten arbeiteten, und der Geruch der frischen Erde stieg empor. Eine Fledermaus streifte mit ihrem Flügel das Gesicht Giovanni's. Er zuckte zusammen.

„Fürchte dich nicht, Mönchlein, fürchte dich nicht!“ Ermutigend klopfte ihn Merula auf die Schulter. „Wir finden keinerlei Teufel. Wenn wenigstens dieser Esel, der Grillo ... Gottlob, wir waren schon bei ganz anderen Ausgrabungen zugegen. Beispielsweise fanden lombardische Erdarbeiter in Rom in der vierhundertundfünfzigsten Olympiade“ — Merula setzte sich über die christliche Zeitrechnung hinweg und gebrauchte stets die altgriechische — „zur Zeit des Papstes Innocenz VIII. an der Via Appia, in der Nähe des Grabmals der Cäcilia Metella, in einem altrömischen Sarkophag mit der Inschrift ‚Julia, Tochter des Claudius‘ den mit Wachs überzogenen Körper eines fünfzehnjährigen Mädchens, das zu schlafen schien. Die rosige Gesichtsfarbe war nicht von Julias Gesicht gewichen. Es schien, als ob sie atme. Eine ungeheure Volksmenge wich nicht von ihrem Grabe. Aus weiter Ferne kamen die Leute herbei, um sich das Mädchen anzusehen, denn Julia war so schön, daß, wenn man ihre Schönheit beschreiben wollte, niemand daran glauben würde, der sie nicht selbst gesehen hätte. Der Papst erschrak, als er hörte, daß das Volk eine tote Ketzerin verehere, und ließ sie nachts heimlich an dem Pincio-Tore begraben. Jawohl, derartige Ausgrabungen kommen vor.“

Mit Geringschätzung sah Merula auf die Grube, die sich rasch vergrößerte. Auf einmal erklang der Spaten eines Arbeiters. Alle bückten sich neugierig nieder.

„Es sind Knochen!“ sagte der Gärtner. „Der Kirchhof erstreckte sich in früheren Zeiten bis hierher.“

Aus San Gervasio erscholl das verzagte, anhaltende Bellen eines Hundes.

„Sie haben ein Grab geschändet,“ dachte Giovanni bei sich, „sie

sind dem Teufel verfallen. Es ist besser, sich von der Sünde zu entfernen ..."

"Ein Felsgerippe," rief jetzt Strocchio schadenstroh und warf einen halbverfaulten länglichen Schädel aus der Grube heraus.

"In der Tat, Grillo, du scheinst dich geirrt zu haben," bemerkte Messer Cipriano, „sollten wir es nicht an einer anderen Stelle versuchen?"

"Freilich! Wie kann man auf einen Loren hören!" sagte Merula. Er nahm zwei Arbeiter mit sich und begab sich an den Fuß des Hügels, um da graben zu lassen. Strocchio führte zum Ärger des eigensinnigen Grillo einige Leute mit sich, um die Nachsuchungen am „Massen Loche“ zu beginnen.

Nach einiger Zeit rief Messer Giorgio triumphierend:

„Seht, seht! Ich wußte wohl, wo zu graben sei!"

Alles eilte auf ihn zu. Doch der Fund erwies sich als wertlos; das vermeintliche Stück Marmor war ein gewöhnlicher Stein. Nichtsdestoweniger kehrte niemand zu Grillo zurück. Dieser setzte, trotz der ihm entgegengebrachten Mißachtung, beim Scheine einer zerbrochenen Laterne das Graben an der tiefsten Stelle der Grube hartnäckig fort.

Der Wind legte sich. Die Luft wurde warm. Der Nebel stieg über dem „Massen Loche“ empor. Es roch nach stehendem Wasser, gelben Frühling Blumen und Veilchen. Der Himmel klärte sich auf. Die Hähne krächten zum zweitenmale. Die Nacht ging zu Ende.

Plötzlich erscholl aus der Tiefe der Grube, in der sich Grillo befand, ein verzweifelter Schrei.

„Oh, oh, haltet mich, ich versinke, ich bin durchgebrochen!"

Zuerst konnte man in der Dunkelheit nichts erkennen, die Laterne Grillos war erloschen. Man hörte nur, wie er sich herumwand, schwer atmete, ächzte und stöhnte.

Man brachte andere Laternen und gewahrte eine halb mit Erde verschüttete, aus Ziegeln bestehende Wölbung, anscheinend die Decke eines wohlgebauten unterirdischen Kellers, die Grillos Last nicht hatte tragen können und eingefallen war.

Zwei junge, kräftige Arbeiter kletterten vorsichtig in die Grube.

„Wo steckst du denn, Grillo? Reich mir die Hand! Oder hat es dich armen Kerl ganz zu Boden geschlagen?"

Grillo war ruhig geworden; seine schmerzende Hand nicht beachtend — er glaubte sie gebrochen zu haben, sie war aber nur verstaucht — kroch er herum, tastete sich vorwärts und wirtschaftete in dem Keller auf sonderbare Weise. Endlich schrie er ganz freudig auf:

„Ein Götzenbild! Ein Götzenbild! Messer Cipriano, das schönste Götzenbild!"

„Nun, nun, was schreist du so?“ brummte Strocchio ungläubig, „Du hast wohl wieder einen Felsenschädel gefunden?“

„Nein, nein! Nur die Hand fehlt ... Die Beine, der Rumpf, die Brust — alles ist ganz!“ rief Grillo, vor Freude außer sich.

Nachdem sie sich Stricke unter die Achseln und um den Leib gebunden hatten, damit der Bogen unter ihrer Last nicht zusammenstürze, ließen sich die Arbeiter in die Grube herab und begannen vorsichtig, die morschen, mit Schimmel bedeckten Ziegelsteine hinwegzuräumen.

Giovanni lag auf der Erde und sah zwischen die gebeugten Körper der Arbeiter hindurch in den Keller hinab, aus dem ein stickiger, feuchter Dunst und eisige Grabesälte emporstiegen. Als das Kellergewölbe fast abgedeckt war, sagte Messer Cipriano: „Tretet beiseite. Laßt mich sehen.“ Jetzt erblickte Giovanni auf der Sohle der Grube, zwischen Mauern aus Ziegelsteinen, einen weißen, nackten Körper; er lag da wie eine Leiche im Grabe, erschien im schwankenden Scheine der Fackeln aber nicht tot, sondern rosig, lebendig und warm.

„Venus!“ flüsterte Giorgio andächtig. „Die Venus des Praxiteles! Nun, ich beglückwünsche Euch, Messer Cipriano. Wenn man Euch das Herzogtum Mailand und als Zugabe Genua geschenkt hätte, könntet Ihr Euch nicht glücklicher schätzen.“

Mit großer Anstrengung kletterte Grillo aus der Grube. Obgleich ihm aus einer Stirnwunde das Blut über sein beschmutztes Gesicht rann und er seine verstauchte Hand nicht bewegen konnte, strahlten seine Augen doch in hellem Glanze. Merula eilte zu ihm.

„Grillo, mein lieber Freund, mein Wohltäter! Und ich habe dich beschimpft, dich, den klügsten aller Menschen, einen Lören genannt.“

Er umarmte und küßte ihn zärtlich.

„In einem ebensolchen Keller,“ fuhr Merula fort, „sah der Florentiner Baumeister Filippo Brunelleschi unter einem alten Hause die Marmorstatue des Gottes Merkur; wahrscheinlich haben in der Zeit, wo die Christen über die Heiden gesiegt und deren Götzenbilder vernichtet haben, die letzten Anhänger jener Götter diese Statuen, in Anbetracht ihrer Vollkommenheit und von dem Wunsche geleitet, sie zu erhalten, in diesen unterirdischen Räumen verborgen.“

Grillo hörte aufmerksam zu und lächelte selig, er bemerkte es nicht, wie die Hirtenflöte im Felde ertönte, wie die Schafe beim Austreiben blöckten, wie der Himmel sich immer mehr klärte und in der Ferne, über Florenz, die Glocken ihren Morgengruß untereinander austauschten.

„Vorsichtig, vorsichtig! Mehr nach rechts, so ... Etwas weiter von der Wand ab,“ so hörte man Cipriano die Arbeiter anweisen. „Fünf silberne Grossi jedem von euch, wenn sie unverfehrt heraufgelangt.“

Die Göttin stieg langsam empor.

Mit demselben heiteren Lächeln, mit dem sie einst dem Meeres-
schaume entstiegen war, kam sie jetzt aus dem Dunkel der Erde, aus
ihrer tausendjährigen Gruft hervor.

Ruhm Dir, goldfüßige Aphrodite,
Freude der Götter und Menschen!

bewillkommnete sie Merula.

Alle Sterne waren erloschen, außer dem Venusgestirn, das wie
ein Edelstein im Morgenrot erstrahlte; ihm entgegen erhob sich über den
Rand des Grabes das Haupt der Göttin. Giovanni sah in ihr vom
Morgenrot beleuchtetes Antlitz, und vor Schreck erbleichend flüsterte er:
„Die weiße Teufelin!“

Er sprang auf und wollte fliehen. Aber die Neugierde hielt ihn
zurück. Wenn ihm gesagt worden wäre, daß er eine Todsünde begehe,
für die er zur ewigen Verdammnis verurteilt werden würde, so hätte
er doch nicht seine Blicke von dem nackten, keuschen Leibe, von dem
schönen Antlitz abwenden können.

Niemals hatte in jenen Tagen, da Aphrodite die Welt beherrschte,
jemand die Göttin mit so andächtigen Blicken angeschaut, als jetzt
Giovanni.

* * *

In der kleinen Dorfkirche von San Gervasio läutete man die Glocken.
Unwillkürlich erschraf die am Mühlenhügel beschäftigte Schar. Das
Läuten ertönte durch die Stille des Morgens wie ein zürnender, klagender
Schrei. Zuweilen verstummte der feine, zitternde Klang der Glocken,
wie plötzlich abgerissen, um sich sofort wieder lauter und eindringlicher
vernehmen zu lassen.

„Herr Jesus, sei uns gnädig!“ rief Grillo und faßte sich an den
Kopf. „Das ist ja der Geistliche, Pater Faustinus! Seht ihr die
Menschenmenge auf der Straße? Sie schreien, sie haben uns gesehen,
winken mit den Händen. Sie kommen hierher. Ich bin verloren, ich
Armer!“

Während Grillo so schrie, trafen mehrere Reiter ein. Es waren
die anderen zur Ausgabung Eingeladenen. Sie hatten sich verspätet,
dann verirrt und lange den Weg nicht finden können. Giovanni warf
einen flüchtigen Blick auf sie; trotzdem er noch ganz von dem Anblick
der Göttin erfüllt war, fiel ihm doch das Gesicht des einen auf. Der
Ausdruck einer kühlen, ruhigen, aber durchdringenden Aufmerksamkeit,
mit der der Unbekannte die Venus zu untersuchen begann und die der
Erregung und Verwirrung Giovanni so ganz entgegengesetzt war,
setzte ihn in Erstaunen. Ohne seine Augen von der Statue abzuwenden,

empfand er die ganze Zeit über hinter seinem Rücken die Nähe jenes Mannes mit dem eigenartigen Gesichtsausdruck.

„Was ich sagen wollte,“ sagte Messer Cipriano nach einigem Nachdenken. „Die Villa ist nur einige Schritte entfernt. Die Tore sind fest, sie halten jeden Angriff aus . . .“

„Das ist ein guter Einfall,“ rief Grillo erfreut, „Kameraden, hebt sie rasch empor!“

Er sorgte sich mit fast väterlicher Zärtlichkeit um die Erhaltung des Gözenbildes. Die Statue wurde glücklich über das „Rasse Loch“ getragen. Kaum hatten die Männer die Schwelle der Villa überschritten, als die drohende Gestalt des Pater Faustinus mit hoch erhobenen Armen auf dem Gipfel des Mühlenhügels sichtbar wurde.

Der unterste Stock der Villa war unbewohnt. Ein mächtiger Saal mit weißgetünchten Wänden diente als Niederlage von Ackergeräten und großen irdenen Gefäßen für das Olivenöl. Weizenstroh, das in einer Ecke aufgestapelt war, reichte in goldigem Haufen bis an die Decke.

Auf dieses Stroh — eine bescheidene, ländliche Ruhestätte — lagerte man vorsichtig die Statue.

Kaum waren alle eingetreten und die Tore geschlossen worden, als sich ein großer Lärm vernehmbar machte. Schimpfworte und Schläge an die Pforte wurden laut.

„Öffnet, öffnet die Tore!“ schrie mit gellender Stimme Pater Faustinus. „Ich verfluche euch im Namen des lebendigen Gottes, öffnet!“

Messer Cipriano stieg auf einer steinernen Treppe an ein schmales, vergittertes Fenster, das sich in beträchtlicher Höhe über dem Fußboden befand, sah auf die Menschenmenge, überzeugte sich, daß sie nicht zu zahlreich war, und fing mit dem liebenswürdigen Lächeln, das ihm eigen war, Unterhandlungen mit dem Priester an.

Der Geistliche ließ sich nicht beruhigen, er forderte die Auslieferung des Gözenbildes, das seinen Worten nach aus der Erde des Kirchhofes ausgegraben worden sei.

Messer Cipriano entschloß sich zu einer Kriegslift und erklärte fest und ruhig:

„Nehmt euch in acht! Ein Gilbote ist nach Florenz zum Befehlshaber der Wachen unterwegs, in zwei Stunden ist eine Abteilung Reiterei hier; mit Gewalt dringt niemand ungestraft in mein Haus ein.“

„Schlagt die Tore ein,“ schrie der Geistliche, „fürchtet euch nicht! Gott ist mit uns. Schlagt zu!“

Er riß eine Axt aus den Händen eines halberblindeten, podenarbigigen Greises, dessen Gesicht mit einem Tuche verbunden war, und

hieb mit voller Wucht gegen das Thor, ohne daß sich die Menschenmenge an seinem Tun beteiligte.

„Don Faustino, Don Faustino,“ lispelte der furchtame Alte, ihn leise am Armel zupfend. „Wir sind arme Leute, wir graben das Geld nicht scheffelweise aus der Erde. Man wird uns zur Rechenschaft ziehen und unsere Existenz vernichten.“

Viele dachten, als sie von der Ankunft der gefürchteten städtischen Söldner vernahmen, bereits daran, wie sie sich unauffällig entfernen könnten. Lebhaft berieten sie untereinander.

„Selbstverständlich, hätte man es nicht auf eigenem Grund und Boden, sondern auf dem zur Pfarre gehörigen gefunden, wäre es ein anderes Ding,“ meinte einer, und ein anderer fügte hinzu: „Wo geht aber die Grenze durch? Nach dem Gesetze, Kameraden . . .“

„Was ist Gesetz? Ein Spinnweb, eine Fliege fängt sich darin, eine Bremse zerreißt es. Das Gesetz ist nicht für die Herren geschrieben,“ erwiderten andere.

„Auch das ist wahr. Jeder ist Herrscher auf seinem Grund und Boden.“

Indessen betrachtete Giovanni unverwandt die gerettete Göttin. Strahlen der Morgensonne drangen durchs Seitenfenster. Der marmorne, von der Erde noch nicht ganz gereinigte Körper glänzte in der Sonne, er schien sich nach der langen unterirdischen Finsternis und Kälte zu sonnen und zu erwärmen. Die feinen gelben Halme des Weizenstrohes glänzten und umgaben die Göttin mit einem bescheidenen, aber doch prächtigen goldenen Glorienschein. Giovanni's Aufmerksamkeit lenkte sich wieder auf den Unbekannten. Dieser kniete vor der Venus, nahm Zirkel, Winkelmaß, einen messingenen Halbbogen, ähnlich denen aus mathematischen Bestecken, und fing mit ruhigem Interesse die verschiedenen Teile des herrlichen Körpers zu messen an. Er beugte dabei seinen Kopf so tief herab, daß sein langer, blonder Bart den Marmor streifte.

„Was mag er wohl machen? Wer ist es?“ fragte sich Giovanni mit wachsendem Erstaunen, fast mit Furcht; er verfolgte mit seinen Blicken die schnellen, dreisten Finger, die über alle Glieder der Göttin dahinglitten und in alle Geheimnisse ihrer Schönheit drangen, indem sie tastend die dem Auge unsichtbaren Erhöhungen des Marmors zu erforschen strebten.

An den Thoren der Villa lichtete und verkleinerte sich die Menge der Bauern immer mehr.

„Bleibt, bleibt, ihr Tagediebe, ihr Christusverkäufer! Ihr fürchtet euch vor den städtischen Söldnern, aber die Macht des Antichrist scheuet ihr nicht!“ wehlagte der Geisliche und streckte ihnen die Hände ent-

gegen. „Ipse vero Antichristus opes malorum effodiet et exponet, so sagt der große Lehrer Anselmus von Canterbury. Effodiet, hört ihr wohl? Der Antichrist wird die alten Götter aus der Erde ausgraben und sie aufs neue der Welt offenbaren ...“

Doch niemand hörte mehr auf ihn.

„Unser Vater Faustinus ist doch ein gefährlicher Mensch!“ flüsterte, den Kopf schüttelnd, der verständige Müller. „Sieh mal an, wie er wütet. Wenn sie wenigstens noch einen Schatz gehoben hätten ...“

„Das Bösenbild soll aus Silber sein!“

„Was, Silber? Ich habe es selbst gesehen: aus Marmor, ganz nackt, die Schamlose.“

„Mit solch garstigem Frauenzimmer, verzeih' mir Gott, lohnt es nicht, sich die Hände zu beschmutzen.“

„Wo willst du hin, Baccho?“

„Es ist Zeit, aufs Feld zu gehen.“

„Gott sei mit dir, ich gehe in den Weinberg.“

Der ganze Zorn des Geistlichen wandte sich gegen seine Pfarrkinder: „So seid ihr also, falsche Hunde, sklavische Ausgeburt! Euren Hirten im Stich zu lassen! Wißt ihr denn nicht, Schlangenbrut des Satans, daß, wenn ich nicht Tag und Nacht für euch gebetet hätte, mich nicht Kastei, gefastet und geheult hätte — daß euer verfluchtes Dorf dann schon längst von der Erde verschlungen worden wäre? Nun ist es zu Ende! Ich gehe von euch fort und schüttle den Staub von meinen Füßen. Fluch über dieses Land! Ich verfluche euer Brot, euer Wasser, eure Herden, eure Kinder und Enkel. Ich bin nicht mehr euer Vater, euer Hirt! Ich verleugne euch! Anathema!“

* * *

In dem stillen Raume, wo die Göttin auf dem goldigen Stroh lagerte, trat Giorgio Merula an den Unbekannten, der noch mit dem Messen der Statue beschäftigt war, heran:

„Ihr sucht göttliche Proportionen?“ fragte der Gelehrte mit Gönnerlächeln. „Ihr wollt die Schönheit in Mathematik umsetzen?“

Schweigend blickte jener ihn an, als ob er die Frage nicht verstanden hätte, und setzte seine Arbeit fort.

Die Schenkel des Zirkels legten sich zusammen, schoben sich auseinander und beschrieben regelrechte geometrische Figuren. Mit ruhigem, festem Griff legte der Unbekannte das Winkelmaß an die herrlichen Lippen der Aphrodite — das Lächeln dieser Lippen erfüllte Giovanni's Herz mit Schrecken —, las die Teilzahlen ab und schrieb sie in ein Buch ein.

„Entschuldigt meine Neugierde,“ wandte sich Merula abermals an ihn, „was für Teilzahlen habt Ihr gefunden?“

„Dies Instrument ist nicht genau,“ antwortete der Unbekannte widerwillig. „Für gewöhnlich theile ich zum Messen der Proportionen das menschliche Gesicht in Grade, Minuten, Sekunden und Terzen ein. Jeder Teil ist ein Zwölftel des vorhergehenden.“

„Der letzte Teil,“ versetzte Merula, „scheint mir aber kleiner als die Dicke des feinsten Haares. Fünffmal der zwölfte Teil.“

„Die Terz,“ erklärte ihm, immer noch widerwillig, der Unbekannte, „ist ein Achtundvierzigtausendachtthundertdreiundzwanzigstel des ganzen Gesichtes.“

Merula zog die Augenbrauen in die Höhe und lächelte ungläubig.

„Man lernt im Leben nicht aus. Nie hätte ich gedacht, daß man eine solche Genauigkeit erreichen könne.“

„Je genauer — um so besser,“ erwiderte jener.

„Sicherlich,“ sagte Merula. „Obgleich, Ihr wißt doch, in der Kunst, in der Schönheit alle diese mathematischen Berechnungen, Grade, Sekunden ... Ich muß gestehen, ich kann es mir nicht vorstellen, daß ein Künstler im Rausche des Entzückens, in flammender Begeisterung, sozusagen unter Ausgießung des Heiligen Geistes ...“

„Ja ja, Ihr habt recht,“ stimmte der Unbekannte gelangweilt zu. „Aber dennoch ist es interessant, zu wissen ...“

Sich wieder niederbeugend, las er vom Winkelmaß die Entfernung der Haargrenze vom Kinne ab.

„Wissen!“ dachte sich Giovanni. „Als ob man hier wissen und messen könnte! Welch ein Unverstand! Oder fühlt er nicht, versteht er nicht?“

Merula, der augenscheinlich seinen Gegner reizen und zu einem Streite herausfordern wollte, fing über die Vollkommenheit der Alten und wie man ihnen nachzuahmen habe, zu reden an. Sein Gegner schwieg; als aber Merula seine Rede beendet hatte, sagte er in einem feinspöttischen Tone vor sich hin:

„Wer aus der Quelle schöpfen kann, trinkt nicht das Wasser, das im Gefäß gestanden hat.“

„Gestattet, Herr,“ rief der Gelehrte, „gestattet! Wenn Ihr die Schätze der Alten mit solchem Wasser vergleicht, wo ist dann die Quelle?“

„Die Quelle ist die Natur,“ sagte der Unbekannte.

Als Merula nun anmaßend und aufreizend zu reden fortfuhr, stritt jener nicht mehr dagegen und stimmte ihm mit abweisender Liebesswürdigkeit zu. Der gelangweilte Ausdruck in seinen Gesichtszügen wurde immer gleichgültiger und undurchdringlicher.

Endlich schwieg Giorgio, nachdem er alle seine Beweise erschöpft hatte.

Da wies der Unbekannte auf einige Vertiefungen im Marmor der Statue hin; bei keiner Beleuchtung, sei es einer schwachen oder

starren, konnte man sie mit den Augen wahrnehmen; nur tastend konnte man, wenn man mit der Hand über die glatte Fläche des Marmors fuhr, diese äußersten Feinheiten der Arbeit, „moltissime dolcezze“, wie er sich ausdrückte, erkennen. Mit einem aufmerksamen, forschenden Blicke streifte der Unbekannte dann den ganzen Körper der Göttin.

„Und ich bildete mir ein, er hätte kein Gefühl,“ staunte Giovanni. „Wenn er aber Gefühl besitzt, wie ist es ihm möglich, alles zu messen, zu erforschen, in Teilzahlen zu zerlegen? Wer ist wohl der Mann?“

„Messere,“ flüsterte Giovanni seinem Gönner ins Ohr, „Messere Giorgio, wie heißt dieser Mann?“

„Ach du bist hier, Mönchlein,“ sagte, sich umwendend, Merula, „ich hatte dich ganz und gar vergessen. Das ist ja dein Abgott. Hast du ihn nicht erkannt? Es ist Messer Leonardo da Vinci.“

Merula stellte Giovanni dem Künstler vor.

* * *

Sie kehrten nach Florenz zurück.

Leonardo ritt im Schritte, Giovanni ging neben ihm her. Sie waren allein.

Zwischen den feuchten, schwarzen Wurzeln der Olivenbäume schimmerte das smaragdene Gras und die blauen Frühlilien, die unbeweglich auf ihren dünnen Stengeln dastanden. Es herrschte eine Ruhe, wie sie nur am frühen Morgen des zeitigen Frühlings zu finden ist.

„Ist er es auch wirklich?“ fragte sich Giovanni, indem er ihn scharf von der Seite beobachtete, wobei jede Kleinigkeit an ihm sein Interesse erregte.

Leonardo hatte das vierzigste Jahr überschritten. Wenn er schwieg und sich seinen Gedanken überließ, blickten seine hellblauen Augen unter den rötlich-blonden Augenbrauen kalt und durchdringend in die Ferne. Während er sich aber unterhielt, nahmen sie den Ausdruck einer großen Güte an. Sein langer, blonder Bart und seine ebenso hellen, dichten, lockigen Haare verliehen ihm ein majestätisches Ausere. Dabei hatte sein Gesicht einen zarten, fast weibischen Ausdruck, seine Stimme klang ungeachtet seiner Größe und mächtigen Körpergestalt fein, eigentümlich hoch, zwar sehr angenehm, aber gar nicht männlich. Seine hübsche Hand — aus der Art, wie er sein Pferd lenkte, schloß Giovanni auf ihre Kraft — war zart, mit langen, dünnen Fingern, ganz wie die einer Frau.

Sie näherten sich den Mauern von Florenz. Durch den Morgennebel leuchtete die Kuppel des Domes und der Turm des Palazzo Vecchio.

„Jetzt oder niemals,“ dachte Giovanni Boltraffio. „Ich muß mich entschließen und ihm sagen, daß ich sein Schüler werden will.“

In diesem Augenblicke beobachtete Leonardo, der sein Pferd angehalten hatte, den Flug eines jungen Geierfalken. Nach Beute spähend — einer Ente oder einem Reiher in den Rohrtümpeln am Ufer des Mugnone — zog der Raubvogel hoch in den Lüften seine gleichmäßigen Kreise. Plötzlich stürzte er sich, wie ein aus der Höhe geworfener Stein, mit kurzem, wildem Laute Hals über Kopf in die Tiefe und verschwand in den Gipfeln der Bäume. Leonardo verfolgte ihn mit seinem Blicke. Keine Drehung, keine Bewegung, kein Flügelschlag entging ihm; er zog sein Taschenbuch aus dem Gürtel hervor und begann etwas einzutragen — wahrscheinlich seine Beobachtungen über den Flug des Vogels. Boltraffio bemerkte, daß er den Bleistift in der linken, nicht in der rechten Hand hielt, und sagte sich, daß er ein „Linker“ sei. Die sonderbaren Gerüchte, die über Leonardo herumgingen, fielen ihm ein. So sollte Leonardo seine Werke in einer rätselhaften Spiegelschrift schreiben, nicht von links nach rechts, sondern von rechts nach links, wie man es im Orient zu tun pflegt. Man sagte, er tue es, um seine verbrecherischen, lecherhaften Gedanken über die Natur und Gott zu verbergen.

„Jetzt oder niemals,“ sagte sich Giovanni aufs neue. Plötzlich fielen ihm die herben Worte Antonio da Vincis ein. „Gehe zu Messer Leonardo — wenn du dein Seelenheil verlieren willst. Er ist ein Ketzer und Gottesleugner!“

Lächelnd wies Leonardo Giovanni auf ein Mandelbäumchen hin; klein und schwach, wuchs es einsam auf der Höhe eines kleinen Hügel; fast noch kahl, halb erfroren, hatte es sich schon sorglos und festlich mit hellrosafarbenen Blüten geschmückt, die, von der Sonne durchleuchtet, sich unter dem blauen Himmel zu wärmen begannen. Boltraffio aber konnte sich nicht daran ergötzen. Sein Herz war schwer und bange.

Da sagte Leonardo, gleichsam als hätte er seinen Kummer erraten, mit einem freundlichen Blicke die Worte, die Giovanni später noch oft in den Sinn kamen:

„Wenn du ein Künstler werden willst, so wirf allen Kummer und alle Sorgen, die nicht der Kunst selbst gelten, von dir. Möge deine Seele wie ein Spiegel sein, der, selbst unbeweglich und klar bleibend, alle Gegenstände, alle Bewegungen, alle Farben wiedergibt.“

Sie erreichten die Tore von Florenz.

* * *

Boltraffio begab sich in den Dom, wo an diesem Morgen Frater Girolamo Savonarola predigen sollte.

Die letzten Orgeltöne verflangen in den widerhallenden Wölbungen von Santa Maria del Fiore. Eine dichte Volksmenge erfüllte die Kirche

mit schwüler Wärme und leisem Geräusch. Kinder, Frauen und Männer waren durch Vorhänge voneinander getrennt. Unter den Pfeilerbogen, die in die Höhe strebten, war es dunkel und geheimnisvoll wie in einem Walde. Unten aber fielen hier und da die Sonnenstrahlen, die sich in den dunkelleuchtenden Fensterscheiben brachen, als Regenbogenfarben auf die lebende Menschenmasse und auf die grauen Steinpfeiler. Über dem Altar flimmerten im Dämmerlichte die Flämmchen der dreiarmigen Leuchter.

Die Messe war vorüber. Die Menge erwartete den Prediger. Aller Blicke waren auf die hölzerne Kanzel mit der gewundenen Treppe, die sich an eine der Säulen im Mittelschiff der Kirche lehnte, gerichtet. Giovanni, der mitten in dem Haufen stand, lauschte den leisen Gesprächen seiner Nachbarn.

„Ob er wohl bald kommen wird?“ fragte in bekümmertem Tone ein kurzgewachsener, in der Menge fast erstidender Mann, dessen bleiches Gesicht von Schweiß triefte, so daß seine mit einem dünnen Riemen umbundenen Haare an der Stirn klebten. Dem Aussehen nach schien er ein Tischler zu sein.

„Das weiß Gott allein,“ antwortete ihm ein Kupferschmied, ein Riese mit hervorstehenden Backenknochen und rotem Gesicht, der an Kurzatmigkeit litt. „Er hat in San Marco einen stotternden, verwachsenen jungen Mönch, namens Maruffi, bei sich. Wenn der ihm sagt, es sei Zeit, so geht er. Neulich haben wir vier Stunden auf ihn gewartet, wir dachten schon, es würde gar keine Predigt stattfinden, da kam er.“

„Ach Gott, mein Gott!“ stöhnte der Tischler. „Ich warte ja schon seit Mitternacht. Mir ist ganz übel geworden, es dunkelt mir vor den Augen. Habe keinen Bissen im Munde gehabt. Wenn ich mich wenigstens irgendwo niedersetzen könnte.“

„Ich sagte dir doch, Damiano, man müßte ganz zeitig kommen, und jetzt stehen wir trotzdem noch so weit weg von der Kanzel. Wir werden nichts hören!“

„Nein, mein Lieber, fürchte dich nicht, du wirst ihn schon vernehmen. Wenn er zu schreien, zu donnern anfängt, hören ihn nicht nur Taube, sondern auch Tote.“

„Heute, sagt man, wird er prophezeien?“

„Nein, solange er Noahs Arche nicht fertig hat . . .“

„Aber haben wir es nicht gehört? Alles bis auf den letzten Nagel ist fertig. Eine geheimnisvolle Erklärung hat er auch gegeben; die Länge der Arche sei der Glaube, die Breite die Liebe, die Höhe die Hoffnung. Beeilt euch, steht geschrieben, beeilt euch, in die Arche der Erlösung zu kommen, so lange die Türe noch offen ist. Siehe, die Zeit

ist nahe, die Tore werden geschlossen werden, viele werden weinen, die keine Buße getan haben und nicht hereingetreten sind."

"Heute, Freunde, spricht er über die Sintflut, über den siebzehnten Vers im sechsten Kapitel des ersten Buches Mosis."

"Er hat einen neuen Traum von Hungers-, Wassers- und Kriegesnöten gehabt."

"Der Tierarzt in Ballombrosa hat erzählt, daß über dem Dorfe nachts in der Luft unzählige Heerscharen gekämpft hätten, das Klirren der Schwerter und der Panzer wäre hörbar gewesen."

"Ist es aber wohl wahr, lieben Leute, daß auf dem Angesichte der Heiligen Jungfrau in Nunziata bei Servi blutiger Schweiß ausgetreten ist?"

"Freilich. Der Madonna auf der Rubaconte-Brücke quellen jede Nacht Tränen aus den Augen. Tante Lucia hat es selbst gesehen."

"Böse Vorzeichen — das deutet auf nichts Gutes. Herr, stehe uns armen Sündern bei!"

In der Abteilung für Frauen entstand eine Verwirrung; ein von der Menge gedrängtes altes Mütterchen war in Ohnmacht gefallen. Man bemühte sich, es aufzurichten und zum Bewußtsein zu bringen.

"Wird's nun nicht bald? Ich kann mich nicht mehr auf den Beinen halten!" sagte in weinerlichem Tone der kränkliche Tischler, indem er sich den Schweiß vom Gesicht wischte.

Die ganze Menge war durch das endlose Warten erschöpft.

Plötzlich wallte ein Meer von Stimmen auf und fing zu rauschen an.

"Er kommt, er kommt, er kommt! Nein, er ist es nicht, es ist Fra Domenico da Peschia. Er ist es doch! Er kommt!"

Giovanni sah, wie ein Mann in dem schwarz und weißen Kleide der Dominikaner, das mit einem Strick umgürtet war, langsam die Kanzel bestieg und die Mönchskappe vom Kopfe nahm. Sein Gesicht war abgemagert und gelb wie Wachs, er hatte wulstige Lippen, eine Adlernase und eine niedrige Stirn. Die linke Hand stützte er kraftlos auf die Kanzel, die rechte, mit der er das Kreuzifix umklammerte, hob er in die Höhe und streckte sie vor. Schweigend übersflog er die Menge mit flammenden Blicken. Es herrschte eine Stille, daß jeder sein Herz schlagen hören konnte. Seine Augen erglänzten heller wie feurige Kohlen. Er schwieg aber noch immer, die Erwartung stieg aufs höchste. Es schien, noch ein Augenblick, und die Menge würde es nicht mehr ertragen und vor Schreck zu schreien anfangen.

Doch es wurde noch stiller, noch schrecklicher.

Plötzlich erscholl in diese Totenstille hinein die betäubende, schier unmenschliche Stimme Savonarolas:

"Ecce ego adduco aquas super terram! Denn siehe, ich will das Wasser kommen lassen über die Erde!"

Ein Schrecken, der den Herzschlag stocken ließ, verbreitete sich unter der Menge.

Giovanni erblaßte, es schien ihm, als ob die Erde bebte und die Gewölbe der Kirche einstürzten, um ihn zu zermalmen. Neben ihm zitterte der dicke Kupferschmied wie Espenlaub und klapperte mit den Zähnen. Der Tischler schrumpfte zusammen, zog seinen Kopf zwischen die Schultern, als habe er einen Schlag bekommen, verzog sein Gesicht und kniff die Augen zusammen.

Es war keine Predigt, sondern ein Irrededen, wodurch diese tausendköpfige Menge auf einmal ergriffen und mit fortgerissen wurde, gleichwie ein Sturm dürre Blätter emporwirbelt.

Giovanni hörte verständnislos zu. Abgerissene Worte erreichten sein Ohr.

„Seht, seht, bereits ist der Himmel schwarz geworden! Die Sonne ist purpurn wie geronnenes Blut. Flieht! Es kommt ein Regen von Feuer und Schwefel, es kommt ein Hagel von glühenden Steinen und ganzen Felsen. Fuge, o Sion, quae habitas apud filiam Babylonis! — Flieht, ihr Kinder Zion, die ihr bei der Tochter Babels wohnt!

O Italien, Heimsuchungen folgen auf Heimsuchungen. Die Heimsuchung des Krieges nach der des Hungers — die Heimsuchung der Pest nach der des Krieges. Heimsuchungen hier wie da — Heimsuchungen allerwärts! —

Lebendige werden euch fehlen, um die Toten zu begraben, die so zahlreich in den Häusern liegen werden, daß die Totengräber auf den Straßen gehen und schreien werden: ‚Wer hat einen Toten?‘ Und sie werden sie haufenweise auf Karren werfen und verbrennen. Und wiederum werden sie auf die Straßen kommen und schreien: ‚Wer hat einen Toten?‘ Und ihr werdet aus euren Häusern heraustreten und sagen: ‚Hier ist mein Sohn, hier ist mein Bruder, hier ist mein Mann.‘ Sie werden weitergehen und werden schreien: ‚Gibt es nicht noch mehr Leichen?‘ —

O Florenz, o Rom, o Italien! Die Zeiten der Gefänge und Feste sind vorüber. Ihr seid krank, ja sterbenskrank. Gott, Du bist mein Zeuge, daß ich mit meinem Worte dieser Vernichtung Einhalt gebieten wollte. Doch ich kann nicht mehr, meine Kräfte reichen nicht aus. Ich will nicht mehr, ich weiß nicht, was ich mehr darüber sagen kann. Mir bleibt nur übrig zu weinen, mich in Tränen zu ergießen. Barmherzigkeit, Barmherzigkeit, o Herr! O mein armes Volk, o Florenz!“

Savonarola breitete die Arme aus und flüsterte die letzten Worte kaum vernehmbar. Sie verhallten über die Menge hin und erstarben wie das Rauschen des Windes in den Blättern, wie ein Seufzer des endlosen Mitleids mit dem Volke.

Seine blassen Lippen aufs Kreuzifix pressend, fiel er auf die Knie und begann zu schluchzen.

Die Predigt war zu Ende. Dumpf erklangen die langsamen, schweren Orgeltöne; immer voller, immer feierlicher und drohender wuchsen sie heran wie die nächtliche Flut eines Ozeans.

Aus der Menge der Frauen ertönte eine dünne, verzweifelte Stimme: „Misericordia!“

Tausende von Stimmen fielen, sich überbietend, ein. Wie im Winde die Ähren auf dem Felde, Welle auf Welle, eine Reihe nach der anderen, fielen die Scharen, sich drängend, einander erdrückend, wie vor dem Gewitter erschrockene Schafe auf die Knie. Ein Bußgeschrei des Volkes, der Schrei der Untergehenden zu Gott, vermischte sich mit dem vielstimmigen, dumpfen Klange der Orgel; die Erde, die Pfeiler und das Gewölbe der Kirche schienen davon zu erbeben.

„Misericordia! Misericordia!“

Giovanni fiel schluchzend zur Erde. Er fühlte auf seinem Rücken die Last des schweren Kupferschmiedes, der im Gedränge auf ihn gefallen war; dieser weinte, und sein heißer Atem streifte Giovannis Nacken. Neben diesem schluchzte der hilflose, kränkliche Tischler, als ob er den Schlucken hätte, und schrie laut:

„Barmherziger Gott! Barmherziger Gott!“

Voltraffio erinnerte sich seines Hochmuts, seiner weltlichen Anschauungen, seines Wunsches, Fra Benedetto zu verlassen und sich der gefährlichen, vielleicht auch gottlosen Wissenschaft Leonardos hinzugeben. Die vergangene Nacht auf dem Hügel von San Gervasio, die Auferstehung der Venus, sein sündhaftes Entzücken über die Schönheit der weißen Teufelin fielen ihm wieder ein — er streckte seine Arme gen Himmel und schrie mit derselben verzweifelten Stimme wie die übrigen:

„Erbarme Dich, Herr! Ich habe vor Dir gesündigt — vergib mir und sei mir gnädig!“

In demselben Augenblicke, als er sein von Tränen überströmtes Gesicht aufrichtete, bemerkte er die hohe, schlanke Gestalt Leonardo da Vincis. Der Künstler lehnte sich mit der rechten Schulter an eine Säule; in der rechten Hand hielt er sein Notizbuch, mit der linken zeichnete er; ab und zu richtete er seine Blicke auf die Kanzel, er hoffte wohl, noch einmal den Kopf des Predigers erblicken zu können.

Allen unbekannt, hatte Leonardo ganz allein unter der vom Schrecken erfaßten Menge seine Ruhe bewahrt. In seinen kalten, hellblauen Augen, um seine fest zusammengepreßten Lippen spielte aber auch kein Lächeln; sie spiegelten vielmehr denselben Forscherfimmel wieder, mit dem er den Körper der Aphrodite gemessen hatte.

Die Tränen versiegten in den Augen Giovanni's, sein Gebet verstummte. Beim Weggang aus der Kirche näherte er sich zögernd Leonardo und bat ihn um Erlaubnis, sich die Zeichnung ansehen zu dürfen. Anfangs weigerte sich der Künstler, sie ihm zu zeigen, aber Giovanni ließ sich nicht abweisen, der Ton seiner Bitte war so flehend, daß Leonardo ihn schließlich beiseite führte und ihm sein Notizbuch reichte.

Giovanni erblickte eine furchtbare Karikatur.

Es waren nicht die Gesichtszüge Savonarolas, sondern die eines alten, ungestalteten, diesem ähnlichen Teufels in einer Mönchskutte, der wie durch freiwillige, selbstquäterische Bußübungen entstellt aussah, aber seiner Lüsternheit und seines Stolzes noch nicht Herr geworden war. Die untere Kinnbacke war vorgestreckt, Runzeln bedeckten die Wangen und den herabhängenden, wie bei einer ausgedörrten Leiche schwärzlichen Hals, die hochgezogenen Brauen waren struppig, der Blick, der keinem menschlichen glich, drückte ein eigensinniges, fast böshaftes Verlangen aus und war nach oben gerichtet. Alles das Dunkle, Furchtbare und Unsinnige, das den Frater Girolamo der Macht des mißgestalteten, stotternden Traumdeuters Maruffi unterstellte, war in dieser Zeichnung enthalten und mitleidslos, aber auch, ohne irgend welchen Bohn zu verraten, mit vollster Klarheit der Beobachtung dargestellt.

Giovanni erinnerte sich der Worte Leonardos:

„L'ingegno del pittore vuol essere a similitudine dello specchio“
 — „Die Seele eines Malers muß wie ein Spiegel sein, der, selbst unbeweglich und klar bleibend, alle Gegenstände, alle Bewegungen, alle Farben wiedergibt.“

Der Schüler Fra Benedettos erhob seine Augen zu Leonardo und fühlte, daß er, wenn ihm auch ewige Verdammnis drohe, und wenn er sich überzeugen sollte, daß Leonardo wirklich ein Diener des Antichrist wäre, er doch nicht von ihm lassen könne, daß ihn eine unüberwindliche Macht zu diesem Menschen, den er ganz kennen lernen müsse, hinziehe.

* * *

Zwei Tage später kam Grillo mit einer Trauerbotschaft nach Florenz in das Haus des Messer Cipriano Buonaccorsi, der durch unerwartete Anhäufungen von Geschäften daran verhindert worden war, die Statue der Venus in die Stadt überführen zu lassen. Der Geistliche, Pater Faustinus, hatte sich, nachdem er San Gervasio im Stiche gelassen, in das benachbarte Gebirgsdorf San Maurizio begeben und dort das Volk durch Bedrohung mit göttlichen Strafen aufgewiegelt. Nachts hatte er einen Haufen Landleute zusammengebracht, dieser hatte die Villa Buonaccorsi's erstürmt, den Gärtner Strocco

erschlagen und die Wächter der Venus an Händen und Füßen gefesselt. Über der Göttin hatte er das in alten Zeiten verfaßte Gebet „Oratio super effigies vasaque in loco antiquo reperta“ gelesen; der Diener der Kirche bittet in diesem Gebet betreffs Bildsäulen und Gefäßen, die in alten Gräbern gefunden werden, daß Gott die aus der Erde gegrabenen Gegenstände von dem heidnischen Schmutze befreien, sie zum Nutzen der christlichen Seelen und zum Ruhme der Heiligen Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes wandeln möge — ut, omni immunditia depulsa, sint fidelibus tuis utenda, per Christum Dominum nostrum!

Darauf hatten sie die Marmorstatue zererschlagen, im Ofen zu Kalk verbrannt und mit demselben die neuerrichtete Mauer des Dorffriedhofes geweißt.

Als Giovanni den alten Grillo, der aus Betrübnis über das Götzenbild fast Tränen vergoß, dies berichten hörte, fühlte er sich entschlossener; noch an demselben Tage ging er zu Leonardo und bat ihn um Aufnahme unter seine Schüler. Leonardo erfüllte seinen Wunsch.

Kurze Zeit darauf verlautete in Florenz, Karl VIII., der allerchristlichste König von Frankreich, zöge an der Spitze eines großen Heeres heran, um Neapel und Sizilien, vielleicht auch Rom und Florenz, zu erobern.

Furcht und Schrecken ergriff die Bürger, sie sahen, daß die Prophezeiungen Savonarolas in Erfüllung gingen; die Heimsuchungen trafen ein, Gottes Schwert senkte sich auf Italien herab.



Zweites Kapitel.

Ecce Deus — Ecce Homo!

1494.

„Wenn ein gewaltiger Adler auf seinen Flügeln in der dünnen Luft schweben kann, wenn mächtige Schiffe auf dem Meere durch ihre Segel vorwärts getrieben werden können, warum sollte nicht auch der Mensch, mit großen Flügeln die Luft durchschneidend, sich den Wind unterwerfen und sich als Sieger in die Höhe erheben können?“

Leonardo las diese hoffnungsreichen Worte, die er vor fünf Jahren geschrieben hatte, in einem seiner alten Tagebücher. Eine Zeichnung befand sich daneben: an einer Deichsel waren vermittels eines runden

eisernen Bolzens Flügel befestigt, die durch Stricke bewegt werden konnten. Jetzt erschien ihm diese Maschine plump und häßlich.

Sein neuer Flugapparat erinnerte an eine Fledermaus. Das Gestell der Flügel bestand aus fünf Fingern, wie an der Hand eines Skelettes; sie waren vielfach gegliedert und in den Gelenken beweglich. Riemen gegerbten Leders und Schnüre aus roher Seide verbanden die Finger wie Muskeln. Der Flügel wurde durch einen beweglichen Bolzen und Hebel gehoben. Ein gestärkter, luftdichter Taffet, den Membranen der Gänselfatschen gleichend, ließ sich zusammendrücken und auseinanderfalten. Vier Flügel bewegten sich kreuzweise wie die Füße eines Pferdes. Ihre Länge betrug vierzig Ellen, ihre Höhe acht. Sie ließen sich auf und zu klappen, um das Gerät in die Höhe zu bringen. Der aufrechtstehende Mensch stellte seine Füße in Steigbügel, welche durch Schnüre, Blöcke und Hebel die Flügel in Bewegung setzten. Mit seinem Kopfe regierte er ein großes Steuer aus Federn, welches einem Vogelschwanz gleich.

Wenn ein Vogel von der Erde auffliegen will, so muß er sich zum ersten Flügelschlage mit den Beinen emporerschleudern; der Kernbeißer, der sehr kurze Beine hat, zappelt, wenn er auf die Erde gelegt wird, und kann nicht auffliegen. Zwei kleine Rohrleitern ersetzten deshalb am Apparat die Vogelbeine.

Leonardo wußte aus Erfahrung, daß die vollkommene Einrichtung einer Maschine von der Schönheit und Gleichmäßigkeit aller Teile bedingt wird. Der Anblick der mißgestalteten Leitern regte ihn daher auf.

Er vertiefte sich in mathematische Berechnungen, suchte die Fehler zu entdecken und konnte sie nicht finden. Plötzlich durchstrich er ärgerlich die Seite, die ganz mit kleinen, engen Zahlenreihen ausgefüllt war, schrieb quer darüber „Non è vero!“ — „Falsch!“ — und fügte an der Seite mit großen, deutlichen Buchstaben das Schimpfwort „Satanasso!“ — „Zum Teufel!“ — hinzu.

Die Berechnungen wurden immer verwickelter, der nicht aufzufindende Fehler vergrößerte sich immer mehr.

Das Licht flackerte unregelmäßig und reizte die Augen. Ein Kater, der ausgeschlafen hatte, sprang auf den Arbeitstisch, machte einen Buckel und fing mit einem von Motten zerfressenen Vogelbalg zu spielen an, der an Bindfaden an einem Querbalken hing und dazu diente, den Schwerpunkt beim Studium des Fluges zu bestimmen. Leonardo stieß den Kater ärgerlich zur Seite, so daß er beinahe vom Tisch herabgefallen wäre und kläglich zu miauen begann.

„Nun, lege dich hin, wo du willst, aber störe mich nicht.“

Bärtlich strich er mit der Hand über das schwarze Fell seines Lieblings. Es sprühte Funken. Der Kater zog seine weichen Samtpfötchen

unter sich, legte sich mit wichtiger Miene nieder, fing zu schnurren an und richtete seine grünlichen Augen voller Zärtlichkeit auf seinen Herrn.

Wieder reiheten sich Zahlen, Brüche, Gleichungen, Kubik- und Quadratwurzeln aneinander.

Ergebnislos ging die zweite schlaflose Nacht zu Ende. Nachdem Leonardo aus Florenz wieder in Mailand eingetroffen war, war ein ganzer Monat vergangen, ohne daß er seine Wohnung verlassen hatte. Er hatte an seiner Flugmaschine gearbeitet.

Zweige einer weißen Akazie tauschten vor seinem offenen Fenster, zarte, wohlriechende Blumen fielen ab und zu auf seinen Tisch. Der durch rötliche Wolken gemilderte Mondschein drang mit perlmutterartigem Schimmer ins Zimmer und vermischte sich mit dem trüben Scheine des Talglichtes.

Das Zimmer war mit Maschinen, astronomischen, physikalischen, chemischen, mechanischen und anatomischen Instrumenten überfüllt. Räder, Hebel, Federn, Schrauben, Röhren, Bolzen, Bogen, Kolben und andere Maschinenteile aus Messing, Stahl, Eisen traten wie Rieseninsekten aus dem Dunkel hervor. Erkennbar waren eine Taucherglocke, der flimmernde Kristall eines optischen Apparates, der ein Auge im großen Maßstabe darstellte, ein Pferdegerippe, ein ausgestopftes Krokodil, ein Glas mit einer menschlichen Mißgeburt in Spiritus, die einer bleichen, riesigen Larve glich, spitze, bootartige Wasserschuhe und dicht dabei — wahrscheinlich durch ein Versehen aus dem Atelier des Künstlers hierher verschlagen — der aus Ton geknetete Kopf eines Mädchens oder Engels mit einem schelmischen Lächeln. Im Hintergrunde, im dunklen Schlunde eines Schmelzofens, dem Blasebälge zur Seite standen, glühten Kohlen unter der Asche.

Über alles dies erstreckten sich vom Fußboden bis zur Decke die Flügel der Maschine, von denen ein Teil noch das bloße Gestell aufwies, der andere bereits überzogen war. Zwischen ihnen lag weit hingestreckt mit rückwärts gebeugtem Kopfe ein Mann, der wahrscheinlich bei der Arbeit eingeschlafen war. In seiner Hand hielt er den Griff einer kupfernen Schöpfkelle, aus der das Blei auf den Fußboden geflossen war. Einer der Flügel berührte mit der unteren Spitze seines Rohrgestelles die Brust des Schlafenden, von dessen Atemzügen er leicht bewegt wurde, so daß es schien, als sei er lebendig, und daß sein spitzes oberes Ende an der Decke ein knarrendes Geräusch hervorbrachte.

In dem trügerischen Scheine des Mondes und des Talglichtes ähnelte die Maschine mit dem zwischen den Flügeln liegenden Manne einer Riesensledermaus, die im Begriffe war, wegzufliegen.

Der Mond war untergegangen. In den Gemüsegärten, die Leonardos, in der Vorstadt Mailands, zwischen der Zitadelle und dem Kloster Santa Maria delle Grazie, gelegenes Haus umgaben, duftete es nach Früchten und Kräutern, nach Melisse, Minze und Fenchel. In einem Nest über einem Fenster zwitscherten die Schwalben, die sich zum Ausfluge rüsteten. Im Sektische beim benachbarten Feder-
viehzüchter tummelten sich schnatternd die Enten. Das Licht erlosch. Neben an in der Werkstätte hörte man Stimmen von Schülern Leonardos.

Es waren zwei — Giovanni Boltraffio und Andrea Salaino. Giovanni kopierte eine anatomische Figur; er hatte einen Apparat zur Erlernung der Perspektive vor sich, einen viereckigen hölzernen Rahmen, der mit einem Netz aus Bindfaden überzogen war, dessen Maschen mit einem ebensolchen Netze sich kreuzender Linien auf dem Zeichenspapier übereinstimmten.

Salaino legte Alabaster, der als Untergrund zu einem Gemälde bestimmt war, auf ein Lindenbrett auf. Er war ein hübscher Junge mit unschuldigen Kinderaugen und blonden Locken, der verzogene Liebling seines Lehrers, der ihn als Modell zu seinen Engeln benutzte.

„Was glaubst du wohl, Andrea,“ fragte Boltraffio, „wird Messer Leonardo seine Maschine bald vollendet haben?“

„Gott mag es wissen,“ antwortete Salaino, piffte ein kleines Liedchen und brachte die mit Silber gestickten Atlasausschläge seiner neuen Schuhe in Ordnung. „Im vorigen Jahre brachte er zwei Monate damit zu; außer Hohn und Spott kam nichts dabei heraus. Dieser Zoroastro, dieser krummbeinige Bär, wollte um jeden Preis fliegen. Der Meister redete ihm ab, doch er bestand eigenfönnig darauf. Stelle dir vor, der Narr stieg auf das Dach, band sich Ochsen- und Schweinsblasen wie einen Rosenkranz um seinen ganzen Körper, damit er seine Knochen nicht zerbräche, wenn er fiel, und hob die Flügel. Zuerst flatterte er, wahrscheinlich trieb ihn der Wind, dann aber stürzte er plötzlich kopfüber herunter — gerade auf einen Düngerhaufen. Er fiel weich und tat sich keinen Schaden, nur die Blasen plagten alle auf einmal; es gab einen Knall, als ob eine Kanone abgefeuert worden wäre. Selbst die Dohlen am benachbarten Kirchturme erschrafen und flogen davon. Unser neuer Ikarus aber zappelte mit den Beinen in der Luft und konnte nicht aus dem Düngerhaufen herauskommen!“

In die Werkstätte trat in diesem Augenblick der dritte Schüler Leonardos, Cesare da Sesto, ein. Er war kein junger Mann mehr, sein Gesicht hatte eine krankhafte, gelbe Färbung, seine Augen drückten Klugheit und Bosheit zugleich aus. In der einen Hand hatte er ein Stück Brot und Salzfleisch, in der anderen ein Glas Wein.

„Pfui, so ein Kräher,“ rief er, ausspeiend, mit finsterner Miene, „auch das Fleisch ist zähe wie eine Schuhsohle. Ich kann mich nur wundern; er bezieht zweitausend Dukaten Gehalt im Jahr und füttert seine Leute mit solchem Zeuge!“

„Du hättest besser getan, das andere Fäßchen, das unter der Treppe in der Vorratskammer liegt, anzuzapfen.“

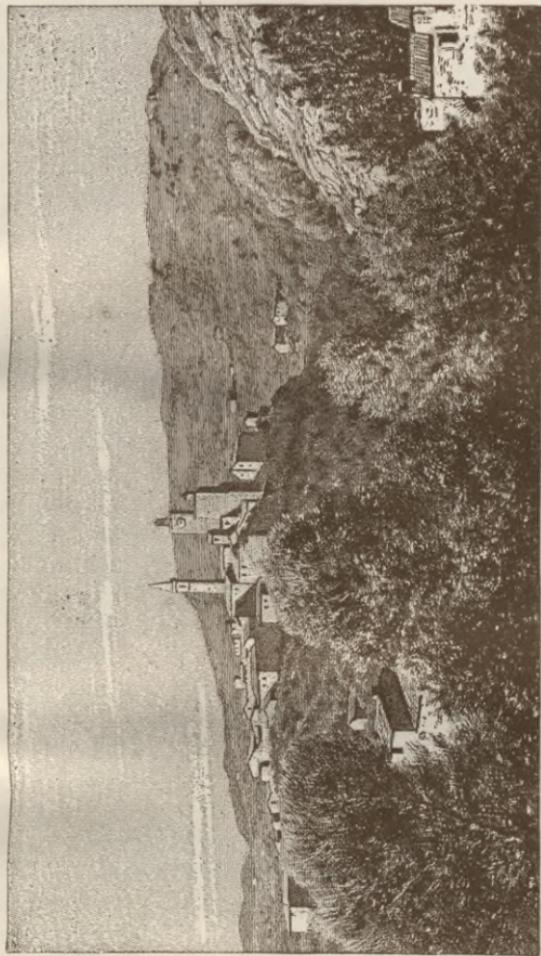
„Habe es auch gekostet. Es ist noch schlechter. — Wie, du hast wieder etwas Neues?“ Cesare betrachtete Andreas stugerhaftes, federgeschmücktes Barett aus rotem Samt. „Nun, über die Wirtschaft bei uns ist kein Wort zu verlieren. Ein Hundeleben! In der Küche können sie bereits den zweiten Monat keinen frischen Schinken kaufen. Marco schwört darauf, der Meister habe selbst kein Geld — alles habe er auf diese verfluchten Flügel verwendet. Er hält uns erbärmlich — hier aber ist Silber! Seine Lieblinge beschenkt er! Samtne Mützen mit Medaillen! Schämst du dich denn nicht, Andrea, von fremden Leuten Almosen anzunehmen? Messer Leonardo ist weder dein Vater, noch Bruder, und du bist doch kein Kind mehr . . .“

„Cesare,“ sagte Giovanni, um ein anderes Gesprächsthema anzuschneiden, „du hast mir neulich versprochen, mir die eine Regel der Perspektive zu erklären, erinnerst du dich noch daran? Auf den Meister können wir anscheinend noch lange warten. Er ist von der Maschine ganz in Anspruch genommen . . .“

„Wartet nur, Kameraden, wir fliegen noch sämtlich mit dieser Maschine zum Schornstein hinaus. Der Teufel hole sie. Übrigens ist es nicht dies, so ist es etwas anderes. Ich erinnere mich noch, wie der Meister mitten in der Arbeit am ‚Heiligen Abendmahl‘ plötzlich den Gedanken faßte, eine neue Maschine zur Bereitung der Mailänder Mortadellawurst zu erfinden; so blieb der Kopf des Apostels Jakobus des Älteren unvollendet und mußte auf die Vervollkommnung der Wurstmaschine warten. Seine beste Madonna warf er in eine Ecke, bis er den selbsttätigen Spieß zum Braten der Kapaunen und Spanferkel erfunden hatte. Die wichtige Erfindung der Verwendung der Lauge aus Hühnermist zum Waschen der Wäsche nicht zu vergessen. Glaubt mir, es gibt keinen Unsinn, dem sich Messer Leonardo nicht hingegeben hätte, um der Malerei zu entgehen!“

Das Gesicht Cesares verzog sich zu einer Grimasse, während ein boshaftes Lächeln seine Lippen umspielte.

„Warum verleiht Gott solchen Menschen ein so großes Talent!“ setzte er leise, aber heftig hinzu.



Vinci, Leonardos Geburtsort von Empoli aus gesehen

BIBLIOTEKA POLITECHNICZNA
KRAKÓW

Leonardo saß noch immer über seinen Arbeitstisch gebeugt. Eine Schwalbe verslog sich durchs offene Fenster und kreiste im Zimmer umher, sie stieß sich bald an der Decke, bald an den Wänden; endlich fing sie sich in einem Flügel der Flugmaschine wie in einer Falle und verwickelte sich mit ihren kleinen Flügeln im Netze der aus Bindfaden bestehenden Sehnen.

Leonardo trat hinzu, befreite die Gefangene, nahm sie vorsichtig, um ihr keinen Schmerz zu bereiten, in die Hand, küßte sie auf den seidenartigen, schwarzen Kopf und ließ sie zum Fenster hinaus. Die Schwalbe flog davon und verschwand bald mit lautem, freudigem Gezwitsher.

„Wie leicht, wie einfach!“ dachte er und verfolgte sie mit neidischen, traurigem Blicke. Dann sah er mit einem Gefühl des Efels auf seine Maschine, auf das traurige Gerippe der riesenhaften Fledermaus.

Der auf der Erde liegende Mann erwachte, es war der Gehilfe Leonardos, der geschickte Florentiner Mechaniker und Schmied Astro da Peretola, genannt Zoroastro.

Er sprang auf und rieb sein einziges Auge; das andere war in Folge eines hineingesprungenen glühenden Eisens ausgelaufen. Der plumpe Riese mit dem einfältigen, kindlichen Gesichtsausdruck, dessen Antlitz immer von Asche und Ruß entstellt war, glich einem Zyklopen.

„Habe die Zeit verschlafen!“ rief der Schmied, sich in Verzweiflung das zottige Haar raufend. „Der Teufel soll mich holen! Warum habt Ihr mich nicht geweckt, Meister? Ich spütete mich so und dachte noch am Abend auch den linken Flügel fertig zu kriegen, um morgen früh aufzfliegen zu können . . .“

„Du hast gut daran getan, auszufchlafen,“ sagte Leonardo, „die Flügel taugen so wie so nichts.“

„Wie? Sollen wieder nichts taugen? Nun, Messere, Ihr seid der Herr, aber diese Maschine ändere ich nicht mehr. Wieviel Geld, wieviel Arbeit hat sie gekostet! Und alles sollte vergeblich sein? Woran soll es denn fehlen? Mit solchen Flügeln sollte man nicht fliegen können? Nicht allein einen Menschen — einen Elefanten heben sie empor! Ihr werdet es sehen, Meister. Erlaubt mir nur, sie einmal zu erproben — meinerwegen über dem Wasser — falle ich, so nehme ich nur ein Bad, ich kann ja schwimmen wie ein Fisch, ich ertrinke nicht.“ Mit flehendem Blicke faltete er seine Hände. Leonardo schüttelte den Kopf.

„Gedulde dich Freund. Alles kommt zu seiner Zeit. Später . . .“

„Später!“ stöhnte der Schmied, traurig zuckte er mit den Augen, er weinte fast. „Warum nicht jetzt? Wahrhaftig, Messere, so heilig der Name Gottes ist — ich werde fliegen!“

„Du wirst nicht fliegen können, Astro. Hier die Mathematik . . .“

„Das habe ich mir gedacht! Eure Mathematik zu allen Teufeln! Sie verwirrt nur. Wieviel Jahre arbeiten wir emsig daran. Die Seele vergeht einem vor Gram. Jede dumme Mücke, Motte, Fliege, verzeih mir Gott, auch die garstige Mistfliege kann fliegen, aber der Mensch muß wie ein Wurm kriechen. Ist das keine Kränkung? Und worauf sollen wir warten? Hier sind ja die Flügel! Alles ist fertig, ich würde sie nehmen, mich segnen, sie schwingen und wegschlagen auf Nimmerwiedersehen!“

Auf einmal schien ihm etwas einzufallen, sein Gesicht strahlte.

„Meister, Meister! Was ich Euch erzählen will. Was für einen Traum ich heute gehabt habe. Einen ganz wunderbaren!“

„Bist du wieder geflogen?“

„Ja, und wie! Hört mich nur an. Ich stehe mitten unter der Menge in einem fremden Zimmer. Alle sehen mich an, zeigen mit den Fingern auf mich und lachen. Ich dachte mir, wenn du jetzt nicht fliegst, so ergeht es dir schlecht. Ich sprang in die Höhe, schwang meine Arme mit aller Kraft und fing an, in die Höhe zu steigen. Zuerst wurde es mir schwer, als ob ein Berg auf meinen Schultern läge. Dann wurde es leichter und leichter, ich stieg empor, hätte beinahe mit dem Kopfe die Decke berührt, und alle riefen: ‚Seht, seht, er fliegt!‘ Ich flog wie ein Vogel aus dem Fenster, immer höher und höher zum Himmel hinauf — nur der Wind pfiff mir um die Ohren. Es war mir freudig zumute. Warum, fragte ich mich, hast du denn früher nicht verstanden zu fliegen? Es ist doch so einfach! Man braucht ja gar keine Maschine dazu!“

* * *

Ein Wehgeschrei, Schimpfen und der Lärm eiliger Schritte auf der Treppe wurden vernehmbar. Die Tür wurde aufgerissen, ein Mann mit dichten, struppigen, feuerroten Haaren und einem roten Gesicht voller Sommersprossen stürmte herein. Es war ein Schüler Leonardos — Marco d'Oggionno. Er schimpfte und schlug einen ziemlich mageren Knaben im Alter von etwa zehn Jahren, den er am Ohre hereinzog.

„Der Herr wird dir ein böses Osterfest beschenken, du Laugenichts! Ich werde dir das Fell locker machen, du Spitzbube!“

„Warum behandelst du ihn so, Marco?“ fragte Leonardo.

„Verzeihung, Messere! Er hat zwei silberne Schnallen gestohlen, jede im Werte von 10 Fiorini. Eine hat er bereits versezt und das Geld im Würfelspiel verloren, die andere hat er in das Futter seines Rockes eingenäht — da habe ich sie gefunden. Wie es sich gebührt,

wollte ich ihm die Lothen kaufen, aber das Teufelchen hat mir die Hand blutig gebissen!"

Und von neuem packte er den Knaben bei den Haaren.

Leonardo trat für den Knaben ein und befreite ihn. Da riß Marco einen Schlüsselbund aus der Tasche — er nahm die Stellung eines Haushalters bei Leonardo ein — und rief:

„Hier sind die Schlüssel, Messere! Ich bin hier überflüssig. Mit Taugenichtsen und Dieben wohne ich nicht in einem Hause. Entweder ich oder er!"

„Beruhige dich, Marco, beruhige dich nur ... Ich werde ihn, wie es sich gehört, bestrafen," suchte der Meister zu besänftigen.

Aus der Tür der Werkstätte sahen die Gehilfen heraus. Zwischen ihnen hindurch zwängte sich eine dicke Frau, die Köchin Maturina. Sie kehrte soeben vom Markte heim und hielt in der Hand einen Korb voll Zwiebeln, Fischen, roten Tomaten und flockigen Finocchi. Sobald sie den kleinen Verbrecher erblickt hatte, holte sie mit den Händen aus, fuchtelte damit umher und begann auf ihn zu schelten, mit einer Stimme, als ob dürre Erbsen aus einem Loch im Sack herausklapperten.

Auch Cesare sprach seine Verwunderung darüber aus, daß Meister Leonardo einen solchen „Heiden" in seinem Hause dulde, denn es gäbe keine Schandtat, zu der Giacomo nicht fähig sei; neulich habe er durch einen Steinwurf dem Hofhunde, dem alten, kranken Fagiano, das Bein entzweigeschlagen, habe ein Schwalbennest über dem Stalle zerstört, und alle wüßten ja, daß seine Lieblingsunterhaltung darin bestände, Schmetterlingen die Flügel auszureißen und sich an ihren Qualen zu ergötzen.

Giacomo entfernte sich nicht von der Seite des Meisters; finster und scheu wie ein abgehehter junger Wolf sah er seine Feinde an. Sein hübsches, blasses Gesicht blieb unbeweglich. Er weinte nicht, aber wenn der Blick Leonardos auf ihm ruhte, drückten seine boshaften Augen ein stummes Flehen aus. Maturina klagte und forderte, daß man diesen Satan endlich einmal gründlich durchprügele; sonst würde er noch allen lästig werden, und keiner würde mehr Ruhe vor ihm haben.

„Sachte, sachte! Schweiget um Gottes willen!" wehrte Leonardo ab, und auf seinem Gesicht prägte sich ein eigentümlicher Zug von Kleinmut und hilfloser Schwäche gegenüber der häuslichen Verschwörung aus.

Cesare lachte und flüsterte schadenfroh für sich:

„Es ist kaum mit anzusehen! Die Memme! Kann mit dem Jungen nicht fertig werden ..."

Als endlich alle schwiegen und allmählich auseinander gegangen waren, rief Leonardo Giovanni zu sich heran und sagte freundlich:

„Giovanni, du hast das ‚Heilige Abendmahl‘ noch nicht gesehen. Ich gehe hin. Willst du mitkommen?“

Der Schüler errötete vor Freude.

* * *

Sie betraten einen kleinen Hof. In der Mitte befand sich ein Brunnen. Leonardo wusch sich. Ungeachtet der beiden durchwachten Nächte fühlte er sich frisch, heiter und munter.

Der Tag war nebelig, erfüllt von einem blassen, matten Lichte; es herrschte Windstille; an solchen Tagen liebte der Künstler zu arbeiten.

Während sie am Brunnen standen, trat Giacomo hinzu. Er trug in der Hand einen selbstverfertigten Korb aus Baumrinde.

„Hier Messer Leonardo,“ sagte der Knabe schüchtern, „hier ist etwas für Euch ...“

Vorsichtig hob er den Deckel auf, auf dem Boden des Korbes befand sich eine riesengroße Spinne.

„Ich habe sie mit Mühe gefangen,“ fügte Giacomo hinzu, „sie hatte sich in eine Spalte unter den Steinen verkrochen. Drei Tage hat sie sich da aufgehalten. Sie ist giftig.“

Das Gesicht des Knaben belebte sich plötzlich. „Wie sie aber Fliegen frisst, das ist erstaunlich.“ Er fing eine Fliege und warf sie in den Korb. Die Spinne stürzte sich auf ihre Beute und faßte sie mit ihren zottigen Beinen. Das Opfer wand sich und summtte immer schwächer und leiser.

„Sie saugt, sie saugt,“ flüsterte der Knabe, starr vor Entzücken. Seine Augen leuchteten in grausamer Neugierde, und ein kaum bemerkbares Lächeln spielte um seine Lippen.

Leonardo hatte sich auch über den Korb gebeugt und betrachtete das wunderbare Insekt. Giovanni bemerkte plötzlich, daß beide, der Mann wie der Knabe, einen gemeinsamen Ausdruck in den Gesichtszügen hatten, als ob sie sich, trotz der großen Kluft, die das Kind von dem Künstler trennte, in einer gewissen Lust am Grausamen ähnlich wären.

Als die Fliege verzehrt war, deckte Giacomo den Korb wieder zu.

„Ich werde den Korb auf Euern Tisch setzen, Messer Leonardo, vielleicht seht Ihr sie noch einmal an. Sie kämpft so sonderbar mit anderen Spinnen ...“

Der Knabe wollte sich entfernen, blieb aber stehen und erhob die Augen mit einem flehenden Blicke. Seine Mundwinkel zuckten und zogen sich zusammen.

„Messere,“ sagte er leise und mit einer gewissen Würde, „seid mir nicht böse. Ich werde selbst fortgehen, schon lange habe ich daran gedacht, fortzugehen; nicht der anderen wegen — was die sagen, ist mir gleichgültig — aber Euret wegen. Ich weiß ja, Ihr allein seid gut, aber Ihr seid meiner überdrüssig. Die anderen sind ebenso böse wie ich, sie verstellen sich nur, das verstehe ich aber nicht. Ich werde fortgehen und allein sein. So ist es besser. Verzeiht mir aber dennoch ...“

Tränen traten auf die langen Wimpern des Knaben. Leiser wiederholte er:

„Verzeiht mir, Messer Leonardo! ... Das Körbchen trage ich auf Euren Tisch. Behaltet es zum Andenken. Die Spinne wird lange leben. Ich werde Astro bitten, daß er sie gut füttere ...“

Leonardo legte seine Hand auf den Kopf des Kindes.

„Wo willst du hin, Knabe? Bleibe. Marco wird dir vergeben; ich bin dir nicht böse. Bleibe und bemühe dich in Zukunft, niemanden zu kränken.“

Giacomo sah ihn mit großen, verständnislosen Augen an; in ihnen strahlte keine Dankbarkeit, sondern Erstaunen, fast Furcht. Leonardo lächelte ihm freundlich zu, zärtlich streichelte er ihm den Kopf, als ob er das ewige Geheimnis dieses Kinderherzens erriet, das die Natur böse und wiederum unschuldig erschaffen hatte.

„Es ist Zeit,“ sagte der Meister, „gehen wir, Giovanni.“

Sie traten aus dem Pförtchen und gingen auf einem einsamen Wege zwischen Gartenmauern, Gemüesefeldern und Weinbergen nach dem Kloster Santa Maria delle Grazie.

* * *

In der letzten Zeit hatte sich Voltraffio darüber gesorgt, daß er dem Meister das verabredete monatliche Lehrgeld von sechs Fiorini nicht bezahlen konnte. Sein Onkel hatte sich mit ihm entzweit und gab ihm keinen Heller mehr. Giovanni hatte sich Geld von Fra Benedetto geliehen, um zwei Monatsraten zu bezahlen. Der Mönch hatte aber kein Geld mehr, er hatte ihm sein letztes gegeben.

Giovanni wollte sich bei seinem Meister entschuldigen.

„Messere,“ stotterte er schüchtern und errötend, „heute ist schon der Bierzehnte, nach unserer Verabredung soll ich am Zehnten zahlen ... Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe ... Ich besitze aber nur drei Fiorini. Vielleicht würdet Ihr Nachsicht üben ... Ich erhalte in kurzer Zeit Geld. Merula versprach mir, eine Anweisung zu schicken ...“

Leonardo sah den Schüler erstaunt an: „Was redest du, Giovanni? Gott sei mit dir! Schämst du dich denn gar nicht, über solche Dinge zu reden?“ — An dem verlegenen Gesicht des Schülers, an den häß-

lichen, groben Riestern auf seinen mit Bindfaden statt Senkeln geschnürten Schuhen, an seinem abgetragenen Kleide sah er, daß sich Giovanni in großer Not befinden mußte. Er runzelte die Stirn und fing an von etwas anderem zu sprechen.

Nach einiger Zeit griff er mit nachlässiger, fast zerstreuter Miene in seine Tasche, holte eine Goldmünze heraus und sagte: „Giovanni, ich bitte dich, kaufe mir hierfür zwanzig Bogen blaues Zeichenpapier, einen Paß rote Kreide und einige Pinsel von Hamsterhaaren. Hier ist Geld.“

„Das ist ein Dukaten, es wird nur zehn Soldi kosten. Ich bringe den Rest zurück.“

„Nichts wirst du mir zurückbringen. Es lohnt sich nicht, über solche Kleinigkeiten zu sprechen ... Gelegentlich wirst du es mir wiedergeben. Du darfst Geldangelegenheiten niemals wieder erwähnen, hast du verstanden?“

Er wendete sich ab und sagte, auf die im Morgennebel auftauchenden Umrisse der Lärchenbäume hinweisend, die in endloser Reihe an beiden Ufern des in bogenförmigen Windungen breit um die Stadt ziehenden Kanals Naviglio Grande standen: „Hast du bereits gesehen, Giovanni, wie das grüne Laub der Bäume im leichten Nebel himmelblau, im dichten dagegen blaßgrau scheint?“

Er machte noch einzelne Bemerkungen über die Verschiedenheit der von den Wolken im Sommer auf dichtbelaubte, im Winter auf kahle Bäume geworfenen Schatten und fuhr dann fort: „Ich weiß, weshalb du mich für einen Geizhals gehalten hast. Ich bin bereit, jede Wette einzugehen, daß ich es richtig erraten habe. Als wir die monatliche Zahlung miteinander verabredeten, hast du bemerkt, daß ich dich über alle Einzelheiten ausfragte und alles in mein Notizbuch eintrug, wieviel, wann und von wem. Nur mußt du wissen, mein Freund, daß das eine Angewohnheit ist, die ich wohl von meinem Vater, dem Notar Piero da Vinci, dem allerpünktlichsten und vernünftigsten Manne, geerbt habe. Mir dient sie nicht zum Vorteil und bringt sie keinerlei geschäftlichen Nutzen. Glaube mir, ich muß oft selbst über den Unsinn lachen, den ich in das Notizbuch eintrage. Mit absoluter Genauigkeit kann ich dir sagen, wieviel der Samt und die Feder zur Müße Andrea Salainos gelostet haben, aber wo Tausende von Dukaten hingeraten, das weiß ich nicht. In Zukunft also, Giovanni, hüte dich, deine Aufmerksamkeit auf diese einfältige Angewohnheit zu lenken. Wenn du Geld brauchst, so sage es mir, sei überzeugt, ich gebe es dir gern, wie ein Vater dem Sohne.“

Leonardo sah ihn so freundlich lächelnd an, daß das Herz des Schülers leicht und freudig erregt wurde.

Der Meister machte ihn auf die eigenartige Form eines niedrigen Maulbeerbaumes aufmerksam, an dem sie gerade vorbeiging, und bemerkte dazu, daß nicht allein jeder Baum, sondern auch jedes Blatt seine eigene, in der Natur nie wieder vorkommende Gestalt habe, wie jeder Mensch sein ihm eigentümliches Gesicht. Giovanni nahm wahr, daß Leonardo von den Bäumen mit derselben Liebe sprach, wie vorher von seiner Notlage. Es war dem Schüler, als ob die Aufmerksamkeit, die der Künstler allem Lebenden in der Natur schenkte, ihm die Fähigkeit eines Hellsehers verliehen habe.

Auf der weiten, fruchtbaren Ebene trat aus den dunkelgrünen Maulbeerbäumen die Kirche des Dominikaner-Klosters Santa Maria delle Grazie hervor. Sie war aus Ziegelsteinen erbaut. Eine breite, zeltartige, lombardische Kuppel, die der junge Bramante einst mit Ornamenten aus gebranntem Ton geschmückt hatte, krönte sie.

Sie betraten den Speisesaal des Klosters.

* * *

Es war ein einfacher, langer Saal mit kahlen, weißgetünchten Wänden und dunklen hölzernen Deckenbalken. Es roch nach warmer Feuchtigkeit, Weihrauch und Fastenspeisen. An dem Pfeiler, der dem Eingange zunächst war, befand sich der kleine Eßtisch des Pater Prior. Zu beiden Seiten davon zogen sich die langen, schmalen Tische der Mönche hin.

In dem Raume herrschte eine solche Stille, daß man das Summen einer Fliege an den staubiggelben Facetten des Fensters hören konnte. Aus der Klosterküche erschollen Stimmen und das Geklapper eiserner Pfannen und Kasserollen. An der Hinterwand des Speisesaals, die dem Tische des Priors gegenüberlag und mit grober Leinwand verhängt war, erhob sich ein Brettergerüst.

Giovanni erriet, daß diese Leinwand das Werk verhülle, an dem der Meister nunmehr länger als zwölf Jahre gearbeitet hatte: „Das Heilige Abendmahl.“

Leonardo bestieg das Gerüst, öffnete einen hölzernen Kasten, in dem er Studien, Kartons, Farben und Pinsel aufbewahrte, und nahm ein kleines lateinisches Buch heraus, das die Spuren langen Gebrauches trug und eine Menge Randbemerkungen enthielt. Er gab es dem Schüler und sagte:

„Dies das dreizehnte Kapitel des Evangeliums Johannis.“

Dann schlug er den Vorhang zurück.

Als Giovanni hinsah, schien es ihm im ersten Augenblicke, daß dies kein Gemälde auf einer Wand sei, sondern Wirklichkeit; eine Verlängerung des Speisesaales, ein neues Zimmer erschien ihm hinter dem

Vorhänge. Es sah aus, als ob die Querbalken der Decke des großen Saales weiter in dasselbe verlängert worden wären. Das Tageslicht verschmolz mit der Abendröthe, die über den bläulichen Höhen Zions lag und durch die drei Fenster dieses neuen Speisezimmers hereingleuchtete, das ebenso einfach wie das Klosterliche, nur mit Teppichen an den Wänden behangen und gemütlicher und anheimelnder war.

Der lange Tisch, der auf dem Bilde dargestellt war, ähnelte denen, an welchen die Mönche speisten; es war das gleiche Tischtuch mit den durchbrochenen feinen Streifen, mit den verknöteten Ecken und den viereckigen, ungeglätteten Falten, als ob es eben erst aus der Klosterkammer geholt worden wäre. Es waren dieselben Gläser, Teller, Bestecke und Weinkannen.

Giovanni las im Evangelium:

„Vor dem Fest aber der Ostern, da Jesus erkannte, daß seine Zeit gekommen war, daß er aus dieser Welt ginge zum Vater; wie er hatte geliebt die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende.

Und nach dem Abendessen, da schon der Teufel dem Judas Ischariot hatte ins Herz gegeben, daß er ihn verriete ... ward er betrübt im Geiste und zeugete und sprach: ‚Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Einer unter euch wird mich verraten.‘

Da sahen sich die Jünger untereinander an, und ward ihnen bange, von welchem er redete.

Es war aber einer unter seinen Jüngern, der zu Tische saß an der Brust Jesu, welchen Jesus lieb hatte.

Dem winkte Simon Petrus, daß er forschen sollte, wer es wäre, von dem er sagte.

Denn derselbige lag an der Brust Jesu, und sprach zu ihm: ‚Herr, wer ist es?‘

Jesus antwortete: ‚Der ist es, dem ich den Bissen eintauche und gebe.‘ Und er tauchte den Bissen ein und gab ihn Judas Ischariot.

Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn.“

Giovanni erhob seinen Blick zum Gemälde.

Die Gesichter der Jünger schienen zu leben, er glaubte ihre Stimme zu vernehmen; er schaute ihnen auf den Grund ihres Herzens, das von dem Unfaßbarsten und Schrecklichsten, das je auf der Welt geschehen war, das von der Geburt der Sünde bestürzt war, durch die der Herr sterben sollte.

Judas, Petrus und Johannes erschütterten Giovanni am meisten. Der Kopf des Judas war noch nicht vollendet, nur die etwas zurückgebogene Gestalt war skizziert; er hielt mit der Hand den Beutel mit den Silberlingen krampfhaft gespannt, durch eine unvorsichtige Bewegung hatte er den Salznopf umgestoßen und das Salz verschüttet.

In einer Aufwallung des Zornes war Petrus hinter ihm aufgesprungen, mit der rechten Hand hatte er ein Messer ergriffen, die linke auf die Schulter des Johannes gelegt, als ob er den Lieblingsjünger Christi fragen wollte: „Wer ist der Verräter?“ — Sein altes, silbergraues, im Zorn erglühendes Haupt trug den Ausdruck jenes feurigen Eifers, jenes Tatendurstes, mit dem er später, als er das unvermeidliche Leiden und den Tod seines Heilandes begriff, ausrufen mußte: „Herr warum kann ich Dir nicht folgen? Ich will mein Leben für Dich lassen!“

Christus am nächsten saß Johannes; die seidenweichen, oben glatten, nach unten lockigen Haare, die herabhängenden, vom Schlaf beschwerten Augenlider, die demüthig gefalteten Hände, das Gesicht mit seinen länglich runden Umrissen, alles an ihm atmete himmlische Ruhe und Klarheit. Er war der einzige unter den Jüngern, der nicht litt, nicht fürchtete, nicht zornig war. In ihm erfüllte sich das Wort seines Meisters: „Auf daß sie alle eins seien, gleichwie Du, Vater, in mir und ich in Dir!“

Giovanni dachte:

„Also das ist Leonardo! Und ich habe an ihm gezweifelt, der Verleumdung mein Ohr geliehen. Der Mann, der dies geschaffen hat, soll ein Gottloser sein? Wer steht denn dem Herrn näher als er?“

Nachdem Leonardo mit wenigen zarten Pinselstrichen das Gesicht des Johannes beendet hatte, nahm er aus dem Kasten ein Stück Kohle und versuchte die Umrisse des Christustopfes zu skizzieren.

Er kam damit nicht zustande.

Nachdem er neun Jahre über diesen Kopf nachgedacht hatte, konnte er nicht einmal die erste Skizze davon entwerfen.

Auch jetzt, wie früher, empfand der Künstler vor diesem weißen Flecke, auf dem das Antlitz des Herrn erscheinen sollte, seine Ohnmacht, seine Unentschlossenheit. Er warf die Kohle zur Erde, wischte mit einem weichen Schwamm die eben gemachten Striche weg und versank vor seinem Gemälde in ein Grübeln, wie es zuweilen stundenlang anhielt.

Giovanni bestieg das Gerüst und näherte sich ihm leise. Er sah, daß das finstere, mürrische, gleichsam gealterte Gesicht Leonardos eine hartnäckige, fast verzweifelte Anstrengung der Gedanken ausdrückte. Als der Meister aber dem Blicke des Schülers begegnete, sagte er ihm freundlich:

„Was willst du mir sagen, mein Freund?“

„Meister, was könnte ich Euch wohl sagen? Dies Bild ist wunderbar, herrlicher als alles in der Welt. Niemand außer Euch hat es verstanden. Besser, ich schweige. Ich vermag es nicht zu fassen . . .“

Tränen erstickten seine Stimme. Leise, gleichsam befangen, fügte er hinzu: „Nur das verstehe und begreife ich nicht: Wie muß das Gesicht des Judas unter all den andern gestaltet sein?“

Der Meister nahm eine auf einem Tischen Papier dargestellte Zeichnung und reichte sie ihm.

Es war ein schreckliches Gesicht, doch nicht eigentlich abstoßend, man konnte es nicht einmal als böseartig bezeichnen, es trug nur den Stempel eines tiefen Grames und einer bitteren Erkenntnis.

Giovanni verglich es mit dem des Johannes.

„Ja,“ flüsterte er, „das ist er! Der, von dem geschrieben steht: ‚Der Satan fuhr in ihn.‘ Er kannte wohl das Wort, aber befolgte es nicht: ‚Auf daß sie alle eins seien.‘ Er selbst wollte der Einzige sein ...“

Cesare da Sesto trat in den Speiseaal in Begleitung eines Mannes, dessen Kleidung einen Hof-Ofenheizer befundete.

„Endlich haben wir Euch gefunden!“ rief Cesare. „Überall haben wir Euch gesucht ... Ein Bote der Herzogin in wichtiger Angelegenheit, Meister.“

„Würden Ew. Gnaden nicht geruhen, ins Schloß zu kommen?“ fügte der Ofenheizer achtungsvoll hinzu.

„Was ist denn geschehen?“

„Ein großes Unglück, Messere! In der Badestube versagen die Leitungsröhren, außerdem brach heute morgen, als die Herzogin ihr Bad zu nehmen geruhte und das Kammermädchen eben ins Nebenzimmer nach frischer Wäsche gegangen war, der Hahn an der Heißwasserleitung, so daß Ihre Herrlichkeit diese gar nicht absperren konnte. Gut, daß sie aus der Wanne noch herauspringen konnte, sie hätte sich sonst verbrüht. Nun ist sie sehr ungnädig. Messer Ambrogio Ferrario, der Haushofmeister, beklagt sich und behauptet, er hätte Ew. Gnaden bereits vor dem ungenügenden Zustand der Röhren gewarnt ...“

„Unsinn!“ sagte Leonardo. „Du siehst, ich bin beschäftigt. Geh zu Zoroastro. Er wird es in einer halben Stunde in Ordnung bringen.“

„Nein, Messere! Ich habe Befehl, nur in Eurer Begleitung zurückzukehren ...“

Ohne ihn weiter zu beachten, wollte Leonardo seine Arbeit fortsetzen. Als er aber einen Blick auf die leere Stelle, die für das Christushaupt bestimmt war, geworfen hatte, verzog er verdrießlich sein Gesicht, winkte mit der Hand, als ob er plötzlich zu der Überzeugung gekommen wäre, daß es für diesmal doch vergeblich sei, verschloß den Kasten mit den Farben und verließ das Gerüst.

„Nun, so gehen wir, es ist doch alles eins. Hole mich auf dem großen Schloßhofe ab, Giovanni. Cesare wird dich begleiten. Ich erwarte euch am Koloß.“

Dieser Koloß war das Denkmal des verstorbenen Herzogs Francesco Sforza.

Zur großen Bestürzung Giovanni's ging der Meister, ohne auch nur einen Blick auf das „Heilige Abendmahl“ zu werfen, mit dem Heizer davon, um die Abflußröhren für das schmutzige Wasser in der herzoglichen Badestube zu reparieren. Es war, als hätte er sich gefreut, die Malerei liegen lassen zu können.

„Nun? Du kannst dich wohl nicht satt daran sehen?“ wandte sich Cesare an Giovanni. „Vielleicht ist es auch in der That wunderbar, so lange man es nicht versteht . . .“

„Was willst du damit sagen?“

„Ich hab's nur so hin gesagt. Ich will dir deine Illusion nicht rauben. Vielleicht kommst du noch selbst dahinter. Bis dahin gib dich deiner Begeisterung hin.“

„Ich bitte dich, Cesare, sage mir offen, was du denkst.“

„Meinetwegen. Nur werde mir nicht böse und wirf mir meine Wahrhaftigkeit nicht vor. Übrigens weiß ich bereits im voraus, was du mir entgegnen wirst, und werde mich mit dir darüber nicht streiten. Sicher, es ist ein großes Werk. Kein anderer Meister hat so viele Kenntnisse der Anatomie, der Perspektive, der Gesetze von Licht und Schatten bewiesen. Gewiß. Alles ist der Natur abgelauscht, jeder Gesichtsmuskel, jede Falte des Fischtuches. Aber der lebendige Geist fehlt. Das Göttliche fehlt und wird nicht hineinkommen. Alles ist tot — in den Körpern erloschene Herzen. Betrachte es dir nur genau, Giovanni; diese geometrische Regelmäßigkeit, diese Dreiecke, zwei der Anschauung, zwei der Handlung und im Mittelpunkte Christus. Hier auf der rechten das der Anschauung: das vollendete Gute im Johannes — das vollendete Böse im Judas, der Unterschied des Bösen und Guten, die Gerechtigkeit im Petrus. Daneben aber das Dreieck der Handlung: Andreas, Jakobus der Jüngere, Bartholomäus. Links von der Mitte wieder ein Dreieck der Anschauung: die Liebe des Philippus, der Glaube Jakobus' des Älteren, der Verstand des Thomas, und dann wieder ein Dreieck der Handlung. Geometrie an Stelle der Begeisterung, Mathematik an Stelle der Schönheit. Alles ist überlegt, berechnet, alles ausgeprobt, alles auf der Waagschale gewogen, mit dem Zirkel ausgemessen. Das heißt: mit dem Heiligsten — Spott treiben.“

„O Cesare!“ sagte Giovanni mit leisem Vorwurf. „Wie wenig kennst du den Meister! Warum haßt du ihn denn so?“

„Du kennst und liebst ihn wohl?“ entgegnete Cesare, ihn höhnisch ansehend.

In den Augen Cesares erglänzte eine unerwartete Bosheit, so daß Giovanni unwillkürlich zusammenfuhr.

„Du bist ungerecht, Cesare,“ sagte er nach kurzem Schweigen. „Das Gemälde ist noch nicht fertig, Christus fehlt noch!“

„Wird Christus noch hinkommen? Bist du davon überzeugt, Giovanni, daß er den Christus noch hineinmalen wird? Erwinnere dich meiner Worte: Das ‚Heilige Abendmahl‘ wird Leonardo nie beenden, er wird weder den Christuskopf noch den Judaskopf malen. Denn glaube mir, Freund, mit der Mathematik, mit dem Wissen und mit Versuchen kann man vieles, aber nicht alles erreichen. Dazu ist etwas anderes notwendig. Hier ist die Grenze, die er mit all seinem Wissen nicht überschreiten wird.“

Sie verließen das Kloster und wendeten sich nach dem Castello di Porta Giovia.

„In einem irrst du doch, Cesare“, sagte Giovanni, „Judas ist bereits vorhanden . . .“

„Wie vorhanden? Wo?“

„Ich habe ihn selbst gesehen.“

„Wann?“

„Vor kurzem, im Kloster. Er zeigte mir den Entwurf.“

„Dir? Sieh mal an!“

Cesare blickte ihn an und sagte bedächtig, als ob es ihm Überwindung kostete:

„Nun, wie war er, schön?“

Giovanni nickte schweigend mit dem Kopfe. Cesare erwiderte nichts und sprach auf dem ganzen Wege kein Wort mehr, er war in tiefes Nachdenken versunken.

* * *

Sie näherten sich dem Schloßthore und traten über die Zugbrücke, Battiponte, in den Turm der südlichen Umfassungsmauer, Torre di Filarete, der ringsum mit tiefen Wassergräben umgeben war. Hier herrschte Schwüle; es roch wie nach Kaserne, Brot, Dünger und Hafergrütze. Das Echo unter dem schallenden Gewölbe gab ein vielartiges Sprachgemisch wieder, das Gelächter und den Zank der Landsknechte.

Cesare hatte einen Passierschein. Giovanni wurde als Unbekannter verdächtig angesehen, sein Name ins Wachtbuch eingetragen. Über eine zweite Zugbrücke, an der sie sich wieder einer genauen Prüfung unterziehen mußten, gelangten sie auf den einsamen, inneren Schloßplatz, die Piazza d'Armi — das Marsfeld. Vor ihnen erhob sich der mit Zinnen gekrönte Turm „Bona di Savoia“ über dem toten Graben, Fossato Morto. Zur rechten Hand befand sich der Eingang in den Ehrenhof „Cortile Ducale“, zur linken der in den besetzten Teil des Schlosses, in die Zitadelle Rocchetta, die einem richtigen Adlerhorst glich.

Mitten auf der Piazza d'Armi stand ein hölzernes Baugerüst, das von kleinen Anbauten, Zäunen und bretternen Schuttdächern umgeben

war; sie waren flüchtig zusammengefügt, durch die Länge der Zeit schwarz geworden und wiesen hier und da gelben Schimmel auf. Über die Säune und das Gerüst erhob sich eine tönernerne Statue von 12 Ellen Höhe — ein Pferd. Es war der sogenannte Koloß, das Werk Leonardo da Vincis. Das Riesepferd aus dunkelgrünem Tone bäumte sich; mit den Vorderhufen drohte es einen Krieger niederzutreten. Der Reiter war der große Kondottiere Francesco Sforza, der Abenteurer, der sein Blut für Geld verkaufte, der halb Soldat, halb Räuber war. Als Sohn eines armen Bauern aus der Romagna, entstammte er dem Volke; er besaß die Stärke eines Löwen und die Schlaueit eines Fuchses und erreichte den höchsten Gipfel der Macht durch Verbrechen, Heldentaten und Klugheit; so starb er auf dem herzoglichen Throne von Mailand.

Ein fahler Sonnenstrahl fiel auf den Koloß.

Giovanni sah in den Gesichtszügen des Triumphators die gutmütige Ruhe des satten Raubtieres ausgedrückt. Am Fuße des Denkmals nahm er die von Leonardos Hand in den weichen Ton geritzte Doppelzeile wahr:

Expectant animi . . . molemque futuram
Suspiciunt; fluat aes; vox erit: Ecce Deus!

Die letzten Worte erschütterten ihn: „Ecce Deus! — Sehet welch ein Gott!“

„Ein Gott!“ wiederholte Giovanni, indem er auf den Koloß und auf das vom Pferde des Gewalttätigen niedergetretene menschliche Opfer blickte. Der stille Speisesaal im Kloster Santa Maria delle Grazie, die blauen Höhen Zions, die himmlische Schönheit des Johannes und das Abendmahl jenes Gottes, von dem gesagt worden ist: „Ecce Homo! — Sehet welch ein Mensch!“ traten lebhaft vor seine Augen.

Leonardo trat an Giovanni heran.

„Ich bin fertig. Wir wollen gehen, sonst ruft man mich wieder ins Schloß; es scheint, die Küchenornsteine sind nicht im Lot, sie rauchen. Wir müssen uns heimlich entfernen, ehe sie uns merken.“

Giovanni stand schweigend da, seine Augen waren niedergeschlagen, sein Gesicht bleich.

„Verzeihung, Meister! Ich denke darüber nach und kann es nicht fassen, daß Ihr in derselben Zeit diesen Koloß und das ‚Heilige Abendmahl‘ zugleich habt schaffen können?“

Leonardo sah ihn verwundert an: „Was begreifst du denn nicht?“

„Oh, Messer Leonardo, seht Ihr es denn nicht selbst? Zugleich kann man so etwas nicht . . .“

„Im Gegenteil, Giovanni. Ich halte dafür, daß das eine das andere fördert; die besten Gedanken über das ‚Heilige Abendmahl‘ fallen

mir gerade hier ein, wenn ich am Kolofß arbeite, und umgekehrt überlege ich mir am liebsten im Kloster dies Denkmal. Es sind Zwillinge. Ich habe sie zusammen begonnen, ich werde sie zusammen beenden."

"Zusammen? Diesen Menschen und Christus? Nein, nein, Meister, das geht nicht! . . ." rief Giovanni. Da er seine Gedanken nicht besser auszudrücken wußte und doch in seinem erregten Herzen den Widerspruch fühlte, wiederholte er noch einmal:

"Das geht nicht! Das kann nicht sein!"

"Warum soll's nicht gehen?" sagte der Meister mit heiterem Lächeln. Giovanni wollte etwas erwidern; als er aber die ruhigen, nachdenklichen Augen Leonardos auf sich gerichtet sah, begriff er, daß er nichts zu sagen hätte, weil jener es doch nicht verstehen würde.

"Als ich das ‚Heilige Abendmahl‘ betrachtete, glaubte ich ihn zu verstehen. Jetzt aber weiß ich, daß ich ihn nicht kenne. Wer ist er? Welchem von beiden hat er in seiner Seele: ‚Sehet welch ein Gott!‘ zugerufen? Oder hätte Cesare doch recht, und das Herz Leonardos wußte überhaupt nichts von Gott?"

* * *

Nachts, als alle schliefen, trat Giovanni, den der Schlaf floh, auf den Hof und setzte sich auf eine an der Tür einer Weinlaube stehende Bank. Der Hof war quadratisch, mit einem Brunnen in der Mitte; die Seite, der Giovanni den Rücken zuwendete, wurde von der Hausmauer begrenzt, ihr gegenüber lagen die Stallungen, links stand eine Mauer mit einem Pfortchen, das nach der großen Straße zur Porta Vercelliana führte, rechts der Zaun eines kleinen Gartens mit einer kleinen Tür, die stets verschlossen war. Im Hintergrunde dieses Gartens befand sich ein alleinstehendes Gebäude, in das der Besitzer jedem, außer Astro, den Eingang verwehrete und in dem er oft in größter Abgeschlossenheit arbeitete.

Die Nacht war still, warm und feucht. Der Mond schien düster durch den schwülen Nebel hindurch. Ein Klopfen ließ sich an dem nach der Straße führenden Pfortchen vernehmen.

Im untersten Stockwerke wurde ein Fensterladen geöffnet, ein Mann sah heraus und fragte:

"Nonna Cassandra, bist du es?"

"Ich bin's. Mach auf."

Astro trat aus dem Hause und öffnete das Pfortchen.

Ein Mädchen in weißem Kleide, das im Mondschneine grünlich wie der Nebel selbst ausah, betrat den Hof.

Zuerst unterhielten sie sich am Pförtchen, dann gingen sie an Giovanni vorüber, den sie im Schatten der Weinlaube nicht gewahr wurden.

Das Mädchen setzte sich auf den niedrigen Rand des Brunnens. Ihr Gesicht war fremdartig, gleichgültig und starr, wie das alter Bildsäulen, mit niedriger Stirn, geraden Brauen und einem viel zu kleinen Kinn; die Augen waren durchsichtig gelb wie Bernstein. Am meisten aber erstaunte Giovanni über die Haare; dicht, spröde, umgaben sie, wie die Schlangen der Medusa, den Kopf mit einem schwarzen Glorienschein, der das Gesicht noch bleicher, die roten Lippen noch glühender, die gelblichen Augen noch durchsichtiger machte.

„Also, Astro, du hast ebenfalls schon vom Frater Anselmus gehört?“ sagte das Mädchen.

„Ja, Monna Cassandra, er ist vom Papste zur Ausrottung aller Hexerei und schwarzen Magie gesandt. Wenn man hört, wie die Leute über die Patres der Inquisition reden, so überläuft einen eine Gänsehaut. Gebe Gott, daß man ihnen nicht in die Finger gerät. Sei vorsichtiger. Warne deine Tante ...“

„Sie ist nicht meine Tante!“

„Das bleibt sich gleich, ich meine diese Monna Sidonia, bei der du wohnst.“

„Du glaubst wohl, Schmied, wir seien Hexen?“

„Ich glaube gar nichts; Messer Leonardo hat mir ausführlich auseinandergesetzt und bewiesen, daß es dem Naturgesetze nach keinerlei Hexerei gibt noch geben kann. Messer Leonardo weiß alles und glaubt an nichts.“

„Er glaubt an nichts?“ wiederholte Monna Cassandra. „Er glaubt auch an keinen Teufel? Aber an Gott?“

„Spotte nicht. Er ist ein rechtschaffener Mensch.“

„Ich spotte nicht. Weißt du aber auch, daß der leidige Zufall oft ganz eigentümlich spielt? Man erzählte mir, die Patres der Inquisition hätten bei einem großen Gottlosen einen Vertrag aufgefunden, nach welchem dieser Mensch sich verpflichtete, auf Grund der Logik und der Naturgesetze jede Existenz der Hexen, ja die Macht des Teufels zu leugnen, um auf diese Weise die Diener des Satans den Verfolgungen der heiligsten Inquisition zu entziehen und so das Reich des Teufels auf Erden zu befestigen und zu mehren. Darum heißt es auch, an Hexenmeister zu glauben sei Hexerei, nicht daran zu glauben eine doppelte. Sieh dich vor, Schmied, verrate deinen Meister nicht — sage es niemandem, daß er an die schwarze Magie nicht glaube.“

Anfänglich verwirrte diese unerwartete Mitteilung Zoroastro; dann fing er an Leonardo zu verteidigen, ihn zu rechtfertigen.

Das Mädchen unterbrach ihn: „Wie steht's mit eurer Flugmaschine? Ist sie bald fertig?“

Der Schmied winkte mit der Hand. „Fertig, warum nicht gar! Wir bauen sie aufs neue um.“

„Ach Astro, Astro! Was hast du davon, an diesen Unsinn zu glauben! Begreifst du denn gar nicht, daß alle diese Maschinen nur dazu da sind, um die Aufmerksamkeit abzulenken? Nach meiner Meinung fliegt Messer Leonardo bereits seit langem ...“

„Wie, er fliegt?“

„Ja, ebenso wie ich.“

Zweifelnd sah er sie an.

„Du träumst wohl nur, Monna Cassandra?“

„Sehen es andere nicht auch? Du hast wohl noch nichts darüber gehört?“

Verwirrt fragte sich der Schmied hinter dem Ohr.

„Übrigens, ich vergaß,“ fuhr sie spöttisch fort, „ihr seid ja alles gelehrte Leute hier, glaubt an keinerlei Wunder. Euch ist die Mechanik alles!“

„Hol sie der Teufel! Sie hängt mir zum Halse heraus,“ erwiderte der Schmied.

Dann faltete er die Hände und rief flehend aus:

„Monna Cassandra! Du weißt es, ich bin treu wie Gold. Das Schwagen würde mir auch nur von Unheil sein. Ehe man sich's versieht, könnte Frater Anselmus einen selbst beim Wickel kriegen. Erzähle, tu mir den Gefallen, sage mir alles ganz ausführlich ...“

„Was soll ich dir sagen?“

„Wie man fliegt!“

„Was fällt dir ein! Nein, das sage ich dir nicht. Vieles Wissen macht alt.“

Sie schwieg. Nach einer Weile, nachdem sie ihm mit einem langen Blicke in die Augen gesehen, fügte sie leise hinzu:

„Was ist da viel zu sagen! Man muß es tun.“

„Was braucht man dazu?“ fragte er mit zitternder Stimme und ganz bleich.

„Das Stichwort wissen und eine Salbe, um den Körper einzureiben.“

„Besitzest du diese?“

„Ja.“

„Und du kennst das Stichwort?“

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

„Werde ich fliegen?“

„Versuche es! Du wirst dich überzeugen, das ist sicherer als deine Mechanik.“

Das einzige Auge des Schmiedes erglühete in wahnsinnigem Verlangen

„Monna Cassandra, gib mir deine Salbe!“

Sie fing leise und eigentümlich zu lachen an.

„Ein Narr bist du, Astro. Eben noch bezeichnetest du alle Geheimnisse der Magie als Unsinn, und jetzt auf einmal glaubst du daran.“

Astro wurde verlegen. „Ich will es versuchen. Mir ist es ja gleichgültig, ob durch ein Wunder oder durch Mechanik, aber ich will fliegen. Ich kann nicht länger warten . . .“

Das Mädchen legte die Hand auf seine Schulter.

„Gott sei dir gnädig! Du tust mir leid. In der Tat verlierst du noch deinen Verstand, wenn du nicht fliegst. Mag es denn sein, ich gebe dir die Salbe und sage dir das Stichwort. Aber, Astro, auch du mußt mir eine Bitte erfüllen!“

„Ich werde alles tun, Monna Cassandra, alles. Sprich nur!“

Das Mädchen wies auf das feuchte Ziegeldach hin, das hinter dem Zaune im Mondschein erglänzte.

„Laß mich da hinein!“

Astro machte ein finsternes Gesicht und schüttelte den Kopf.

„Nein, nein . . . alles, was du willst, nur das nicht!“

„Warum?“

„Ich habe dem Meister mein Wort gegeben, niemanden hinein-zulassen.“

„Warst du drin?“

„Ja.“

„Was ist denn drin?“

„Keinerlei Geheimnisse. Tatsächlich, Monna Cassandra, nichts Interessantes: Maschinen, Geräte, Bücher, Handschriften; es sind auch seltene Blumen, Tiere, Insekten da — Reisende bringen sie ihm aus fernen Ländern mit. Auch ein Giftbaum . . .“

„Wie, ein giftiger Baum?“

„Ja, zu Versuchen. Er vergiftete ihn, um die Wirkung der Gifte auf Pflanzen kennen zu lernen.“

„Ich bitte dich, Astro, teile mir alles mit, was du von diesem Baume weißt.“

„Da ist nicht viel zu berichten. Bei Beginn des Frühjahrs, als der Baum zu treiben begann, bohrte er ein Loch in die Rinde bis ins Mark und spritzte mit einem langen, nadelartigen Instrument eine gelbliche Flüssigkeit hinein.“

„Sonderbare Versuche! Was ist es denn für ein Baum?“

„Ein Pfirsichbaum.“

„Nun, was ist daraus geworden? Sind die Früchte mit dem Gifte durchsetzt?“

„Sie werden es sein, wenn sie reif sind.“

„Sieht man ihnen an, daß sie giftig sind?“

„Nein, es ist nichts zu sehen. Daher gestattet er niemandem den Eintritt, man könnte, von der Schönheit der Früchte verführt, davon essen und müßte dann sterben.“

„Hast du den Schlüssel bei dir?“

„Ja.“

„Gib mir den Schlüssel, Astro!“

„Wo denkst du hin, Monna Cassandra! Ich habe ihm geschworen ...“

„Gib mir den Schlüssel!“ wiederholte Cassandra. „Ich richte es ein, daß du noch heute nacht aufstiegen wirst, hörst du, noch heute nacht! Sieh hier ist die Salbe!“

Sie zog aus ihrem Busen eine gläserne Büchse, die mit einer dunkeln, im Scheine des Mondes glänzenden Flüssigkeit gefüllt war, hielt sie ihm vor die Augen und flüsterte geheimnisvoll: „Wovor fürchtest du dich, du Tor? Du sagst ja selbst, es gäbe dort keine Geheimnisse. Wir treten nur ein und sehen uns um. Nun, gib mir den Schlüssel her!“

„Laß mich in Ruhe,“ sagte er, „ich lasse dich doch nicht hinein, ich brauche deine Salbe nicht. Geh fort.“

„Feigling!“ sagte das Mädchen verächtlich. „Du möchtest wohl Geheimnisse kennen lernen, aber du wagst es nicht. Jetzt sehe ich ein, daß er ein Hexenmeister ist und dich wie ein Kind betrügt ...“

Er schwieg finster und drehte ihr den Rücken zu.

Das Mädchen trat wieder an ihn heran:

„Es ist gut, Astro, es ist nicht nötig. Ich werde nicht eintreten. Nur öffne die Tür und laß mich hineinschauen ...“

„Du wirst den Raum nicht betreten?“

„Nein, öffne nur die Tür und laß mich hineinschauen.“

Er zog den Schlüssel aus der Tasche und schloß auf.

Giovanni erhob sich vorsichtig von seinem Plaze. Im Hintergrunde des von Planken umgebenen Gartens erblickte er einen gewöhnlichen Pfirsichbaum. Im grauen Nebel, im trüben, grünlichen Scheine des Mondes erschien er ihm wie ein Unglück verheißendes Trugbild. Auf der Schwelle stehend, sah das Mädchen mit heißhungriger Neugier und mit weitgeöffneten Augen hinein, dann tat sie einen Schritt vorwärts, um einzutreten. Der Schmied hielt sie zurück. Sie wand sich wie eine Schlange zwischen seinen Händen. Er stieß sie zurück, daß sie beinahe hinfiel. Sie richtete sich aber sofort auf und sah ihn herausfordernd an. Ihr bleiches, totenähnliches Gesicht drückte Bosheit und Schrecken aus; mit diesen Augen glich sie tatsächlich einer Hexe.

Der Schmied schloß die Gartentür und ging, ohne sich von Monna Cassandra zu verabschieden, ins Haus.

Sie verfolgte ihn mit ihren Blicken. Dann eilte sie flüchtig an Giovanni vorüber und schlüpfte durch das Pförtchen auf die Straße, die nach der Porta Verzelliana führte.

Es herrschte eine tiefe Stille. Der Nebel war gesunken, alles verschwand und versteckte sich in ihm.

Giovanni schloß die Augen. Wie im Traume sah er im trüben Mondscheine das schreckliche Bäumchen mit den schweren Tropfen auf den nassen Blättern, mit den giftigen Früchten vor sich — die Worte der Heiligen Schrift fielen ihm ein: „Und Gott der Herr gebot dem Menschen und sprach: Du darfst essen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baume der Erkenntnis darfst du nicht essen. Denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.“



Drittes Kapitel.

Die giftigen Früchte.

1495.

Die Herzogin Beatrice wusch sich jeden Freitag das Haar, vergoldete es und ließ es dann auf einem sogenannten „Altan“, einer mit einem Geländer versehenen Terrasse, wie man sie auf den Dächern vornehmer Häuser zu errichten pflegte, trocknen. Die Herzogin saß eines Tages auf einem solchen Altan, als sie in dem großartigen Sommer-schlosse der Sforzas weilte, das außerhalb der Stadt, mitten in den schönen, immergrünen Weiden und Feldern der Provinz Lomellina, am rechten Ufer des Ticino, unweit der Festung Vigevano, lag.

Geduldig ertrag die Herzogin die sengende Sonnenglut, während selbst die Arbeiter mit ihren Gespannen den Schatten aufsuchten, um sich zu schützen und zu rasten. Gekleidet war sie in ein weites, ärmelloses Übergewand aus weißer Seide; auf dem Kopfe hatte sie einen Strohhut, um ihr Gesicht vor dem Braunwerden durch die Sonne zu schützen. Die mit Goldfarbe durchtränkten, in der Sonne glänzenden Haare, die aus einem runden Loch des Hutes hervorquollen, lagen weit auseinander gebreitet; eine junge tscherkessische Sklavin mit gelblichem Gesicht betupfte sie mit einem weichen Schwamme, der auf

eine spitze Spindel gesteckt war, und eine Tatarin mit geschlitzten Augen kammte sie mit einem Elfenbeinkamme.

Die Flüssigkeit zum Vergolden wurde aus dem Maisafte des Nußbaumes, Wurzeln, Safran, Ochsgalle, Schwalbenerkrementen, grauer Ambra, gebrannten Bärenknochen und Eidechsenöl bereitet.

Neben der Herzogin, unter ihrer eigenen Aufsicht, kochte auf einem Dreifuße, über einer von dem Scheine der Sonne fast verblaßten Flamme, in einer langhalsigen Retorte, wie solche von den Alchimisten gebraucht wurden, ein Rosen-Muskatwasser mit Zibet, Gummitragant und anderen Substanzen.

Beide Dienerinnen waren in Schweiß gebadet. Selbst das Schoßhündchen der Herzogin fand auf dem heißen Dache keine Ruhestelle; vorwurfsvoll schmiegte es sich an seine Herrin, atmete schwer, streckte die Zunge heraus und beantwortete nicht einmal die Redereien der unruhigen Meerlaze. Dem Affen behagte die Hitze, ebenso dem Negerjungen, der den in Bernstein und Perlmutter gefaßten Spiegel hielt.

Obgleich sich Beatrice bemühte, ihrem Gesichtsausdrucke den Schein der Strenge und ihren Bewegungen Würde zu verleihen, so konnte man ihr doch nicht ansehen, daß sie, 19 Jahre alt, bereits Mutter zweier Kinder und drei Jahre verheiratet war. Die vollen Wangen, die dicken, immer launenhaft zusammengekniffenen Lippen, die schmalen Schultern, die flache Brust, die eckigen, heftigen, fast knabenhaften Bewegungen ließen vielmehr auf ein verwöhntes, eigensinniges, wildes und selbstsüchtiges Mädchen schließen. Aus ihren kristallklaren, braunen Augen leuchtete aber ein berechnender Verstand. Der schlaueste Staatsmann jener Zeit, der Gesandte Benedigs, Marino Sanuto, berichtete seiner Regierung in einem Geheimschreiben, daß diese Frau in der Politik geschickter sei, als der Herzog Lodovico, ihr Gemahl, der gut daran täte, in allen Stücken ihrem Räte zu folgen.

Das Schoßhündchen fing plötzlich böse und heiser zu bellen an. Auf einer steilen Treppe, die den Altan mit den Toilette- und Garderobezimmern verband, stieg keuchend und seufzend eine alte Frau in dunklem Witwenkleide herauf. In der einen Hand ließ sie den Rosenkranz durch die Finger gleiten, in der anderen hielt sie eine Krücke. Ihre Knizeln hätten ihr ein ehrwürdiges Aussehen verliehen, wenn nicht ein fades, süßliches Lächeln und die mausartige Beweglichkeit ihrer Augen sie entstellte hätten.

„Ach, ach, Alter bringt keine Freude. Ich kann kaum mehr weiter. Der Herr verleihe Ew. Herrlichkeit Gesundheit,“ sagte die Alte, indem sie mit übertriebener Unterwürfigkeit den Saum des herzoglichen Bademantels aufhob und an ihre Lippen führte.

„Nun, Monna Sidonia, ist es fertig?“

Die Alte nahm eine sorgfältig eingewickelte und verkorkte Flasche mit einer trüben, weißlichen Flüssigkeit aus ihrer Handtasche — es war die Mischung von der Milch eines Esels und einer roten Ziege, über wildem Baldrian, Spargelwurzeln und den Zwiebeln weißer Lilien destilliert.

„Eigentlich müßte sie noch ein paar Tage in warmem Pferdedünger stehen, doch ich glaube, sie ist auch so gut. Nur bevor Ew. Herrlichkeit sich ihrer zum Waschen bedienen, lasset sie durch einen Filzbeutel filtrieren, befeuchtet eine lockere Brotkrume damit und geruhet Euer Gesicht so lange Zeit damit zu reiben, wie man gebraucht, um dreimal das Kredo zu beten. In fünf Wochen ist jede braune Gesichtsfarbe geschwunden. Auch für Hitzblattern ist die Mischung gut.“

„Nun höre mal, Alte,“ sagte Beatrice, „vielleicht enthält dieses Waschmittel auch eßliche Bestandteile, wie sie die Hexen bei Ausübung der schwarzen Magie gebrauchen — Schlangenfett, Wiedehopfblood, Pulver der am Spieße gedörrten Frösche — und wie sie in der Enthaarungsalbe, die du mir neulich gebracht hast, enthalten waren. Dann sage es lieber gerade heraus.“

„Nein, nein, Ew. Herrlichkeit! Glaubt nicht daran, was die Leute reden. Ich arbeite reinlich, ohne Betrug. Je nachdem wie es die Leute haben wollen. Man kann, offen gesagt, des Unrats zuweilen nicht entbehren; so hat sich beispielsweise die hochachtbare Madonna Angelica den ganzen vorigen Sommer lang den Kopf mit dem Urin eines Hundes gewaschen, um dem Ausfall ihrer Haare zu wehren, und hat Gott gedankt, daß es ihr geholfen hat.“

Dann neigte sie sich zum Ohre der Herzogin herab und flüsterte ihr als neuesten Stadtklatsch zu, daß die junge Frau des Vorstehers des Salzamtes, die wunderschöne Madonna Filiberta, ihren Mann mit einem zugereisten spanischen Ritter betrüge.

„Du alte Kupplerin!“ drohte ihr Beatrice, der diese Klatschereien Freude zu bereiten schienen, lächelnd mit dem Finger. „Du selbst hast wohl die Unglückliche verführt.“

„Lassen es Ew. Herrlichkeit nur gut sein, die und unglücklich! Sie singt wie ein Vogel, freut sich, bedankt sich bei mir alle Tage. Jetzt erst kennt sie, nach ihrem eigenen Geständnis, den großen Unterschied zwischen den Küßen des Gemahls und denen eines Liebhabers.“

„Es ist doch Sünde! Quält sie denn ihr Gewissen nicht?“

„Gewissen? Sehen Ew. Herrlichkeit, obgleich die Mönche und Priester bisweilen das Gegenteil behaupten, so halte ich doch die Liebesünde für die natürlichste Sünde. Einige Tropfen Weithwassers genügen, um sie abzuwaschen. Überdies vergilt Madonna Filiberta, indem sie ihrem Manne untreu wird, nur Gleiches mit Gleichem. Wenn

sie damit auch die Sünden ihres Mannes vor Gott nicht ganz tilgt, so erleichtert sie ihm doch deren Last.“

„Spricht man denn, daß ihr Mann auch ...?“

„Gewisses weiß ich nicht. Einer ist wie der andere. Ich glaube, es gibt keinen Mann auf der Welt, der sich nicht lieber mit einem Arm begnügt als mit einer einzigen Frau.“

Die Herzogin lachte.

„Man kann dir nicht böse sein, Monna Sidonia. Woher hast du nur dies alles?“

„Glauben Ew. Herrlichkeit nur der Alten; alles, was ich sage, ist heilige Wahrheit. Ich werde doch in Gewissensfragen den Strohalm vom Balken unterscheiden können! Jedes Ding hat seine Zeit. Unser-eine, die in der Jugend ihre Liebeslust nicht gestillt hat, erleidet im Alter Qualen der Reue, die sie noch in die Klauen des Teufels führen.“

„Du redest wie ein Magister der Theologie!“

„Ich bin kein gelehrtes Weib, Ew. Herrlichkeit, ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Der Mai des Lebens blüht nur einmal, und für was, zum Teufel — Gott verzeih mir — sind wir noch tauglich, wenn wir alt geworden sind? Vielleicht zum Bewachen der Asche im Kamine. Man jagt uns in die Küche, um da mit den Ragen zu schnurren und Töpfe und Bratpfannen zu zählen. Es heißt, die Zungen sollen leben, die Alten verderben. Schönheit ohne Liebe gleicht einer Messe ohne Vaterunser, und die Zärtlichkeiten des Ehemannes sind so traurig wie die Unterhaltungen der Nonnen.“

Die Herzogin lachte abermals hell auf.

Die Alte betrachtete sie aufmerksam und gewann die Überzeugung, daß sie die hohe Frau bereits lange genug mit ihren Nichtigkeiten unterhalten habe; sie beugte sich abermals zu ihrem Ohre herab und flüsterte ihr etwas zu.

Beatrice lachte nicht mehr. Ein Schatten glitt über ihr Gesicht. Sie machte ein Zeichen. Die Sklavinnen entfernten sich. Nur der kleine Neger blieb auf dem Altar; er verstand kein Italienisch.

„Vielleicht ist es bloß Unsinn,“ sagte die Herzogin endlich. „Was wird nicht alles geschwätzt ...“

„Nein, Signora. Ich habe es selbst gesehen und gehört. Auch andere können es Euch berichten.“

„Waren viele Menschen da?“

„An die zehntausend, der ganze Platz vor dem Castello di Pavia war gedrängt voll.“

„Was vernahmst du?“

„Als Madonna Isabella mit dem kleinen Francesco auf den Balkon trat, schwenkten alle ihre Arme und Hüte, viele weinten. ‚Es leben,‘

so riefen sie, „Isabella von Aragonien, Gian Galeazzo, der rechtmäßige Herrscher Mailands, und der Thronfolger Francesco! Tod den Räubern des Thrones!“

Beatrice machte ein finstres Gesicht.

„Diese Worte fielen wirklich?“

„Diese und noch schlimmere ...“

„Was für welche? Rede, fürchte dich nicht.“

„Sie schrien — die Zunge versagt mir, Signora — sie schrien: Tod den Dieben!“

Beatrice zuckte zusammen, gewann aber sofort ihre Selbstbeherrschung wieder und fragte leise:

„Was hast du noch gehört?“

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich es Ew. Herrlichkeit wiedergeben soll ...“

„Spute dich! Ich will alles wissen.“

„Denkt Euch nur, Signora, die Leute redeten, daß der erlauchteste Herzog Lodovico il Moro, der Vormund und Wohltäter Gian Galeazzos, seinen Neffen in den Castello di Pavia gesperrt und ihn da mit gedungenen Mördern und Spähern umgeben habe. Dann erhoben sie ein Wehklagen und forderten, der Herzog selbst solle sich zeigen. Madonna Isabella aber entgegnete, er sei bettlägerig.“

Geheimnisvoll flüsterte Monna Sidonia der Herzogin abermals ins Ohr. Zuerst hörte Beatrice aufmerksam zu; dann wandte sie sich zornig um und rief:

„Du hast wohl deinen Verstand verloren, alte Hexe! Wie kannst du es wagen! Ich werde dich gleich von diesem Dache hinunterwerfen lassen, so daß selbst die Krähen deine Knochen nicht zusammenlesen können.“

Die Drohung erschreckte Monna Sidonia nicht; auch beruhigte Beatrice sich bald.

„Ich glaube nicht daran,“ sagte sie, die Alte finster ansehend.

Diese zuckte mit den Schultern.

„Das steht in Eurem Belieben, aber daran zu zweifeln ist unmöglich ...“

„Hört, wie es gemacht wird,“ fuhr sie geheimnisvoll fort. „Man knetet aus Wachs eine kleine Puppe, setzt derselben auf der rechten Seite das Herz, auf der linken die Leber einer Schwalbe ein, durchsticht diese unter Verwünschungen mit einer Nadel, und derjenige, dem die Puppe ähnlich sieht, muß eines langsamen Todes sterben. Kein Arzt kann ihn retten ...“

„Schweige,“ unterbrach sie die Herzogin, „wage es niemals wieder, zu mir darüber zu reden ...“

Demütig küßte die Alte wieder den Saum des Bademantels.

„Ow. Herrlichkeit! Meine glänzende Sonne! Ich liebe Euch zu sehr, daß ich meine ganze Sünde. Glaubt mir wohl, in Tränen bete ich zum Herrn für Eure Gesundheit, jedesmal wenn man das Magnifikat in der Vesper des heiligen Franziskus singt. Die Leute sagen, ich wäre eine Heze; würde ich aber meine Seele dem Teufel verschreiben, so ist Gott mein Zeuge, ich würde es nur tun, wenn ich dadurch mit irgend etwas Ow. Herrlichkeit nützen könnte.“

Nachdenklich fügte sie hinzu: „Auch ohne Hexerei ist es möglich.“ Die Herzogin betrachtete sie schweigend mit Neugierde.

„Als ich durch den Schloßgarten hierher ging,“ fuhr Monna Sidonia in sorglosem Tone fort, „legte der Gärtner prachtwolle reife Pfirsiche in einen Korb, wahrscheinlich zum Geschenke für Messer Gian Galeazzo.“

Nach einer kurzen Pause sagte sie: „Der Florentiner Meister Leonardo da Vinci soll, wie die Leute sagen, in seinem Garten auch prachtwolle Pfirsiche haben, nur giftige ...“

„Wie? Giftige?“

„Ja, ja! Monna Cassandra, meine Nichte, hat sie gesehen ...“ Die Alte zischelte Beatrice wieder ins Ohr.

Die Herzogin erwiderte nichts, der Ausdruck ihrer Augen blieb unergündlich.

Die Haare waren trocken. Sie stand auf, warf den Bademantel von den Schultern und stieg in ihre Garderobegemächer hinab.

Hier standen drei riesige Schränke. Im ersten, der sich wie die Schatzkammer einer Kirche ausnahm, hingen der Reihe nach vierundachtzig Kleider, die sich die Herzogin im Laufe ihrer dreijährigen Ehe hatte anfertigen lassen. Einige davon waren durch die Menge von Gold und Edelsteinen, mit der sie ausgeputzt waren, so steif, daß sie, ohne angehängt zu werden, stehen konnten; andere wieder so dünn und leicht wie Spinnweben. Im zweiten Schrank befanden sich das ganze Zubehör zur Falkenjagd und das Pferdegeschirr. Im dritten waren wohlriechende Essenzen, Schönheitswasser, Spülmittel, Salben, Zahnpulver aus weißen Korallen und Bernstein, zahllose Büchsen, Kolben, Destillierhelme und Retorten — ein ganzes Laboratorium weiblicher Alchimie. Außerdem standen im Zimmer prächtige, mit Malerei verzierte Kästchen und eiserne geschmiedete Truhen. Als die Dienerin eine der letzteren öffnete, um ihr ein frisches Hemd zu entnehmen, entstieg derselben der Wohlgeruch feiner Batistwäsche, zwischen welche Lavendelsträußchen und seidene Riechkissen mit Pulvern der im Schatten getrockneten Levantischen Frühlilien und Damaszener Rosen gelegt waren.

Während die Herzogin sich auskleidete, beratschlagte sie mit ihrer Schneiderin den Schnitt eines neuen Kleides, den ihr soeben ein Kurier

von ihrer Schwester, der Markgräfin von Mantua, Isabella d'Este, einer ebensolchen Modedame wie sie selbst, überbracht hatte. Beide Schwestern wetteiferten in ihrer Kleidung. Beatrice beneidete ihre Schwester um ihren Geschmack und ahmte ihr nach. Einer der Gesandten der Herzogin von Mailand benachrichtigte sie im geheimen über all die Neuanschaffungen der Mantuaner Garderobe.

Beatrice zog ein Kleid an, dessen Muster sie besonders vorzog, da es ihren kleinen Wuchs hob. Der Stoff bestand in längslaufenden, einander abwechselnden Streifen grünen Samtes und Goldbrokats. Die mit grünen Seidenbändern umwundenen Ärmel schlossen eng an und hatten Einschnitte nach französischer Mode, sogenannte „Fenster“, durch welche die schneeweiße Leinwand des Hemdes hervorleuchtete. Alles war in feine, reiche Falten gelegt. Ein federleichtes, dichtes Goldnetz zierte ihre in einen Zopf geflochtenen Haare, und ihren Kopf umspannte der schmale Reif eines Diadems, an dem ein Skorpion aus Rubinen befestigt war.

* * *

Beatrice war gewöhnt, lange Zeit auf ihre Toilette zu verwenden; nach der Aussage des Herzogs brauchte sie so viel Zeit zum Ankleiden, wie man zur Ladung eines Handelsschiffes nach Indien bedürfte.

Endlich, als sie aus der Ferne das Schmettern der Jagdhörner und das Gebell der Hundemeute hörte, besann sie sich darauf, daß sie einen Jagdausflug befohlen hatte, und beeilte sich. Bereits vollständig gerüstet, begab sie sich im Vorbeigehen in die Gemächer ihrer Zwerge, die zum Scherz „Wohnung der Giganten“ genannt wurden und ebensolchen Puppenstuben im Schlosse der Isabella d'Este nachgebildet waren.

Die Stühle, die Betten, das ganze Gerät, Leitern mit breiten, niedrigen Stufen, selbst eine Kapelle mit einem winzigen Altare, an dem der gelehrte Zwerg Janacchi in eigens für ihn gefertigtem erzbischöflichem Ornate und der Mitra Messe las — alles war dem Größenverhältnis dieser Pygmäen angepaßt.

In der „Wohnung der Giganten“ herrschte immer Lärm, Lachen, Weinen, Geschrei verschiedenartiger, mitunter schrecklicher Stimmen, wie in einem Tierzwinger oder in einem Irrenhause. Es wimmelte von Meerlaxen, Buckligen, Papageien, Mohren, Märrinnen, Spaßmachern, Kaninchen, Zwergen und anderen spaßhaften Gestalten, die hier in unsauberer Enge geboren wurden, lebten und starben. Die junge Herzogin verweilte tagelang unter ihnen und belustigte sich wie ein junges Mädchen.

Diesmal betrat sie, da sie an der Jagd teilnehmen wollte, nur auf einen kurzen Augenblick die „Wohnung der Giganten“, um sich nach

dem Befinden des kleinen Mohren Mannino zu erkundigen, der ihr vor kurzem aus Venedig zugesandt worden war. Die Haut des Mannino war so schwarz, daß sie nach der Meinung des Vorbesizers nichts zu wünschen übrig ließ. Die Herzogin spielte mit ihm wie mit einer lebendigen Puppe. Der Mohr erkrankte. Die gerühmte Schwärze erwies sich nicht ganz echt, da die lackartige Farbe, die dem Körper den schwarzen Glanz verlieh, zum großen Leidwesen Beatricens nach und nach zu schwinden begann.

In der letzten Nacht hatte sich sein Zustand verschlimmert; man fürchtete, daß er sterben würde. Diese Nachricht betrübte die Herzogin, denn sie liebte aus alter Anhänglichkeit auch den Verblakten. Sie befahl, den Mohren sobald als möglich zu taufen, damit er wenigstens nicht als Heide stürbe.

Als sie die Treppe hinunterstieg, begegnete sie ihrer Lieblingsnärin Morgantina, einem noch jungen, hübschen, dabei spaßhaften Mädchen, das nach den Worten Beatricens auch einen Toten zum Lachen bringen konnte.

Morgantina stahl gewohnheitsgemäß und verbarg, was sie gestohlen hatte, in einem Mäuseloch unter einer zerbrochenen Schwelle, worauf sie sich selbstzufrieden entfernte; wenn man sie aber freundlich bat: „Sei so gut und sage mir, wo du es versteckt hast!“, dann nahm sie den Frager mit schlauer Miene bei der Hand, führte ihn hin und zeigte das Versteck. Rief man ihr zu: „Wate durch das Flüschen!“, so hob Morgantina, ohne sich zu schämen, ihre Röcke so hoch, wie es nur möglich war.

Zuweilen wurde sie melancholisch und weinte tagelang über ihr verlorenes Kind — sie hatte aber gar keine Kinder gehabt — und langweilte damit alle dermaßen, daß man sie in die Vorratskammer sperrete.

Auch jetzt saß sie in einem Winkel der Treppe; die hochgezogenen Knie mit den Armen umspannt, wiegte sie sich gleichmäßig hin und her und vergoß bittere Tränen.

Beatrice trat an sie heran und streichelte ihr den Kopf.

„Hör auf, sei artig ...“

Die Närin hob ihre blauen, kindlichen Augen zu ihr empor und schluchzte noch ärger.

„Ach, ach! Sie haben mir mein Kind genommen! Weshalb nur, mein Herr und Gott? Es hat niemandem was Böses zugefügt. Ich hatte meine stille Freude an ihm ...“

Die Herzogin betrat den Hof, wo die Jäger sie erwarteten.

Umgeben von Nezeßtellern, Falkenjägern, Hundeauffsehern, Bügelhaltern, Hofdamen und Pagen, saß sie aufrecht und mutig auf einem dunkelbraunen, schlanken Berberhengste aus dem Gestüte Gonzaga, nicht nach Frauenart, sondern wie erfahrene Reiter zu sitzen pflegen. „Eine richtige Amazonenkönigin“, dachte stolz der Herzog, der auf die Galerie vor dem Schlosse heraustraten war, um sich an dem Aufbruch seiner Gemahlin zu ergötzen.

Hinter dem Sattel der Herzogin kauerte der Jagdleopard in einer von Gold strotzenden, mit Ritterwappen geschmückten Livree. Auf ihrer linken Hand saß ein schneeweißer, aus Cypern stammender Falke — *falcone pellegrino* —, auf dessen Kopfe eine goldene, mit Smaragden dicht besetzte Kappe funkelte. Der Vogel war ein Geschenk des Sultans. An seinen Fängen erklangen Schellen in verschiedenen, ineinander gehenden Tönen, welche seine Auffindung erleichterten, wenn er sich im Nebel und im hohen Grase der Moräste versloren hatte.

Die Herzogin war lustig, sie wollte ausgelassen sein, lachen und halbsbrecherisch reiten. Nachdem sie sich lächelnd nach ihrem Gemahle umgeschaut, der ihr nur zurufen konnte: „Sieh dich vor, du hast ein hitziges Pferd!“, gab sie ihren Gefährten ein Zeichen und stürmte mit ihnen um die Wette zuerst auf der Landstraße, dann auf dem freien Felde davon; es ging über Kanäle, Erdhügel, Gräben und Bäume. Allen voran ritt Beatrice mit ihrem riesigen Lieblings-Bullenbeißer, ihr zur Seite auf einer spanischen Rappstute ihr lustigstes und furchtlosestes Hoffräulein Madonna Lucrezia Crivelli.

Der Herzog war nicht gleichgültig gegen seine Gemahlin, verehrte im geheimen aber auch Lucrezia. Jetzt, als er beide nebeneinander sah, konnte er sich nicht entscheiden, welche von ihnen ihm besser gefiele. Aber besorgt war er nur um seine Gemahlin. Als die Pferde über die Gräben setzten, schloß er die Augen, um es nicht zu sehen, und der Atem ging ihm aus.

Lodovico schalt die Herzogin wegen dieser Übermütigkeiten, aber zürnen konnte er ihr nicht. Je mehr er an sich den Mangel jeder körperlichen Kühnheit vermisse, um so stolzer war er über den Mut seiner Gattin. Die Jäger verschwanden im Gestrüppe und in den Röhrichten des niedriggelegenen Ufers des Ticino, in denen Enten, Bekassinen und Reiher hausten.

Der Herzog kehrte in sein kleines Arbeitszimmer zurück. Hier erwartete ihn zur Fortsetzung der unterbrochenen Arbeit sein Hauptsekretär, der Vorsteher der fremden Gesandtschaften, Messer Bartolomeo Galco.

* * *

Lodovico saß in einem hohen Sessel und strich mit lieblosender Hand über seine glattrasierten Backen und sein rundes Kinn. Sein wohlgestaltetes Gesicht trug den Stempel überlegener Ruhe, wie es nur den Menschen eigen ist, die mit allen Künsten der Diplomatie vertraut sind. Seine große Adlernase, seine wulstigen Lippen erinnerten an seinen Vater, den großen Kondottiere Francesco Sforza. Wenn dieser aber nach den Worten der Dichter zu gleicher Zeit Löwe und Fuchs war, so hatte der Sohn vom Vater nur die Schlaueit des Fuchses ererbt und diese vermehrt; der Mut des Löwen ging ihm ab.

Der Herzog trug gewöhnlich ein prächtiges Gewand aus hellblau gemusterter Seide; seine Haare waren nach Künstlerart frisiert und bedeckten die Ohren und die Stirn bis fast an die Augenbrauen, so daß sie einer dichten Perücke ähnlich sahen. Eine goldene Kette hing ihm auf die Brust herab. Seine feinen Umgangsformen blieben sich allen gegenüber gleich.

„Hast du genaue Nachrichten, Bartolomeo, ob die französische Armee Lyon bereits verlassen hat?“

„Keinerlei, Er. Herrlichkeit. Jeden Abend heißt es morgen, an jedem Morgen wird es verschoben. Der König gibt sich unkriegereischen Vergnügungen hin.“

„Wie heißt seine bevorzugte Geliebte?“

„Es werden viele genannt. Der Geschmack Sr. Majestät ist launenhaft unbeständig.“

„Schreibe dem Grafen Belgiojoso,“ sagte der Herzog, „ich schicke ihm dreißig- . . . nein, das ist zu wenig, vierzig- . . . fünfzigtausend Dukaten zu neuen Geschenken. Er soll nicht geizen. Mit goldenen Ketten ziehen wir den König aus Lyon. Weißt du wohl, Bartolomeo — selbstverständlich bleibt es unter uns —, es würde angebracht sein, Sr. Majestät die Bildnisse einiger unserer Schönheiten zu schicken. Ist der Brief fertig?“

„Er ist fertig, Signore.“

„Zeige ihn mir.“

Bergnügt rieb sich Lodovico seine weichen, weißen Hände. Jedesmal wenn er in das gewaltige Spinnewebe seiner Politik hineinsah, empfand er die bekannte angenehme Erregung des Herzens wie vor einem komplizierten, gefährlichen Spiele. Er machte sich kein Gewissen daraus, daß er Fremde, Barbaren des Nordens, nach Italien gerufen hatte; seine Feinde hatten ihn zu diesem Außersten gezwungen. Am ärgsten unter ihnen trieb es Isabella von Aragonien, die Gemahlin von Gian Galeazzo, die den Herzog Lodovico öffentlich beschuldigte, daß er seinem Neffen den Thron geraubt habe. Nun, nachdem der Vater Isabellas, König Alfonso von Neapel, um seine Tochter und

seinen Schwiegersohn zu rächen, den Herzog mit Krieg zu überziehen und vom Throne zu stürzen gedroht hatte, hatte sich Lodovico, von allen verlassen, an König Karl VIII. von Frankreich gewandt.

„Herr! Deine Wege sind unerforschlich!“ sagte der Herzog für sich, während der Sekretär aus einer Masse Papiere das Konzept des Briefes hervorholte. „Die Rettung meines Vaterlandes, Italiens, ja ganz Europas vielleicht, liegt in den Händen dieses wollüstigen, schwachsinnigen Knaben, des allerchristlichsten Königs von Frankreich. Wir, die Nachkommen der berühmten Sforza, müssen uns vor ihm beugen, kriechen, fast Kuppler werden! Aber die Politik erheischt es, unter Wölfen muß man mitheulen.“

Er überlas den Brief, der ihm sehr wirkungsvoll abgefaßt zu sein schien, besonders in Anbetracht der fünfzigtausend Dukaten, die dem Grafen Belgiojoso zur Bestechung der Umgebung Sr. Majestät geschickt wurden, und der verführerischen Bildnisse der italienischen Schönheiten.

„Der Herr segne Dein kreuztragendes Heer, allerchristlichster König,“ stand unter anderem im Briefe, „die Tore Ausonias stehen Dir offen. Zaudere nicht, durchschreite sie als Triumphator, als neuer Hannibal! Die Völker Italiens sehnen sich, Dein süßes Joch, Gesalbter des Herrn, zu tragen, warten auf Dich wie einst die Patriarchen vor der Auferstehung Christi dessen Niederfahrt zur Hölle erwarteten. Mit Gottes Hilfe und Deiner berühmten Artillerie wirst Du nicht bloß Neapel und Sizilien, sondern auch das Land der Türken erobern; Du wirst die Ungläubigen zum Christentume bekehren, in das Innere des Heiligen Landes eindringen, Jerusalem und das Grab des Herrn aus den Händen der Islamiten befreien und die Welt mit dem Ruhme Deines Namens erfüllen.“

Ein buckliger, glatzköpfiger Mann mit einer langen Nase sah ins Arbeitszimmer herein, der Herzog gab ihm ein Zeichen, zu warten. Der Kopf verschwand, die Tür wurde vorsichtig geschlossen.

Der Sekretär berichtete über eine andere Staatsangelegenheit, aber Lodovico hörte ihm nur mit halbem Ohre zu und blickte nach der Tür. Als Messer Bartolomeo bemerkte, daß der Herzog nicht bei der Sache war, schloß er seinen Bericht und entfernte sich.

Vorsichtig umherblickend, wandte sich der Herzog zur Tür.

„Bernardo, Bernardo? Bist du es?“

„Ja, Ew. Herrlichkeit.“

Der Hofpoet Bernardo Bellincioni trat eiligst mit geheimnisvoller, kriechender Miene ein und wollte auf die Knie fallen, um dem Herzog die Hand zu küssen. Dieser hielt ihn zurück.

„Nun, wie steht's?“

„Glücklich vorüber.“

„Hat sie geboren?“

„Heute nacht geruhte sie niederzukommen.“

„Ist sie gesund? Braucht sie einen Arzt?“

„Sie befindet sich wohl.“

„Gottlob!“

Der Herzog bekreuzigte sich.

„Hast du das Kind gesehen?“

„Freilich! Allerliebste!“

„Ist es ein Knabe oder ein Mädchen?“

„Ein Knabe. Ein Händelsucher, ein Schreier! Er hat helle Haare wie die Mutter, aber die glänzenden, klugen, schwarzen Augenlein hat er von Ew. Herrlichkeit. Man erkennt gleich das Herrscherblut. Ein kleiner Herkules in der Wiege! Madonna Cecilia wird einst viel Freude an ihm erleben. Sie läßt fragen, welcher Name Ew. Herrlichkeit genehm wäre?“

„Ich habe bereits darüber nachgedacht,“ erwiderte der Herzog.

„Was meinst du, Bernardo, zu Cesare? Wie gefällt dir der Name?“

„Cesare? In der That ein herrlicher Name, wohlklingend und alt!“

Ja, ja — Cesare Sforza — der Name ist eines Helden würdig!“

„Was macht der Gatte?“

„Der erlauchte Graf Bergamini ist gut und liebenswürdig wie immer.“

„Ein vorzüglicher Mensch!“ bemerkte der Herzog überzeugungsvoll.

„Ein ganz vorzüglicher!“ fügte Bellincioni hinzu. „Ich kann wohl sagen, ein Mensch von seltener Tugend! Solche Leute trifft man heutzutage nur selten. Wenn das Podagra ihn nicht hindert, beabsichtigt der Graf, zur Abendtafel zu erscheinen, um Ew. Herrlichkeit seine Hochachtung zu erweisen.“

Die Gräfin Cecilia Bergamini, von der hier die Rede ist, war eine langjährige Geliebte des Moro. Als die eben verheiratete Beatrice dieses Verhältnis des Herzogs erfuhr, wurde sie eifersüchtig und drohte, zu ihrem Vater, dem Herzoge von Ferrara, Ercole d'Este, zurückkehren zu wollen. Lodovico mußte in Gegenwart der Gesandten den feierlichen Eid ablegen, die eheliche Treue nicht zu verletzen; zur Bekräftigung dieses Eides verheiratete er Cecilia an den alten, zugrunde gerichteten Grafen Bergamini, einen Mann ohne Vorurteile, der zu allem bereit war.

Bellincioni zog ein Papier aus der Tasche und überreichte es dem Herzog.

Es war ein Sonett zu Ehren des Neugeborenen, ein kleines Zwiegespräch, in welchem der Dichter den Sonnengott befragte, warum er sich hinter Wolken verberge. Die Sonne erwiderte in höfischer Liebess-

würdigkeit, sie verberge sich aus Scham und Neid vor der neuen Sonne — dem Sohne des Moro und der Cecilia. Der Herzog nahm das Sonett huldvoll an, zog ein Goldstück aus seiner Tasche und reichte es dem Dichter.

„Bernardo, du hast hoffentlich nicht vergessen, daß Sonnabend der Geburtstag der Herzogin ist?“

Bellincioni griff eiligst in den Schütz seines halb höfischen, halb bettlerhaften Gewandes, der ihm als Tasche diente, zog einen Pack ziemlich schmutziger Papiere heraus und suchte unter den schwülstigen Oden auf den Tod des Jagdsalken der Madonna Angelica, die Schimmelkrankheit der Apfel, die ungarische Stute des Signor Pallavicini die geforderten Verse heraus.

„Drei, Erw. Herrlichkeit — zur Auswahl. Ich schwöre beim Pegasus, Signore werden zufrieden sein!“

Zu jener Zeit benutzten die Fürsten die Hofpoeten als musikalische Instrumente, um nicht allein ihren Geliebten, sondern auch ihren Gattinnen Serenaden darzubringen, wobei die Mode es erheischte, daß in diesen Versen die Liebe der Ehegatten als eine ebenso ideale geschildert wurde wie die zwischen Laura und Petrarca.

Neugierig durchslog Lodovico die Verse; er hielt sich für einen feinen Kenner, einen Seelenpoeten, obgleich ihm die Reime nicht glücken wollten. Im ersten Sonett gefiel ihm besonders die Strophe, in der der Gatte zur Gattin spricht:

Sputando in terra quivi nascon fiori,
Come di primavera le viole.

Wo Dein Speichel zur Erde fällt,
Erblühen Blumen gleich Frühlingsveilchen.

Im zweiten verglich der Dichter Madonna Beatrice mit der Diana und versicherte, daß Eber und Hirsche sich selig preisen würden, von der Hand solch einer schönen Jägerin erlegt zu werden. Am meisten aber gefiel dem Herzog das dritte Sonett, in dem sich Dante an Gott mit der Bitte wandte, ihn auf die Erde zu heurlauben, wohin Beatrice in Gestalt der Herzogin von Mailand zurückgekehrt sei. „O Jupiter!“ rief Alighieri, „da Du sie wieder der Erde geschenkt hast, gestatte mir, bei ihr zu sein und den zu sehen, dem Beatrice Seligkeit verleiht, den Herzog Lodovico.“

Der Herzog klopfte dem Dichter gnädig auf die Schulter und versprach ihm ein Stück roten Florentiner Luchses, zu zehn Soldi die Elle, zu einem Pelze für den kommenden Winter. Bernardo nahm die Gelegenheit wahr, sich auch Fuchsbälge zum Kragen auszubitten, indem er mit scherzhaft klagenden Grimassen versicherte, sein alter Pelz sei

bereits so dünn und durchsichtig geworden, „wie Fadennudeln, die an der Sonne trocknen“.

„Im vorigen Winter,“ fuhr er zu bitten fort, „hätte ich aus Mangel an Brennholz beinahe nicht allein meine Treppe, sondern auch die Holzschuhe des heiligen Franziskus verbrannt. Gli zoccoli arderei di San Francesco!“ zitierte er einen Vers aus einem seiner Sonette.

Der Herzog lachte und versprach ihm Brennholz.

In einer Anwendung von Dankbarkeit improvisierte der Dichter einen Bierzeiler:

Versprichst Du Deinem Sklaven Brot,
Reichst Du gleich Gott ihm Manna,
Dann singen Dir die Musen auch
Und Phöbos Hosianna.

„Du scheinst heute im Zuge zu sein, Bernardo. Ich brauche noch ein Gedicht.“

„Ein Liebesgedicht?“

„Ja, und ein leidenschaftliches.“

„Für die Herzogin?“

„Nein. Nur sieh dich vor, es nicht auszuschwätzen!“

„Signore kränken mich, als ob ich jemals ...?“

„Nun, nun!“

„Ich bin stumm, stumm wie ein Fisch!“

Bernardo blinzelte geheimnisvoll, aber doch ehrerbietig mit den Augen.

„Ein leidenschaftliches? Aber wie? Beschwörend oder dankend?“

„Beschwörend.“

Nachdenklich zog der Dichter die Brauen zusammen.

„Ist sie verheiratet?“

„Ein Mädchen!“

„So. Ich brauche den Namen.“

„Das fehlte noch! Warum?“

„Beschwören geht nicht ohne Namen.“

„Madonna Lucrezia. Hast du keins vorrätig?“

„Wohl, aber ein neues ist besser. Erlaubt mir, für kurze Zeit ins Nebengemach zu gehen. Ich fühle schon, es wird gelingen; die Reime fliegen mir nur so zu!“

Ein Page trat ein und meldete:

„Messer Leonardo da Vinci.“

Bernardo ergriff Feder und Papier und schlüpfte zu der einen Tür hinaus, während Leonardo durch die andere eintrat.

Nach der ersten Begrüßung fing der Herzog an, mit dem Künstler über den neuen großartigen Kanal der Sforzesca zu reden, der dazu bestimmt war, die Flüsse Sesia und Ticino miteinander zu verbinden und durch seine Verzweigungen in ein Netz kleiner Kanäle die Wiesen, Felder und Weiden der Lomellina zu bewässern.

Leonardo leitete die Kanalarbeiten, obgleich er den Titel eines herzoglichen Baumeisters nicht führte; ebensowenig hieß er Hofmaler. Er hatte, da er bei seiner Ankunft in Mailand dem Herzog eine silberne, von ihm selbst gefertigte Lyra in Gestalt eines Pferdekopfes überreicht hatte, den Rang eines Musikers, eines *sonatore di lira*; dieser Titel war höher als der eines Hofpoeten, den Bellincioni führte.

Nachdem er mit großer Ausführlichkeit alle Pläne und Rechnungen vorgelegt hatte, bat der Künstler, ihm die Gelder für die weiteren Arbeiten anweisen lassen zu wollen.

„Wieviel brauchst du?“ fragte der Herzog.

„Für jede Meile 566, im ganzen 15 187 Dukaten,“ antwortete Leonardo.

Lodovico machte ein finsternes Gesicht, er erinnerte sich der eben erst angewiesenen 50 000, die zur Bestechung französischer Edelleute bestimmt waren.

„Ziel Geld, Messer Leonardo! In der That, du richtest mich zugrunde. Du verlangst Unmögliches, noch nie Dagewesenes. Ich bitte dich, was sind das für Pläne! Bramante ist auch ein erfahrener Baumeister, so viel Geld fordert er aber niemals.“

Leonardo zuckte mit den Achseln.

„Wie Ihr wollt, Signore. Beauftragt Bramante.“

„Nun, ereifere dich nicht. Du weißt, ich will dich nicht kränken.“ Sie fingen an zu verhandeln.

„Es ist gut! Wir haben morgen noch Zeit dazu,“ schloß der Herzog die Unterredung, seiner Gewohnheit nach die Entscheidung hinausschiebend, und begann die Hefte Leonardos durchzublätern, die mit Skizzen, architektonischen Zeichnungen und Projekten gefüllt waren. Der Künstler mußte die Erklärungen dazu geben.

Auf einem der Blätter war ein Riesengrabmal entworfen, ein künstlicher Berg, der von einem Säulentempel gekrönt war, in dessen mächtiger Kuppel sich eine runde Öffnung, wie im Pantheon zu Rom, befand, durch die das Licht in die innere Grabkammer gelangen sollte — ein Grabmal, das die ägyptischen Pyramiden an Großartigkeit übertraf. Daneben befanden sich der genaue Kostenanschlag und ausführliche Pläne der Anlage der Treppen, Gänge und der Kammern, die zur Aufnahme von fünfhundert Totenurnen berechnet waren.

„Was ist das?“ fragte der Herzog. „Wann und für wen hast du dies ausgedacht?“

„Für niemanden ... Phantasiegebilde ...“

Lodovico warf ihm einen erstaunten Blick zu und schüttelte den Kopf. „Sonderbare Phantasien! Ein Mausoleum für die Götter des Olymps oder für Titanen. Gerade wie ein Traum oder ein Märchen. Dabei aber ein Mathematiker!“

Er befah sich eine andere Zeichnung, den Plan einer Stadt mit zweistöckigen Straßen — die oberen Häuser für die Adelfigen, die unteren für das Volk, für die Saumtiere und für die Unreinlichkeiten, die durch Wasser aus vielen Röhren und Kanälen weggespült wurden — einer Stadt, die nach genauer Kenntnis der Naturgesetze angelegt war, aber nur für solche Wesen, deren Gewissen nicht durch die durch diese Absonderung in die Augen springende Ungleichheit beleidigt wird.

„Das ist nicht übel!“ sagte der Herzog. „Und du glaubst, daß sie erbaut werden kann?“

„Ja!“ entgegnete Leonardo, und seine Gesichtszüge belebten sich. „Bereits seit langer Zeit wünsche ich, daß Ew. Herrlichkeit geruhen möchten, einen Versuch zu machen, wenn auch nur mit einer der Vorstädte Mailands. Fünftausend Häuser würden nötig sein auf dreißigtausend Einwohner. Die Menge der Leute, die jetzt, einer auf den Schultern des anderen, zusammensitzt, die sich im Schmutze, in widrigem Geruch aneinander drängt und so die Keime der Ansteckung und des Todes verbreitet, würde dadurch zerstreut. Wenn Ihr den Plan verwirklichen wolltet, würde es die schönste Stadt der Welt werden ...“

Der Künstler hielt inne, weil er den Herzog lachen sah.

„Du bist ein wunderbarer Heiliger, ein Sonderling, Messer Leonardo. Wenn man dir den Willen ließe, ich glaube, dukehrtest das Oberste zu unterst. Wieviel Unheil würdest du im Staate anrichten! Siehst du nicht ein, daß sich die demütigsten Sklaven gegen deine zweistöckigen Straßen empören würden? Sie würden auf die von dir gerühmte Reinlichkeit, auf die Wasserröhren und Kanäle der herrlichsten Stadt der Welt speien — würden in ihre alten Städte zurückkehren und da im Schmutz, in der Enge, aber ohne Störung ihres Selbstbewußtseins leben. Was hast du hier?“ fragte der Herzog, auf eine andere Zeichnungweisend.

Leonardo war gezwungen, auch diese Zeichnung zu erklären, die sich als Plan zu einem öffentlichen Hause erwies. Die einzelnen Zimmer, Türen und Gänge waren so gelegt, daß sich die Besucher auf Wahrung des Geheimnisses verlassen konnten, da keiner dem anderen begegnete.

„Das ist noch eine Tat!“ rief der Herzog entzückt. „Glaube mir, wie sehr mir die Klagen wegen Raub und Totschlag in diesen Mördergruben zuwider geworden sind. Bei solcher Zimmereinteilung wird

Fürtengruft
Federzeichnung
Leonardos



BIBLIOTEKA POLITECHNICZNA
KRAKÓW

Ordnung und Gefahrlosigkeit herrschen. Gewiß, ich erbaue ein Haus nach deinem Entwurfe.“

„Übrigens,“ fügte er lachend hinzu, „du bist in allen Dingen Meister, du ekelst dich vor nichts. Ein Mausoleum für die Götter und daneben ein öffentliches Haus!“

„Da fällt mir ein,“ fuhr er fort, „daß ich einmal in dem Buche eines alten Geschichtsschreibers etwas über das sogenannte ‚Ohr des Dionys‘ gelesen habe, ein in die Mauer eingelassenes Hörrohr, das so eingerichtet war, daß der Herrscher alles vernehmen konnte, was im benachbarten Zimmer gesprochen wurde. Wie denkst du darüber, läßt sich ein solches ‚Ohr des Dionys‘ in meinem Schlosse anbringen?“

Anfänglich beunruhigte diese Frage das Gewissen des Herzogs, er gewann aber sogleich seine Unbefangenheit wieder, als er sah, daß er sich vor dem Künstler keinen Zwang anzutun brauche. Dieser selbst griff den Gedanken mit Interesse auf und sprach darüber, ohne zu erwägen, ob ein solches Ohr des Dionys gut oder böse sei, wie über einen neuen wissenschaftlichen Apparat. Er freute sich über die Gelegenheit, bei Konstruktion dieser Röhren die Schwingungsgesetze der Töne kennen zu lernen.

Bellincioni erschien mit dem fertigen Sonett an der Tür.

Leonardo verabschiedete sich. Lodovico lud ihn zur Abendtafel.

Sobald der Künstler sich entfernt hatte, rief der Herzog den Dichter heran und befahl ihm, die Verse zu lesen.

„Der Salamander,“ stand im Gedicht, „lebt im Feuer; ist es aber nicht ein noch größeres Wunder, daß in meinem Herzen eine Eiszungfrau wohnt, und daß diese Eiszungfrau sich nicht erwärmen läßt durch das Feuer meiner Liebe?“

Kalt wie Eis ist die Madonna,
Selbst das Feuer meiner Blicke
Schmilzt die Starrheit nicht dahin.

Besonders fein erschienen dem Herzoge die letzten vier Verse:

Ich singe wie ein Schwan, ich singe und ich sterbe,
Gott Amor fleh' ich an: Hab' Mitleid, ich verderbe.
Doch jener facht nur an die Liebesglut — mein Sehnen,
Und lachend spricht er dann: Lösch sie mit Deinen Tränen.

* * *

Vor der Abendtafel ging der Herzog, seine von der Jagd zurückkehrende Gemahlin erwartend, in die Wirtschaftsräume. Er betrat den Marstall, der mit seinen Säulengängen, Hallen und Pforten einem griechischen Tempel ähnlich sah, und ging in die neue, prachtvoll eingerichtete Käserei, wo er den frischen „giuncata“ — Quart —

loftete. An endlosen Heuschuppen und Kellergebäuden vorüber ging er nach dem Vorwerk und dem Viehhofe; hier erfreute jede Kleinigkeit das Herz des Besitzers; sowohl der Milchstrom, der dem Euter seiner rotbraunen, aus dem Languedoc stammenden Lieblingskuh entfloß, wie das Grunzen einer mächtigen, fetten Sau, die eben erst geworfen hatte, der gelbliche Schaum der Sahne in den eichenen Butten der Meierei und der Honiggeruch in den überfüllten Kornspeichern.

Das Gesicht Lodovicos drückte freudige Zufriedenheit aus; in der Tat, sein Haus glich einem übervollen Becher. Er begab sich ins Schloß zurück und setzte sich zum Ausruhen auf die Galerie. Es war am Spätnachmittag, die Sonne stand hoch am Horizont. Von den der Überschwemmung ausgefetzten Wiesen des Ticino kam der Geruch der frischen Gräser und Kräuter gezogen.

Mit langem Blick überflog der Herzog seine Besitzungen, die durch ein Netz von Kanälen und Gräben bewässerten Weiden, Äcker und Felder mit den regelmäßig gepflanzten Apfel-, Birn- und Maulbeerbäumen, die durch hängende Rebengirlanden miteinander verbunden waren. Von Abbiategrosso bis Mortara, ja weiter noch bis an die Grenze des Horizonts, der in nordwestlicher Richtung bis zu den in den Strahlen der Sonne erglühenden Schnee- und Eisfeldern des Monte Rosa reichte, blühte und prangte die lombardische Ebene wie das Paradies Gottes.

„Herr,“ sagte er gerührt, seine Blicke zum Himmel erhebend, „ich danke Dir für alles! Was brauche ich mehr? Früher war hier eine öde Wüstenei. In Gemeinschaft mit Leonardo habe ich diese Kanäle erbaut, das Land berieselt, und jetzt danke mir jede Acre, jedes Pflänzchen, wie ich Dir danke, Herr!“

Das Gebell der Jagdhunde und die Rufe der Jäger wurden vernehmbar, hinter dem Gestrüpp leuchtete der rote Lockvogel hervor, ein ausgestopfter Balg mit Rebhuhnflügeln zum Herbeilocken der Falken.

Der Herzog umschritt mit dem Haushofmeister den gedeckten Tisch, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Die Herzogin und die zur Tafel geladenen Gäste, unter ihnen auch Leonardo, betraten den Saal.

Nachdem ein Gebet gesprochen war, setzte man sich zu Tisch.

Es gab frische Artischoken, die in Bastkörben mit der Gilpost aus Genua bezogen waren, fette Aale und Karpfen aus den mantuanischen Fischteichen, ein Geschenk von Isabella d'Este, und Rapaunenbrüste in Gelee.

Man aß mit drei Fingern und Messern, aber ohne Gabeln, die damals noch als ein unerlaubter Luxus angesehen wurden; goldene Gabeln, mit Griffen aus Bergkristall, wurden nur den Damen für Früchte und Eingemachtes gereicht.

Der gastfreie Hausherr nötigte eifrig. Man aß und trank viel. Die elegantesten Frauen und Mädchen schämten sich ihres Hungers nicht. Zur Seite Beatricens saß Lucrezia.

Der Herzog betrachtete beide mit Wohlgefallen. Es war ihm angenehm, daß beide zusammenhielten, daß seine Gattin seiner Geliebten den Hof machte, ihr leckere Bissen auf den Teller legte, etwas ins Ohr flüsterte und plötzlich die Hand mit einer fast verliebten Zärtlichkeit drückte, wie es zuweilen zwischen jungen Frauen vorkommt.

Das Gespräch drehte sich um die Jagd. Beatrice erzählte, wie ein Hirsch, der plötzlich aus dem Dickicht gebrochen und ihr Pferd mit dem Geweih gestochen, sie beinahe aus dem Sattel gehoben habe.

Man lachte über den Narren Diodor, einen Prahlhans und Händelsucher, der anstatt eines wilden ein Hauschwein erlegt hatte, das die Jäger zu diesem Zwecke mit in den Wald genommen und zwischen die Beine des Narren gehezt hatten. Diodor erzählte seine Heldentat und rühmte sich derselben, als ob er den Kalydonischen Eber erlegt habe. Man neckte ihn, und um ihn seiner Prahlerci zu überführen, ließ man das ausgeweidete Schwein herbeibringen. Er stellte sich an, als ob er in Wut geraten sei. Tatsächlich aber war er ein ganz schlauer Schelm, der nur die vorteilbringende Rolle eines Narren spielte; mit seinen Luchsaugen konnte er gar wohl ein wildes Schwein von einem zahmen unterscheiden, wie er auch Verstand genug besaß, beurteilen zu können, was ein guter oder dummer Wit sei.

Das Gelächter wurde immer lauter. Die Gesichter belebten und röteten sich von dem übermäßigen Trinken. Nach dem vierten Gange loderten die jungen Damen im geheimen unter dem Tische ihre eng geschnürten Mieder.

Die Mundschenken reichten leichten Weiß- und schweren Eypertwein herum, letzteren erwärmt und mit Pistazien, Zimt und Nelken gewürzt.

Wenn der Herzog Wein forderte, so riefen es sich die Diener feierlichst wie bei einem Gottesdienste zu, nahmen die Becher vom Anrichtetische, und der Hauptknecht senkte einen Talisman, ein Einhorn an einer goldenen Kette, dreimal in das Getränk hinein. Wäre der Wein vergiftet gewesen, so hätte das Horn schwarz werden und sich mit Blut bedecken sollen. Eben solche schützende Talismane, ein Krötenstein und eine Schlangenzunge, steckten im Salznäpfschen.

Graf Bergamini, der Gemahl Cecilias, dem vom Herzoge der Ehrenplatz angewiesen worden war, war an diesem Abende besonders lustig und trotz seines Alters und seines Podagra fast ausgelassen; unter Hinweis auf das Einhorn sagte er:

„Ich vermute, Ev. Herrlichkeit, daß selbst der König von Frankreich kein solches Horn besitzt. Die Größe ist erstaunlich.“

„Ki-ki-ki! Ki-ki-ka!“ schrie der Lieblingsnarr des Herzogs, der bucklige Janacchi, indem er seine Klapper, eine Schweinsblase mit Erbsen, schwang und die Schellen seiner bunten, mit Gelschnecken geschmückten Kappe klirren ließ.

„Väterchen, Väterchen,“ wandte er sich an Lodovico und wies mit dem Finger auf den Grafen Bergamini, „du kannst ihm Glauben schenken; er versteht sich auf alle Hörner, nicht bloß auf die der Tiere, sondern auch auf die der Menschen. Ki-ki-ki, Ki-ki-ka! Wer den Ziegenbock hat, hat auch die Hörner!“

Der Herzog drohte dem Narren mit dem Finger.

Von der Empore des Speisesaals begrüßte eine Fanfare das Erscheinen der Braten, einen gewaltigen, mit Kastanien gefüllten Kopf eines Wildschweins und einen Pfau, der auf der Schüssel durch eine besondere, unmerkliche Vorrichtung sein Rad schlug und die Flügel bewegte. Schließlich trug man eine gewaltige Lorte in Gestalt einer Festung auf, aus der zuerst die Töne militärischer Signalthörner erschallten, dann aber, als die knusperige Rinde aufgeschnitten worden war, ein Zwerg in Papageifedern heraussprang. Er lief auf dem Tische hin und her, wurde eingefangen und in einen vergoldeten Käfig gesetzt, in dem er, den berühmten Papagei des Kardinals Ascanio Sforza nachahmend, zum Ergößen aller das Pater noster zu schreien begann.

„Messere,“ wandte sich die Herzogin an ihren Gemahl, „welch freudigem Ereignis verdanken wir ein so unerwartetes, großes Fest?“

Lodovico erwiderte kein Wort, sondern tauschte nur unbemerkt einen Blick mit dem Grafen Bergamini, und der glückliche Gatte der Cecilia verstand, daß dieses Fest dem neugeborenen Cesare zu Ehren gegeben wurde.

Beim Schweinskopfe saß man fast eine Stunde, man geizte beim Essen mit der Zeit nicht, handelte vielmehr nach dem Sprichwort: „Bei Tisch wird man nicht alt!“

Als die Tafel zur Reige ging, erregte der dicke Mönch Topone — die Ratte — allgemeine Heiterkeit.

Mit List und Betrug war es dem Herzoge von Mailand gelungen, diesen berühmten Vielstraß, um den viele Fürsten schon in Streit geraten waren, aus Urbino zu sich zu locken. Man erzählte sich von ihm, daß er eines schönen Tages in Rom zum großen Ergößen des Papstes von dem kamelottenen Untergewand eines Erzbischofs, das mit Sauce durchtränkt und in Stücke geschnitten worden war, ein Drittel aufgefressen habe.

Auf einen Wink des Herzogs setzte man dem Frater Topone eine Riesenschüssel mit „busecchia“ — mit Marmelade aus Quitten gefüllte Kalbaunen — vor. Nachdem der Mönch sich betruzt und seine Arme

aufgekrempelet hatte, begann er mit unglaublicher Schnelligkeit und Bier die fette Speise zu verzehren.

„Wenn ein solcher Held der Speisung der Fünftausend mit fünf Broten und zwei Fischen beigewohnt hätte, so wäre nicht einmal für zwei Hunde etwas übrig geblieben!“ rief Bellincioni aus.

Die Gäste brachen in Lachen aus. Allen diesen Leuten war eine so derbe und gesunde Lachlust eigen, daß sie jeden Scherz mit wahrhaft betäubenden Ausbrüchen der Heiterkeit begrüßten.

Nur das Gesicht des einsam und schweigend dastehenden Leonardo bewahrte seine leidenschaftslose Ruhe; im übrigen war er an den Zeitvertreib seiner Gönner gewöhnt, und so setzte ihn nichts in Erstaunen.

Als man auf silbernen Schüsseln vergoldete Apfelsinen, die mit duftendem Malvasier durchtränkt waren, herumreichte, trug der Hofpoet Antonio Cammelli da Pistoja, ein Nebenbuhler Bellincionis, eine Ode vor, in der unter anderem Künste und Wissenschaften den Herzog feierten:

Wir waren Sklaven, Du kamst und befreitest uns, Heil, Heil dem Lodovico!“ Die vier Elemente, Erde, Wasser, Feuer und Luft, sangen: „Heil dem, der, als Erster nach Gott, das Steuer des Weltalls, das Rad Fortunas, lenkt!“ Gerühmt wurden ferner die Familienliebe und die Eintracht zwischen dem Onkel Lodovico und dem Nefsen Gian Galeazzo, wobei der Dichter den Vormund mit einem Pelikan verglich, der seine Jungen mit eigenem Blute ernährt.

* * *

Nach dem Abendessen gingen der Wirt und die Wirtin mit ihren Gästen in den Garten, der das „Paradies“ genannt wurde. Er war regelmäßig, einer geometrischen Figur entsprechend, angelegt; er hatte Alleeen aus verschiedenen, Buchs-, Lorbeer- und Myrtenbäumen, Laubgänge, Labyrinth, Hallen und von Efeu überwucherte Grotten. Teppiche und seidene Kissen wurden auf den grünen Rasenplatz gebreitet, dem ein rauschender Springbrunnen erquickende Frische verlieh, und Damen und Herren lagerten sich in ungezwungener Weise vor einem kleinen Theater. Es wurde ein Akt aus dem „Miles Gloriosus“ von Plautus gespielt. Die lateinischen Verse verursachten Langweile, aber die Zuhörer gaben sich aus Respekt vor dem Altertum den Anschein der größten Aufmerksamkeit.

Als die Vorstellung zu Ende war, begaben sich die jungen Leute auf eine große Wiese, um Ball, Haschen und Blindkuh zu spielen. Sie liefen, haschten einander unter den blühenden Rosensträuchern und Apfelsinenbäumen und lachten wie die kleinen Kinder. Die älteren Leute würfelten, spielten Domino oder Schach. Die Mädchen und Frauen, die sich an den Spielen nicht beteiligten, ließen sich im engen

Kreife am Rande des Springbrunnens nieder und erzählten sich der Reihe nach Novellen von der Art des Decamerone von Boccaccio.

Auf der benachbarten Wiese tanzten sie einen Reigen nach dem Lieblingsliede des früh verstorbenen Lorenzo de' Medici:

Quanto è bella giovinezza
che si fugge tuttavia;
Chi vuol esser lieto, sia!
Di doman non c'è certezza.

Schön ist die Jugendzeit,
Doch schnell verschwunden.
Wer fröhlich sein will,
Nütze die Stunden.

Nachdem der Tanz vorüber war, stimmte Diana, ein Mädchen mit blassem und zartem Gesicht, zu den Tönen einer Viola ein trauriges Klage lied an, in dem gesagt war, welch großer Kummer es sei, zu lieben, ohne wieder geliebt zu werden.

Die Spiele und das Gelächter verstummten, alles hörte mit tiefer Andacht zu. Auch als sie geendet hatte, wollte lange Zeit niemand die Stille unterbrechen. Man hörte nur das Plätschern des Springbrunnens. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne übergossen mit ihrem Schimmer die breiten Gipfel der Pinien und den hoch emporgeschleuderten Wasserstaub des Springbrunnens.

Dann ertönte von neuem Musik; Gespräche und Gelächter wurden wieder laut. Bis in die Nacht hinein, bis im Dunkel der Lorbeerbäume die Leuchtkäfer schwirten und am dunkeln Himmel die Mondichel über dem glücklichen Paradies zu scheinen begann, verstummte der Reigenesang nicht. In der windstillen, vom Dufte der Orangenblüten durchströmten Dämmerung ertönten von neuem die Verse:

Wer fröhlich sein will,
Nütze die Stunden.

* * *

Auf einem der vier Schloßtürme erblickte Lodovico Licht. Der erste Hofastrolog des Mailänder Herzogs, Senator und Mitglied des Geheimen Rates, Messer Gian della Rosa, hatte sich die einsame Lampe über seinen astronomischen Instrumenten angebrannt; er beobachtete die im Zeichen des Wassermanns bevorstehende Annäherung des Mars, Jupiter und Saturn, die für das Haus Sforza große Bedeutung haben sollte.

Dem Herzog schien etwas einzufallen, er verabschiedete sich von der Madonna Lucrezia, mit der er in einer bequemen Laube zärtlich Zwiegespräch gepflogen hatte, ging ins Schloß und sah nach der Uhr,

um ja die Minute und Sekunde, die ihm der Astrolog zum Einnehmen der Khabarberpillen bestimmt hatte, nicht zu verpassen. Nachdem er die Arznei verschluckt hatte, schlug er seinen Taschentalender auf und las darin folgendes:

„Am 5. August 10 Uhr 8 Minuten abends ein inbrünstiges Gebet, kniend, mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Blicken.“

Der Herzog eilte in die Kapelle, um ja nicht den Augenblick zu versäumen, da sonst das astrologische Gebet seine Wirkung verloren hätte.

In der halbdunkeln Kapelle brannte eine Lampe vor dem Heiligenbilde, das der Herzog besonders liebte. Es war von Leonardo da Vinci gemalt und stellte Cecilia Bergamini als Madonna vor, wie sie eine hundertblättrige Rose segnet. An einer kleinen Sanduhr berechnete er sich die Minuten, kniete nieder, faltete seine Hände und betete das Confiteor.

Er betete lange und inbrünstig.

„O Mutter Gottes,“ flüsterte er und hob gerührt seine Augen empor, „beschütze, rette mich und sei mir gnädig, mir, meinem Sohne Maximilian und dem neugeborenen Knaben Cesare, meiner Gemahlin Beatrice und der Madonna Cecilia. Beweise Deine Gnade auch meinem Neffen Gian Galeazzo. Du siehst in mein Herz; ich wünsche meinem Neffen nichts Böses, obgleich sein Tod wahrscheinlich nicht allein mein Reich, sondern ganz Italien vor schrecklichen, nicht wieder gutzumachenden Heimsuchungen bewahren würde.“

Hierbei fiel Lodovico der von den Geschichtskundigen erfundene Beweis der Rechtmäßigkeit seiner Thronansprüche ein. Sein ältester Bruder, der Vater Gian Galeazzos, wäre nicht der Sohn des Herzogs, sondern nur des Feldherrn Francesco Sforza, da er ja doch früher geboren sei, als dieser den Thron bestiegen habe, während er, Lodovico, nach dieser Begebenheit geboren und so der einzige, rechtmäßige Thronfolger sei.

Jetzt aber vor dem Angesichte der Madonna schien ihm dieser Beweis zweifelhaft, und er beendete sein Gebet folgendermaßen:

„Wenn ich gesündigt habe oder nach Deiner Ansicht noch sündigen sollte, so weißt Du, Himmelskönigin, daß ich es nicht für mich, sondern zum Heile meines Volkes, zum Heile von ganz Italien tue. Sei Du meine Fürsprecherin vor Gott, und ich werde Deinen Namen verherrlichen durch einen prachtvollen Ausbau des Mailänder Domes, der Certosa di Pavia und durch viele andere Stiftungen.“

Nachdem er sein Gebet beendet hatte, nahm er ein Licht und ging durch die dunkeln Gemächer des in nächtliche Stille versunkenen Schlosses nach seinem Schlafzimmer. In einem der Zimmer begegnete der Herzog Lucrezia.

„Selbst der Liebesgott ist mir wohlgesinnt,“ dachte er.

„Herr!“ sagte das Mädchen, die Stimme versagte ihr, als es an ihn herantrat. Lucrezia wollte vor ihm auf die Knie fallen, er vermochte sie kaum aufzuhalten.

„Gnade, Herr!“

Lucrezia erzählte ihm, daß ihr Bruder Matteo Crivelli, der erste Kämmerer der Münze, ein Taugenichts, aber von ihr dennoch geliebt, im Kartenspiel Staatsgelder verloren habe.

„Beruhigt Euch, Madonna, ich werde Euren Bruder auslösen.“

Nach einer kleinen Pause fügte er mit einem schweren Seufzer hinzu:

„Werdet Ihr auch weniger grausam sein?“

Mit schüchternem, kindlich heiterem und unschuldigem Blicke sah sie ihn an.

„Ich verstehe Euch nicht, Signore. Was soll das bedeuten?“

Das keusche Erstaunen machte sie nur begehrenswerter.

„Das bedeutet meine Liebe,“ flüsterte er ihr leidenschaftlich zu und umfaßte sie plötzlich ungestüm, fast roh; „das bedeutet ... siehst du denn nicht, Lucrezia, daß ich dich liebe?“

„Laßt mich, laßt mich los! O Signore, was tut Ihr! Madonna Beatrice ...“

„Fürchte dich nicht, sie wird nichts erfahren, ich verstehe ein Geheimnis zu wahren.“

„Nein, Herr, nein, — sie ist so großmütig, so gut gegen mich. Um Gottes willen laßt mich in Ruhe!“

„Ich werde deinen Bruder retten, ich werde alles tun, was du willst, werde dein Sklave sein — nur erbarme dich meiner.“

Aufrichtige Tränen ersticken fast die Stimme Lodovicos, als er ihr die Wange Bellincionis zuflüsterte:

Ich singe wie ein Schwan, ich singe und ich sterbe . . .

„Laßt mich!“ wiederholte das Mädchen in Verzweiflung.

Er beugte sich zu ihr herab, empfand die Frische ihres Hauches, den Duft von Veilchen und Moschus und küßte heißhungrig ihre Lippen.

Einen Augenblick lag Lucrezia willenlos in seinen Armen.

Dann schrie sie auf, riß sich los und lief fort.

* * *

Als Lodovico die Schlafstube betrat, sah er, daß Beatrice schon das Licht verlöscht und sich zu Bett gelegt hatte — ein mächtiges, erhöhtes, sarfophagartiges Laager, das mitten im Zimmer unter einem blauen Baldachin mit silbernen Vorhängen stand. Er entkleidete sich, hob eine Ecke der, wie ein Priesterornat, reich mit Gold und Perlen gestickten

Decke auf — ein Hochzeitsgeschenk des Herzogs von Ferrara — und legte sich auf seinen Platz zur Seite seiner Frau.

„Bice,“ sagte er in zärtlichem Tone, „Bice, schläfst du?“

Er wollte sie umarmen, aber sie stieß ihn zurück.

„Weshalb?“

„Laß mich in Ruhe! Ich will schlafen.“

„Weshalb? Sage mir weshalb? Teure Bice? Wenn du wüßtest, wie ich dich liebe ...“

„Ja, ja, ich weiß, du liebst uns alle zu gleicher Zeit, mich, Cecilia und sogar diese Skavin aus Moskowitien, diese rothaarige Närrin, die du neulich in der Ecke meiner Garderobe umarmtest ...“

„Ich tat es doch nur aus Scherz ...“

„Ich danke für dergleichen Scherze!“

„In der That, Bice, in den letzten Tagen warst du so kalt gegen mich, so mürrisch! Selbstverständlich habe ich gefehlt, ich gestehe es ein, es war eine sonderbare Laune von mir ...“

„Ihr habt viel Launen, Messere!“

Ärgerlich drehte sie sich zu ihm um und fuhr fort:

„Schämst du dich denn gar nicht? Warum lügst du? Kenne ich dich etwa nicht, durchschaue ich dich nicht? Bitte, denke nicht, daß ich eifersüchtig bin. Aber ich will nicht, hörst du wohl? ich will nicht eine deiner Geliebten sein!“

„Es ist nicht wahr, Bice, ich schwöre dir bei meinem Seelenheil, niemals und niemanden auf der Welt habe ich geliebt, so wie dich!“

Sie schwieg; mit Erstaunen lauschte sie seinen Worten, dem Tone seiner Stimme.

In der That, er log nicht oder log wenigstens nicht ganz; je mehr er sie betrog, um so mehr liebte er sie; seine Zärtlichkeit wuchs aus Scham, aus Furcht, aus Mitleid, aus Neue, ja sie wurde durch Drohungen erhöht.

„Vergib mir, Bice, vergib mir alles, weil ich dich so liebe!“

Sie versöhnten sich.

Als er sie im Dunkeln umarmte, dachte er an die schüchternen, kindlich heiteren und unschuldigen Augen, an den Weilschen- und Moschusduft, er bildete sich ein, eine andere zu umarmen, und liebte beide zugleich; es war sündhaft und berauschend.

„In der That, du bist heute wie ein Verliebter,“ flüsterte sie mit dem Stolz einer Frau, die sich die männliche Kraft untertan sieht.

„Ja, ja, meine Liebe, glaubst du mir wohl, ich bin immer noch so verliebt in dich, wie in den ersten Tagen!“

„Was für ein Unsinn!“ lachte sie auf. „Schämst du dich denn nicht? Du solltest lieber an Taten denken. . . Er wird wieder gesund. . .“

„Luigi Marlani sagte mir noch neulich, daß er sterben würde,“ erwiderte Lodovico. „Er fühlt sich jetzt wohler, doch nicht auf lange; er wird sterben, das ist sicher.“

„Wer weiß?“ entgegnete Beatrice. „Er wird so gut gepflegt. Höre, Lodovico, ich staune über deine Sorglosigkeit; du erträgst Beleidigungen wie ein Lamm, du sprichst: ‚Die Macht ist in unseren Händen.‘ Wäre es nicht besser, der Macht zu entsagen, als wie ein Dieb Tag und Nacht um sie zu zittern, vor diesem Bastarde, dem Könige von Frankreich, zu kriechen, von der Großherzigkeit dieses unverschämten Alfonso abhängig zu sein, durch Dienstfertigkeit etwas von dieser bösen aragonischen Hexe zu erlangen suchen? Man sagt, sie sei wieder schwanger. Wieder eine junge Schlange — ins verfluchte Nest! Und so das ganze Leben lang, denke dir nur, Lodovico, das ganze Leben! Und da sagst du: ‚Die Macht ist in unseren Händen!‘“

„Aber die Ärzte stimmen doch überein,“ sagte der Herzog, „daß die Krankheit unheilbar sei, über kurz oder lang ...“

„Warte nur darauf; zehn Jahre lang liegt er bereits im Sterben!“ Beide schwiegen.

Plötzlich umarmte sie ihn, schmiegte ihren Leib an den seinen und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er fuhr zusammen.

„Vice! Christus und die allerreinste Mutter mögen dich davor bewahren! Niemals, hörst du wohl? Rede mir niemals davon ...“

„Wenn du fürchtest — ich selbst, wenn du willst ...“

Er antwortete ihr nicht. Nach einer Weile fragte er:

„Woran denkst du?“

„An die Pfirsiche ...“

„Ja! Ich befahl dem Gärtner, ihm die reifsten zu schicken ...“

„Nein, daran nicht. Mir fielen die Pfirsiche Messer Leonardo da Vincis ein. Hast du nichts von ihnen gehört?“

„Was denn?“

„Sie — sind giftig ...“

„Wie? Giftig?“

„Ja! Er vergiftete sie. Zu irgendwelchen Versuchen. Vielleicht zur Hexerei. Monna Sidonia erzählte mir von denselben. Wenn die Pfirsiche auch vergiftet sind, so sind sie doch von außerordentlicher Schönheit ...“

Beide schwiegen wieder und blieben lange so, sich umarmend, liegen — in der Stille im Dunkeln lauschten sie, über ein und dasselbe grübelnd, so daß das Herz des einen immer schneller und kräftiger als das des anderen klopfte.

Endlich küßte Lodovico Beatrice mit väterlicher Zärtlichkeit auf die Stirn und segnete sie:

„Schlaf' meine Liebe, Gott behüte deinen Schlaf!“

In dieser Nacht träumte die Herzogin von herrlichen Pfirsichen auf goldener Schüssel. Ihre Schönheit lockte sie, sie nahm einen und kostete ihn, der Pfirsich war saftig und würzig. Plötzlich vernahm sie eine Stimme: „Gift, Gift, Gift!“ Sie erschraf, konnte sich aber nicht enthalten, eine Frucht nach der anderen zu verzehren. Es schien ihr, sie stürbe, aber es wurde ihr immer leichter und freudiger ums Herz.

Auch der Herzog hatte einen sonderbaren Traum. Er ging auf der grünen Rasenfläche an dem Springbrunnen im „Paradies“ spazieren und sah in der Ferne drei Frauengestalten in gleichen, weißen Gewändern wie Schwestern zusammensitzen. Er trat näher an sie heran und erkannte in der einen Madonna Beatrice, in der anderen Madonna Lucrezia und in der dritten Madonna Cecilia und dachte sich beruhigt: „Nun, Gott sei Dank, Gott sei Dank, endlich haben sie sich verfühnt — das hätte schon vor langer Zeit geschehen können!“

* * *

Die Turmuhr schlug Mitternacht. Im Schlosse schlief alles. Nur hoch oben auf dem Dache, auf dem zur Vergoldung der Haare bestimmten Altan, saß die Zwergin Morgantina. Sie war aus der Kammer, in die man sie eingesperrt hatte, geflohen und weinte über ihr nicht existierendes Kind:

„Sie haben mir mein Kind geraubt, mein Mädchen ermordet. Weshalb, weshalb, Herr? Es hat niemandem Böses zugefügt. Ich habe meine stille Freude an ihm gehabt ...“

Die Nacht war heiter; die Luft so durchsichtig, daß man am Horizonte die kristallinen Eisfelder des Monte Rosa erkennen konnte.

Lange hallte das schlafende Schloß von dem durchdringenden Klagegeschrei der irrsinnigen Zwergin wieder, wie vom Geträchze eines Unglück verheißenden Vogels.

Plötzlich stöhnte sie auf, hob den Kopf, richtete ihren Blick zum Himmel und verstummte.

Totenstille trat ein.

Die Zwergin lächelte. Die bläulichen Sterne funkelten ebenso unverstündlich und unschuldig wie ihre Augen.



Viertes Kapitel.

Der Hexen-Sabbat.

1494.

An dem Weichbilde von Mailand, in der einsamen Vorstadt an der Porta Verzelliana, dort, wo sich auf dem Canale Cantarana ein Floß mit dem Steuerhause befand, stand ein einsames, halb verfallenes Häuschen mit einem großen, verrückten, schiefen Schornsteine, aus dem Tag und Nacht der Rauch aufstieg.

Dieses Haus gehörte der Hebamme Monna Sidonia. Den oberen Stock hatte sie an den Alchimisten Messer Galeotto Sacrobosco vermietet, im unteren wohnte sie selbst mit Cassandra, der Nichte Galeottos, der Tochter seines Bruders, des Kaufmanns Luigi Sacrobosco, eines berühmten Reisenden, der in fortwährender Jagd nach Altertümern Griechenland, die Inseln des Archipels, Syrien, Kleinasien und Agypten durchquert hatte.

Luigi Sacrobosco sammelte alles, was ihm in die Hände fiel; herrliche griechische Statuen, ein Bernsteinstück mit einer darin enthaltenen Fliege, eine gefälschte Inschrift vom Grabe Homers, eine neue Tragödie des Euripides, das Schlüsselbein des Demosthenes usw.

Manche hielten ihn für verrückt, andere für einen Prahlhans und Betrüger, wieder andere — für einen bedeutenden Menschen.

Sein Denken war mit heidnischen Erinnerungen so gefättigt, daß Luigi, obgleich er bis ans Ende seiner Tage ein guter Katholik blieb, im Ernste „zur heiligsten Schöpferkraft des Merkur“ betete und den Mittwoch, der dem geflügelten Boten der Olympier geweiht war, für den geeignetsten Tag zu Geschäftsabschlüssen hielt.

Bei seinen Nachforschungen scheute er weder Mühe noch Entbehrungen. Eines Tages, als er ein Schiff bestiegen hatte und schon ungefähr zehn Meilen auf dem Meere gefahren war, hörte er von einer interessanten griechischen Inschrift, die er noch nicht kannte, und kehrte zur Küste zurück, um sie abzuschreiben. Seine Haare waren vor Kummer ergraut, als er bei einem Schiffbruch eine wertvolle Handschriftensammlung einbüßte. Wenn er gefragt wurde, weshalb er sich so zugrunde richte, sein ganzes Leben lang sich solchen schweren Arbeiten und Gefahren unterzöge, dann hatte Luigi nur eine Antwort: „Ich will die Toten auferwecken!“

Im Peloponnes, in der Nähe der wüsten Ruinen Spartas, in der Umgegend des Städtchens Misithra, begegnete er einem Mäd-

den von außerordentlicher Schönheit, das den Statuen der alten Göttin Artemis ähnlich sah. Sie war die Tochter eines armen, dem Trunke ergebenen Dorfgeistlichen. Er heiratete sie und nahm sie mit nach Italien, zugleich mit einer unbekanntem Abschrift der Ilias, den Bruchstücken einer marmornen Hekate und den Scherben tönerner Amphoren. Seiner Tochter gab Luigi den Namen Cassandra, zu Ehren der großen Heldin des Nischylos, der Gefangenen des Agamemnon, für die er damals starke Sympathie empfand.

Seine Frau starb bald. Als er sich wieder zu einer seiner zahlreichen Reisen rüstete, übergab er seine kleine verwaiste Tochter der Obhut eines alten Freundes, des aus Konstantinopel gebürtigen, griechischen Gelehrten Demetrios Chalkondyles, eines Philosophen, der von den Sforzas an den Hof von Mailand berufen worden war.

Dieser siebzigjährige Greis, ein heuchlerischer, schlauer und verschlossener Mensch, spielte den feurigen Eiferer der christlichen Kirche, war aber tatsächlich, wie viele gelehrte Griechen jener Zeit — an ihrer Spitze der Kardinal Bessarion — ein Anhänger des letzten Vertreters der alten Philosophie, des Neuplatonikers Gemistos Plethon, der vor einigen vierzig Jahren im Peloponnes, in derselben Stadt Misithra, aus der die Mutter Cassandras stammte, auf den Ruinen Spartas gestorben war. Plethons Schüler versicherten, die Seele des großen Plato sei vom Olymp zur Verkündung der Weisheit auf Erden herabgestiegen und habe sich in Plethon verkörpert. Die christlichen Lehrer behaupteten dagegen, daß dieser Philosoph die Antichrist-Regerei des Kaisers Julian Apostata, die Anbetung der alten olympischen Götter, erneuern wolle, und daß der Kampf mit ihm nicht mit gelehrten Beweisen und Wortverdrehungen, sondern mit den Waffen der heiligen Inquisition und den Flammen der Scheiterhaufen zu führen sei. Die eigenen Worte Plethons, die er wenige Jahre vor seinem Tode zu seinen Schülern gesprochen hatte, wurden angeführt: „Wenige Jahre nach meinem Tode wird die rechte Wahrheit über allen Völkern der Erde aufgehen und alle Menschen werden sich in einigem Geiste zu einem einzigen Glauben bekehren — unam eandemque religionem universum orbem esse suscepturum.“ Als er aber gefragt wurde, zu welchem, dem von Christus oder dem von Mohammed, antwortete er: „Weder zu dem einen noch zu dem anderen, aber zu einem von dem alten Heidentum nicht verschiedenen — neutram, inquit, sed a gentilitate non differentem.“

Im Hause des Demetrios Chalkondyles erzog man die kleine Cassandra in strenger, aber freilich heuchlerischer Gottesfurcht. Aus den aufgegriffenen Reden stellte sich jedoch das Kind, das die philosophischen Spitzfindigkeiten der Platonischen Ideen nicht begriff, ein

wunderbares Märchen zusammen, wie die toten Götter des Olymps wieder auferstehen würden.

Das Kind trug an dem Halse auf der Brust ein Geschenk seines Vaters, einen Talisman, der aus einer Kamee mit der Abbildung des Gottes Dionysos bestand. Zuweilen, wenn es allein war, zog es im geheimen den Stein hervor und hielt ihn gegen das Licht. Im dunklen Lila des Amethystes trat wie eine himmlische Erscheinung der nackte Jüngling Bacchus vor seine Augen. In der einen Hand hielt er den Thyrsos, in der anderen eine Weintraube; ein an ihm herauffpringender Panther versuchte mit der Zunge an der Traube zu lecken. Das Herz des Kindes entbrannte in Liebe zu dem wunderschönen Gotte.

Messer Luigi, der sich durch die Altertümer zugrunde gerichtet hatte, starb als Bettler an einem hitzigen Fieber in einer elenden Schäferhütte mitten unter den von ihm entdeckten Trümmern eines phönizischen Tempels. Zu jener Zeit lehrte nach langjährigen Nachforschungen, die dem Geheimnisse des Steins der Weisen gegolten hatten, der Archimisi Galeotto Sacrobosco, der Onkel Cassandras, nach Mailand zurück und nahm, nachdem er das Häuschen an der Porta Verzelliana bezogen hatte, seine Nichte zu sich.

Giovanni Boltraffio erinnerte sich immer noch des von ihm be-
lauschten Gesprächs zwischen Monna Cassandra und dem Mechaniker Zoroastro über den vergifteten Baum. Später begegnete er dem Mädchen bei Demetrios Chalkondyles, wo ihm Merula schriftliche Arbeiten verschafft hatte. Er hörte von vielen, daß sie eine Heze sei, aber die eigenartige, dämonische Schönheit Cassandras zog ihn an.

Fast jeden Abend, nachdem er seine Arbeit in der Werkstätte Leonardos beendet hatte, ging Giovanni nach dem einsamen Häuschen an der Porta Verzelliana zu einem Stelldichein mit Cassandra. Sie setzten sich auf einen Hügel am Ufer des stillen und dunklen Kanals unfern vom Damme, an den Ruinen des Klosters der heiligen Radegund, und plauderten lange. Ein kaum sichtbarer, mit niedrigem Holundergebüsch, Kletten und Nesseln verwachsener Steg führte zum Hügel; hier erblickte sie niemand.

* * *

Es war ein schwüler Abend. Nur selten erhob sich ein schwacher Wind, wirbelte den weißen Staub der Landstraße auf, säufelte in den Blättern und legte sich wieder, so daß es noch stiller wurde als zuvor. Man hörte den dumpfen, wie unterirdisch klingenden Donner eines entfernten Gewitters. Durch dieses schwache, feierlich drohende Getöse hindurch hörte man nur die kläglichen Töne eines mehrstimmigen Gesanges der betrunkenen Böllner in der benachbarten Schenke. Es war ein Sonntag.

Zuweilen tauchte ein schwaches Wetterleuchten am Himmel auf; dann trat aus dem Dunkel das haufällige Haus am jenseitigen Ufer heraus, mit seiner aus Ziegeln erbauten Esse, aus der die dicken Rauchwolken des Schmelzofens des Alchimisten herausquollen. Ein langgewachsener, hagerer Geistlicher, der mit der Angel in der Hand auf dem bewoosten Damme saß, der Kanal mit den Lärchen und alten Weiden am Ufer, die flachen Boote vom Lago Maggiore mit den Blöcken weißen Marmors für den Mailänder Dom, die elenden Mähren, die sie zogen, die Schleppseile, die auf das Wasser klatschten, alles wurde für einen Augenblick sichtbar und verschwand wieder wie eine Geistererscheinung in der Dunkelheit. Nur das Feuer des Alchimisten spiegelte sich am anderen Ufer in dem dunklen Wasser des Cantarana-Kanals. Vom Damme her duftete es nach warmem Wasser, verwehten Farnkräutern, Teer und fauligem Holze. Giovanni saß mit Cassandra an der gewohnten Stelle über dem Kanal.

„Es ist langweilig,“ sagte das Mädchen, reckte sich und faltete ihre feinen, weißen Hände über dem Kopfe zusammen, „jeden Tag ein und dasselbe. Heute wie gestern, morgen wie heute angelt der lange Priester auf dem Damme nach Fischen, wälzt sich der Rauch aus der Esse des Laboratoriums, wo Messer Galeotto Gold sucht und keins finden kann, werden die Rähne von den abgetriebenen Mähren geschleppt, grölt die trunkene Menge in der Schenke. Wenn endlich doch etwas Neues käme! Wenn doch die Franzosen kämen und Mailand zerstörten, oder der Priester einen Fisch erbeutete, oder der Onkel das Gold erfände ... Gott, wie langweilig ist es!“

„Ja, ich kenne das Gefühl,“ entgegnete Giovanni, „mir selbst ist oft so traurig zumute, daß ich lieber sterben möchte. Aber Fra Benedetto hat mich ein prächtiges Gebet zur Erlösung vom Teufel der Mutlosigkeit gelehrt. Soll ich es dir herfagen?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Nein, Giovanni. Zuweilen sehne ich mich zwar danach, aber seit langem habe ich verlernt, zu eurem Gotte zu beten.“

„Zu unserem? Gibt es denn noch einen anderen Gott außer unserem, außer dem Dreieinigen?“ fragte Giovanni.

Ein plötzliches Wetterleuchten erhellte ihr Gesicht; noch niemals war es ihm so räthelhaft, so traurig, so schön erschienen. Sie schwieg eine Zeitlang und fuhr dann mit der Hand über ihre wolligen, schwarzen Haare.

„Höre zu, mein Freund. Es ist lange her, ich war noch ein Kind und weilte in meinem Vaterlande. Da nahm mich eines Tages mein Vater mit auf die Reise. Wir besuchten die Ruinen eines alten Tempels, der auf einem Vorgebirge stand. Ringsum war Meer. Die Mäwen

krächzten, die Wellen schlugen brausend an die schwarzen Steine, die von der salzigen Flut zernagt wurden, so daß sie spitz waren wie Nadeln. Der Schaum stieg und fiel, in brausendem Strome floß er von den steinernen Nadeln herab. Mein Vater entzifferte eine halbverwischte Inschrift auf einem Bruchstücke von Marmor. Lange saß ich auf den Stufen vor dem Tempel, lauschte dem Meere und atmete die frische, von dem wohlriechenden Berrnut geschwängerte Luft. Dann betrat ich den verlassenen Tempel. Die Säulen aus gelblichem Marmor standen noch alle, der Zahn der Zeit hatte sie nicht benagt, zwischen ihnen hindurch erschien der Himmel dunkel, und auf ihren Spitzen hoch oben wuchs Mohn aus der Steinritzen hervor. Tiefe Stille herrschte ringsumher. Nur das dumpfe Getöse der Brandung erfüllte das Heiligtum wie ein Choral. Ich lauschte ihm, und plötzlich durchzuckte es mein Herz: Ich fiel auf die Knie und betete zu dem Gotte, der einst hier gewohnt hatte, zu dem Unbekannten, von den Menschen Beleidigten. Ich küßte die marmornen Fliesen, ich weinte, weil niemand auf Erden ihn mehr liebte, niemand mehr zu ihm betete — ich liebte ihn, weil er tot war. Seit der Zeit habe ich niemals, zu niemandem so gebetet. Es war ein Tempel des Dionysos.“

„Was sagst du, Cassandra, wie?“ sagte Giovanni. „Das ist Sünde, Verspottung des Heiligsten! Es gibt keinen Gott Dionysos und hat auch keinen gegeben.“

„Hat keinen gegeben?“ wiederholte das Mädchen mit verächtlichem Lächeln. „Wie könnten dann die Heiligen Väter, an die du glaubst, lehren, daß die vertriebenen Götter, nachdem Christus sie besiegt hat, sich in mächtige Dämonen verwandelt haben? Warum enthält das Buch des berühmten Astrologen Giorgio da Novara die auf genaue Beobachtungen der Himmelsgestirne begründete Weissagung, daß die Vereinigung des Planeten Jupiter mit Saturn die Lehre Moses bewirkt habe, die mit Mars — die chaldäische Lehre, die mit der Sonne — die ägyptische, die mit der Venus — die mohammedanische, die mit Merkur — die christliche, und daß die bevorstehende Vereinigung mit dem Monde — die Lehre des Antichrist erzeugen wird, und daß die toten Götter wieder auferstehen werden?“

Der Donner des nahenden Gewitters wurde vernehmbarer. Das Wetterleuchten wurde häufiger und heller, eine schwere Wolke erleuchtend, die langsam heranzog. Die zudringlichen Laute des betrunkenen Volkes in der Schenke ließen sich nach wie vor in der schwülen, drohenden Stille vernehmen.

„O Cassandra!“ rief Voltrassio traurig aus, seine Hände flehentlich faltend. „Siehst du denn nicht, daß der Teufel dich versucht, um dich in Verdammnis zu stürzen? Verflucht sei er, der Satan!“

Das Mädchen wandte sich rasch um, legte Voltraffio die Hände auf die Schulter und flüsterte leise:

„Versucht er denn dich nicht auch? Wenn du so tugendhaft bist, Giovanni, warum hast du denn deinen Lehrer Fra Benedetto verlassen, warum bist du in die Werkstätte des gottlosen Leonardo da Vinci eingetreten? Warum kommst du hierher zu mir? Oder weißt du nicht, daß ich eine Hexe bin und Hexen schlecht, ja schlimmer sind als der Teufel selbst? Warum fürchtest du dich nicht, deine Seele bei mir zu verderben?“

„Die Allmacht Gottes sei mit uns,“ entgegnete er zusammenzuckend.

Schweigend näherte sie sich ihm und durchbohrte ihn mit ihren gelblichen, wie Bernstein durchsichtigen Augen. Ein Blitz, kein Wetterleuchten mehr, erhellte ihr Gesicht, das ebenso blaß war wie das jener marmornen Göttin, die einst auf dem Mühlenhügel in Gegenwart Giovannis ihrer tausendjährigen Gruft entstieg.

„Sie ist's,“ dachte er erschrocken ... „wieder sie, die weiße Teufelin!“

Er wollte aufspringen, aber er konnte nicht. Er fühlte an seiner Wange den heißen Atem des Mädchens und lauschte ihrem Geslüster.

„Willst du, so erzähle ich dir alles, bis ans Ende, Giovanni. Wenn du willst, so fliegen wir zusammen dorthin, wo Er ist. Da ist's schön, die Langweile hat ein Ende, und wie im Paradiese ist alles gestattet! Willst du dahin?“

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn; mit einer Neugierde aber, die größer war als sein Schrecken, fragte er: „Wohin?“

Mit ihren Lippen fast seine Wange berührend, antwortete sie kaum vernehmbar, als ob sie bloß leidenschaftlich und schmachmend aufseufzte: „Zum Sabbat!“

Ein Donnerschlag des bereits nahen Gewitters erschütterte Himmel und Erde und verhallte mit einem lauten Rollen voll drohender Lust; es war wie ein Gelächter der unsichtbaren unterirdischen Riesen, das bald wieder atemloser Stille wich. Kein Blatt bewegte sich an den Bäumen. Die verworrenen Töne der Menge verstummten.

In diesem Augenblicke erscholl feierlichen, gemessenen Klanges das abendliche Angelusläuten der Klostersglocken.

Giovanni bekreuzigte sich. Das Mädchen stand auf und sagte:

„Es ist Zeit, nach Hause zu gehen. Es ist spät. Siehst du den Schein der Fackeln? Es ist der Herzog Lodovico, der zu Meffer Galeotto reitet. Und ich vergaß, daß der Dnkel heute einen Versuch, Blei in Gold umzuwandeln, vorführen soll.“

Man hörte Pferdegetrappel. Die Reiter ritten längs des Kanals von der Porta Verzelliana her, dem Hause des Alchimisten zu, der, den Herzog erwartend, in seinem Laboratorium die letzten Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Werke traf.

* * *

Messer Galeotto hatte fast sein ganzes Leben damit zugebracht, nach dem Stein der Weisen zu suchen.

Nachdem er die medizinischen Studien an der Universität Bologna beendet hatte, trat er als Famulus bei dem berühmtesten Adepten der geheimen Wissenschaft jener Zeit, dem Grafen Bernardo Trevisano, ein. Dann spürte er fünfzehn Jahre lang dem alles verwandelnden Quecksilber in allen möglichen Dingen nach, im Kochsalze, im Salmiak, in verschiedenen Metallen, im gebiegenen Wismut und Arsenik, im menschlichen Blute, in der Galle und den Haaren, in Tieren und Pflanzen. Sechstausend Dukaten, sein väterliches Erbteil, flogen durch die Esse seines Schmelzofens. Nachdem er sein eigenes Vermögen vergeudet hatte, machte er sich an fremdes. Seine Gläubiger ließen ihn in den Schuldturm setzen. Er floh und machte im Laufe der nächsten acht Jahre Versuche mit Eiern, von denen er mehr als 20 000 Stück verbrauchte. Dann arbeitete er mit dem päpstlichen Protonotarius Maestro Enrico an der Untersuchung des Vitriols, erkrankte an den giftigen Dämpfen, lag vierzehn Monate, von allen verlassen, auf dem Krankenbette und wäre beinahe gestorben. Armut, Erniedrigungen und Verfolgungen erleidend, besuchte er als wandernder Chemiker Spanien, Frankreich, Oesterreich, Holland, Nordafrika, Griechenland, Palästina und Persien. Der König von Ungarn, der von ihm das Geheimnis der Verwandlung unedler Metalle in edle zu erfahren gedachte, ließ ihn foltern. Endlich kehrte er alt, erschöpft, aber noch nicht enttäuscht, einem Rufe des Herzogs Lodovico folgend, nach Italien zurück und erhielt den Titel eines Hof-Alchimisten.

Die Mitte des Laboratoriums nahm ein plumper Ofen aus feuerfestem Ton mit einer Menge Abteilungen, Ofentüren, Schmelztiegeln und Blasebälgen ein. In einer Ecke lagen unter einer Staubschicht rauchgeschwärzte Schlacken umher, die erkalteter Lava glichen.

Auf dem Arbeitstische standen allerlei komplizierte Gerätschaften: Becher, Destillierhelme, chemische Rezipienten, Retorten, Trichter, Mörser, Kolben mit gläsernen Blasen und langen Hälften, schlangenförmige Röhren, riesengroße Flaschen und winzige Büchsen. Giftige Salze, Laugen und Säuren verbreiteten einen scharfen Geruch. Eine ganze geheimnisvolle Welt war in die Metalle eingeschlossen: die sieben Götter des Olymps — die sieben Planeten des Weltraums — im

Golde die Sonne, im Silber der Mond, im Kupfer die Venus, im Eisen Mars, im Blei Saturn, im Zinn Jupiter und im beweglichen Quecksilber der ewig geschäftige Merkur. Hier waren Gegenstände mit barbarischen Namen, die den Uneingeweihten Schreck einflößen konnten: Der zinnoberne Mond, Wolfsmilch, Achilleskupfer, Asteroiden, Anagallis, Rhapontika-Wurzeln, Aristolochia. Ein kostbarer, durch jahrelange Mühen erwerbener Tropfen Löwenblutes, der alle Krankheit heilen und ewige Jugend verleihen sollte, glänzte wie ein Rubin.

Der Alchimist, Messer Galeotto, ein kleiner magerer Greis, der wie ein alter Pilz zusammengeschrumpft, aber immer noch lebendig, beweglich, ja unruhig flink war, saß an seinem Arbeitstische, stützte seinen Kopf auf beide Hände und beobachtete aufmerksam einen Kolben, in dem über einer bläulichen kleinen Spiritusflamme eine Flüssigkeit kochte und brauste. Es war Venusöl — oleum Veneris — von durchsichtig-grüner Farbe, wie ein Smaragd. Ein in der Nähe brennendes Licht warf durch den Kolben hindurch einen grünlichen Schein auf das Pergament von einem alten aufgeschlagenen Folianten, ein Werk des arabischen Alchimisten Abu 'Abdallâh Dschâbir ibn Hajjân.

Als Galeotto auf der Treppe Gespräch und Tritte hörte, stand er auf, sah sich im Laboratorium um, ob auch alles in Ordnung sei, gab seinem schweigenden Famulus ein Zeichen, neue Kohlen in den Schmelzofen zu legen, und ging seinen Gästen entgegen.

* * *

Die Gesellschaft war lustig, sie kam gerade von einem Abendessen, bei dem reichlich Malvasier gestossen war. In der Begleitung des Herzogs befanden sich der Leibarzt Marliani, ein in der Alchimie sehr bewandertes Mann, und Leonardo da Vinci.

Die Damen traten zuerst ein, und der Duft von Wohlgerüchen, das Rauschen seidener Kleider, das leichtfertige Geplauder und Lachen, das wie Vogelgezwitscher klang, erfüllte die stille Zelle des Gelehrten.

Eine der Damen stieß aus Versehen mit ihrem Armel eine gläserne Retorte um, die auf die Erde fiel und zerbrach.

„Es hat nichts auf sich, Signora, beunruhigt Euch nicht,“ sagte Galeotto zuvorkommend, „ich werde die Scherben auflesen, damit Ihr Euch Eure kleinen Füße nicht verletzt.“

Eine andere nahm eine verrußte Schlade in die Hand und beschnuzte sich dabei ihren hellen, mit Veilchenduft durchtränkten Handschuh; ein gewandter Cavalier suchte mit einem Spitzentuche den Flecken zu entfernen, wobei er die kleine Hand zärtlich drückte.

Das blonde Fräulein Diana faßte ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß an, verschüttete einige Tropfen auf den Tiegel und brach, als diese in glänzenden Kugeln herumrollten, in Entzücken aus:

„Seht, seht nur, meine Herrschaften, dieses Wunder — flüssiges Silber — es läuft von selbst, es ist lebendig!“

Diana hüpfte fast vor Freude und klatschte in die Hände.

„Werden wir wirklich den Teufel im alchimistischen Feuer erblicken, wenn das Blei sich in Gold verwandelt?“ — wandte sich die hübsche, schalkhafte Filiberta, die Frau des alten Vorstehers des Salzamtes, an ihren Geliebten, den spanischen Ritter Marades. „Glaubt Ihr nicht, Messere, daß es Sünde sei, sich an solchen Versuchen zu beteiligen?“

Filiberta war sehr gottesfürchtig, man erzählte sich von ihr, daß sie ihrem Geliebten alles bis auf den Fuß auf den Mund gestatte, in der Meinung, die Keuschheit nicht ganz zu verletzen, wenn nur die Lippen, die dem Gatten am Altare Treue gelobt hatten, rein blieben.

Der Alchimist trat an Leonardo heran und flüsterte ihm ins Ohr:

„Messere, seid überzeugt, ich verstehe den Besuch von Leuten, wie Ihr seid, zu schätzen ...“

Er drückte ihm kräftig die Hand; Leonardo wollte ihm antworten, aber Galeotto unterbrach ihn mit Kopfschütteln:

„Ich weiß, ich weiß! Ein Geheimnis für die Menge! Wir aber, wir verstehen doch allerlei!“

Dann wendete er sich zuvorkommend an die Gäste:

„Mit Genehmigung meines hohen Beschützers, des erlauchten Herzogs, sowie dieser Damen, meiner schönen Gebieterinnen, beginne ich nun mit dem Versuche der göttlichen Metamorphose. Ich bitte um Aufmerksamkeit, meine Herrschaften!“

Um keinerlei Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Versuches aufkommen zu lassen, reichte er den Tiegel herum, ein Schmelzgefäß mit dicken Wandungen aus feuerfestem Tone, und bat jeden der Anwesenden, ihn zu untersuchen, den Boden zu klopfen und sich davon zu überzeugen, daß jeder Betrug ausgeschlossen sei. Er erklärte hierbei, daß einzelne Alchimisten das Gold in Schmelztiegeln mit doppeltem Boden verstecken, von denen der obere durch die starke Glut springe und das Gold bloßlege. Die Bleiklumpen, die Kohlen, die Blasebälge, die Stäbe zum Umrühren der Metallschlacken und die übrigen Gegenstände, in denen das Gold verborgen oder auch allem Anscheine nach nicht verborgen sein konnte, wurden besichtigt.

Dann wurde das Blei in kleine Stücke zerschnitten, in den Tiegel gelegt und dieser auf glühende Kohlen in die Mündung des Ofens gesetzt. Der schweigsame, schielende Famulus, dessen Gesicht so leichen-

blaß und finster war, daß eine Dame, die ihn in der Dämmerung für den Teufel gehalten hatte, beinahe in Ohnmacht gesunken wäre, setzte die gewaltigen Blasebälge in Bewegung, und durch den rauschenden Windstrom loderten die Flammen auf.

Galeotto unterhielt die Gesellschaft mit einem Vortrage. Unter anderem erregte er die allgemeine Heiterkeit, als er die Alchimie „casta meretrix“ — eine „keusche Buhlerin“ — nannte, die viele Verehrer hätte, alle betrüge, allen zugänglich erschiene, aber bis jetzt noch in niemandes Umarmungen gelegen hätte — in nullos unquam pervenit amplexus.

Der Leibarzt Marliani, ein wohlgenährter Mann, mit zwar etwas aufgedunsenen, aber klugen und vornehmen Gesichtszügen, schnitt Grimassen zu dem Geschwätz und rieb sich die Stirn. Endlich konnte er es nicht länger ertragen und rief:

„Messere, ist es nicht Zeit, an die Arbeit zu gehen? Das Blei siedet bereits.“

Galeotto nahm ein blaues Papier und wickelte es vorsichtig auseinander. Es enthielt ein hellgelbes Pulver von der Farbe einer Zitrone, das sich fettig anfühlte, wie grobzerstoßenes Glas glänzte und nach verbranntem Seesalz roch. Es war jenes räthelhafte Pulver, der kostbarste Schatz des Alchimisten, der wundertätige Stein der Weisen — lapis philosophorum.

Mit einem Messer teilte er eine Prise ab, nicht größer als das Samenforn einer Rübe, wickelte dann das Körnchen in weißes Bienenwachs, rollte die Masse zu einer Kugel und warf sie in das siedende Blei.

„Welche Kraft legt Ihr diesem Pulver bei?“ fragte Marliani.

„Ein Gewichtsteil auf 2820 Teile des zu verwandelnden Metalles,“ erklärte Galeotto. „Selbstverständlich ist das Pulver noch unvollkommen, doch hoffe ich in kurzer Zeit die Kraft von eins zu einer Million zu erreichen. Es wird genügen, eine Prise dieses Pulvers vom Gewicht eines Hirsekorns in einem Eimer Wasser zu lösen und mit einer Nußschale voll dieser Lösung einen Weinstock zu besprühen, um dann bereits im Mai reife Trauben zu erzielen. Mare tingerem, si Mercurius esset. Ich würde das Meer in Gold verwandeln, wenn genug Quecksilber vorhanden wäre.“

Marliani zuckte mit den Achseln und wendete sich ab, die Prahlereien Galeottos widerten ihn an. Mit scholastischen Beweisen und Syllogismen des Aristoteles bestritt er jede Möglichkeit einer Verwandlung. Der Alchimist lächelte.

„Wartet ab, domine magister,“ sagte er leise, „ich werde Euch gleich einen Syllogismus vorführen, den Ihr nicht werdet verwerfen können.“

Er warf eine Handvoll weißen Pulvers auf die Kohlen. Rauchwolken erfüllten das Laboratorium. Zischend und prasselnd züngelte eine buntfarbige, bald blaue, bald grüne, bald rote Flamme wie im Regenbogen empor.

Bestürzung ergriff die Zuschauer. Madonna Siliberta erzählte später, sie habe in der blutroten Flamme eine Teufelsfratze gesehen. Mit einem langen eisernen Haken hob der Alchimist den Deckel des weißglühenden Tiegels; das Blei zischte, schäumte und wallte auf. Der Tiegel wurde wieder zugedeckt. Der Blasebalg zischte, schnaubte, und als zehn Minuten später eine dünne eiserne Stange ins Blei eingetaucht und wieder herausgenommen wurde, sahen alle an ihrem Ende einen gelben Tropfen hängen.

„Es ist erreicht!“ sagte der Alchimist.

Der tönernerne Schmelztiegel wurde aus dem Ofen gezogen, man ließ ihn erkalten, zerbrach ihn, und klingend und funkelnd fiel aus ihm zum größten Erstaunen der Zuschauer eine Stange Gold zur Erde.

Der Alchimist wies auf sie hin, wandte sich an Marliani und sprach feierlich:

„Solve mihi hunc syllogismum! Löset mir diesen Syllogismus!“

„Unerhört, unglaublich . . . Gegen alle Gesetze der Natur und der Logik!“ lallte Marliani und schlug in seiner Verwirrung die Hände über dem Kopfe zusammen.

Das Gesicht Galeottos war bleich, seine Augen glänzten vor Begeisterung. Er richtete seinen Blick gen Himmel und sprach:

„Laudetur Deus in aeternum, qui partem infinitae suae potentiae nobis, abjectissimis suis creaturis communicavit. Amen! — Ehre sei Gott in der Höhe, der uns, seinen unwürdigsten Geschöpfen, einen Teil seiner Allmacht verleiht. Amen!“

Bei der Prüfung des Goldes auf dem mit Salpetersäure angefeuchteten Probiersteine blieb ein gelber, glänzender Streifen zurück, es hatte sich reiner als das feinste ungarische oder arabische Gold erwiesen.

Alle umringten den Greis, beglückwünschten ihn und drückten ihm die Hand.

Herzog Lodovico nahm ihn beiseite:

„Bist du mir auch treu und wahrhaft dienen?“

„Ich wünschte, ich hätte mehr als ein Leben, um sie alle dem Dienste Ew. Erlaucht zu weihen,“ antwortete der Alchimist.

„Sieh dich nur vor, Galeotto, daß kein anderer Herrscher . . .“

„Hoheit, wenn nur einer derselben etwas herausschnüffeln sollte, so laßt mich wie einen Hund hängen!“

Nach einer kleinen Pause fügte er mit einer kriechenden Verbeugung hinzu:

„Ich habe eine Bitte ...“

„Wie? Schon wieder?“

„Zum letztenmal, Gott ist mein Zeuge, zum letztenmal!“

„Wieviel?“

„Fünftausend Dukaten!“

Der Herzog wurde nachdenklich, handelte tausend ab und sagte den Rest zu.

Es war spät geworden. Beatrice konnte in Sorge geraten.

Man brach auf. Galeotto begleitete seine Gäste und schenkte jedem zum Andenken ein Stückchen des neuen Goldes. Leonardo blieb bei ihm zurück.

* * *

Als die Gäste sich entfernt hatten, trat Galeotto an ihn heran und fragte:

„Nun, Meister, wie hat Euch mein Versuch gefallen?“

„Das Gold war in der Stange,“ antwortete Leonardo ruhig.

„In welcher Stange? Was wollt Ihr damit sagen, Messere?“

„In der Stange, mit welcher Ihr das Blei umgerührt habt, ich habe alles gesehen.“

„Ihr habt sie ja selber untersucht!“

„Es war eine andere.“

„Wie? Eine andere? Gestattet mir ...“

„Ich sagte Euch doch, ich habe alles gesehen,“ wiederholte Leonardo lächelnd. „Leugnet nicht, Galeotto. Das Gold war in der ausgehöhlten Stange verborgen; als ihr Ende verkohlte, fiel es in den Tiegel hinein.“

Vor Schreck knieten dem Greise die Knie ein; sein Gesicht drückte Bestürzung aus und erregte Mitleiden wie das eines ertappten Diebes.

Leonardo näherte sich ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Fürchtet nichts, niemand erfährt es. Ich sage kein Wort.“

„Ist das wahr? Ihr werdet mich nicht verraten?“

Galeotto erfaßte seine Hand, mit Anstrengung brachte er es hervor.

„Nein, ich wünsche Euch nichts Böses. Weshalb aber ...“

„O Messer Leonardo!“ rief Galeotto, und an Stelle einer maßlosen Verzweiflung drückten seine Augen jetzt ebensolche Hoffnung aus. „Ich schwöre Euch bei Gott: Wenn es auch den Anschein hat, als ob ich betrogen hätte, so ist es nur für eine ganz kurze Zeit und zum Vortheile des Herzogs, zum Triumphe der Wissenschaft geschehen, denn ich habe wirklich, in der That, den Stein der Weisen entdeckt! Ich besitze ihn bis jetzt leider noch nicht, aber ich darf wohl sagen, daß er existiert, so gut wie existiert, weil ich den Weg zu ihm gefunden habe, und Ihr wißt selbst,

daß in solchen Sachen der Weg das Wichtigste ist. Noch drei, vier Versuche, und ich werde am Ziele sein! Was sollte ich machen, Meister? Ist die Enthüllung der größten Wahrheit nicht eine so kleine Notlüge wert?"

"Spielen wir denn Blindenkuh miteinander, Messer Galeotto?" sagte Leonardo, die Achseln zuckend. "Ihr wißt ebensogut wie ich, daß die Verwandlung der Metalle ein Unsinn ist, daß der Stein der Weisen nicht existiert hat und auch nicht existieren kann. Alchimie, Nektromantie, schwarze Magie sind, wie alle anderen Wissenschaften, die nicht auf zuverlässigen Versuchen oder auf Mathematik beruhen, Betrug oder Unverstand — sie erinnern an eine vom Winde entfaltete Fahne der Scharlatane, der der dumme Pöbel folgt und mit seinem Geheul ihre Macht rühmt..."

Mit vor Erstaunen weit aufgerissenen, runden Augen stierte der Alchimist Leonardo an. Plötzlich neigte er seinen Kopf auf die Seite, blinzelte mit den Augen und fing an zu lachen:

"Das ist nicht schön, Messere, wirklich nicht mehr schön! Bin ich denn kein Eingeweihter? Als ob wir nicht wüßten, daß Ihr der Größte unter den Alchimisten, der Inhaber der kostbarsten Naturgeheimnisse, ein neuer Hermes Trismegistos, ein Prometheus seid."

"Ich?"

"Nun ja, selbstverständlich, Ihr!"

"Ihr seid ein Spaßvogel, Messer Galeotto!"

"Nein, Ihr seid der Spaßvogel, Messer Leonardo! Ei, ei, wie verschlossen und schlau Ihr seid! Ich habe in meinem Leben viele Alchimisten kennen gelernt, die auf die Geheimnisse der Wissenschaft eifersüchtig waren, doch keinen wie Ihr seid!"

Leonardo sah ihn aufmerksam an, wollte böse werden, brachte es jedoch nicht fertig.

"Also Ihr glaubt tatsächlich daran?" fragte er, unwillkürlich lächelnd. "Ihr glaubt wirklich daran?"

"Ob ich daran glaube!" rief Galeotto. "Ja, Messere, wenn Gott selbst in diesem Augenblicke zu mir herabkäme und zu mir sagte: 'Galeotto, es gibt keinen Stein der Weisen,' ich würde ihm entgegen: 'Herr, so wie es Wahrheit ist, daß Du mich geschaffen hast, so wahr ist es auch, daß es einen Stein der Weisen gibt und ich ihn finden werde.'"

Leonardo entgegnete nichts mehr und hörte mit Interesse den weiteren Auseinandersetzungen des Alchimisten zu. Dieser kam auf den Anteil des Teufels an der geheimen Wissenschaft zu sprechen und bemerkte mit spöttischem Lächeln, daß der Teufel das allerärmste Geschöpf der ganzen Natur sei. Es gäbe auf der Welt kein schwächeres Wesen als ihn. Das menschliche Wissen dagegen sei allmächtig, und nichts sei der Wissenschaft unmöglich.

Plötzlich fragte er, ohne jeden Übergang, als ob ihm etwas Unterhaltendes und Freundliches eingefallen wäre, ob Leonardo häufig die elementaren Geister sähe. Als der Meister ihm fest versicherte, noch keine gesehen zu haben, glaubte es ihm Galeotto wieder nicht und erklärte ihm ausführlich, daß der Körper des Salamanders anderthalb Finger lang, gefleckt, dünn und rauh, der der Sphiden durchsichtig, blau wie der Himmel und lustig sei. Er erzählte ihm von Nymphen, Undinen, die im Wasser leben, unterirdischen Gnomen, Pygmäen und den in kostbare Steine eingeschlossenen Geistern.

„Ich kann Euch gar nicht beschreiben,“ schloß er seine Erzählung, „wie gut und schön sie sind!“

„Warum erscheinen aber die Elementargeister nicht allen, sondern nur den Auserwählten?“ fragte Leonardo.

„Wie könnten sie allen erscheinen!“ entgegnete Galeotto. „Sie fürchten sich vor den groben Leuten — den Ausschweifenden, Gewalttätigen, Trunkenbolden und Vielfressern. Sie lieben die kindliche Einfalt und Unschuld. Sie sind nur da, wo es keine Bosheit und List gibt. Sonst werden sie scheu wie die Tiere des Waldes und verbergen sich vor den Blicken der Menschen.“ Ein freundlich nachdenkliches Lächeln zeigte sich auf dem Gesicht des Greises.

„Welch ein sonderbarer, armer und doch liebenswürdiger Mensch!“ dachte Leonardo. Er fühlte keinen Unwillen mehr über die alchimistischen Phantastereien, sprach vorsichtig wie mit einem Kinde, bereit, sich als Besitzer aller nur möglichen Geheimnisse zu erklären, nur um Messer Galeotto nicht zu kränken.

Sie schieden als Freunde.

Als Leonardo gegangen war, vertiefte sich der Alchimist wieder in seine Versuche mit dem Venusöle.

* * *

Indessen saß die Besitzerin des Hauses, Monna Sidonia, mit Cassandra vor dem mächtigen Herde der unter dem Laboratorium befindlichen Stube. Über einem Bündel Reisig hing ein gußeiserner Kessel, in dem die Suppe mit Knoblauch und Rüben kochte. Mit einförmiger Bewegung ihrer gebrechlichen Finger zog sie den Flachs aus dem Roden und drückte ihn auf der Spindel, die sie bald in die Höhe hob, bald kreiseln ließ. Cassandras Blicke ruhten auf der Spinnerin, und sie dachte sich: „Immer wieder dasselbe, heute wieder wie gestern, morgen wie heute zirpt das Heimchen, knabbert die Maus, summt die Spindel, raffelt das Reisig, riecht es nach Knoblauch und Rüben.“ Wieder einmal klagte ihr die Alte mit denselben Worten und mit einem Klange in der Stimme, als ob sie mit einer stumpfen Säge sägte, sie, Monna

Sidonia, sei eine arme Frau, obgleich die Leute sich erzählten, daß sie einen Topf mit Gold im Weinberge vergraben habe. Das sei aber Unsinn. Messer Galeotto richte sie zugrunde. Beide, Dunkel und Nichte, lägen ihr auf dem Halse. Gott möge es ihnen vergeben. Sie behalte und nähre sie aus bloßer Herzensgüte. Aber Monna Cassandra sei kein Kind mehr, sie müsse auch an die Zukunft denken. Der Dunkel werde sterben und sie allein zurücklassen. Warum sie den reichen Pferdehändler aus Abbiategrosso nicht heiraten wolle, der schon lange um sie freie?

„Er ist zwar“ — fuhr die Alte fort — „nicht mehr jung, aber ein vernünftiger, gottesfürchtiger Mann, kein Windbeutel, kein ausgelassener Mensch. Er besitzt einen Laden, eine Mühle, einen Olivengarten mit einer neuen Kelter. Der Herr schickt ihn zu deinem Glück. Woran liegt es denn? Wer ist dir denn recht?“

Monna Cassandra hörte zu, die Langweile quälte und würgte sie und drückte ihr die Schläfe, so daß sie hätte weinen, ja laut schreien mögen.

Die Alte entnahm dem Kessel eine dampfende Ktibe, spießte sie auf einen Holzstab, schälte sie, übergoß sie mit dickem, rotem Moste und fing dann zu essen an, indem sie die Ktibe in ihrem zahnlosen Munde laute.

Das junge Mädchen, dem die stumme Verzweiflung anzusehen war, streckte sich und faltete ihre feinen, bleichen Hände über dem Kopfe.

Nach dem Abendbrote wurde die kreischende Stimme der Spinnerin ruhiger, ihr Geschwätz über den Pferdehändler zusammenhangloser. Cassandra zog im geheimen aus ihrem Kleide das Geschenk ihres Vaters Luigi, den Talisman, hervor, den an einer Halschnur hängenden kostbaren Stein, der von der Wärme ihres Körpers durchdrungen war, und hielt ihn vor die Augen, damit das Herdfeuer ihn durchleuchte. Ihre Blicke ruhten auf dem Bildnisse des Bacchus. Im Dunkellila-scheine des Amethyestes trat wie eine Erscheinung der nackte Jüngling vor ihre Augen. In der einen Hand hielt er den Thyrsos, in der anderen eine Weintraube; ein an ihm herausspringender Panther versuchte mit der Zunge an der Traube zu lecken. Das Herz Cassandras entbrannte in Liebe zu dem wunderschönen Gotte.

Sie seufzte tief auf, versteckte den Talisman wieder und sprach schüchtern:

„Monna Sidonia, heute nacht versammeln sie sich zu Barco di Ferrata und in Benevent ... Meine Gute, meine Liebste! ... Wir werden nicht mit tanzen. Wir blicken nur hinein und gehen dann gleich wieder heim. Ich werde alles tun, was Ihr wollt, auch ein Geschenk dem Pferdehändler entlocken, nur laßt uns hinfliegen, fliegen heute nacht, gleich hin! ...“

Aus ihren Augen sprühte wahnsinniges Verlangen. Die Alte sah sie an, ihre bläulichen, runzligen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln und ließen ihren einzigen gelben Zahn, der einem Hauer ähnelte, sehen; ihr Gesicht drückte Schrecken und Lust zugleich aus.

„Du möchtest wohl gar?“ sagte sie. „Wohl sehr, wie? Hast Gefallen daran gefunden? Sieh mal an, böses Mädchen. Möchte jede Nacht ausfliegen und ist nicht zurückzuhalten ... Erinnere dich, Cassandra, du lädst die Sünde auf dich! Mir wäre es heute nicht eingefallen. Nur deinetwegen, aus Herzensgüte ...“

Ohne sich zu beeilen, ging die Alte in der Stube umher, klappte die Fensterläden zu, verstopfte die Spalten mit alten Lappen, verschloß die Haustür, übergoß die Asche auf dem Herde mit Wasser, zündete einen Lichtstumpf aus schwarzem Talg an und nahm aus einer eisernen Truhe einen irdenen Topf mit einer scharfriechenden Salbe heraus. Sie stellte sich nachdenklich und zaubernd. Aber ihre Hände zitterten wie die einer Trunkenen, und ihre kleinen Augen wurden bald trübe und matt, bald funkelten sie vor Erregung wie Kohlen. Cassandra schleppte zwei große Badtröge mitten ins Zimmer.

Nachdem sie ihre Vorbereitungen beendigt, entkleidete sich Monna Sidonia bis auf die Haut, stellte den Topf zwischen die Tröge, setzte sich in einem derselben rittlings auf einen Besen und begann ihren Körper mit der fettigen grünlichen Salbe aus dem Topfe einzureiben. Ein durchdringender Geruch erfüllte das Zimmer. Die Salbe zum Fliegen der Hexen wurde aus giftigem Lattich, schlafbringendem Mohn, Wilsenkraut, Schlangenblut und dem Fett ungetaufter, von den Hexen zu Tode gequälter Kinder bereitet.

Cassandra hatte sich abgewendet, um nicht den mißgestalteten nackten Körper der Alten sehen zu müssen. Im letzten Augenblick, als die Erfüllung ihres Wunsches schon nahe und gewiß war, stieg ihr aus der Tiefe ihrer Seele ein Ekelf auf.

„Nun, was trödelst du so lange?“ brummte die alte Hexe, die auf ihrem Besen im Troge saß. „Du hast ja selbst dazu getrieben und zierst dich jetzt. Allein fliege ich nicht hin. Entkleide dich!“

„Gleich ... Löscht das Licht aus, Monna Sidonia. Ich kann mich nicht im Hellen ...“

„Sieh mal die Sittsame an! Auf dem Berge schämst du dich wohl aber nicht? ...“

Sie löschte den Lichtstumpf aus und verrichtete die von den Hexen zur Befriedigung des Teufels und zur Verhöhnung der christlichen Zeremonie allgemein angewendete Bekreuzigung mit der linken Hand. Das junge Mädchen entkleidete sich bis aufs unterste Hemd, kniete dann im Troge nieder und rieb sich eiligst mit der Salbe ein.

In der Dunkelheit ließ sich das Gemurmel der Alten vernehmen — sinnlose, abgebrochene Worte und Verwünschungen.

„Emen Hetan, Emen Hetan. Paludius, Baalberit, Astarot — helft! Ugora, Ugora, Patrica — helft!“

Cassandra zog gierig den scharfen Duft der Zauberfalbe ein. Ihre Haut brannte, der Kopf drehte sich. Ein wollüstiger Schauer lief ihr den Rücken entlang. Vor ihre Augen traten rote und grüne Ringe, die ineinander verliefen, und plötzlich hörte sie, wie aus der Ferne, den durchdringenden, feierlichen Schrei der Monna Sidonia: „Herr! Herr! Von unten nach oben, ohne anzustoßen!“

* * *

Rittlings auf einem schwarzen Boote, dessen weiche Wolle ihren nackten Beinen angenehm war, flog Cassandra aus dem Schornstein. Entzücken erfüllte ihre Seele, ganz außer Atem schrie und jubilierte sie wie eine Schwalbe, die in den Lüften schwebt: „Herr! Herr! Von unten nach oben, ohne anzustoßen! Wir fliegen! Wir fliegen!“

Die nackte, ungestalte Tante Sidonia jagte mit fliegendem Haare rittlings auf einem Besen neben ihr.

„Nach Norden! Nach Norden!“ rief die Alte und lenkte ihren Besen, als ob er ein Pferd sei.

Sie flogen so rasch, daß die durchschnittene Luft wie ein Orkan in ihren Ohren brauste.

Cassandra berauschte sich am Fluge.

„Ach, unser Mechanikus, der arme Leonardo da Vinci, mit seinen Flugmaschinen!“ fiel es ihr plötzlich ein, und sie wurde noch lustiger.

Bald stieg sie in die Höhe; schwarze Wolken ballten sich unter ihr zusammen, bläuliche Blitze umschwirrten sie. Über ihr war der Himmel heiter; der mächtige, blendende, wie ein Mühlstein große und runde Vollmond schien ihr so nahe zu sein, daß sie ihn mit den Händen hätte greifen können. Dann lenkte sie ihren Boot, indem sie ihn bei den Hörnern erfaßte, nach unten und flog Hals über Kopf wie ein fallender Stein in die Tiefe hinunter.

„Wohin? Wohin? Du brichst dir noch den Hals! Bist du verrückt geworden, Teufelsmädchen?“ stöhnte die Tante Sidonia, die ihr kaum folgen konnte.

Jetzt flogen sie so dicht über der Erde, daß die schläfrigen Gräser im Sumpfe zu rauschen begannen. Irrelichter erleuchteten ihren Pfad, bläuliche vermoderte Holzstücke flimmerten, Uhus, Ziegenmelker und andere Vögel unterbrachen zuweilen mit ihrem Schrei die Stille des schlafenden Waldes.

Sie flogen über die Gipfel der Apenninen, deren Eisfelder im Mondschein erglänzten, und dann ließen sie sich wieder zum Meeresspiegel herab. Cassandra schöpfte das Wasser mit der hohlen Hand, schleuderte es in die Höhe und freute sich über den saphirfunkelnden Wasserstaub.

Mit jedem Augenblicke vergrößerte sich die Schnelligkeit des Fluges. Sie trafen immer mehr Reisegefährten an, einen greisen, zerzausten Zauberer in einem Waschzuber, einen lustigen, dickbäuchigen Kanonikus mit einem roten Silengeficht auf einer Ofengabel, ein blondes, zehnjähriges Mädchen mit unschuldigen Gesichtszügen und blauen Augen auf einem Besen, eine junge, rothaarige, nackte Hexe, eine Menschenfresserin, auf einem großen, grunzenden Eber und viele andere.

„Woher des Weges, Schwestern?“ rief Tante Sidonia.

„Aus Hellas, von der Insel Kandia!“

Anderere Stimmen antworteten:

„Aus Valencia. Vom Broden. Aus Salaguzzi bei Mirandola. Aus Benevent. Aus Norica.“

„Wohin?“

„Nach Biterne! Nach Biterne! Dort feiert der große Bock — el Bock de Biterne — seine Hochzeit. Fliegt, fliegt! Sputet euch zum Abendessen!“

Jetzt flogen sie herdenweise wie Krähen über die traurige Ebene.

Im Nebel schien der Mond blutrot zu sein. In der Ferne wurde das Kreuz einer Dorfkirche sichtbar. Die Rothhaarige, die auf dem Eber ritt, flog kreischend an die Kirche heran, riß eine große Glocke herab, schleuderte sie mit aller Kraft in einen Sumpf, und als der metallene Körper mit wehmütigem Ton in das Wasser fuhr, stimmte sie in ein Lachen ein, das wie Hundegebell klang. Das blonde Mädchen auf dem Besen klatschte vor ausgelassener Fröhlichkeit in ihre Hände.

* * *

Der Mond versteckte sich hinter Wolken. Beim Scheine der aus Wachs gedrehten, grünen Fackeln mit blauen, blitzartigen Flammen huschten, ineinander geschlungen und wieder getrennt, riesige, kohlschwarze Schattenbilder tanzender Hexen auf der schneeweißen, freidenen Bergkuppe umher.

„Garr! Garr! Sabbat, Sabbat! Von rechts nach links, von rechts nach links!“

Zu Tausenden, wie die schwarzen, welken Blätter im Herbst, ohne Ende und ohne Anfang, zogen sie an dem auf einem Felsen thronenden Nachtbock — *Hircus Nocturnus* — vorüber.

„Herr! Herr! Preiset den Nachtbock! El Bock de Biterne! El Bock de Biterne! All unser Elend hat ein Ende. Freuet euch!“

Dünn und heiser quiekten die Sackpfeifen aus ausgehöhlten Knochen; die mit der Haut Erhängter überzogene und mit einer Wolfsrute geschlagene Trommel ertönte gleichmäßig und dumpf: „Tup, tup, tup!“ In den riesigen Kesseln siedete eine schreckliche Suppe, eine äußerst leckere, aber ungesalzene Speise, da der hiesige Hausherr das Salz verabscheute.

An einsamen Orten wurde der Liebe gehuldigt — Töchter mit ihren Vätern, Brüder mit Schwestern, der gezierte grünäugige Werwolf mit einem kleinen, lilienbleichen, willigen Mädchen — ein spinnengrauer, wollüstiger Incubus mit einer schamlos ihre Zähne aufeinander beißenden Nonne. Überall wimmelte es von unsittlichen Paaren.

Eine fette Riesin von weißer Hautfarbe und einfältigem, gutmütigem Gesichtsausdrucke säugte mit mütterlicher Liebe zwei neugeborene Teufelchen; die gefräßigen Säuger nahmen gierig ihre Brust, laut schnalzend schluckten sie die Milch. Dreijährige Kinder, die sich noch nicht an dem Sabbat beteiligten, weideten bescheiden am Rande der Wiese eine Herde höheriger Kröten. Die Tiere hatten Schellen um, waren in reiche, aus Kardinalspurpur gefertigte Gewänder gekleidet und wurden mit heiligen Hostien gemästet.

„Komm, wir wollen tanzen!“ mahnte die Tante Sidonia ungeduldig.

„Der Pferdehändler könnte es sehen!“ entgegnete Cassandra lachend.

„Den Pferdehändler mag der Hund fressen,“ antwortete die Alte.

Beide begannen zu tanzen; sie gerieten in einen Wirbel, der sie wie ein Sturm mit sich zog; Lärm, Heulen, Bequiecke und Lachen umgaben sie.

„Garr! Garr! Von rechts nach links! Von rechts nach links!“

Ein langer, feuchter Schnurrbart, dem eines Walrosses ähnlich, stach von hinten den Hals Cassandras; irgend ein dünner, harter Schweif kitzelte sie von vorn; jemand kniff sie schmerzhaft und schamlos, ein anderer biß sie, indem er ihr eine wunderbare Schmeichelei ins Ohr flüsterte. Sie nahm keinen Anstoß daran; je schlimmer — je besser, je schrecklicher — je befriedigender.

Plötzlich blieben sie alle wie angewurzelt stehen.

Vom schwarzen Throne des Unbekannten, der von Schrecknissen umgeben war, ließ sich eine dumpfe, heisere Stimme, gleich dem Getöse eines Erdbebens, vernehmen:

„Empfanget meine Gaben: die Sanftmütigen meine Stärke, die Friedfertigen meinen Stolz, die Geistesarmen mein Wissen, die Leidtragenden meine Freude! — Empfanget!“

Ein prächtiger, weißbärtiger Greis, einer der höchsten Würdenträger der heiligen Inquisition und hier Patriarch der Hexenmeister der die schwarze Messe gelesen hatte, verkündete feierlich:

„Sanctificetur nomen tuum per universum mundum, et libera nos ab omni malo. — Geheiligt werde Dein Name in der ganzen Welt, und erlöse uns von dem Übel. — Verbeugt euch, verbeugt euch, ihr Gläubigen!“

Alle fielen aufs Angesicht nieder, und den kirchlichen Gesang nachahmend, erscholl der das Heilige verspottende Chor:

„Credo in Deum patrem Luciferum, qui creavit coelum et terram. Et in filium ejus Beelzebub. — Ich glaube an Gott Vater Luzifer, der Himmel und Erde geschaffen. Und an seinen Sohn Beelzebub!“

Als die Töne verklungen waren und wieder Ruhe herrschte, erscholl dieselbe erdbebengleiche Stimme:

„Führt mir meine jungfräuliche Braut zu, mein makellofes Lieb!“

Der erste Priester fragte:

„Wie heißt Deine Braut, Dein makellofes Lieb?“

„Madonna Cassandra! Madonna Cassandra!“ erdröhnte die Antwort.

Als sie ihren Namen hörte, fühlte die Hexe ihr Blut in den Adern zu Eis erstarren und ihre Haare sich zu Berge sträuben.

„Madonna Cassandra! Madonna Cassandra!“ erscholl es in der Menge. „Wo ist sie? Wo ist unsere Herrscherin? Ave, archisponsa!“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, wollte fliehen — aber in demselben Augenblicke streckten sich ihr unzählige knöcherne Finger, Krallen, Fühlhörner, Küffel, zottige Spinnensfüße entgegen, ergriffen sie, rissen ihr das Hemd vom Leibe und schleppten sie nackt, zitternd vor den Thron.

Bocksgestalt, Todeskälte wehte ihr ins Gesicht. Sie schlug die Augen nieder, um nichts zu sehen.

Da sagte der auf dem Throne Sitzende: „Komme her!“

Sie ließ den Kopf noch tiefer sinken und erblickte zu ihren Füßen ein flammendes Kreuz, das im Dunkeln leuchtete.

Sie bot ihre letzte Kraft auf, überwand ihre Verwirrung, trat einen Schritt vor und erhob ihren Blick zu dem, der vor ihr stand.

Das Wunder war geschehen.

Die Bockshaut war von ihm abgefallen wie die Schuppen einer sich häutenden Schlange, und der alte olympische Gott Dionysos stand vor Cassandra, ein Lächeln ewiger Lust umspielte seine Lippen, in der linken Hand hielt er den erhobenen Thyrsos, in der anderen eine Weintraube; der Panther sprang an ihm empor, um die Traube mit seiner Zunge zu belecken.

In demselben Augenblicke verwandelte sich der Hexensabbat in eine göttliche Orgie des Bacchus — alte Hexen in junge Mänaden, wunderliche Dämonen in bocksfüßige Satyre; da wo die toten Freidelfen gewesen waren, erhoben sich jetzt Marmorsäulen, die von der Sonne

erglänzten; zwischen ihnen hindurch schimmerte in der Ferne das bläuliche Meer, und Cassandra erblickte in den Wolken die ganze Versammlung der olympischen Götter. Satyre und Bacchantinnen, die das Tamburin schlugen, den Saft der Trauben in goldene Mischgefäße auspreßten und ihn mit ihrem eigenen Blute mengten, drehten sich tanzend im Kreise und sangen:

„Ruhm, Ruhm dem Dionysos! Die alten Götter sind auferstanden! Ruhm den großen Göttern!“

Der nackte Jüngling breitete seine Arme aus, Cassandra zu umfassen. Seine Stimme glich dem Donner, der Himmel und Erde erzittern machte.

„Komm, komm, meine Braut, meine makellose Geliebte!“ Und Cassandra sank in die Arme des Gottes ...

* * *

Das Krähen des Hahnes ließ sich vernehmen. Es roch nach Nebel und einer scharfen, rauchigen Feuchtigkeit. Aus der endlosen Ferne erklangen die Mefsglocken. Diese Klänge führten auf dem Berge eine große Verwirrung herbei; die Bacchantinnen verwandelten sich wieder in widerliche Hexen, die bocksfüßigen Satyre in mißgestaltete Teufel und der Gott Dionysos in den Nachtbock — in den stinkenden Hircus Nocturnus.

„Nach Hause, nach Hause! Flüchtet euch!“

„Sie haben mir meine Ofengabel gestohlen!“ schrie in Verzweiflung der dicke Kanonikus mit dem Silengesicht und lief wie ein Bessener umher.

„Eber, Eber, hierher zu mir!“ rief die nackte Rothhaarige; sie zitterte vor Kälte und hustete.

Der untergehende Mond brach hinter den Wolken hervor, in seinem rötlichen Scheine hoben sich die Scharen der erschrockenen Hexen empor und stoben vom Kreideberge in alle Windrichtungen auseinander.

„Garr! Garr! Von oben nach unten, ohne anzustoßen! Rettet euch, fliehet!“

Der Nachtbock meckerte kläglich und versank in die Erde, einen Schwefelgeruch um sich verbreitend.

Die Mefsglocken erklangen noch feierlicher.

* * *

Cassandra erwachte erst auf dem Fußboden der dunkeln Stube im Häuschen an der Porta Verzelliana.

Sie fühlte sich unwohl, wie nach einem Rausche. Ihr Kopf war schwer wie Blei, der Körper wie zer schlagen.

Die Glocke des benachbarten Klosters der heiligen Madegund erklang traurig und einförmig. Mitten unter diesen Tönen ließ sich ein beharrliches Klopfen an die äußere Thür und Rufen vernehmen. Cassandra horchte endlich auf und erkannte die Stimme ihres Freiers, des Pferdehändlers aus Abbiategrosso.

„Macht auf! Macht auf! Monna Sidonia! Monna Cassandra! Seid ihr denn alle taub geworden? Ich bin durchgeweicht wie ein Hund. Ich kann doch nicht in diesem Sauwetter heimkehren!“

Mit Anstrengung erhob sich das Mädchen, trat an das mit dem Laden fest verschlossene Fenster und zog die Lappen heraus, mit denen Tante Sidonia die Spalten sorgsam verstopft hatte. Ein Strahl des trüben Tages fiel als bläulicher Streifen herein und beschien die nackte alte Heze, die auf der Erde neben dem umgestoßenen Troge in einem Totenschlafe lag. Cassandra blickte durch eine der Spalten.

Der Morgen war regnerisch. Es goß wie aus Eimern. Vor dem Haustore war durch den trüben Schleier des Regens der verliebte Pferdehändler sichtbar. Neben ihm stand, den Kopf tief gesenkt, ein langohriger kleiner Esel, der vor einen Wagen gespannt war. Aus letzterem steckte ein an den Füßen gefesseltes Kalb sein Maul hervor und blökte von Zeit zu Zeit.

Der Pferdehändler ließ den Mut nicht sinken und klopfte immer stärker.

Cassandra wartete, wie das wohl enden würde.

Endlich knarrte im oberen Stockwerke an einem der Fenster des Laboratoriums ein Laden. Der alte Alchimist sah heraus; er hatte noch nicht ausgeschlafen, seine Haare waren wirr, sein Gesicht mürrisch und böse. Er sah aus wie in den Augenblicken, in denen er, aus seinen Träumen gerissen, zu dem Bewußtsein kam, daß Blei sich nicht in Gold verwandeln könne.

„Wer macht hier einen solchen Lärm?“ fragte er, sich aus dem Fenster lehrend. „Was willst du? Bist du verrückt geworden, alter Kerl? Der Herr führt dich zur Unzeit her. Siehst du denn nicht, daß alles im Hause schläft? Mach, daß du fortkommst!“

„Messer Galeotto! Ich bitte, warum schimpft Ihr so? Ich komme in wichtiger Angelegenheit — Eurer Richte wegen. Hier das Mastkälbchen bringe ich zum Geschenk . . .“

„Geh zum Teufel!“ schrie Galeotto zornig. „Scher dich fort, Laugenichts, der Teufel hole dich mitsamt deinem Kalbe!“

Der Laden wurde zugeschlagen. Der bestürzte Pferdehändler blieb eine Zeitlang ruhig. Nachdem er aber wieder zur Besinnung gekommen war, fing er mit erneuter Kraft an, die Thür mit seinen beiden Fäusten zu bearbeiten, als ob er sie einschlagen wollte. Sein Esel ließ den Kopf

immer tiefer hängen. Der Regen floß ihm von seinen hoffnungslos herabhängenden Ohren in Strömen herunter.

„Gott, wie langweilig!“ flüsterte Monna Cassandra und schloß die Augen.

Ihr fiel der tolle Sabbat, die Verwandlung des Nachtbockes in Dionysos, die Auferstehung der Götter ein, und sie dachte:

„War es ein Traum oder Wirklichkeit? Wahrscheinlich ein Traum. Was jetzt ist — ist Wirklichkeit. Auf den Sabbat — der Werkeltag.“

„Macht auf! Macht auf!“ schrie der Pferdehändler mit bereits heiferer, verzweifelter Stimme.

Die schweren Tropfen aus der Dachrinne klatschten eintönig in die schmutzige Pfütze nieder. Das Kalb blötte kläglich, und feierlich ernst klangen die Klostersglocken herüber.



Fünftes Kapitel.

Dein Wille geschehe.

1494.

Wie er selbst erzählte, hatte der Mailänder Bürger und Schuhmacher Corbolo, als er nachts berauscht nach Hause gekommen war, von seiner Frau so viel Schläge bekommen, als notwendig gewesen wären, einen faulen Esel von Mailand nach Rom zu treiben. Am nächsten Morgen, als sie sich zu ihrer Nachbarin, der Tröblerin, begeben hatte, fand Corbolo in seinem Beutel noch einige von seiner Frau nicht entdeckte Geldstücke; er verließ daher den Laden, den er der Obhut des Obergesellen überließ, und ging, sich aufs neue zu berauschen. Die Hände in den Taschen seiner abgetragenen Hose, schlenderte er träge in der gekrümmten, dunklen Seitengasse dahin, die so eng war, daß kein Reiter dort einem Fußgänger begegnen konnte, ohne ihn mit der Fußspitze oder mit dem Sporn zu berühren. Es roch nach Olivenöl, versauften Eiern, saurem Wein und Kellerschimmel. Corbolo pfiiff sich ein Liedchen, blickte bald auf den schmalen Streifen des dunkelblauen Himmels, der sich zwischen den hohen Häusern hinzog, bald auf die von der Morgensonne beschienenen Lumpen und Lappen, welche die Hausfrauen an quer über die Straße gezogenen Stricken aufgehängt hatten, und tröstete sich mit dem alten Sprichwort, das er aber nie selber befolgte:

„Mala femina, buona femina, vuol bastone — Jedes Weib, mag es böse oder gut sein, braucht Schläge“

Um seinen Weg abzukürzen, schritt er durch den Dom. Hier herrschte immer ein Leben wie auf dem Markte. Zu einer Tür hinein, durch die andere heraus, strömte, trotz der durch die Baumeister angedrohten Strafe, eine Menge Volkes mit Weinpinten, Körben, Kasten, Mulden, Brettern, Balken, Bündeln, ja selbst mit Mauleseln und Pferden.

Die Patres lasen mit näselnden Stimmen ihre Messen. Man hörte das Geflüster in den Beichtstühlen, Lampen brannten auf den Altären, und dicht dabei spielten die Straßenjungen, herochten sich die Hunde, stießen sich die Bettler in ihren abgerissenen Kleidern.

Corbolo blieb einige Augenblicke bei einem Haufen von Maulaffen stehen und lauschte mit schalkhaftem, gutmütigem Vergnügen dem Streite zweier Mönche.

Frater Cippolo, ein barfüßiger Franziskaner, ein kleiner, rothaariger Mensch mit einem lustigen, fetten Gesichte, das so rund war wie ein Blasenfuchsen, bewies seinem Gegner, dem Dominikaner Timoteo, daß der heilige Franziskus, da er Christus in vierzig Beziehungen gleiche, den Platz eingenommen habe, der nach dem Falle Luzifers im Himmel frei geworden wäre, und daß selbst die Mutter Gottes seine Stigmata von den Wunden Christi nicht unterscheiden könne. Der finstere, hochgewachsene und blasse Frater Timoteo stellte den Wunden des seraphischen Vaters diejenigen der heiligen Katharina von Siena gegenüber, die auf der Stirn die blutigen Spuren der Dornenkrone gehabt habe, die dem heiligen Franziskus fehlten.

Corbolo mußte seine Augen vor der Sonne schließen, als er aus dem Schatten des Domes auf die Piazza dell'Arrengo, den besuchtesten Platz Mailands, trat. Buden der Fischhändler, Trödler und Gemüseverkäufer, dazu Kisten, Vorbaue, Mulden füllten ihn so aus, daß nur ein schmaler Gang frei blieb.

„Salat aus Baltellina, Zitronen, Pomeranzen, Artischocken, Spargel, frischer Spargel!“ lockten die Grünwarenhändler ihre Käufer heran. Die Trödler feilschten und gaderten wie die Bruthennen.

Ein kleiner, eigensinniger Esel, der unter der Last gelber und blauer Weintrauben, Apfelsinen, Blumenkohl, Fenchel und Zwiebeln fast verschwand, schrie mit ohrenzerreißender Stimme: „Ja, ia, ia!“ Der Treiber schlug ihn, daß es laut vernehmlich war, mit einem Stocke auf die abgeriebenen Seiten und trieb ihn mit den abgebrochenen Kehllauten: „Arri, arri!“ an.

Eine lange Reihe Blinder mit Stäben in der Hand und einem Führer sang das Klagegedicht Intemerata.

Ein Straßen-Scharlatan, dessen Otterfellmütze mit einer Reihe

von Bähnen geschmückt war, zog geschickt und rasch wie ein Zauber-
künstler mit einer mächtigen Zange einem Manne, der vor ihm auf
der Erde saß und dessen Kopf er zwischen seinen Knien festhielt, einen
Bahn aus.

Knaben trieben Kreisel zwischen die Füße der Vorübergehenden.
Der verwegenste dieser mutwilligen Kotte, der ganz braungebrannte,
stülpnasige Farfaniccio, hatte eine Mausfalle mitgebracht, die Maus
herausgelassen und verfolgte sie, mit dem Besen in der Hand, laut
schreiend: „Eccolo, eccolo!“ „Hier ist sie, hier ist sie!“ Der Jagd aus-
weichend, lief die Maus unter die breiten Röcke der starkbrüstigen,
dicken Gemüsefrau Barbaccia, die friedlich ihren Strumpf strickte. Sie
sprang auf, fing zu jammern an, als wäre sie mit heißem Wasser über-
gossen worden, und hob unter allgemeinem Gelächter ihre Röcke hoch,
um die Maus zu entfernen.

„Warte nur, ich nehme einen Pflasterstein und schlage dir deinen
Affenschädel ein, du Taugenichts!“ schrie sie wütend.

Farfaniccio zeigte ihr aus der Entfernung die Zunge und hüpfte
vor Freuden.

Auf den Lärm hin drehte sich ein Lastträger, der ein ausgeschlach-
tetes Schwein auf den Schultern trug, unwillkürlich um. Das Pferd
des Doktors Gabbadeo scheute, riß aus, bockte und warf einen ganzen
Haufen Küchengeschirre vom Stande eines Meisenhändlers um. Schaum-
löffel, Pfannen, Kasserollen, Reibeisen und Kessel fielen mit betäubendem
Krachen und Dröhnen durcheinander. Der erschrockene Gabbadeo
hatte die Zügel aus der Hand gleiten lassen und schrie: „Steh doch,
steh doch still, du Satansvieh!“ Die Hunde bellten. Neugierige Gesichter
sahen aus den Fenstern. Lachen, Gewinsel, Scheltworte, Gepfeife,
menschliche Stimmen und Hellschrei erzeugten einen wahren Höllen-
lärm auf dem Platze.

Der Schuster freute sich über das lustige Schauspiel und dachte:
„Wie schön wäre das Leben, wenn die Frauen nicht wären, die ihre
Männer zugrunde richten wie der Rost das Eisen!“

Seine Hand zum Schutze vor der Sonne über den Augen haltend,
sah er an dem mächtigen, unvollendeten, von Gerüsten umgebenen
Baue in die Höhe. Es war der Dom, der vom Volke zu Ehren von
Mariä Geburt — *Mariae Nascenti* — errichtet wurde.

Kleine und große Leute beteiligten sich an der Errichtung des
Gotteshauses. Die Königin von Cypern hatte wertvolle, mit Gold
gestickte Kelchtücher gesandt, eine arme alte Trödlerin Katharina, un-
eingedenk des bevorstehenden Winters, ihren einzigen dünnen Pelz
im Werte von zwanzig Soldi, auf den Hauptaltar als Opfer für die
Jungfrau Maria niedergelegt.

Corbolo, der von Jugend auf gewöhnt war, auf die Fortschritte des Baues zu achten, bemerkte an diesem Morgen einen neuen Turm und freute sich darüber.

Die Steinsetzer pochten mit ihren Hämmern. Vom Ausschiffungsplaz im Laghetto bei Santo Stefano, unweit des Ospedale Maggiore wo die Barken landeten, wurden gewaltige, funkelnde Blöcke weißen Marmors aus den Steinbrüchen am Lago Maggiore herangefahren. Die Lastwagen knarrten und knirschten mit den Ketten. Eiserne Sägen zerschnitten mistönig quiekend den Marmor. Arbeiter kletterten wie Aneisen an den Gerüsten auf und nieder.

Das große Gebäude wuchs, die herrlichen stalaktitenähnlichen Spitzen wurden unübersehbar, und stolz ragten die vielen Türme und Türmchen aus reinweißem Marmor gen Himmel. Es war ein fortwährendes Rühmen des Volkes zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria.

* * *

Corbolo stieg die steile Treppe zum kühlen Keller des deutschen Gastwirthes Theobald, von den Italienern Tbaldo genannt, hinab. Nachdem der Schuhmacher den gewölbten, mit Weinfässern gefüllten Raum betreten und die anwesenden Gäste begrüßt hatte, setzte er sich zu dem ihm bekannten Zinngießer Scarabullo und bestellte einen Krug Wein und heiße Mailänder Rümelpastetchen. Ohne sich zu beeilen, nahm er einen Schluck, aß etwas und sagte:

„Wenn du klug bist, Scarabullo, so heirate nicht.“

„Weshalb nicht?“ erwiderte jener.

„Sieh mal, Freund,“ fuhr der Schuhmacher scharfsinnig fort, „heiraten ist ebenso, als ob man mit der Hand in einen Sack voller Schlangen fährt, um einen Mal herauszuholen. Besser man hat das Podagra als ein Weib, Scarabullo!“

Am Tische nebenan erzählte der Aufschneider und Spazmacher Mascarello einem Kreise von Hungerleidern die Wunder des unbekanntes Landes Berlinzona, jenes gesegneten Märchenlandes, wo die Weinreben mit Bratwürstchen angebunden wären und die Gans für einen Groschen unter Zugabe eines Gänschens verkauft würde. Da wäre ein Berg von geriebenem Käse, auf dem Menschen wohnten, die nichts anderes täten, als Macaroni und Klößchen zubereiten, die sie in Hühnerbrühe kochten und herunterwürfen. Wer da die meisten auffinge, der hätte auch am meisten zu verzehren. In der Nähe flösse ein Bach mit Vernaccia, dem besten Weine des Weltalls, denn er enthielte keinen Tropfen Wasser.

Ein kleiner, strolchloser Mensch mit kurzsichtigen Augen, von einem halberblindeten Kater begleitet, kam in den Keller gestürzt; es war

der Glasbläser Gorgoglio, ein überaus klatschsuchtiger Mensch und Freund von Neuigkeiten.

„Signori,“ hub er feierlich an, seinen staubigen, durchlöchernten Hut abnehmend, „Signori, ich komme eben von den Franzosen!“

„Was du sagst, Gorgoglio? Sind sie denn schon hier?“

„Freilich — in Pavia . . . Laßt mich nur zu Atem kommen, mir ist die Luft ausgegangen. Bin Hals über Kopf hierher gelaufen. Was soll daraus werden, dachte ich mir, wenn jemand mir zuvorkäme?“

„Hier nimm den Krug, trinke und erzähle, was die Franzosen für Leute sind!“

„Ein böses Volk, Kameraden, traut ihnen nicht. Die Leute sind ungestüm, gottlos, den wilden Tieren ähnlich, mit einem Wort: Barbaren. Sie haben Schießgewehre und Bombarden aus Gußeisen mit Steinfugeln — ihre Pferde gleichen Meerungeheuern, sind wild und haben gestutzte Ohren und Schweife.“

„Sind ihrer viele?“

„Ein unzählbarer Haufen! Wie die Heuschrecken haben sie die ganze Ebene ringsherum eingenommen. Der Herr hat sie als schwarze Plage für unsere Sünden geschickt, diese Teufel des Nordens!“

„Was schimpfst du denn so auf sie, Gorgoglio,“ bemerkte Mascarello, „es sind ja unsere Freunde und Verbündeten.“

„Verbündete? Knöpfe deine Taschen zu! So ein Freund ist schlimmer als der Feind — er kauft die Körner und frisst den Ochsen.“

„Schwage nicht wie ein altes Weib, rede vernünftig! Weshalb sollen die Franzosen unsere Feinde sein?“ fragte Mascarello.

„Sie sind unsere Feinde, weil sie unsere Äcker zerstampfen, unsere Bäume niederhauen, das Vieh wegtreiben, die Landleute berauben, den Frauen Gewalt antun. Der König von Frankreich ist einfältig — was den Geist betrifft, aber schlau in bezug auf die Weiber. Er besitzt ein Buch mit den Bildnissen nackter italienischer Schönheiten. ‚Mit Gottes Hilfe,‘ sagen sie, ‚werden wir von Mailand bis nach Neapel kein unschuldiges Mädchen zurücklassen.“

„Diese Schufte!“ rief Scarabullo und schlug mit aller Wucht mit der Faust auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser erzitterten.

„Unser Moro,“ fuhr Gorgoglio fort, „tanzt auf den Hinterpfoten nach der französischen Pfeife. Sie halten uns nicht einmal für Menschen. ‚Ihr alle seid Diebe und Mörder!‘ behaupten sie. ‚Euren rechtmäßigen Herzog habt ihr vergiftet, den unschuldigen Knaben ermordet. Gott straft euch dafür und übergibt uns euer Land.‘ Wir, Kameraden, bewirten sie freiwillig, und sie — sie geben unsere Mahlzeiten ihren Pferden zu kosten, ob vielleicht das Gift darin sei, mit dem der Herzog vergiftet worden ist.“

„Du lügst, Gorgoglio!“

„Mögen meine Augen bersten, meine Zunge verdorren! Hört nur, Messere, wie sie prahlen: Wir werden uns zuerst alle Völker Italiens, alle Länder unterwerfen, den mächtigen Türken unterjochen, Konstantinopel erobern, auf dem Ölberge zu Jerusalem das Kreuz erhöhen und dann nach Hause zurückkehren. Wir sind die Vollstrecker des Gottesgerichts, und wenn ihr euch nicht unterwerft, werden selbst eure Namen vom Erdboden vertilgt werden.“

„Das ist eine schlimme Botschaft, Kameraden,“ sagte der Goldsticker Mascarello, „sehr schlimm. So etwas ist noch nie dagewesen.“ Alle verstummten.

Frater Timoteo, derselbe, der sich im Dome mit Frater Cippolo gestritten hatte, erhob seine Hände zum Himmel und rief feierlich: „Das Wort des großen Propheten Gottes, des Girolamo Savonarola, geht in Erfüllung: Siehe, es kommt der Mann, der Italien erobern wird, ohne das Schwert aus der Scheide zu ziehen. O Florenz, o Rom, o Mailand, die Zeit der Gefänge und Feste ist vorüber. Tut Buße! Tut Buße! Das Blut Gian Galeazzo's, das von Rain vergossene Blut Abels, schreit zum Himmel um Rache!“

* * *

„Franzosen! Franzosen! Seht, sie kommen!“ Gorgoglio wies auf zwei Soldaten, die in den Keller hinabstiegen.

Der eine, ein Gasconner namens Bonnivar, ein schlanker Jüngling mit rötlichem Schnurrbart und hübschem, aber frechem Gesicht, war Sergeant der französischen Reiterei; sein Kamerad, ein Pikarde, der Kanonier Gros-Guilloche, ein untersehter Alter mit einem Stiernacken und einem blutunterlaufenen Gesicht mit hervorstehenden Krebsaugen, trug einen Ring im Ohrläppchen. Beide waren angetrunken.

„Sacrement de l'autel!“ sagte der Sergeant und klopfte Gros-Guilloche auf die Schulter. „Ob wir wohl endlich in dieser verfluchten Stadt einen guten Tropfen finden werden. Der lombardische Kräcker zieht einem die Kehle zusammen wie Essig.“

Bonnivar machte es sich mit verächtlicher, gelangweilter Miene an dem einen der Tische bequem, warf einen hochmütigen Blick auf die Anwesenden, klapperte mit dem Zinnbecher auf den Tisch und rief in gebrochenem Italienisch:

„Weißen, trockenem, den allerältesten. Gesulzte Zervelatwurst zum Imbiß!“

„Ja, Brüderchen,“ seufzte Gros-Guilloche, „wenn ich an den heimatlichen Burgunder oder den kostbaren ‚Beaune‘ denke, der so goldhell wie die Haare meiner Lison ist, dann wird mir ganz wehmütig ums

Herz. Man kann wohl sagen: wie das Volk — so der Wein. Trinken wir, Freund, auf das Wohl unsrer lieben Frankreichs!"

Du grand Dieu soit maudit à outrance,
Qui mal voudroit au royaume de France!

„Worüber reden sie?“ flüsterte Scarabullo Gorgoglio ins Ohr.

„Sie sind Kostverächter, machen unsern Wein schlecht und preisen den andern.“

„Sieh mal an, wie die französischen Hähne dich tun,“ brummte der Zinngießer zornig. „Die Hand zuckt mir, um es ihnen gehörig heimzuzahlen!“

Tibaldo — ein dickbäuchiger Mann auf schwachen Beinen, mit einem mächtigen Schlüsselbunde am ledernen Schurze, zapfte aus einem Fasse eine halbe Pinte und setzte den Wein in einem von der Kälte beschlagenen irdenen Krüge vor, indem er die ausländischen Gäste mit Mißtrauen betrachtete. Bonnivar trank mit einem Zuge einen Becher aus, der ihm ausgezeichnet geschienen hatte; trotzdem spie er aus und machte eine Grimasse des Abscheus.

Lotta, die Wirtstochter, ein liebliches, schlankes, blondes Mädchen mit den guten, blauen Augen Tibaldos, ging an den Franzosen vorüber.

Der Gasconner blinzelte seinem Gefährten listig zu, drehte sich seinen rötlichen Schnurrbart, trank noch einmal und stimmte das Lied der Soldaten Karls VIII. an:

Charles fera si grandes batailles,
Qu'il conquerra les Itailles.
En Jerusalem entrera
Et mont Olivet montera.

Gros-Guilloche sang heifer mit.

Als Lotta, zurückkehrend, mit züchtig niedergeschlagenen Blicken wieder an ihnen vorbeiging, umfaßte der Sergeant ihre Taille und versuchte, sie auf seinen Schoß zu ziehen.

Sie stieß ihn zurück, riß sich los und lief davon. Er sprang auf, fing sie und küßte sie mit seinen vom Weine feuchten Lippen auf die Wange. Das Mädchen schrie auf, ließ den Krug, den sie in der Hand hatte, fallen, daß er auf dem Fußboden in Scherben zerbrach, drehte sich um und schlug mit aller Kraft den Franzosen ins Gesicht, so daß dieser für einen Augenblick ganz verblüfft wurde.

Die Gäste brachen in ein Gelächter aus.

„Das ist noch ein Mädchen!“ rief der Goldsticker aus. „Ich schwöre beim heiligen Gervaso, so eine gesunde Backpfeife habe ich in meinem Leben noch nicht verabfolgen sehen! Sie hat ihn beruhigt!“

„Nun, laß sie laufen, binde nicht mit ihr an!“ hielt Gros-Guilloche Bonnivar zurück.

Der Gasconner hörte nicht auf ihn. Der Wein stieg ihm plötzlich zu Kopf. Er brach in ein gezwungenes Lachen aus und rief:

„Ah, ventrebleu! Also so bist du! Nun warte mein Liebchen, jetzt küsse ich dich nicht auf die Backe, sondern auf die Lippen!“

Er sprang ihr nach, warf einen Tisch um, ergriff sie und wollte sie küssen. Aber die mächtige Hand des Zinngießers erfaßte ihn von hinten am Krage.

„Verfluchter Hund, schamloser französischer Wicht!“ schrie Scarabullo; er schüttelte Bonnivar und würgte ihn. „Warte nur, ich werde dich lehren, Mailänder Mädchen zu beleidigen!“

„Sacrebleu!“ schrie jetzt der wildgewordene Kanonier Groß-Guilloche. „Daß ihn los, Taugenichts! Vive la France! Saint-Denis et Saint-Georges!“

Er zog seinen Degen und hätte ihn in den Rücken des Zinngießers gestoßen, wenn nicht Mascarello, Gorgoglio, Maso und die anderen Trinkgenossen herbeigeeilt wären und den Pikarden festgehalten hätten.

Mitten unter den umgeworfenen Tischen und Bänken, unter Fässern, den Scherben der zerbrochenen Krüge und Weinlachen entstand nun ein furchtbares Ringen.

Als der erschrockene Tivaldo das Blut und die gezückten Degen und Messer sah, sprang er aus dem Keller hinaus und schrie aus voller Kehle:

„Mord! Mord! Die Franzosen plündern!“

Die Marktglocke wurde geläutet, eine andere fiel ein.

Vorsichtige Kaufleute schlossen ihre Läden, die Trödlerinnen und Fruchthändlerinnen trugen ihre Waren in Mulden fort.

„Heilige Märtyrer, unsere Beschützer, Protasius, Gervasius!“ weinte Barbaccia.

„Was ist denn da los? Eine Feuersbrunst wohl?“

„Schlagt sie tot, schlägt sie tot, die Franzosen!“

Der kleine Farfaniaccio sprang vor Entzücken herum, pfiß und schrie:

„Schlagt sie tot, schlägt sie tot, die Franzosen!“

Die Stadtwehr erschien mit Arkebussen und Hellebarden. Sie erschienen zur rechten Zeit, um einen Mord zu verhindern und Bonnivar und Groß-Guilloche den Händen des Böbels zu entreißen. Unter denen, die sie verhafteten, befand sich auch der Schuhmacher Corbolo. Seine Frau, die, vom Lärm angezogen, herbeigeeilt war, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und heulte:

„Seid gnädig, laßt meinen Mann frei, übergebt ihn mir! Ich werde schon nach meiner Art mit ihm fertig werden — er wird in Zukunft sich nie mehr an einem Straßenauflauf beteiligen! Glaubt nur, Signori, dieser Dummkopf ist des Strides nicht wert, ihn zu hängen!“

Corbolo schlug traurig und beschämt seine Augen nieder, er tat, als ob er die Drohungen seiner Frau nicht höre, und versteckte sich vor ihr hinter den Rücken der Stadtwächter, die ihm weniger grausam als seine Frau erschienen.

* * *

Über den Gerüsten des unvollendeten Domes kletterte ein junger Steinmetz auf einer engen Strickleiter an einem kleinen, spitzen Turm empor, eine kleine Bildsäule der heiligen Märtyrerin Katharina tragend, die an der äußersten Spitze des Pfeilerförmigen Turmes angebracht werden sollte.

Ringsherum tauchten stalaktitenähnliche Türme, Spitzsäulen, langgestreckte Bogen, steinerne Darstellungen phantastischer Blumen, Knospen und Blätter, zahllose Bilder von Propheten, Märtyrern, Engeln, dann wieder grinsende Teufelsfräßen, wunderliche Vögel, Sirenen, Harpyien, Drachen mit stacheligen Flügeln und aufgesperstem Rachen als Ausläufer der Wasserrinnen auf. Alles dies war aus reinem, blendend weißem Marmor mit blauen Schattierungen und gleich einem verschneiten Wald im Winter.

Es war still. Die Schwalben umflogen zwitschernd den Kopf des Steinmetzen. Der Lärm der Menschenmenge schlug an sein Ohr wie das Gessumme eines Ameisenhaufens. Am Horizont der endlosen, grünen Lombardei strahlten die Schneegipfel der Alpen ebenso spitz und weiß wie die Spitzen des Domes. Zuweilen glaubte er die Orgelklänge aus dem Innern der Kirche, gleich Gebetsgebeten, aus der Tiefe ihres steinernen Herzens, zu hören, und dann schien es ihm, als ob das große Gebäude lebe, atme, wachse, sich zum Himmel erhebe, als ein ewiges Rühmen der Geburt Mariä, als eine freudige Hymne aller Zeiten und Völker zu Ehren der unbefleckten Jungfrau.

Auf einmal wurde der Lärm auf dem Platze stärker; die Sturmglocke ertönte.

Der Steinmetz hielt inne und sah nach unten, ein Schwindel erfaßte ihn, vor seinen Augen wurde es schwarz; es schien ihm, als ob das Riesengebäude unter ihm schwanke, als ob der dünne Turm, an dem er kletterte, sich wie ein Rohr büge.

„Es ist zu Ende, ich falle,“ dachte er sich erschrocken. „Herr, in Deine Hände befehle ich meine Seele!“

Mit letzter verzweifelter Anstrengung hielt er sich an der Strickleiter fest, schloß die Augen und flüsterte:

„Ave dolce Maria di grazia piena!“

Er fühlte sich erleichtert. Frische Luft wehte ihn von oben herab an. Er hielt den Atem an, sammelte Kräfte und setzte seinen Auf-

stieg fort. Er hörte nicht mehr auf die irdischen Stimmen, sondern stieg immer höher und höher zum stillen, klaren Himmel empor und wiederholte mit neuer Freudigkeit:

„Ave dolce Maria di grazia piena!“

Zu derselben Zeit ergingen sich auf dem marmornen, breiten, fast flachen Dache des Domes die Mitglieder des Bauausschusses — Consiglio della Fabbrica — italienische und ausländische Architekten, die der Herzog zu einer Beratung über den Tiburio, den Hauptturm, welcher über dem Kirchengewölbe errichtet werden sollte, berufen hatte.

Unter ihnen befand sich auch Leonardo da Vinci. Er hatte seinen Plan vorgelegt, aber die anderen Ausschußmitglieder hatten ihn als allzukühn, ungewöhnlich, freigeistlerisch und den Überlieferungen der kirchlichen Architektur zuwider verworfen.

Man stritt sich und konnte keine Einigung erzielen. Einige behaupteten, der Bau wäre von unkundigen Leuten begonnen worden und die inneren Pfeiler wären nicht stark genug, den Tiburio und alle die anderen Türme zu tragen. Andere meinten wiederum, der Dom würde Ewigkeiten tragen.

Leonardo, der seiner Gewohnheit nach an dem Streite keinen Anteil nahm, stand einsam und schweigend zur Seite.

Einer von den Arbeitern näherte sich ihm und übergab ihm einen Brief.

„Messere, unten auf dem Platze erwartet Euch ein reitender Bote aus Pavia.“

Der Künstler entriegelte den Brief und las:

Leonardo, komm eiligst. Ich muß dich sehen.

14. Oktober.

Herzog Gian Galeazzo.

Er entschuldigte sich bei den Ausschußmitgliedern, stieg auf den Platz hinunter, setzte sich auf ein Pferd und jagte nach dem Castello di Pavia, einem Schloß, das einige Wegstunden von Mailand entfernt lag.

* * *

Die Kastanien, Ulmen und Ahornbäume des mächtigen Parks zu Pavia erstrahlten unter dem Sonnenschein im Gold und Purpur des Herbstes. Wie Schmetterlinge hin und her fliegend, fielen die dünnen Blätter zur Erde. In den mit Gras bewachsenen Springbrunnen sprang kein Wasser mehr, und auf den verwahrlosten Blumenbeeten welkten die Astern.

Als Leonardo sich dem Schlosse näherte, gewahrte er einen Zwerg. Es war der alte Hofnarr Gian Galeazzos, der seinem Herrn treu geblieben war, während alle anderen Diener ihren sterbenden Herrn ver-

lassen hatten. Als dieser den Ankömmling erkannte, eilte er ihm hinkend und springend entgegen.

„Wie befindet sich der Herzog?“ fragte der Künstler.

Der Zwerg schwieg und winkte nur hoffnungslos mit der Hand. Leonardo schlug den Weg durch die Hauptallee ein.

„Nein, nicht dorthin,“ warnte der Zwerg, „hier könntet Ihr gesehen werden. Seine Erlaucht hat ausdrücklich um Heimlichkeit gebeten . . . Wenn die Herzogin Isabella es erführe — sie könnte vielleicht den Eintritt verhindern. Wir wollen lieber einen Umweg durch den Seitengang machen . . .“

Nachdem sie einen Eckurm betreten hatten, erstiegen sie eine Treppe und gingen durch mehrere unbewohnte, düstere Gemächer, die noch Spuren ihrer früheren prachtvollen Ausstattung aufwiesen. Tapeten aus vergoldetem Rorduanleder hingen in Fetzen von den Wänden herab. Der herzogliche Sessel unter einem seidenen Baldachin war mit Spinnweben überzogen. Der Wind hatte durch die zerbrochenen Scheiben der Fenster dürres Laub aus dem Park hereingewirbelt.

„Die Bösewichter, die Räuber!“ murmelte der Zwerg in den Bart und wies auf die Spuren der Verwüstung hin. „Glaubt mir, Herr, am liebsten sähe ich nicht, was hier vorgeht! Ich würde ans Ende der Welt fliehen, wenn der Herzog nicht wäre; es ist ja aber niemand außer mir garstigem Menschen da, um ihn zu pflegen . . . Hierher, bitte, hierher.“

Er öffnete eine Tür und ließ Leonardo in ein dumpfes, dunkles Zimmer, das ganz vom Geruche der Arzneien durchdrungen war, eintreten.

* * *

Bei künstlichem Licht und geschlossenen Fensterladen wurde nach den Regeln der Arzneikunst das Aderlassen vorgenommen. Ein Barbiergehilfe hielt das kupferne Becken, in welches das Blut floß. Der Barbier, ein anspruchsloser Greis, schlug die Ader. Der Arzt, der „Meister der Physik“, beobachtete nur, da eine Berührung der chirurgischen Instrumente für einen Arzt als erniedrigend galt. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck des Scharfsinns, die Augen waren durch eine Brille geschützt; die Schultern bedeckte ein Überwurf in Dunkelblau, der mit Grauwerkpelz gefüttert war, wie die Ärzte ihn damals trugen.

„Vor Anbruch der Nacht laßt ihm gefälligst nochmals zur Ader,“ befahl der Arzt, als der Arm wieder verbunden und der Kranke auf sein Lager gebettet war.

„Domine magister,“ sagte der Barbier höflich und bescheiden, „wäre es nicht besser, damit noch zu warten? Wenn der allzugroße Blutverlust . . .?“

Er wurde verlegen. Der Arzt warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Ihr solltet Euch schämen, mein Liebster! Ihr solltet doch allmählich wissen, daß man von den vierundzwanzig Pfund Blut, die sich im menschlichen Körper befinden, zwanzig Pfund ablassen kann, ohne das Leben oder die Gesundheit zu gefährden. Je mehr verdorbenes Wasser Ihr aus dem Brunnen schöpft, desto mehr erkezt es sich durch frisches. Ich habe schon mitleidlos Säuglingen zur Ader gelassen, und, Gott sei Dank, es hat immer geholfen.“

Leonardo lauschte aufmerksam diesem Gespräch, er wollte etwas erwidern, aber er befann sich, daß ein Streiten mit Ärzten ebenso fruchtlos sei wie das mit Alchimisten.

Der Doktor und der Barbier entfernten sich. Der Zwerg rückte die Kissen des Kranken zurecht und wickelte dessen Füße in eine Decke.

Leonardo sah sich im Zimmer um. Über dem Bett hing ein Käfig mit einem kleinen, grünen Papagei. Auf einem runden Tischchen lagen Karten und Würfel neben einem Glasgefäß mit Goldfischen. Zu den Füßen des Herzogs lag zusammengekauert ein kleines, weißes Hündchen; es waren dies alles die letzten Unterhaltungen, die der treue Diener zur Zerstreuung seines Herrn erdacht hatte.

„Hast du den Brief besorgt?“ fragte der Herzog, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Ach, Ew. Erlaucht,“ antwortete der Zwerg, „wir warten schon hier. Wir dachten, Ihr schiefet. Messer Leonardo ist bereits hier ...“

„Hier?“

Mit freudigem Lächeln, aber unter großen Anstrengungen, vom Zwerge unterstützt, richtete sich der Kranke auf.

„Meister, endlich! Ich fürchtete, du würdest nicht kommen.“

Er reichte dem Künstler die Hand. Das schöne, ganz jugendliche Gesicht Gian Galeazzo's — er war erst vierundzwanzig Jahre alt — nahm einen freudig erregten Ausdruck an.

Der Zwerg verließ das Zimmer, um die Tür zu bewachen.

„Mein Freund,“ fuhr der Kranke fort, „selbstverständlich hast du von der Verleumdung gehört?“

„Welche Verleumdung, Erlaucht?“ fragte der Künstler.

„Du weißt nichts davon? Dann brauche ich sie nicht zu erwähnen. Übrigens, es bleibt sich gleich, ich werde es dir mitteilen. Wir lachen zusammen darüber. Man spricht ...“

Er hielt inne, sah Leonardo fest in die Augen und beendigte lächelnd den Satz:

„Man sagt, du seist — mein Mörder.“

Leonardo glaubte, daß der Kranke phantasiere.

„Nicht wahr, welch ein Unsinn? Du mein Mörder?“ wiederholte der Herzog. „Vor drei Wochen schickten mir mein Onkel Lodovico und

Beatrice einen Korb Pfirsiche zum Geschenk. Madonna Isabella behauptet, daß sich mein Zustand, seitdem ich diese Früchte gekostet, verschlimmert habe, daß ich an langsam wirkendem Gifte stirbe und du in deinem Garten einen solchen Baum hättest ..."

"In der That," sagte Leonardo, "ich besitze einen solchen Baum."

"Freund! Wär' es möglich? ..."

"Nein, Gott hat mich bewahrt, auch wenn diese Früchte wirklich aus meinem Garten stammen. Ich verstehe aber, woher diese Gerüchte kommen. Als ich die Wirkung der Gifte studierte, versuchte ich einen Pfirsichbaum zu vergiften. Ich sagte zu meinem Gehilfen Zoroastro da Peretola, die Pfirsiche seien vergiftet. Doch der Versuch mißlang. Die Früchte sind unschädlich. Der Gehilfe hat sich wahrscheinlich beeilt, die Sache jemandem mitzuteilen."

"Nun, so wußte ich es doch," rief der Herzog freudig, "niemand ist an meinem Tode schuld! Indessen mißtrauen sie einer dein anderen, hassen und fürchten sich. Oh, könnte man ihnen doch alles so erklären, wie wir jetzt miteinander sprechen! Der Onkel hält sich für meinen Mörder, und ich weiß doch, daß er gut, nur schwach und furchtbar ist. Warum sollte er mich denn auch töten wollen? Ich bin ja selbst bereit, ihm die Herrschaft abzutreten. Ich sehne mich ja nicht danach. Ich würde von ihnen weggehen und in der Freiheit, in der Einsamkeit mit meinen Freunden leben. Ich würde Mönch oder dein Schüler werden, Leonardo. Niemand wollte mir aber glauben, daß ich mir aus der Herrschaft nichts mache. Weshalb, o mein Gott, weshalb haben sie jetzt so etwas angezettelt. Nicht mich, sich selbst haben die Armen, die Verblendeten mit deinen unschädlichen Pfirsichen vergiftet! Ich habe mich früher unglücklich gefühlt, weil ich sterben muß. Jetzt aber verstehe ich alles, Meister. Ich habe keinen Wunsch mehr und fürchte nichts. Ich fühle mich wohl, ruhig und erquickt, als ob ich an einem heißen Tage meine staubigen Kleider abgelegt hätte und in reinem, kaltem Wasser badete. Freund, mir fehlen die Worte, aber du verstehst doch, was ich meine? Du bist ja selbst ..."

Schweigend, mit stillem Lächeln, drückte ihm Leonardo die Hand.

"Ich wußte es," fuhr der Kranke fort, "ich wußte es, daß du allein mich verstehen würdest. Erinnerst du dich wohl, du sagtest mir eines Tages, daß die Betrachtung der ewigen Gesetze der Mechanik den Menschen Demut und Ruhe lehre? Damals verstand ich dich nicht. Jetzt aber in meiner Krankheit, in meiner Einsamkeit, in meinen Phantasien, wie oft habe ich deiner gedacht! Ich sah dein Gesicht, ich hörte deine Stimme, jedes deiner Worte, Meister. Zuweilen scheint es mir, wir hätten auf verschiedenen Wegen ein und dasselbe Ziel erreicht: Du — im Leben, ich — im Tode ..."

Die Thür wurde geöffnet, der Zwerg stürmte ins Zimmer und verkündete erschrocken:

„Monna Druda!“

Leonardo wollte sich entfernen, aber der Herzog hielt ihn zurück.

In diesem Augenblicke trat die alte Wärterin Gian Galeazzos ein. In der Hand trug sie ein Glas mit einer gelblichen Flüssigkeit — Skorpionenöl.

Mitten im Sommer, wenn die Sonne im Sternbilde des Krebses steht, wurden Skorpione gefangen, zusammen mit Kreuzkraut, Mithridat und Schlangenzug lebendig in hundertjähriges Olivenöl gelegt und fünfzig Tage lang an der Sonne destilliert.

Jeden Abend wurde der Kranke mit diesem Öl unter den Achseln, an den Schläfen, am Leib und an der Brust in der Nähe des Herzens eingerieben.

Die Zauberer behaupteten, es gäbe keine bessere Arznei, nicht allein gegen Gifte jeder Art, sondern auch gegen Zauberei, Aufsechtungen des Teufels und Verderbnis.

Als die Alte den auf dem Bettrande sitzenden Leonardo erblickte, blieb sie stehen, erblaßte, und ihre Hände zitterten so, daß sie das Glas beinahe fallen ließ.

„Des Herrn Hilfe sei mit uns! Heilige Mutter Gottes!“

Sich bekreuzigend und Gebete stammelnd, schritt sie rückwärts nach der Thür; als sie das Zimmer verlassen hatte, lief sie so eilig, wie es ihre alten Knochen noch ermöglichten, zu ihrer Herrin, Madonna Isabella, um ihr die schreckliche Botschaft mitzuteilen.

Monna Druda war davon überzeugt, daß der böse Moro und sein Helfershelfer Leonardo es dem Herzoge, wenn nicht mit Gift, so doch mit dem bösen Blick oder anderem Teufelszeuge angetan hätten.

Die Herzogin betete in der Kapelle, vor einem Heiligenbilde kniend. Als ihr Monna Druda gemeldet hatte, wer beim Herzoge sei, sprang sie auf und rief zornig:

„Es ist nicht möglich! Wer hat ihn hereingelassen?“

„Wer ihn hereingelassen hat?“ brummte die Alte und schüttelte mit dem Kopfe. „Glaubt mir, Erlaucht, mein Verstand steht dabei still, wenn ich denke, wo der Verfluchte hergekommen sein könnte. Er ist wie aus der Erde gewachsen oder durch die Esse hereingeflogen. Gott sei uns gnädig! Die Sache ist nicht geheuer. Schon vor langer Zeit meldete ich Erw. Erlaucht . . .“

Ein Page betrat die Kapelle und beugte ehrfurchtsvoll sein Knie, indem er sagte: „Erlauchteste Madonna, würdet Ihr und Euer Gemahl Seine Majestät, den allerchristlichsten König von Frankreich zu empfangen geruhen?“

König Karl VIII. bewohnte die Gemächer des ersten Stockes im Castello di Pavia, die der Herzog Lodovico il Moro aufs prächtigste für ihn hatte herrichten lassen.

Während er nach der Mittagstafel ruhte, ließ er sich aus den „Wundern der Stadt Rom“ — *Mirabilia Urbis Romae* — vorlesen, einem ziemlich gehaltlosen Buche, das erst kürzlich auf seinen Befehl aus dem Lateinischen ins Französische übersetzt worden war.

Das einsame, vom Vater eingeschüchterte, kränkliche Kind Karl, das in dem einsamen Schlosse von Amboise traurige Jahre verlebt hatte, war mit Ritterromanen aufgezogen worden, die den bereits schwachen Kopf noch mehr verdrehten. Als er den Thron Frankreichs bestiegen hatte, wollte der junge, unerfahrene, blöde, aber immerhin gutmütige Knabe das ausführen, was er in den Büchern gelesen hatte. Er bildete sich ein, der Held sagenhafter Abenteuer zu sein, wie sie von den fahrenden Rittern der Tafelrunde, von Lancelot und Tristan, berichtet werden. „Als der Sohn des Gottes Mars, als Nachkomme Julius Cäsars,“ wie Karl VIII. von den Hofchronisten genannt wurde, war er an der Spitze eines großen Heeres in die Lombardei eingezogen. Er wollte Neapel, beide Sizilien, Konstantinopel, Jerusalem erobern, den großen Türken besiegen, die mohammedanische Irrlehre ausrotten und das Heilige Grab den Händen der Ungläubigen entreißen.

Mit einfältigem Glauben dem Vortrage über die Wunder Roms zuhörend, empfand der König bereits einen Vorgeschnack des Ruhmes, den er sich durch Eroberung einer so großen Stadt erringen würde.

Seine Gedanken verwirrten sich; er fühlte Schmerzen in der Magen-egend, sein Kopf war ihm schwer, — eine Folge des allzulustigen Abendessens vom vorigen Tage, das er in Gesellschaft Mailänder Damen eingenommen hatte. Von dem Gesichte der einen, Lucrezia Crivelli, hatte er die ganze Nacht geträumt.

Karl VIII. war klein von Gestalt und häßlich. Er hatte krumme, dünne Beine, enge Schultern, eine höher als die andere, eine eingefallene Brust, eine unverhältnismäßig große Nase; seine blaßroten Haare waren dünn, ein eigentümlicher, gelblicher Flaum ersetzte Schnurr- und Kinnbart. Krampfhaftes Zucken zeigte sich auf seinem Gesicht und in seinen Händen. Sein wulstiger Mund, der beständig offen war wie bei kleinen Kindern, dazu die emporgezogenen Brauen, die großen, weißlichen, kurzichtigen und hervorstehenden Augen verliehen dem Gesicht einen matten, zerstreuten, zugleich aber auch angestrengten Ausdruck, wie er bei schwachsinnigen Menschen vorkommt. Seine Sprache war undeutlich und mühsam. Man erzählte sich, er habe sechs Behen, und deshalb habe er bei Hofe die verunstaltende Mode der breiten, wie Pferdehufe abgerundeten Samtschuhe eingeführt.



Karikaturen
Federzeichnung Leonardos

„Thibault, Thibault,“ wandte er sich an den ersten Kammerdiener, die Vorlesung unterbrechend und nach den notwendigen Worten suchend, „mein Lieber, ich will ... mich dünkt es, trinken zu wollen. Wahrscheinlich Sodbrennen wohl? Bringe mir Wein, Thibault ...“

Der Kardinal Briçonnet trat ins Zimmer und meldete, der Herzog erwarte den König.

„Ah! Ah, was ist das? Ein Herzog? ... Nun, sofort. Ich will nur trinken.“

Er nahm den Becher, den ihm ein Hoflakai reichte.

Der Kardinal hielt den König zurück und fragte Thibault:

„Ist es von unserem?“

„Nein, aus den hiesigen Kellereien. Unser eigener Vorrat ist zu Ende.“

Der Kardinal schüttete den Wein aus.

„Verzeihung, Majestät! Die hiesigen Weine könnten Eurer Gesundheit schaden. Thibault, befehl doch dem Mundschenk, so rasch als möglich ins Lager zu schicken und ein Fäßchen aus dem Feldkeller holen zu lassen.“

„Weshalb? Was soll das heißen?“ brummte der König verständnislos. Der Kardinal flüsterte ihm ins Ohr, daß er eine Vergiftung befürchte, da man von den Leuten, die ihren eigenen Herrn vergiftet hätten, auch jeden anderen Verrat erwarten könne; Vorsicht schade nicht, wenn auch keine besonderen Verdachtsgründe vorlägen.

„Unsinn! Weshalb? Ich will trinken,“ sagte der König, unwillig mit den Schultern zuckend, aber er fügte sich.

Die Herolde liefen voraus.

Vier Pagen erhoben über den König einen mächtigen Baldachin aus blauer Seide, der mit den silbernen französischen Lilien bestickt war, der Seneschall hing ihm einen mit Hermelin besetzten Mantel aus rotem Samt um, auf dem goldene Bienen gestickt waren und die Devise: „Die Königin der Bienen hat keinen Stachel — la reine des abeilles n'a pas d'aiguillon —“ und der Zug setzte sich durch die öden Gemächer des Schlosses zu Pavia nach dem Zimmer des Sterbenden in Bewegung. An der Kapelle vorüberschreitend, erblickte König Karl die Herzogin Isabella.

Achtungsvoll lästete er sein Barett und wollte an die Herzogin herantreten, um nach althergebrachter, französischer Sitte die Dame auf den Mund zu küssen und sie „liebe Schwester“ anzureden.

Aber die Herzogin kam selbst herbei und warf sich ihm zu Füßen.

„Majestät,“ fing sie die längst vorbereitete Rede an, „habt Mitleid mit uns! Gott wird Euch belohnen! Verteidigt die Unschuldigen, edler Ritter! Lodovico hat uns alles genommen, den Thron geraubt,

meinen Gatten, den rechtmäßigen Herzog von Mailand, Gian Galeazzo, vergiftet. Im eigenen Hause sind wir von Mördern umgeben ..."

Der König verstand sie schlecht und hörte nicht auf das, was sie sagte.

"Ah! Ah! Was ist das?" stammelte er, wie aus einem Halbschlaf erwachend; er zuckte krampfhaft mit den Schultern und bekam den Schlucken. "Nun, nun, das ist nicht nötig! Ich bitte Euch, Schwester ... das ist ja nicht nötig ... steht auf, steht auf!"

Sie blieb aber in ihrer knienden Stellung, haschte nach seinen Händen, küßte sie und versuchte seine Füße zu umklammern. Endlich brach sie in Tränen aus und rief verzweifelt:

"Wenn auch Ew. Majestät mich verlassen, so nehme ich mir das Leben!"

Der König wurde dadurch vollends verwirrt, sein Gesicht schrumpfte krankhaft zusammen, als ob er selbst zu weinen im Begriffe wäre.

"Nun, da haben wir's! ... Gott, mein Gott! ... Ich kann nicht ... Bricomnet, ich bitte dich ... ich weiß nicht ... sage ihr ..."

Er wollte sich abwenden; denn sie erregte keinerlei Mitleid in ihm; trotz aller Erniedrigung und Verzweiflung war sie ihm viel zu stolz und schön, sie glich der erhabenen Heldin einer Tragödie.

"Erlauchteste Madonna, beruhigt Euch. Seine Majestät wird alles, was in seinen Kräften steht, für Euch und Euren Gatten, Seigneur Jean Galéas, tun," sagte der Kardinal höflich und kalt, mit einem Schatten von Gönnerschaft, den Namen des Herzogs mit Absicht französisch aussprechend.

Die Herzogin warf einen Blick auf Bricomnet, sah dann den König durchdringend an und verstummte, als ob sie erst jetzt begriffen habe, zu wem sie geredet hatte.

Eine Mißgestalt, lächerlich und bemitleidenswert, stand er vor ihr; sein wulstiger Mund war wie bei kleinen Kindern geöffnet, sein Lächeln sinnlos, geziert, zerstreut, seine weißlichen großen Augen standen hervor.

"Ich," sagte sie sich selbst, "ich zu den Füßen dieser Mißgeburt, dieses Schwachsinrigen, ich — die Enkelin Ferdinands von Aragonien!" Sie stand auf, ihre Wangen glühten. Der König fühlte, daß er etwas sagen müsse, um sich aus dieser peinlichen Lage zu befreien. Er machte eine verzweifelte Anstrengung, zuckte mit den Achseln und blinzelte mit den Augen; nachdem er sein gewohntes "Ah! Was ist das?" gestammelt hatte, stieß er mit der Zunge an, winkte hoffnungslos mit der Hand ab und verstummte.

Die Herzogin nickte ihm mit ihren Blicken, ohne ihre Verachtung zu verbergen. Der König ließ vernichtet den Kopf hängen.

"Bricomnet, wir wollen weiter; gehen wir ... Fehlt es an etwas ... wie?"

Die Pagen öffneten vor ihm die Thür und König Karl betrat das Zimmer des Herzogs.

Die Fensterläden waren offen; das ruhige Licht des Herbstabends fiel durch die hohen, goldigen Wipfel des Parkes herein. Der König trat an das Bett des Kranken, nannte ihn seinen Vetter, „mon cousin“, und erkundigte sich nach seiner Gesundheit.

Galeazzo erwiderte mit einem so heiteren, zuvorkommenden Lächeln, daß der König sich gleich erleichtert fühlte. Die Verlegenheit verlor sich, und er beruhigte sich allmählich.

„Gott verleihe Euch den Sieg, Majestät,“ sagte unter anderem der Herzog. „Wenn Ihr in Jerusalem, am Heiligen Grabe verweilen werdet, so betet auch für meine arme Seele, denn dann bin ich . . .“

„Nein, nein, mein Lieber, wie wäre es möglich, wie könnt Ihr daran denken? Weshalb?“ unterbrach ihn der König. „Gott ist gnädig. Ihr werdet genesen. Wir machen noch zusammen den Feldzug mit, bekämpfen die ungläubigen Türken — erinnert Euch meiner Worte! Ach? Was?“

Galeazzo schüttelte den Kopf.

„Nein, wie sollte ich noch!“

Er sah den König mit prüfenden Blicken an und fügte hinzu:

„Wenn ich sterben sollte, Majestät, so verlaßt meinen Knaben Francesco nicht; auch Isabella, die Unglückliche, hat niemanden auf der Welt.“

„Ach, Du mein Gott, mein Gott!“ rief der König in plötzlicher Erregung; seine wulstigen Lippen bebten, die Mundwinkel zogen sich herunter, sein Gesicht erstrahlte vor ungewohnter Güte, als ob es plötzlich von einem inneren Scheine erleuchtet worden wäre. Er beugte sich schnell zum Kranken hinab, umarmte ihn zärtlich und flüsterte:

„Mein lieber, lieber Bruder! Du Armer, Armer!“

Beide lächelten einander zu, wie beklagenswerte, kleine Kinder; ihre Lippen vereinten sich im brüderlichen Kusse.

Als der König das Zimmer des Herzogs wieder verlassen hatte, rief er den Kardinal heran:

„Briçonnet, Briçonnet, weißt du, man müßte . . . dem . . . ah! beistehen . . . Wenn es nicht geht, so geht es nicht . . . Ich bin ein Ritter . . . Wir müssen sie beschützen . . . hörst du?“

„Majestät,“ antwortete der Kardinal ausweichend, „er wird doch sterben. Womit könntet wir ihm auch helfen? Nur uns selbst können wir schädigen. Herzog Lodovico ist unser Verbündeter . . .“

„Der Herzog ist — ein Bösewicht, ja ein Mörder!“ rief der König, und seine Augen drückten aufrichtigen Zorn aus.

„Was sollen wir denn machen?“ fragte Briçonnet, die Achseln zuckend, in spöttischem, herablassendem Tone. „Der Herzog ist nicht

schlechter und auch nicht besser als alle die anderen. Die Politik, Majestät! Wir sind alle nur Menschen!"

Der Mundschenk reichte dem König einen Becher französischen Weines, er trank ihn gierig aus. Der Wein erregte ihn und ver-
scheuchte die traurigen Gedanken.

Zugleich mit dem Mundschenk trat ein Edelmann vom Hofe des Herzogs Lodovico ein und überbrachte eine Einladung zum Abendessen. Der König lehnte ab. Der Abgesandte bat; als er sah, daß seine Bitte nichts fruchtete, trat er an Thibault heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Dieser winkte zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopfe und flüsterte dem Könige zu:

„Majestät, Madonna Lucrezia ...“

„Ah? Was ... Was ist das? ... Welche Lucrezia?“

„Diejenige, mit der Majestät auf dem gestrigen Balle zu tanzen geruhten.“

„Ach ja, wie sollte ich nicht ... Ich erinnere mich ... Madonna Lucrezia ... Eine allerliebste ... Du sagst, sie würde am Abendessen teilnehmen?“

„Ganz gewiß, und sie beschwört Ew. Majestät ...“

„Sie beschwört? So, so! Nun was denn, Thibault? Ah, wie denkst du darüber ... Ich, meinetwegen ... alles gleich ... wohin es auch führen mag ... Morgen brechen wir auf ... Zum letztenmal ... Danket dem Herzoge, Messere,“ wandte er sich an den Abgesandten, „sagt ihm ... ah, ... meinetwegen.“

Der König nahm Thibault beiseite:

„Hör mal, wer ist diese Madonna Lucrezia?“

„Die Geliebte des Herzogs, Majestät.“

„Die Geliebte Lodovicos, so so! Schade ...“

„Sire, nur ein Wort, und wir bringen alles in Ordnung. Wenn es Euch gefällig ist, noch heute“

„Nein, nein! Wie könnte es sein? ... Ich bin Gast ...“

„Der Herzog wird sich geschmeichelt fühlen. Majestät kennen die Menschen hier noch nicht.“

„Nun, es ist mir einerlei, alles einerlei. Wie du willst. Es ist deine Sache ...“

„Beruhigt Euch, Majestät, nur ein Wörtchen ...“

„Frage nicht ... Ich liebe es nicht... Ich habe gesagt: Es ist deine Sache ... Ich weiß von nichts ... Wie du willst.“

Thibault verneigte sich schweigend.

Als der König die Treppe hinunterstieg, wurde er wieder finster; gedankenlos rieb er sich die Stirne.

„Briçonnet, ah, Briçonnet! ... Wie denkst du darüber? ... Was

wollte ich doch sagen? ... Ach ja, ja ... sie beschützen ... Ein Unschuldiger ... Beleidigung ... Das geht nicht. Ich bin — ein Ritter!"

"Sire, laßt diese Sorgen, es ist uns wirklich jetzt nichts daran gelegen. Später, wenn wir vom Feldzuge zurückkehren, die Türken besiegt, Jerusalem erobert haben werden!"

"Ja, ja, Jerusalem!" radebrechte der König; seine Augen wurden größer, auf seinen Lippen spielte ein unklares, nachdenkliches Lächeln.

"Der Arm des Herrn führt Euch zum Siege!" fuhr Briçonnet fort. "Der Finger Gottes weist dem christlichen Heere den Weg!"

"Der Finger Gottes! Der Finger Gottes!" wiederholte der König feierlich und begeistert, indem er seine Augen zum Himmel aufschlug.

* * *

Acht Tage darauf starb der junge Herzog.

Vor seinem Tode beschwor er seine Gattin um ein Wiedersehen mit Leonardo. Sie schlug es ihm ab; Monna Druda hatte Isabella versichert, daß die Besprochenen immer ein unüberwindliches und ihnen Verderben bringendes Verlangen nach dem hätten, der sie besprochen habe. Die Alte rieb diensteifrig den Kranken mit Skorpionenöl ein, die Ärzte quälten ihn bis zu seinem Ende mit Aderlassen. Er starb ruhig.

"Dein Wille geschehe!" waren seine letzten Worte.

Lodovico befahl, die Leiche des Entschlafenen von Pavia nach Mailand überzuführen und im Dome aufzubahren.

Die hohen Würdenträger versammelten sich im Schlosse zu Mailand. Lodovico versicherte ihnen, daß der frühzeitige Tod seines Neffen ihm unsagbaren Kummer bereite, und schlug vor, den jungen Francesco, den Sohn Gian Galeazzo's, den rechtmäßigen Thronfolger, zum Herzoge auszurufen. Alle widersetzten sich diesem Wunsche und versicherten, es ginge nicht an, einem Unmündigen eine so große Macht anzuvertrauen; im Namen des Volkes baten sie den Moro, das herzogliche Zepter selbst führen zu wollen.

Heuchlerisch weigerte er sich, endlich aber entsprach er, scheinbar wider Willen, den Bitten.

Man brachte ein kostbares Gewand aus Goldbrokat herbei; der neue Herzog bekleidete sich damit, bestieg ein Pferd und ritt, umgeben von seinen Anhängern, die die Luft durch ihr Geschrei: „Viva il Moro! Viva il duca!“ erschütterten, unter Trompetengeschmetter, Kanonendonner und Glockenläuten nach der Kirche Sant' Ambrogio. Das herbeiströmende Volk verhielt sich schweigend.

Auf dem Marktplatze wurde von der Loggia auf der Südseite des alten Rathhauses aus in Gegenwart der Gemeindevorsteher, der Konsuln,

angesehener Bürger und der Syndici vom Herold das „Privilegium“ verlesen, welches der allzeitige Mehrer des Heiligen Römischen Reiches, Maximilian, dem Herzoge Lodovico verliehen hatte:

„Maximilianus divina favente clementia Romanorum Rex semper Augustus — Wir verleihen alle Provinzen, Länder, Städte, Dörfer, Schlösser, Festungen, Weiden und Ebenen, Wälder, Wiesen, Einöden, Flüsse, Seen, Jagden, Fischfänge, Salzgründe, Bergwerke, Besitzungen der Vasallen, der Grafen, Barone, die Klöster, die Kirchen, die Einkünfte — Wir verleihen alle und alles Dir, Lodovico Sforza, und Deinen Nachkommen, Wir bestätigen, bestimmen, erwählen Dich, Deine Söhne, Enkel und Urenkel zu Herzögen der Lombardei für ewige Zeiten.“

Nach einigen Tagen verkündete man die feierliche Übertragung der kostbarsten Reliquie Mailands, eines der Nägel, mit denen der Herr aus Kreuz geschlagen worden war, in den Dom.

Lodovico hoffte, dem Volke damit einen Gefallen zu erweisen und durch diese Handlung seine Macht zu befestigen.

* * *

Nachts versammelte sich auf der Piazza dell' Arrengo vor dem Weinkeller Tibalbos ein Volkshaufe, unter denen sich der Zinngießer Scarabullo, der Goldsticker Mascarello, der Kürschner Maso, der Schuhmacher Corbolo und der Glasbläser Gorgoglio befanden.

Mitten im Haufen stand der Dominikaner Frater Timoteo auf einem Fasse und predigte:

„Brüder! Als die heilige Helena unter dem Göztempel der Venus das lebensbringende Holz des Kreuzes und die übrigen Marterwerkzeuge des Herrn, die von den Heiden vergraben worden waren, gefunden hatte, nahm Kaiser Konstantin einen der heiligsten und schrecklichsten Nägel und befahl den Schmieden, denselben am Gebisse seines Schlachtrosses anzubringen, auf daß erfüllet würde das Wort des Propheten Zacharias: ‚Zu der Zeit wird die Rüstung der Rosse dem Herrn heilig sein.‘ Diese unaussprechlich hohe Reliquie verlieh Konstantin den Sieg über seine Feinde und über die Widersacher des römischen Reichs. Nach dem Tode des Kaisers ging der Nagel verloren; erst lange Zeit danach fand ihn der Bischof von Mailand, der heilige Ambrosius, in Rom in der Bude eines Alteisenhändlers, eines gewissen Paolino, wieder und brachte ihn nach Mailand. Seit jener Zeit besitzt unsere Stadt den kostbarsten und heiligsten der Nägel, den, mit welchem die rechte Hand des allmächtigen Gottes an das Erlösungsholz befestigt worden ist. Seine genaue Länge beträgt fünfundeneinhalb Zoll. Länger und dicker als der römische, besitzt er auch eine Spitze, während der in Rom stumpf ist. Während dreier Stunden stak unser Nagel

in der Hand des Erlösers, wie es der gelehrte Pater Messio mit vielen der feinsten Syllogismen beweist."

Frater Timoteo machte eine kleine Pause, dann rief er mit lauter Stimme, seine Arme zum Himmel emporstreckend:

"Heutzutage aber, meine Geliebten, wird das Heiligste verspottet. Lodovico, der Bösewicht, der Mörder, der Thronräuber, befestigt seinen wackligen Thron mit dem heiligsten Nagel und verführt das Volk mit sündhaften Festlichkeiten."

Der Haufe wurde unruhig und fing zu lärmern an.

"Und wißt ihr wohl, liebe Brüder," fuhr der Mönch fort, "wen er mit der Unterbringung des Nagels in der Hauptkuppel über dem Altar beauftragt hat?"

"Wen?"

"Den Florentiner Leonardo da Vinci!"

"Leonardo? Wer ist das?" fragten einzelne.

"Wie sollten wir den nicht kennen," antworteten andere, "es ist derselbe, der den jungen Herzog mit Früchten vergiftet hat!"

"Ein Hexenmeister, ein Reher, ein Gottloser!"

"Wie ich gehört habe, Kameraden," trat Corbolo schlichtern für ihn ein, "soll Leonardo ein guter Mensch sein! Böses fügt er niemandem zu. Er soll nicht bloß die Menschen, sondern auch alle anderen lebenden Wesen lieben . . ."

"Schweig, Corbolo! Was schwagest du für Unsinn?"

"Als ob ein Hexenmeister gut sein könnte!"

"O meine Kinder," erklärte Frater Timoteo, "einst werden die Leute auch von dem großen Verführer, der im Dunkeln heranschreitet, sagen: 'Er ist gut, er ist wohlwollend, er ist vollkommen', denn er wird dem Herrn Christus gleichen, es wird ihm Überredungsgabe, eine liebliche, dem Schalmeyenklang ähnelnde Stimme verliehen sein. Viele wird er durch listige Barmherzigkeit bestechen. Er wird aus allen vier Windrichtungen des Himmels Stämme und Völkerschaften zusammenrufen, wie ein Feldhuhn mit trügerischem Lockruf ein fremdes Geheiß in sein Nest zieht. Wachtet, meine Brüder! Der Engel der Finsternis, der Fürst dieser Welt, Antichrist genannt, wird in Menschengestalt kommen: Der Florentiner Leonardo ist sein Diener und ein Vorläufer des Antichrist!"

Der Glasbläser Gorgoglio, der niemals etwas über Leonardo gehört hatte, sagte überzeugungsvoll:

"In der That, so ist es! Er soll seine Seele dem Teufel verkauft und den Vertrag mit eigenem Blute unterschrieben haben."

"Beschütze uns, unbefleckte Mutter Gottes, und sei uns gnädig!" schnatterte die Höckerin Barbaccia. "Neulich erzählte die Stamma, die

als Aufwäscherin beim Scharfrichter des Gefängnisses dient, daß derselbe Leonardo die Leichen vom Galgen stehle, sie zerschneide, ausweide und die Gedärme aufrolle.“

„Nun, das reicht an deinen Verstand nicht heran, Barbaccia,“ bemerkte Corbolo wichtig, „das ist eine Wissenschaft, Anatomie genannt.“

„Er soll eine Maschine erfunden haben, um in der Luft gleich den Vögeln fliegen zu können,“ teilte der Goldsticker Mascarello mit.

„Der alte geflügelte Drache empört sich gegen Gott,“ erklärte wiederum Frater Timoteo. „Simon, der Zauberer, stieg auch in die Luft, wurde aber vom Apostel Paulus herabgestürzt.“

„Er geht auf dem Wasser wie auf dem Trocknen,“ sprach Scarabullo. „Der Herr Christus ist auf dem Wasser gegangen, so werde ich es auch — so lästert er Gott!“

„In einer gläsernen Kugel läßt er sich auf den Meeresboden hinab,“ fügte der Kürschner Maso hinzu.

„Glaubt es nicht, Kameraden. Wozu braucht er eine Kugel? Er verwandelt sich in einen Fisch und schwimmt, in einen Vogel und fliegt!“ entschied Gorgoglio.

„So ein verfluchter Zauberer; möge er verrecken!“

„Worauf warten denn die Patres der Inquisition? Auf den Scheiterhaufen mit ihm!“

„Einen Espenpfahl sollte man ihm in den Hals stecken!“

„O weh! O weh! Trauer kommt über uns, Geliebte!“ schrie Frater Timoteo klagend auf. „Der heiligste Nagel, der heiligste Nagel befindet sich bei Leonardo!“

„Leiden wir es nicht!“ schrie Scarabullo, die Fäuste zusammenballend. „Wir wollen lieber sterben, als die Reliquie beschimpfen lassen. Entreißen wir dem Gottlosen den Nagel!“

„Wir wollen den Nagel rächen — den ermordeten Herzog rächen!“

„Wo wollt ihr hin, Kameraden?“ sagte der Schuhmacher, seine Hände zusammenschlagend. „Jetzt gleich ist der Umgang der nächtlichen Wache. Der Kapitän der Justiz ...“

„Zum Teufel mit dem Kapitän der Justiz! Verkriech dich unter den Rock deines Weibes, Corbolo, wenn du Angst hast!“

Die mit Stöcken, Stangen, Hellebarden und Steinen ausgerüstete Volksmenge bewegte sich schreiend und schimpfend durch die Straßen.

Der Mönch schritt, ein Kreuzifix hochhaltend, voran und sang den Psalm:

„Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreuet werden und, die ihn hassen, vor ihm fliehen. Vertreibe sie, wie der Rauch vertrieben wird; wie das Wachs zerschmilzt vom Feuer, so müssen die Gottlosen umkommen vor Gott.“

Die Pechfadeln rauchten und knisterten; vor ihrem blutroten Scheine erblaßte die Mondichel, verdunkelten sich die Sterne.

* * *

Leonardo arbeitete in seiner Werkstätte. Zoroastro verfertigte ein rundes Kästchen — aus Glascheiben und mit goldenen Strahlen versehen —, in dem der heiligste Nagel aufbewahrt werden sollte. In einer dunklen Ecke der Werkstätte saß Giovanni Boltraffio; von Zeit zu Zeit richteten sich seine Blicke auf den Meister Leonardo, der sich in die Lösung der Aufgabe, Lasten durch Flaschenzüge und Hebebäume zu übertragen, vertieft hatte.

Er hatte soeben eine komplizierte Rechnung beendet.

„Niemals erfinden die Menschen,“ dachte er, still und freudig vor sich hinlächelnd, „etwas so Vollkommenes, Leichtes und Herrliches wie die Naturerscheinungen. Die göttliche Notwendigkeit zwingt durch ihre Befehle, daß die Wirkung auf kürzestem Wege der Ursache folge.“

Ein oft empfundenes Gefühl andächtiger Bewunderung vor den Tiefen, in die er hineinsah, regte sich in seiner Seele — ein Gefühl, das mit nichts verglichen werden kann.

An den Rand der Zeichnung der von ihm skizzierten Hebemaschine schrieb er neben Zahlen und Berechnungen die Worte, die wie ein Gebet in seiner Seele erklangen:

„O mirabile giustizia di te, primo motore: tu non hai voluto mancare a nessuna potenza l'ordine e qualità de' suoi necessari effetti. — O über die bewunderungswürdige Gerechtigkeit von Dir, erster Urheber der Bewegung. Du hast nicht irgendeiner Kraft die Ordnung und Eigenschaft ihrer notwendigen Wirkungen versagen wollen. Daher hast Du angeordnet, daß, wenn eine Kraft den von ihr besiegten Gegenstand hundert Ellen weit jagen soll und dieser in seiner Bewegung ein Hindernis findet, die Kraft des Anpralles neue Bewegung wieder verursache, welche durch verschiedene Sprünge die ganze Summe seines schuldigen Weges zurückerlange. O bewunderungswürdige Gerechtigkeit von Dir, erster Urheber der Bewegung.“

Da erscholl lautes Klopfen an der äußeren Thür. Der Gesang von Psalmen, das Schimpfen und Wutgeschrei einer erregten Volksmenge wurde hörbar.

Giovanni und Zoroastro liefen hinaus, um zu sehen, was los wäre.

Die Köchin Maturina, die eben aus dem Bett gesprungen war, kam halb bekleidet und ganz zerzaust ins Zimmer gestürzt und schrie: „Räuber! Räuber! Hilfe! Heilige Mutter Gottes, sei uns gnädig!“

Marco d'Oggionno trat mit einer Arkebuse bewaffnet ins Zimmer und schloß die Fensterladen.

„Was ist los, Marco?“ fragte Leonardo.

„Ich weiß es nicht! Jrgendwelche Taugenichtse wollen ins Haus einbrechen. Wahrscheinlich haben die Mönche das Volk aufgewiegelt.“

„Was wollen sie?“

„Der Teufel möge dieses halbverrückte Gesindel verstehen! Sie fordern den heiligen Nagel.“

„Ich habe ihn nicht; er befindet sich in der Schatzkammer des Erzbischofs Archimboldo.“

„Das habe ich ihnen auch gesagt; sie hören aber nicht und sind wie besessen. Sie nennen Euch, Meister, den Vergifter des Herzogs Gian Galeazzo, einen Hexenmeister und Gottlosen.“

Der Lärm auf der Straße wuchs.

„Macht auf! Macht auf! Oder wir zünden Euer verfluchtes Nest an! Wir werden es dich schon lehren, Leonardo, verfluchter Antichrist.“

„Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreut werden!“ verkündete Frater Timoteo; mit seinem Gesange vermischte sich das durchdringende Pfeifen des mutwilligen Farfaniccio.

In die Werkstätte kam der kleine Diener Giacomo gelaufen, er sprang aufs Fensterbrett, öffnete den Laden und wollte auf den Hof hinauspringen, aber Leonardo hielt ihn am Rockschöße zurück.

„Wo willst du hin?“

„Die Wache rufen — die Wache des Kapitäns der Justiz geht zu dieser Zeit nicht weit von hier vorüber.“

„Wo denkst du hin, Giacomo — sie werden dich erwischen und töten.“

„Ich lasse mich nicht erwischen. Ich klettere über die Mauer in den Gemüsegarten der Tante Trulla, dann geht es über den Graben, durch den Hinterhof ... Und wenn sie mich erschlagen, so wäre es immer noch besser mich als Euch.“

Der mutige Knabe sah den Meister liebevoll an, entwand sich seinen Händen und sprang zum Fenster hinaus. Vom Hofe aus rief er: „Fürchtet nichts, ich bringe Entsatz!“ und schlug den Laden zu.

„Ein mutwilliger, kleiner Teufel,“ murmelte Maturina, den Kopf schüttelnd, „aber in der Not ist er gelegen gekommen. Wahrhaftig, das wird uns helfen.“

Die Scheiben eines der oberen Fenster klirrten, sie waren mit einem Stein eingeworfen worden.

Die Köchin schrie kläglich auf, schlug die Hände zusammen, lief aus dem Zimmer und tappte im Dunkeln nach dem Keller. Dort an-

gekommen, versteckte sie sich, wie sie später selber erzählte, in ein leeres Weinsäß, in dem sie auch bis zum Morgen gefessen hätte, wenn sie bis dahin nicht herausgeholt worden wäre.

Marco lief in den oberen Stock, um auch da die Fensterladen zu schließen. Giovanni kehrte bleich, abgesspannt und mit hoffnungsloser Miene in die Werkstätte zurück und wollte sich wieder in seine Ecke setzen; er sah aber Leonardo, trat zu ihm heran und fiel vor ihm auf die Knie.

„Was fehlt dir? Woran denkst du, Giovanni?“

„Meister, sie sagen ... Ich weiß, daß es nicht wahr ist ... Ich glaube nicht daran ... Aber sagt mir, um Gottes willen ... sagt es mir selber ...“

Er konnte nicht weiter, die Aufregung benahm ihm den Atem.

„Du zweifelst,“ sagte Leonardo, traurig lächelnd, „ob sie die Wahrheit reden, daß ich ein Mörder sei?“

„Nur ein Wort, ein Wort Meister, aus Eurem Munde!“

„Was könnte ich dir sagen, mein Freund? Und wozu? Du wirfst mir ja doch nicht glauben, da du zweifeln konntest.“

„O Messer Leonardo!“ rief Giovanni aus, „ich habe mich so abgequält; ich weiß nicht, was mit mir vorgeht ... ich werde wahnsinnig, Meister ... Helft mir! Habt Mitleid mit mir! Ich kann nicht mehr ... Sagt mir, daß es nicht wahr ist!“

Leonardo schwieg.

Dann wandte er sich ab und sprach mit zitternder Stimme:

„Auch du bist mit ihnen, auch du gegen mich!“

Ein Lärm, der das ganze Haus erschütterte, erscholl. Der Zinngießer hieb mit einer Axt die Haustür ein.

Leonardo lauschte dem Wutgeschrei des Pöbels, stille Mutlosigkeit befiel ihn, und das Gefühl grenzenloser Vereinsamung preßte sein Herz zusammen.

Er ließ den Kopf sinken, sein Blick fiel auf die eben von ihm geschriebenen Worte:

„O mirabile giustizia di te, primo motore! — O über die bewunderungswürdige Gerechtigkeit von Dir, erster Urheber der Bewegung!“

„So,“ dachte er, „alles ist gut, alles kommt von Dir!“

Er lächelte und wiederholte mit tiefer Ergebenheit die Worte des sterbenden Herzogs Gian Galeazzo:

„Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“



Sechstes Kapitel.

Tagebuch des Giovanni Boltraffio.

1494—1495.

Ich trat am 25. März 1494 in die hohe Schule beim Florentiner Meister Leonardo da Vinci ein.

Hier mein Lehrplan: Perspektive, Maße und Verhältnisse des menschlichen Körpers, Zeichnen nach Vorlagen guter Meister, Zeichnen nach der Natur.

Heute gab mir mein Kollege Marco d'Oggionno ein Buch über die Perspektive, das den Worten des Meisters nachgeschrieben ist. Es fängt folgendermaßen an:

„Der Sonnenschein ist die größte Freude für den Körper, die Klarheit der mathematischen Wahrheit die größte Freude für den Geist. Das ist auch der Grund, daß die Wissenschaft der Perspektive allen anderen menschlichen Forschungen und Erkenntnissen vorzuziehen ist. Denn dabei verbindet sich die Betrachtung der strahlenden Linie — *la linea radiosa* — mit der Klarheit der Mathematik und das größte Labfal für die Augen mit dem größten Labfal des Verstandes. So möge mich jener, der von sich selber gesagt hat: ‚Ich bin das wahre Licht‘, erleuchten und mir helfen, die Wissenschaft der Perspektive, die Wissenschaft des Lichtes auszulegen. Ich teile dies Buch in drei Abschnitte — der erste: Verkleinerung des Umfanges eines Gegenstandes in der Ferne; der zweite: Verringerung der Deutlichkeit der Farbe; der dritte: Verringerung der Deutlichkeit der Umrisse.“

Der Meister sorgt für mich wie für einen Verwandten; als er erfuhr, daß ich arm wäre, weigerte er sich, das verabredete Monatsgeld anzunehmen.

Der Meister sagte:

„Wenn du die Perspektive beherrschen wirst und die Verhältnisse des menschlichen Körpers kennst, so beobachte auf deinen Spaziergängen aufmerksam die Körperbewegungen der Menschen, wie sie stehen, wie sie gehen, sich unterhalten, sich streiten, lachen und zanken; beobachte ihre Gesichter und diejenigen der Umstehenden, die sie auseinander bringen wollen oder nur stumme Zuschauer sind. Merke dir das alles genau und zeichne es so rasch als möglich mit der Bleifeder in ein kleines Buch mit buntfarbigen Blättern, das du jederzeit bei dir führen mußt.“

Wenn es voll ist, nimm ein neues; das alte aber hebe auf. Denke daran, daß es unrecht ist, solche Zeichen zu vernichten oder auszuwischen, im Gegenteile, sie müssen sorgsam gehütet werden, denn die Körperbewegungen sind im Weltall so unzählig und mannigfaltig, daß der menschliche Geist sie nicht behalten kann. Betrachte daher diese Skizzen als deine besten Lehrmeister.“

Ich habe mir ein solches Buch angeschafft und trage in daselbe jeden Abend die vom Lehrer im Laufe des Tages gehörten denkwürdigen Worte ein.

Heute begegnete ich in der Gasse der Tröblierinnen, unweit des Domes, meinem Onkel, dem Glasmaler Oswald Ingram. Er teilte mir mit, daß er sich von mir lossage; denn meine Seele ginge zugrunde, wenn ich im Hause des Gottlosen und Kezers Leonardo wohne. Jetzt bin ich ganz allein auf der Welt, habe weder Verwandte noch Freunde, außer dem Meister. Ich wiederhole das schöne Gebet Leonardos:

„So erleuchte mich der Herr, das Licht der Welt, und helfe mir, die Perspektive, die Wissenschaft seines Lichtes, erfassen.“ Sollten diese Worte die eines Gottlosen sein?

Wenn es mir auch noch so schwer zumute ist, so brauche ich ihm nur ins Angesicht zu sehen, und es wird mir leichter und freudiger ums Herz. Was hat er für klare, hellblaue Augen! Wie sanft und lieblich klingt seine Stimme! Welch ein bezauberndes Lächeln! Die bösesten, eigensinnigsten Menschen können seinen überzeugenden Worten nicht widerstehen, wenn er sie zu einem Ja oder Nein bestimmen will. Oft betrachte ich ihn lange Zeit, wenn er an seinem Arbeitstische ganz in Nachdenken versunken sitzt und mit seinen feinen Fingern den langen, seidenweichen, goldigen Bart durchfährt oder streicht. Wenn er mit jemandem spricht, so kneift er gewöhnlich mit gutherzig kritischer Miene ein Auge zu; es will einem dann scheinen, als ob sein unter den dichten Brauen hervorbrechender Blick bis in den Grund der Seele dringe.

Seine Kleidung ist einfach; er liebt keine hellen, bunten Gewänder, noch die neuen eiteln Moden. Er liebt keinerlei Wohlgerüche. Aber seine Wäsche aus feinsten Leinwand ist immer schneeweiß. Sein schwarz-samtnes Barett hat keinerlei Schmuck, weder Schaumünzen noch Federn. Über dem schwarzen Wamse trägt er einen bis an die Knie reichenden, dunkelroten Mantel mit geraden Falten, nach altem Florentiner Schnitte — pitocco rosato. Seine Bewegungen sind gleichmäßig und ruhig. Wo er auch sein mag, ob unter dem vornehmen Adel oder unter dem Volke, fällt er trotz seiner einfachen Kleidung auf. Er gleicht niemandem.

Er versteht alles, weiß alles; er ist ein vortrefflicher Bogenschütze, Reiter und Schwimmer; er geht vortrefflich mit dem Degen um. Eines Tages sah ich ihn im Wettstreit mit den stärksten Männern aus dem Volke. Das Spiel bestand darin, in einer Kirche eine kleine Münze derartig zu werfen, daß sie gerade den Mittelpunkt der Kuppel berühre. Messer Leonardo besiegte alle durch Geschicklichkeit und Kraft.

Er ist ein Dinkler. Aber mit der linken Hand, die einer zarten, feinen Frauenhand gleicht, drückt er Hufeisen zusammen, verbiegt den Klöppel einer kupfernen Glocke und trägt, wenn er das Gesicht eines schönen Mädchens zeichnet, mit Kohle oder Bleistift durchsichtige Schatten auf, die so leicht sind wie die zitternden Flügel der Schmetterlinge.

Heute nach Tisch beendigte er in meiner Gegenwart eine Zeichnung, die den gebeugten Kopf der Jungfrau bei der Verkündigung des Erzengels darstellt. Aus der Kopfbinde, die mit Perlen und zwei Taubenflügeln geschmückt ist, quellen Strähnen reichen Haares heraus, die wie bei Florentiner Mädchen eingeflochten sind, eine Haartracht, die sehr nachlässig scheint, aber in Wirklichkeit einen feinen Kunstgeschmack offenbart. Die Schönheit der wallenden Locken fesselt einen wie fremdartige Musik. Das Geheimnis ihrer Augen gleicht dem Geheimnis der unter Wasser befindlichen Blumen, die man durch die durchsichtigen Wogen wohl sehen, aber nicht erreichen kann.

Plötzlich kam der kleine Diener Giacomo ins Zimmer gelaufen. Vor Freude hüpfend und in die Hände klatschend, rief er:

„Zwei Ungeheuer! Zwei Ungeheuer! Messer Leonardo, geht rasch in die Küche! Ich habe Euch so hübsche Kerle mitgebracht, daß Ihr Eure Finger danach lecken werdet.“

„Woher?“ fragte der Meister.

„Aus der Vorhalle von Sant' Ambrogio, Bettler aus Bergamo. Ich sagte ihnen, Ihr würdet ihnen Abendbrot geben lassen, wenn sie erlaubten, ihr Bildnis zu zeichnen.“

„Daß sie warten. Meine Zeichnung ist gleich fertig.“

„Nein, Meister, sie werden nicht warten wollen; sie wollen vor Nacht noch weiter wandern. Seht sie Euch bloß an — es wird Euch nicht gereuen! Es lohnt sich, tatsächlich, es lohnt sich. Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, was das für Wundertiere sind!“

Nachdem der Meister die unvollendete Zeichnung aus der Hand gelegt hatte, begab er sich in die Küche; ich folgte ihm.

Wir sahen zwei alte Bettelbrüder manierlich auf einer Bank sitzen; ihre dicken Körper waren wie von der Wassersucht aufgedunsen, widerliche, herabhängende, riesengroße Kröpfe — eine unter den Ein-

wohnern der Bergamasker Alpen häufig vorkommende Mißbildung — verunzierten ihren Hals. Neben ihnen saß die Frau des einen, ein zusammengeschrumpftes Weib, das seinen Namen „Spinne“ vollständig rechtfertigte.

Das Gesicht Giacomos strahlte vor Stolz.

„Nun, seht Ihr wohl,“ flüsterte er, „ich sagte Euch ja, sie würden Euch gefallen. Ich weiß schon, was Ihr braucht!“

Leonardo setzte sich zu den „Ungeheuern“, befahl, ihnen Wein zu bringen, bewirtete sie, fragte sie aus und brachte sie durch heitere Schnurren zum Lachen. Zuerst sahen sie sich mißtrauisch um und konnten nicht begreifen, was sie hier sollten. Als ihnen aber Leonardo die abgeschmackte Erzählung von dem toten Juden mitgeteilt hatte, der wegen des Verbotes, Juden auf dem Bologneser Gebiete zu beerdigen, von einem Glaubensgenossen in kleine Stücke zerschnitten, mit Honig und aromatischen Kräutern eingemacht, in einem Fasse mit anderen Waren nach Venedig verschifft und versehenlich von einem christlichen Florentiner Reisenden verzehrt worden war, brach die „Spinne“ in ein lautes Gelächter aus. Bald lachten alle drei, vom Weine berauscht, mit widerlichen Gebärden. Verwirrt schlug ich die Augen nieder und wandte mich ab, um nichts zu sehen. Leonardo betrachtete sie mit gespannter, erregter Neugierde wie ein Gelehrter, der Versuche anstellt. Als ihre Ausgelassenheit den Gipfel erreicht hatte, nahm er einen Bogen Papier und zeichnete ihre Fratzen mit demselben Bleistifte, mit derselben Hingebung, mit der er soeben an dem göttlichen Lächeln der Jungfrau Maria gearbeitet hatte.

Abends zeigte er mir eine Menge Karikaturen, nicht allein von Menschen, sondern auch von Tieren, schreckliche Gestalten, ähnlich denen, die Kranke in ihren Fieberphantasien verfolgen. Im Tierischen blickt das Menschliche, im Menschlichen das Tierische heraus, beides geht ineinander über, leicht und naturgetreu, aber schrecklich.

Besonders fiel mir die Schnauze eines Stachelschweins auf, mit stacheligen, nadelartigen Borsten und herabhängender Unterlippe, die weich und dünn wie ein Lappen war. Seine weißen, mandelförmigen Zähne wurden durch ein garstiges, menschenähnliches Lachen sichtbar. Auch das Gesicht einer Alten vergesse ich nicht, mit seltsam aufgekämmten Haaren, einer kleinen Flechte auf dem Scheitel, mächtig hoher Stirn, plattgedrückter, kurzer Warzennase und wunderbar dicken Lippen, die mich an alte, welk und sauer gewordene Pilze auf einem Baumstamm erinnerten. Am schrecklichsten aber war es, daß alle diese Ungeheuer mir bekannt vorkamen, als ob ich sie schon einmal gesehen hätte, und daß so viel Verführerisches in ihnen lag, was einen zugleich anzog und abstieß, wie ein tiefer Abgrund. Man sieht sie an, quält

sich und kann seine Augen nicht abwenden, ganz wie bei dem göttlichen Lächeln der Jungfrau Maria.

Hier wie da — Erstaunen wie vor einem Wunder.

Cesare da Sesto erzählte mir, daß Leonardo, wenn er einer merkwürdigen Mißgeburt begegne, ihr tagelang folgen könnte, um sie zu beobachten und sich ihr Gesicht einzuprägen. Eine abschreckende Häßlichkeit, behauptet der Meister, wäre bei den Menschen ebenso selten wie außerordentliche Schönheit, nur das Mittelmäßige herrsche vor.

Er hat ein ganz merkwürdiges Mittel erdacht, um sich die Gesichter der Menschen einzuprägen. Er nimmt an, daß die Menschen dreierlei Arten von Nasen haben; entweder gerade, gewölbte oder eingebogene. Die geraden können entweder lang oder kurz, stumpf oder spitz sein. Bei den gebogenen kann die Erhöhung entweder oben, unten oder in der Mitte liegen. So zerlegt er das ganze Gesicht. Alle diese unzähligen Unterabteilungen, Arten und Gattungen, nach Zahlen geordnet, sind in ein Buch eingetragen. Wenn der Künstler nun auf seinem Spaziergange jemandem begegnet, dessen Gesicht er sich merken will, so schreibt er sich mit Bleistift nur die entsprechende Art der Nase, der Stirn, der Augen, des Kinns ein, und auf diese Weise haftet durch eine Reihe von Zahlen das Gesicht in der Erinnerung wie ein Abdruck des lebenden. Wenn er nach Hause zurückgekehrt ist, verbindet er in seiner freien Zeit alle diese Teile zu einem Bildnis.

Zur mathematisch genauen, über alle Zweifel erhabenen Bestimmung der Menge der Farbe, die er bei seiner Darstellung der allmählichen, kaum dem Auge wahrnehmbaren Übergänge vom Licht zum Schatten und umgekehrt verwendet, hat er ein eigenes Löffelchen erfunden. Wenn zum Beispiel zur Darstellung einer gewissen Stufe der Schattierung zehn Löffelchen schwarzer Farbe erforderlich waren, so mußte man zur nächstfolgenden elf, dann zwölf, dreizehn usw. nehmen. Jedesmal wenn er Farbe schöpfte, strich er das Löffelchen mit einem gläsernen Dreieck ab, glättete es und wandte dabei dasselbe Verfahren an, wie es auf dem Markte mit einem Maße Getreide zu geschehen pflegt.

Marco d'Oggionno ist der fleißigste und gewissenhafteste Schüler Leonardos. Er arbeitet wie ein Büffel, befolgt alle Regeln des Meisters aufs sorgfältigste, aber je mehr er arbeitet, um so weniger hat er Erfolg. Marco ist eigeninnig, und von dem, was er sich vornimmt, ist er nicht abzubringen. Er ist überzeugt, daß „Geduld und Arbeit alles überwinden“, und gibt die Hoffnung, ein großer Künstler zu werden,

nicht auf; er freut sich von uns allen am meisten über die Erfindungen des Meisters, die Kunst und Mechanik einander näher bringen. Neulich nahm er das Büchelchen mit den Zahlen zur Bezeichnung der Gesichter, ging auf den Brolettoplatz, suchte sich einige Gesichter unter der Menge heraus und verzeichnete sie in der Tabelle. Nach Hause zurückgekehrt, war er aber nicht imstande, so sehr er sich auch quälte, die einzelnen Teile zu einem lebendigen Gesichte zusammenzufügen. Denselben Kummer bereitete ihm auch das Löffelchen zum Messen der Farbe. Ungeachtet er bei seiner Arbeit mathematische Genauigkeit beobachtet, bleiben seine Schatten undurchsichtig und unnatürlich, ebenso wie seine Gesichter einen hölzernen, jeder Schönheit ermangelnden Ausdruck haben. Marco erklärt, es läge daran, daß er die Regeln seines Lehrers nicht richtig beobachtet hätte, und verdoppelt seine Bemühungen.

Cesare da Sesto ist schadensfroh.

„Der gute Marco,“ sagte er, „ist ein wahrer Märtyrer der Wissenschaft. Sein Beispiel zeigt, daß alle diese gerühmten Regeln, diese Löffelchen usw. nichts taugen. Es genügt nicht, zu wissen, wie ein Kind geboren wird, um Kinder zu bekommen. Leonardo betrügt nur sich und die anderen; reden und handeln ist bei ihm zweierlei. Wenn er malt, denkt er an keine Regel und folgt nur seiner Eingebung. Aber es genügt ihm nicht, ein großer Künstler zu sein, er will auch als ein großer Gelehrter gelten, er will Kunst und Wissenschaft, Eingebung und Mathematik miteinander versöhnen. Ich fürchte nur, wenn er nach zwei Hasen jagt, wird er keinen von beiden erbeuten.“

Vielleicht liegt ein Teil Wahrheit in den Worten Cesares. Warum aber haßt er seinen Lehrer? Leonardo verzeiht ihm alles, hört alle seine bösen, spöttischen Reden mit an, schätzt Cesares Verstand und ärgert sich nie über ihn.

Ich beobachte ihn, wie er am „Heiligen Abendmahle“ arbeitet. An manchen Tagen, frühmorgens noch ehe die Sonne aufgeht, begibt er sich in den Speisesaal des Klosters und malt daselbst den ganzen Tag, bis es dunkel wird, ohne den Pinsel aus der Hand zu legen, ohne an Speise und Trank zu denken. Dann vergehen wieder Wochen, wo er keinen Pinsel berührt; er steht zwei, ja drei Stunden auf dem Gerüst, vor dem Bilde, besieht und beurteilt, was er gemacht hat. Zuweilen legt er jede andere Arbeit beiseite, eilt, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, ins Kloster, besteigt das Gerüst, macht zwei, drei Pinselstriche und entfernt sich wieder. Das geschieht sogar mittags, in der größten Sonnenglut, wobei er auf den einsamen Straßen nicht einmal darauf Bedacht nimmt, die Schattenseite aufzusuchen.

Alle die Tage jetzt arbeitete der Meister am Kopfe des Apostels Johannes. Heute wollte er ihn beenden. Zu meinem Erstaunen blieb er zu Hause und beobachtete in Gemeinschaft des kleinen Giacomo den Flug der Hummeln, Wespen und Fliegen. Er war in seine Beobachtungen des Baues ihrer Körper und Flügel so vertieft, als ob das Schicksal der ganzen Welt davon abhängig wäre. Er freute sich, Gott weiß wie sehr, als er entdeckte, daß die hinteren Füße den Fliegen als Steueruder dienen. Der Meinung des Meisters nach ist dies zur Erfindung des Flugapparates sehr nützlich und wichtig. Vielleicht! Aber es kränkt mich doch, daß er den Kopf des Apostels Johannes außer acht gelassen hat, um die Fliegenfüße zu beobachten.

Heute gibt es wieder neuen Ärger. Die Fliegen sind vergessen wie auch das „Heilige Abendmahl“. Der Meister entwirft eine hübsche, feine Wappenskizze für die gar nicht bestehende, vom Herzoge nur geplante Akademie der Malerei. Es ist ein Biered von geflochtenen Knoten aus Bindfaden, ohne Anfang und ohne Ende, welches die lateinische Inschrift „Academia Leonardi Vincii“ umgibt. Er ist in den Entwurf so vertieft, als ob es nichts anderes auf der Welt gäbe außer dieser komplizierten, schweren und vollständig unnützen Spielerei. Keine Rücksichten irgendwelcher Art können ihn davon ablenken. Ich hielt es nicht länger aus und erinnerte ihn an den unvollendeten Kopf des Apostels Johannes. Er zuckte mit den Achseln; ohne von den Bindfadennoten aufzusehen, murmelte er zwischen den Zähnen:

„Er läuft uns nicht davon, wir haben noch Zeit.“

Ich verstehe zuweilen den Haß Cesares.

Herzog Lodovico hat ihn mit der Herstellung von Hörrohren im Schlosse beauftragt, die in den Wänden verborgen sind. Das sogenannte Ohr des Dionys gestattet dem Herrscher, die im Nebenzimmer geführten Gespräche zu belauschen. Mit großem Eifer ging Leonardo zuerst an die Ausführung der Rohre. Aber bald, wie das seiner Gewohnheit gemäß ist, erkaltete sein Interesse und er begann, die Arbeit unter verschiedenen Ausflüchten zu verschieben. Der Herzog drängt und ärgert sich. Heute morgen wurde mehrmals vom Schlosse nach Leonardo geschickt. Aber der Meister ist mit etwas Neuem beschäftigt, was ihm nicht weniger wichtig erscheint als die Anlage des Ohrs des Dionys: mit Versuchen an Pflanzen. Nachdem er die Wurzeln einer Kürbis-pflanze bis auf eine ganz kleine abgeschnitten hatte, begoß er die Pflanze reichlich. Zur großen Freude Leonardos vertrocknete sie nicht, und die Mutter, wie er sie bezeichnet, ernährte glücklich ihre Kinder, gegen sechzig längliche Kürbisse. Mit welcher Geduld und Liebe

verfolgte er das Leben dieser Pflanze! Heute saß er bis zum Tagesanbruch auf einem Beete des Gemüsegartens und beobachtete, wie die breiten Blätter den nächtlichen Tau einsogen. „Die Erde,“ so sagt er, „tränkt die Pflanzen mit ihrer Feuchtigkeit, der Himmel mit seinem Tau, die Sonne aber gibt ihnen die Seele.“ Denn er nimmt an, daß nicht allein der Mensch, sondern auch die Tiere, ja sogar die Pflanzen eine Seele haben — eine Annahme, die Fra Benedetto als kegerisch bezeichnet.

Er liebt alle Tiere. Oft zeichnet er tagelang Katzen, studiert ihre Gewohnheiten, beobachtet wie sie sich zanken, wie sie spielen, schlafen, ihre Mäulchen mit den Pfoten putzen, Mäuse fangen, Buckel machen und sich vor den Hunden sträuben. Und mit welcher Neugierde beobachtet er durch die Wände eines großen gläsernen Gefäßes die Fische und die anderen Wassertiere. Sein Gesicht drückt geradezu Freude aus, wenn sie sich beföhden und einander auffressen.

Immer tausenderlei zu derselben Zeit. Ohne das eine beendigt zu haben, beginnt er das Neue. Übrigens gleicht jede seiner Arbeiten einem Spiel, jedes seiner Spiele einer Arbeit. Er ist mannigfaltig und hat keine Ausdauer. Wenn man Cesare glauben soll, so werden die Flüsse eher talaufwärts fließen, als daß Leonardo sich auf einen Gegenstand konzentrieren und ihn zu Ende führen wird. Spöttisch nennt ihn Cesare den größten aller Tagediebe und versichert, daß aus allen seinen umfangreichen Arbeiten nichts Gescheites herauskommen werde. Leonardo soll an hundertundzwanzig Bücher „Über die Natur“ — *Delle cose naturali* — geschrieben haben. Es sind dies aber alles bloß zufällige Bruchstücke, vereinzelt Bemerkungen, unzusammenhängende Papierfetzen — mehr als fünftausend Bogen, die so unordentlich durcheinander liegen, daß er selbst sich nicht darin herausfinden kann; sucht er irgendetwas notwendige Notiz, so kann er sie sicher nicht finden.

Welch eine rastlose Neugier, Welch klaren Blick hat er für die Natur! Wie versteht er das Unscheinbare zu bemerken! Freudig und erregt erstaunt er über alles, wie die Kinder oder wie vermutlich die ersten Menschen im Paradiese.

Zuweilen gibt er über das Alltäglichsie eine Erklärung, die man, wenn man auch hundert Jahre alt würde, nicht wieder vergessen könnte; sie bleibt in der Erinnerung und ist nicht zu verwischen.

Neulich sagte der Meister, als er meine Zelle betrat: „Giovanni, hast du schon darauf geachtet, daß kleine Zimmer den Verstand konzentrieren, große aber ihn zur Tätigkeit anspornen?“ Oder: „Im schattenreichen Regen erscheinen die Umrisse der Gegenstände schärfer als im Sonnenscheine.“

In einem geschäftlichen Gespräche, daß er gestern mit dem Gießmeister über die vom Herzoge bestellten Geschütze hatte, kam folgendes vor: „Die Explosion des Pulvers, das zwischen den Boden der Bombe und die Kugel gepreßt ist, wirkt wie ein Mann, der, sich rückwärts an eine Wand stemmend, mit aller Kraft eine Last vorwärts stößt.“

Als er eines Tages über Mechanik sprach, sagte er: „Die Kraft will immer ihre eigene Ursache überwinden. Hat sie die überwunden, so stirbt sie ab. Der Stoß ist der Sohn der Bewegung, der Enkel der Kraft, der gemeinsame Vorfahr ist aber die Schwere.“ Bei einem Streite mit einem eigensinnigen Baumeister rief er ungeduldig aus: „Wie, begreift Ihr es nur nicht, Messere? Es liegt doch klar auf der Hand. Was ist denn ein Bogen? Ein Bogen ist nichts anderes als eine von zwei verbundenen, einander gegenüber liegenden Schwächen erzeugte Kraft.“ Der Baumeister sperrte vor Erstaunen den Mund auf. Mir aber wurde in ihrem Gespräche alles so klar und hell, als ob man in ein dunkles Zimmer ein Licht hereingebracht hätte.

Wieder zwei Tage am Kopfe des Apostels Johannes gearbeitet. Leider ist ihm, bei seinem zeitvergeudenden Grübeln über die Fliegenflügel, die Kürbisse, die Ragen, das Ohr des Dionys, die Windsadenknoten und ähnliche nichtige Dinge, die Lust am Malen abhanden gekommen. Wieder beendigte er den Kopf nicht, sondern ließ die Arbeit liegen. Wie Cesare erzählt, hat er sich ganz in die Geometrie vertieft, voller Widerwillen gegen die Malerei. Der Geruch der Farben, der Anblick der Pinsel und der Leinwand seien ihm widerlich, sagt er.

So leben wir tagaus tagein nach den Launen des Schicksals und ergeben uns in den Willen Gottes. Wir sitzen am Meer und warten auf das Unwetter. Es ist wenigstens gut, daß er noch nicht wieder auf die Flugmaschine verfallen ist, sonst wäre alles verloren — er vergräbt sich dann so in die Mechanik, daß wir ihn gar nicht zu sehen bekommen.

Ich habe die Wahrnehmung gemacht, daß jedesmal, wenn er nach langen Ausreden, Zweifeln und Schwankungen wieder an die Arbeit geht und den Pinsel in die Hand nimmt, ein der Angst ähnliches Gefühl sich seiner bemächtigt. Dann ist er unzufrieden mit dem, was er getan hat. In Schöpfungen, die anderen als vollkommene Meisterwerke erscheinen, findet er Fehler. Er strebt immer nach dem Höchsten, nach Unerreichbarem, nach dem, was eines Menschen Hand, möge ihre Kunst auch noch so groß sein, niemals auszudrücken vermag. Das ist der Grund, daß er niemals seine Schöpfungen zu Ende führt.

Heute kam ein jüdischer Pferdehändler, um Pferde zu verkaufen. Der Meister entschied sich für einen braunen Hengst. Da redete ihm

der Jude zu, auch eine zugehörige Stute zu kaufen; er flehte, drängte und schmeichelte derart, daß Leonardo, der die Pferde liebt und auch mit ihnen umzugehen weiß, zu lachen anfang, mit der Hand winkte, die Stute annahm und sich betrügen ließ, nur um den Juden rasch los zu werden. Ich sah, hörte zu und blieb sprachlos vor Erstaunen. „Vorüber wunderst du dich?“ fragte mich später Cesare. „So ist es immer. Der erste beste kann ihn über die Ohren hauen. Man kann sich niemals auf ihn verlassen. Er kann keinen festen Entschluß fassen. Immer zweideutig, bald ja, bald nein. Nichts Entschlossenes, nichts Männliches! Sanft, schwankend, leicht zu überreden, scheint er trotz aller seiner Stärke keine Knochen zu haben, matt zu sein. Er biegt Hufeisen spielend zusammen, er will Hebel erfinden, um die ganz aus Marmor erbaute Florentiner Taufkapelle San Giovanni wie ein Sperlingsnest in die Luft zu heben, aber zu einer wirklichen Tat, zu der Willenskraft gehört, wird er keinen Strohalm von der Erde auflesen, kein Gotteskäferchen kränken.“

Cesare schimpfte noch lange, augenscheinlich übertrieb, ja verleumdete er sogar. Und doch fühlte ich, daß eine gewisse Wahrheit in seinen Spottreden enthalten war.

Andrea Salaino ist erkrankt. Der Meister pflegt ihn und versagt sich den Schlaf, indem er am Kopfe des Krankenbettes wacht. Von Arzneien will er aber nichts hören. Marco d'Oggionno brachte im geheimen dem Kranken Pillen. Leonardo fand sie und warf sie zum Fenster hinaus.

Als Andrea die Meinung äußerte, ob nicht ein Aderlaß angebracht wäre, und sagte, daß er einen Barbier kenne, der ihn ausgezeichnet mache, wurde der Meister ernstlich böse, schimpfte auf alle Ärzte und sagte unter anderem: „Ich rate dir, darauf bedacht zu sein, wie du dir deine Gesundheit erhältst, statt darauf, sie nachträglich heilen zu wollen. Du erreichst das um so gewisser, wenn du dich vor den Ärzten hütest, deren Arzneien nicht besser als die abgeschmackten Mischungen der Alchimisten sind.“

Spöttisch fügte er hinzu: „Da spart das Volk und vermehrt ängstlich seinen Erwerb, nur um den Ärzten, den Zerstörern des menschlichen Lebens, opfern zu können. Dabei müssen ja diese Betrüger reich werden. Ogni uomo desidera far capitale per dare a medici, distruttori di vite — adunque debbono essere ricchi!“

Leonardo unterhält den Kranken mit komischen Erzählungen, Fabeln, Rätseln, die Salaino sehr gern hat. Ich sehe und höre zu und wundere mich über den Meister, wie lustig er sein kann.

Hier beispielsweise einige dieser Rätsel: „Die Leute schlagen heftig auf das, was ihnen die Erhaltung des Lebens ermöglicht“ — das Dreschen des Getreides. „Die Wälder erzeugen Kinder, deren Bestimmung es ist, ihre Eltern zu vernichten“ — die Stiele der Ärte. „Tierfelle zwingen die Menschen, ihr Schweigen zu brechen, zu fluchen und zu schreien“ — das Spiel mit ledernen Bällen.

Nach den langen Stunden, die er mit der Erfindung von Kriegsgeschützen, mit mathematischen Berechnungen oder mit der Arbeit an seinem „Heiligen Abendmahl“ verbringt, erfreut er sich wie ein kleines Kind an solchen Rätseln.

Er schrieb sie in sein Arbeitsheft ein, neben die Skizzen zukünftiger großer Werke oder neben eben erst entdeckte Naturgeheimnisse.

Um die Freigebigkeit des Herzogs Lodovico zu verherrlichen, hat er eine eigentümliche, komplizierte Allegorie ausgedacht und aufgezeichnet, auf die er viele Mühe verwendet hat. In Gestalt einer Fortuna nimmt der Herzog einen Jüngling unter seine Fittiche, der der schrecklichen Göttin der Armut — die die Züge der „Spinne“, jener Bergamaskin, trägt — zu entinnen sucht. Er bedeckt ihn mit seinem Mantel, mit seinem goldenen Zepter droht er der einem Ungeheuer gleichenden Göttin. Der Herzog ist sehr zufrieden mit der Skizze und wünscht, daß Leonardo sie auf einer Wand seines Schlosses ausführe.

Solche Allegorien sind bei Hofe in Aufnahme gekommen. Es scheint, sie haben mehr Erfolg als alle die anderen Werke des Meisters. Die Damen, Ritter, Würdenträger, Kammerherren gehen ihm zu Weibe, um eine solche sinnbildliche Zeichnung von seiner Hand zu erlangen.

Für die eine der beiden Lieblingsmaitressen des Herzogs, für die Gräfin Cecilia Bergamini, hat er eine Allegorie des Neides angefertigt: Eine gebrechliche alte Frau mit herabhängenden Brüsten, mit einem Leopardenfelle bekleidet und mit einem Köcher mit Schlangenzungen über den Schultern; sie reitet auf einem menschlichen Gerippe, in der Hand hält sie einen mit Skorpionen und Mattern gefüllten Becher.

Auch für die andere Maitresse, Lucrezia Crivelli, mußte Leonardo, um sie nicht zu beleidigen, eine Allegorie — auch des Neides — anfertigen: Ein Zweig eines Nußbaumes wird mit Stöcken geschlagen und geschüttelt ehe seine Früchte zur völligen Reife gelangt sind. An der Seite sah man die Inschrift: Per ben fare — für Wohltaten.

Endlich mußte auch für die Gemahlin des Herzogs, die erlauchte Madonna Beatrice, eine Allegorie des Undanks ausgedacht werden: Ein Mann löscht bei Sonnenaufgang das Licht aus, das ihm über Nacht geleuchtet hat.

Jetzt hat der Meister bei Tag und Nacht keine Ruhe; Bestellungen, Bitten, seine Damenbriefchen häufen sich so, daß er sich nicht zu retten weiß.

Cesare ärgert sich: „Alle diese einfältigen Ritterdevisen, diese süßlichen Allegorien schiden sich wohl für einen Hoffschranzen, aber nicht für einen Künstler wie Leonardo. Es ist eine Schande.“ Ich glaube, er hat unrecht. Der Meister strebt nicht nach höfischer Gunst; er unterhält sich bloß mit diesen Allegorien ebenso wie mit dem Rätselspiele, den mathematischen Problemen, dem göttlichen Rächeln der Jungfrau Maria und der Skizze der Bindfadennoten.

Leonardo hat sich vorgenommen, ein Buch über Malerei, „Trattato della Pittura“, zu schreiben; er hat es bereits angefangen, aber seiner Gewohnheit nach nicht beendet, und Gott mag wissen, wann er es fertigstellt. In der letzten Zeit beschäftigte er sich mit mir viel mit Vogel- und Linearperspektive, mit Verteilung von Licht und Schatten, und teilte mir Bruchstücke aus seinem Buche und vereinzelte Gedanken über die Kunst mit. Ich schreibe hier alles nieder, was ich in der Erinnerung behalten habe.

Der Herr vergelte dem Meister all die Liebe und Weisheit, mit der er mich auf die Bahnen der Perspektive, dieser edelsten Wissenschaft leitete! Mögen alle, denen diese Blätter in die Hände kommen, in ihre Gebete die Seele des demütigen Knechtes Gottes, des unwürdigen Schülers Giovanni Boltraffio, und die seines großen Meisters, des Florentiners Leonardo da Vinci, einschließen.

Der Meister sagt: „Die Schönheit der sterblichen Dinge ist vergänglich, und nicht die der Kunst. Cosa bella mortal passa e non d'arte.“

„Wer die Malerei geringschätzt, verachtet die feinere, philosophische Betrachtung des Weltalls — filosofica e sottile speculazione —, denn die Malerei ist die Tochter, oder besser ausgedrückt, die Enkelin der Natur. Alles, was besteht, ist von der Natur geschaffen und hat seinerseits die Wissenschaft von der Malerei geschaffen. Daher sage ich: Die Malerei ist eine Enkelin der Natur und eine Verwandte Gottes — parente d'Iddio. Wer die Malerei tadelt, tadelt die Natur — chi biasima la pittura, biasima la natura.“

„Ein Maler muß umfassend sein. Il pittore debbe cercare d'essere universale. O Künstler, deine Mannigfaltigkeit sei ebenso endlos wie die Erscheinungen in der Natur. Indem du das fortsetzest, was Gott begonnen hat, strebe nicht danach, die Werke aus Menschenhand zu ver-

mehren, sondern die ewigen Schöpfungen Gottes. Ahme niemandem nach. Jedes deiner Werke sei eine neue Naturerscheinung."

"Für den, der die ersten, allgemeinen Gesetze der Naturerscheinungen beherrscht und wissenschaftlich verfährt, ist es leicht, umfassend zu sein, da sich alle Körper, der des Menschen sowohl als auch der der Tiere, in der Bauart gleichen."

"Hüte dich, daß die Gier nach dem Golde in dir die Liebe zur Kunst nicht ersticke. Denke daran, daß der Besitz des Ruhmes unendlich höher ist als der Ruhm des Besitzes. Das Andenken an die Reichen verlischt mit ihrem Tode, das Andenken an die Weisen bleibt ewig, denn Weisheit und Kunst sind die rechten Kinder ihrer Eltern, das Geld aber ein Bastard. Liebe den Ruhm und fürchte dich nicht vor dem Glende. Denke daran, wie viele im Reichthum geborene Philosophen sich der Armut weiheten, um ihre Seele nicht durch Reichthum zu bestecken."

"Die Wissenschaft verjüngt die Seele und vermindert die Bitterkeit des Alters; sammle dir daher Weisheit, sammle dir süße Speise für dein Alter."

"Ich kenne Maler, die ihre Bilder, im Geschmacke des Pöbels, schamlos mit Gold anstreichen und lasieren und doch hochmütig behaupten, sie könnten ebenfogut als andere Meister arbeiten, wenn sie danach bezahlt würden. Oh, die Toren! Wer hindert sie daran, Schönes zu schaffen und dann zu sagen: ‚Dieses Bild hat den und den Preis, jenes ist billiger, aber Marktware‘ — wodurch sie beweisen würden, daß sie zu allen Preislagen zu arbeiten verstehen!"

"Zuweilen erniedrigt die Goldgier auch gute Meister zu Handwerkern. So eignete sich mein Zeitgenosse Perugino eine solche Fertigkeit in der Ausführung der Bestellungen an, daß er eines Tages vom Gerüst aus seiner Frau, die ihn zum Essen holen wollte, zurufen konnte: ‚Trage nur die Suppe auf, in der Zeit male ich noch einen Heiligen!'"

"Ein Künstler, dem es an Selbstkritik mangelt, erreicht nur wenig. Es ist gut, wenn dein Werk höher steht, als deine eigene Meinung, schlimm, wenn es dieser entspricht; aber das größte Unglück ist es, wenn dein Werk minderwertiger ist, als du es selbst schäzest, was bei Leuten vorkommt, die sich darüber verwundern, daß Gott ihnen zu so viel Schönem verholfen habe."

„Höre geduldig die Meinungen aller über dein Bild an, wäge und denke darüber nach, ob die, die dich tadeln und Fehler auffinden, im Rechte sind; wenn ja, so verbessere es — wenn nein, so stelle dich an, als ob du sie nicht verstanden hättest, oder beweise ihnen, wenn es Männer sind, die du achtest, durch Gründe, weshalb sie sich täuschen.

Das Urteil eines Feindes ist oft gerechter und nützlicher als das eines Freundes. Der Haß der Menschen sitzt immer tiefer als die Liebe. Der Blick des Hassers ist durchdringender als der des Liebenden. Ein wahrer Freund ist wie du selbst. Dein Feind ist dir nicht ähnlich — darin liegt seine Stärke. Der Haß erleuchtet vieles, was die Liebe verbirgt. Denke daran und verachte nicht den Tadel deiner Feinde.“

„Grelle Farben blenden die Menge. Der wahre Künstler richtet sich aber nicht nach der Menge, sondern nach den Ausgewählten. Sein Stolz und sein Ziel liegen nicht in den glänzenden Farben, sondern darin, daß sein Bild den Ausdruck eines Wunders aufweise, daß Licht und Schatten in ihm das Flache erhaben erscheinen lassen. Wer den Schatten verachtet, ihn den Farben zum Opfer bringt, gleicht einem Schwächer, der den Sinn der Rede leeren Redensarten opfert.“

„Hüte dich vor allem vor groben, scharfen Umrissen. Mögen deine Schatten auf einem jungen, zarten Körper nicht leblos, steinern sein, sondern leicht, nicht zu erhaschen und durchsichtig wie die Luft, da auch der menschliche Körper durchsichtig ist, wovon du dich leicht überzeugen kannst, wenn du durch die Finger hindurch in die Sonne siehst. Ein allzu grelles Licht gibt keinen schönen Schatten. Hüte dich vor dem grellen Licht! Merke, wie in der Dämmerung oder an nebligen Tagen, wenn sich die Sonne hinter Wolken versteckt, die Zartheit und Schönheit auf den Gesichtern der Männer und Frauen, die in den schattigen Straßen, im Schatten hoher Häuser vorübergehen, heraustritt — *quanta grazia e dolcezza si vede in loro*. Das ist das vollkommenste Licht. So mögen sich deine Schatten, allmählich im Lichte verschwindend, wie Rauch, wie die Töne einer leisen Musik verflüchtigen. Denke daran, daß zwischen Licht und Schatten ein gewisses Zwischending ist, etwas Doppeltes, beiden Eigentümliches, wie heller Schatten oder dunkles Licht. Suche es, Künstler — in ihm liegt das Geheimnis der fesselnden Schönheit!“

So sprach er, er erhob die Hand und wiederholte mit nicht wiederzugebendem Tone, als ob er seine Worte in unser Gedächtnis einprägen wollte:

„Hütet euch vor dem Hohen und Aufdringlichen. Mögen eure Schatten sich wie der Rauch, wie die Töne einer leisen Musik verflüchtigen.“

Cesare, der aufmerksam zugehört hatte, lächelte spöttisch, sah Leonardo an, wollte etwas erwidern, schwieg aber.

Nach einer Weile sagte der Meister, bereits von etwas anderem redend: „Die Lüge ist so verächtlich, daß sie das Himmlische herabzieht, selbst wenn sie es verherrlicht; wogegen die Wahrheit so köstlich ist, daß selbst Geringsfügiges durch ihr Lob geadelt wird. E' di tanta vilipendia la bugia, che s'ella dicesse bene delle cose di Dio, ella toglie grazia a sua deità, ed è di tanta eccellenzia la verità, che s'ella laudasse cose minime, elle si fanno nobili. Zwischen Wahrheit und Lüge ist daselbe Verhältnis wie zwischen Dunkelheit und Helle.“

Cesare, dem etwas eingefallen war, warf einen prüfenden Blick auf ihn.

„Daselbe Verhältnis wie zwischen Dunkelheit und Helle!“ wiederholte er. „Vor kurzem, Meister, sagtet Ihr uns doch aber selbst, daß zwischen Licht und Schatten ein gewisses Zwischending ist, etwas Doppeltes, beiden Eigentümliches, wie heller Schatten oder dunkles Licht. Also auch zwischen Wahrheit und Lüge? — Nein, das kann nicht sein! — In der That, Meister, Ihr bereitet mir im Geiste ein Argernis, denn es wäre doch in der That zu vermessen, wenn ein Künstler, der nach dem Geheimnisse der fesselnden Schönheit in der Verschmelzung von Licht und Schatten sucht, sich fragen würde, ob sich auch Wahrheit und Lüge ebenso verschmelzen wie Licht und Schatten.“

Leonardo machte zuerst ein finsternes Gesicht, als ob er betroffen sei, ja von den Worten des Schülers sich verletzt fühle, dann fing er zu lachen an und antwortete:

„Versuche mich nicht. Hebe dich weg von mir, Satan!“

Ich hatte eine andere Antwort erwartet und glaube, daß Cesares Worte mehr wert waren. Wenigstens in mir erregten sie eine Menge banger und quälender Zweifel.

Heute abend sah ich, wie er im vollsten Regen in einer engen, schmutzigen und stinkenden Seitengasse aufmerksam eine steinerne, augenscheinlich nichts Bemerkenswerthes darbietende Wand mit feuchten Flecken betrachtete. Es dauerte lange Zeit. Die Straßenjungen wiesen mit Fingern auf ihn und lachten. Ich fragte, was er an der Wand gefunden hätte.

„Sieh mal an, Giovanni,“ antwortete Leonardo, „sieh mal dieses herrliche Ungeheuer, eine Chimära mit offenem Rachen, und neben ihr den Engel mit dem zarten Gesicht und den wallenden Locken, der vor dem Ungeheuer flieht. Das Spiel des Zufalls hat hier Entwürfe geschaffen, die eines großen Künstlers würdig sind.“

Mit dem Finger zeichnete er die Umrisse der Flecken, und in der That erblickte ich zu meinem größten Erstaunen das, wovon er sprach.

„Vielleicht werden viele solcher Entdeckungen für abgeschmackt gehalten,“ fuhr der Meister fort, „aus eigener Erfahrung weiß ich aber, wie nützlich sie sind, um den Verstand zu neuen Gedanken und Entwürfen anzuregen. Oft habe ich an Wänden, in der Zusammensetzung verschiedener Steine, in Rissen auf der Oberfläche stehender Gewässer, in den mit Asche bedeckten, verglimmenden Kohlen, in den Umrisen der Wolken Abbildungen der schönsten Gegenden mit Bergen, Felsen, Flüssen, Tälern, Bäumen gefunden, ja sogar Schlachten, fremdartige Gesichter von außerordentlicher Schönheit, merkwürdige Teufel, Ungeheuer und viele andere wunderbare Skizzen erblickt. Ich wählte aus ihnen, was mir nötig war, und führte die Bilder aus. So kannst du auch aus dem Klange entfernter Glocken nach Belieben jeden Namen und jedes Wort, an das du denkst, heraus hören.“

Heute kam er auf die Furchen zu sprechen, die die Gesichtsmuskeln während des Weinens und Lachens bilden. An den Augen, am Munde, auf den Wangen ist kein Unterschied zu finden. Doch vereinigen sich beim Weinenden die Brauen, da er sie zusammenzieht, die Stirn legt sich in Falten, und die Mundwinkel ziehen sich herab, während der Lachende die Brauen auseinander hält und die Mundwinkel in die Höhe hebt.

Zum Schluß sagte er:

„Suche ein stummer Zuschauer zu sein, wenn Menschen lachen oder weinen, hassen oder lieben, vor Schrecken erblaffen und vor Schmerz schreien — sieh, lerne, beobachte, um jeden Ausdruck menschlicher Gefühläußerung zu verstehen.“

Cesare erzählte mir, der Meister liebe es, die zum Tode Verurteilten zum Schafott zu begleiten, er beobachte auf ihren Gesichtern alle die Stufen der Qualen und Schrecken, er verfolge zum großen Erstaunen der Henker die letzten Muskelzuckungen, wenn die Unglücklichen sterben.

„Du kannst dir gar nicht vorstellen, Giovanni, was das für ein Mensch ist!“ fügte Cesare spöttisch hinzu. „Er hebt einen Wurm von der Erde auf und setzt ihn auf ein Blatt, um ihn nicht zu zertreten —, wenn ihn aber irgendeine Laune befällt, so wird er, auch wenn seine eigene Mutter weinte, nur beobachten, wie sich die Brauen zusammenziehen, wie sich die Haut auf der Stirn in Falten legt und die Mundwinkel herabsinken.“

Leonardo sagte: „Lerne von den Taubstummen die Bewegungen, sich zu äußern.“

„Wenn du Menschen beobachtest, so achte darauf, daß sie es nicht bemerken, daß du auf sie siehst; ihre Bewegungen, ihr Lachen und Weinen wird dann natürlicher sein.“

„Die Bewegungen des Menschen sind ebenso unbegrenzt verschieden wie seine Gefühle. Das höchste Ziel eines Künstlers besteht darin, daß er im Gesichtsausdruck und in den Körperbewegungen die Leidenschaften der Seele — *la passione dell' anima* — zur Darstellung bringt.

Denke daran, daß in den von dir dargestellten Gesichtern ein so mächtiger Ausdruck des Gefühles liegen muß, daß es den Betrachter zwingt, zu glauben, dein Bild könne die Toten zum Lachen oder Weinen bringen.

Wenn der Künstler etwas Schreckliches, Trauriges oder Lächerliches darstellt, so muß das Gefühl, das der Beschauer empfindet, bei letzterem dieselben Körperbewegungen hervorrufen, als ob er selbst an der dargestellten Sache beteiligt sei. Wenn das nicht erreicht ist — so sind alle deine Bemühungen, Künstler zu sein, vergebens.“

„Ein Künstler mit knotigen, abgemagerten Händen stellt gern Leute mit ebenso knotigen, mageren Händen dar. Das gleiche wiederholt sich mit allen Körperteilen, da jedem Menschen die Gesichter und Körperteile am besten gefallen, die den seinigen am ähnlichsten sind. Wenn daher ein Künstler häßlich ist, so wählt er auch zu seinen Darstellungen häßliche Gesichter, und umgekehrt. Nimm dich in acht, daß die Frauen und Männer, die du malst, sich weder an Schönheit noch an Häßlichkeit wie Zwillingsschwestern oder -brüder gleichen, ein Fehler, der vielen italienischen Künstlern eigen ist. Denn in der Malerei gibt es keinen gefährlicheren und verräterischeren Fehler, als die Wiedergabe des eigenen Körpers. Ich glaube, es kommt daher, daß die Seele die Bildnerin ihres Körpers ist. Sie hat ihn nach ihrem Ebenbilde geschaffen. Wenn sie nun gezwungen wird, mit Hilfe von Farben und Pinsel einen neuen Körper zu schaffen, so reproduziert sie am liebsten das Bild, in das sie sich hineingelebt hat.“

„Trachte danach, daß dein Bild den Beschauer nicht abschreckt, wie die Winterkälte den eben aus dem Bett gestiegenen Kranken, sondern ihn anziehe und seine Seele gefangen nehme, wie ein frischer Sommermorgen den Schläfer aus dem Bette lockt.“

Hier die Geschichte der Malerei, die der Meister uns vorgetragen hat, in kurzen Worten:

„Nach der Zeit der alten Römer, als die Maler einander nachzuahmen versuchten, verfiel die Kunst für viele Jahrhunderte. Da erschien Giotto di Bondone, ein Florentiner, der sich nicht damit begnügte, seinem Lehrer Cimabue nachzuahmen. In den Einöden des Gebirges geboren, die nur von Ziegen und ähnlichen Tieren bewohnt wurden, von der Natur zur Kunst ermuntert, fing er auf Steinen die Bewegungen der Ziegen, die er weidete, und aller Tiere, die in jenen Gegenden vorkamen, zu zeichnen an. Schließlicb überragte er nach langem Studium nicht allein die Meister seiner Zeit, sondern auch die vieler vergangener Jahrhunderte. Nach Giottos Tode verfiel die Kunst wieder, weil jeder nur nach alten Vorbildern malte. Der Verfall währte wieder ein Jahrhundert, bis Masaccio durch seine vollkommenen Schöpfungen den Beweis erbrachte, wieviel Kraft vergeudet wird, wenn nach beliebigen alten Vorbildern gemalt wird, statt nach der Natur, der Lehrmeisterin aller Lehrmeister.“

„Das erste Erzeugnis der Malerei war eine Linie, die um das von der Sonne auf eine Wand geworfene Schattenbild eines Menschen gezogen worden ist.“

Heute, als der Meister darüber sprach, wie ein Künstler die Gedanken zu einem Bilde entwerfen müsse, erzählte er uns als Beispiel seinen Entwurf einer Darstellung der Sintflut:

„Wasserwirbel und Strudel durch Blitze erleuchtet. Mite gewaltiger Eichen, an denen sich Menschen festhalten, von den Wasserhosen erfasst. Herden von Vierfüßlern auf hohen, vom Wasser umtobten Klippen. Einige von ihnen steigen mit den Vorderfüßen auf die Rücken der anderen, alle drängen und schieben sich untereinander. In dem Haufen der Menschen, die mit den Waffen in der Hand den letzten Flecken Erde gegen die wilden Tiere verteidigen, ringen die einen die Hände, beißen und benagen sie, daß das Blut fließt, andere halten sich die Ohren zu, um das Dröhnen des Donners nicht zu hören; andere begnügen sich nicht damit, ihre Augen zu schließen, sie legen noch ihre Hände über dieselben, um den drohenden Tod nicht zu sehen. Einzelne begehen Selbstmord, sie erwürgen sich, durchbohren sich mit Schwertern, stürzen sich vom Felsen in die Fluten; Mütter ergreifen ihre Kinder und zerschellen deren Köpfe unter Verwünschungen an den Steinen. Aufgebungene Leichen tauchen aus der Tiefe auf, schwimmen auf der Wasserfläche, stoßen sich gegenseitig in den Wogen und prallen aneinander wie mit Luft gefüllte Bälle. Vögel sitzen auf ihnen oder fallen vor Entkräftung aus der Luft auf die noch lebenden Menschen und Tiere, da sich ihnen kein anderer Zufluchtsort mehr bietet.“

Von Salaino und Marco erfuhr ich, daß Leonardo bereits seit einigen Jahren Reisende und andere Leute, die dem Tod in die Augen gesehen und Überschwemmungen, Orkane, Lawinen, Erdbeben mit durchlebt haben konnten, nach allen genauen Einzelheiten ausfragt. Geduldig wie ein Gelehrter sammelt er Linien auf Linien, Beobachtung auf Beobachtung, um den Entwurf eines Bildes vorzunehmen, das er vielleicht niemals ausführen wird. Ich erinnere mich, bei dieser Schilderung der Sintflut daselbe empfunden zu haben, wie einst beim Anblicke der Teufelsfragen und der Ungeheuer auf seinen Zeichnungen — einen Schrecken, der mich wie ein Abgrund anzog. Ferner erstaunte ich darüber, daß der Künstler bei der Schilderung seines furchtbaren Entwurfes so ruhig und teilnahmslos erschien. Als er über den Abglanz der Blitze auf den Wellen sprach, bemerkte er, daß derselbe mehr auf die entfernten als auf die näheren Wogen zu verteilen sei, weil die Gesetze der Lichtbrechung auf glatten Flächen es so erfordern.

Als er der Leichen, die sich in den Strudeln gegenseitig an- und abstoßen, gedachte, fügte er hinzu: „Daß dabei das Gesetz der Mechanik nicht außer acht, wonach der Anstoßwinkel dem Winkel des Rückstoßes gleich ist.“

Unwillkürlich mußte ich lächeln und dachte: Diese Ermahnungen sind für ihn bezeichnend.

„Nicht der Versuch, der Vater aller Künste und Wissenschaften, täuscht die Menschen, sondern die Einbildung, die das verspricht, was der Versuch nicht ausführen kann. Der Versuch ist schuldlos, aber unsere eiteln und unsinnigen Wünsche sind verbrecherisch.“

Indem er Schein von Wirklichkeit unterscheidet, lehrt uns der Versuch, nach dem Erreichbaren zu streben und nicht aus Unwissenheit auf das zu hoffen, was wir nicht ausführen können. In unserer Erwartung getäuscht, geben wir uns sonst der Verzweiflung hin.“

Als wir unter uns waren, erinnerte mich Cesare an diese Worte und sagte, unwillig die Stirn runzelnd:

„Wieder Lüge und Verstellung.“

„Zu wiewfern hat er denn wieder gelogen, Cesare?“ fragte ich erstaunt. „Mir scheint der Meister ...“

„Nicht nach dem Unmöglichen zu streben, das Unerreichbare nicht zu wünschen!“ fuhr er fort, ohne mich zu beachten. „Es wäre zu toll, wenn jemand ihm aufs Wort glaubte. Nein, auf solche Dummköpfe ist er nicht gestoßen. Er sollte nicht reden, ich ihm nicht zuhören. Ich durchschaue ihn ...“

„Was siehst du denn, Cesare?“

„Das, daß er selbst sein Leben lang nur nach dem Unmöglichen gestrebt, nur das Unerreichbare gewünscht hat. Sage mir aufrichtig, ist das Erfinden von Maschinen, mit denen die Menschen wie Vögel in der Luft fliegen und wie Fische unter Wasser dahinfahren sollen, — ist das nicht ein Streben nach Unmöglichem? Und die Schrecken der Sintflut, die wunderbaren Ungeheuer in den feuchten Flecken, in den Wolken, die noch nie dagewesene Schönheit göttlicher Gesichter, die Engelserfcheinungen gleichen — wo nimmt er die her? Doch nicht aus seinen Versuchen, aus der mathematischen Tabelle der Nasen und seinem Löffelchen zur Ausmessung der Farben? Warum betrügt er sich und die anderen, warum lügt er? Die Mechanik braucht er zu dem Wunder — um auf Flügeln zum Himmel zu schweben, um als Herr der Naturkräfte zu Gott — oder zum Teufel, jedenfalls zum Unerforschten und Unmöglichen zu gelangen! Denn er glaubt daran. Oder meinetwegen glaubt er auch nicht daran, sondern ist bloß neugierig; denn je weniger er glaubt, um so neugieriger ist er. Und diese Neugier, diese Sucht, alles zu ergründen, erfüllt ihn wie eine nicht zu verlöschende Wollust. Eine Wollust, die durch nichts gelöscht werden kann, — weder durch Wissen noch durch irgendwelche Versuche!“

Die Worte Cesares erfüllten meine Seele mit Bestürzung und Furcht. All die letzten Tage habe ich an sie denken müssen; ich will und kann sie nicht vergessen.

Heute sagte der Meister, als ob er meinen Zweifeln begegnen wollte:

„Wenig Wissen verleiht den Menschen Stolz, viel Wissen — Demut. Die leeren Uhren heben ihre Köpfe hochmütig zum Himmel empor, die vollen beugen sie nach unten, zur Erde, zu ihrer Mutter.“

„Wie kommt es, Meister,“ entgegnete Cesare mit seinem gewohnten ironischen Lächeln, „daß es dann heißt, das viele Wissen, das der vornehmste der Cherubim, Luzifer, besaß, habe ihm nicht Demut, sondern Hochmut verliehen, weswegen er auch in die Hölle verbannt sei?“

Leonardo antwortete nicht; nach einer kleinen Weile erzählte er uns folgende Fabel:

„Eines Tages wollte ein Wassertropfen zum Himmel hinaufsteigen. Mit Hilfe des Feuers flog er als feiner Dampf hinauf. Als er aber die Höhe erreicht hatte, begegnete er dünner, kalter Luft, schrumpfte zusammen, wurde schwerer, sein Stolz verwandelte sich in Schreden. Der Tropfen fiel als Regen zur Erde. Die trockene Erde sog ihn auf, und lange mußte der Wassertropfen in seinem unterirdischen Gefängnisse seine Sünde büßen.“

Der Meister fügte nichts weiter hinzu, aber ich verstand die Bedeutung der Fabel.

Es scheint, als ob man ihn, je länger man mit ihm lebt, um so weniger kennen lernt.

Heute unterhielt er sich wieder wie ein Knabe. Welch sonderbare Streiche er vollführt! Ich saß abends oben in meiner Stube und las vor dem Schlafengehen in meinem Lieblingsbuche „Fioretti di San Francesco“ — „Kleine Blumen des heiligen Franziskus“. Plötzlich erscholl die Stimme unserer Köchin, der guten und treuen Maturina:

„Feuer! Feuer! Zu Hilfe! Es brennt!“

Ich stürzte hinunter und erschrak, als ich die Werkstätte Leonardos in dicken, weißen Rauch gehüllt sah. Von einer bläulichen, blitzähnlichen Flamme beschienen stand der Meister wie ein alter Magier mitten in den Rauchwolken. Mit einem eigentümlichen Lächeln sah er auf die vor Schreck ganz blaß gewordene, die Hände ringende Maturina und auf Marco, der mit zwei Eimern Wasser herbeigeeilt war und diese ohne Rücksicht auf herumliegende Zeichnungen und Handschriften über den Tisch gegossen hätte, wenn ihn nicht der Meister daran verhindert und gerufen hätte, daß alles bloß ein Scherz sei. Wir wurden nun gewahr, daß Rauch und bläuliche Flamme einer glühenden, kupfernen Pfanne entstiegen, auf die ein weißes Pulver aus Weihrauch und Kolophonium gestreut war, eine Mischung, die er als Spielzeug zur Darstellung belustigender Feuersbrünste erfunden hatte. Ich weiß nicht, wer über diesen Scherz mehr entzückt war, der stete Genosse aller seiner Spielereien, der kleine Schelm Giacomo, oder Leonardo selbst. Wie lachte er über die Angst Maturinas und die rettenden Eimer Marcos. Bei Gott, wer so lachen kann, kann kein schlechter Mensch sein. Cesare verleumdet ihn.

Trotz aller Heiterkeit, trotz alles Lachens versäumte aber Leonardo nicht, seine Beobachtungen an dem Gesichte Maturinas über die vom Schreck erzeugten Hautfalten und Runzeln in sein Buch einzutragen.

Fast niemals erwähnt er die Frauen. Nur einmal sagte er, daß die Männer sie ebenso grausam behandelten wie die Tiere. Übrigens verspottet er die in Aufnahme gekommene platonische Liebe. Einem verliebten Jünglinge, der ihm ein sentimentales Sonett im Geschmache Petrarcas vorlas, antwortete Leonardo einige Verszeilen, wohl die einzigen, die er aufgeschrieben hat:

E se'l Petrarca amò si forte il lauro,
Perchè gli è bon fralla saiscicia e il tordo,
Non poss'io di lor ciancie far tesouro.

Wenn Petrarca nach Lorbeer trug Verlangen
Zu seinen Krametsvögeln und zur Bratwurst,
Weiß ich mit dem Geschwätz nichts anzufangen.

Cesare versichert, daß Leonardo sein Leben lang so mit Mechanik und Geometrie beschäftigt gewesen sei, daß er keine Zeit gehabt habe, Frauen zu lieben, daß er aber wohl kein unbefleckter Junggeselle mehr sein könne, weil er doch wenigstens einmal einem Weibe beigewohnt haben müsse, nicht zum Vergnügen, wie die anderen Sterblichen, sondern aus Neugierde, zum Zwecke wissenschaftlicher Beobachtungen, um die Geheimnisse der Liebe ebenso leidenschaftslos, mit derselben mathematischen Genauigkeit wie alle Naturerscheinungen zu erforschen.

Mir scheint zuweilen, daß ich mit Cesare niemals mehr über Leonardo sprechen sollte. Wir belauern und beobachten ihn wie Spione. Cesare freut sich jedesmal höhnisch, wenn es ihm gelingt, einen neuen Schatten auf den Meister zu werfen. Was will er von mir? Warum vergiftet er meine Seele?

Wir besuchen jetzt öfter eine kleine, schlechte Kneipe unweit der Flußzollstelle an der Porta Verzelliana. Stundenlang sitzen wir vor unserer halben Pinte sauren Weines, plaudern unter dem Geschimpfe der Bootsleute, die mit schmutzigen Karten spielen, und beraten uns wie Verräter.

Heute fragte mich Cesare, ob ich wohl wüßte, daß Leonardo in Florenz der Unzucht beschuldigt worden wäre. Ich traute meinen Ohren nicht und dachte, Cesare sei berauscht oder phantasiere. Aber er erzählte mir die Geschichte genau und ausführlich.

Im Jahre 1476 — Leonardo war damals vierundzwanzig Jahre alt, sein Lehrer, der berühmte Florentiner Meister Andrea Verrocchio vierzig — wurde in einem der „tamburi“, jener runden, hölzernen Kästchen, die an den Säulen der Hauptkirchen von Florenz, vorzugsweise in Santa Maria del Fiore, hängen, ein anonymes Schreiben, eine Beschuldigung gegen Leonardo und Verrocchio wegen widernatürlicher Unzucht, gefunden. Am 9. April desselben Jahres untersuchten die nächtlichen und klösterlichen Aufseher — *ufficiali di notte e monasteri* — den Fall und sprachen die Angeklagten frei unter dem Vorbehalt, daß die Denunziation sich nicht wiederhole — *assoluti cum conditione ut retamburentur*. Nach einer neuen Anklage wurden Leonardo und Verrocchio am 9. Juni endgültig freigesprochen. Mehr wußte niemand. Bald darauf verließ Leonardo die Werkstätte Verrocchios und siedelte nach Mailand über.

„Selbstverständlich ist es eine infame Verleumdung,“ fügte Cesare mit einem höhnischen Blicke hinzu, „obgleich du, mein lieber Freund Giovanni, noch gar nicht weißt, von welchen Widersprüchen sein Herz erfüllt ist. Es ist ein solches Labyrinth, daß sich der Teufel selbst in ihm Hals und Beine brechen kann. Man kann gar nicht den Rätseln

und Geheimnissen nachkommen! Einerseits mag er in der That jungfräulich sein, aber anderseits ...“

Ich sprang auf, erblaßte, denn ich fühlte, wie mein ganzes Blut zum Herzen strömte, und rief:

„Wie wagst du es, wie wagst du es, gemeiner Mensch! ...“

„Vorüber ereiferst du dich denn? Ich bitte dich ... Ich werde es nicht wieder tun! Beruhige dich. Ich glaubte ja nicht, daß du es so ernst nehmen würdest.“

„Was nehme ich ernst? Was? Sprich dich aus. Gebrauche keine List, mache keine Ausflüchte!“

„Unsinn! Warum sich ereifern! Lohnt es sich wohl unter Freunden, wie wir sind, über solche Lappalien zu streiten? Trinken wir auf dein Wohl — in vino veritas!“

Wir tranken und setzten unser Gespräch fort.

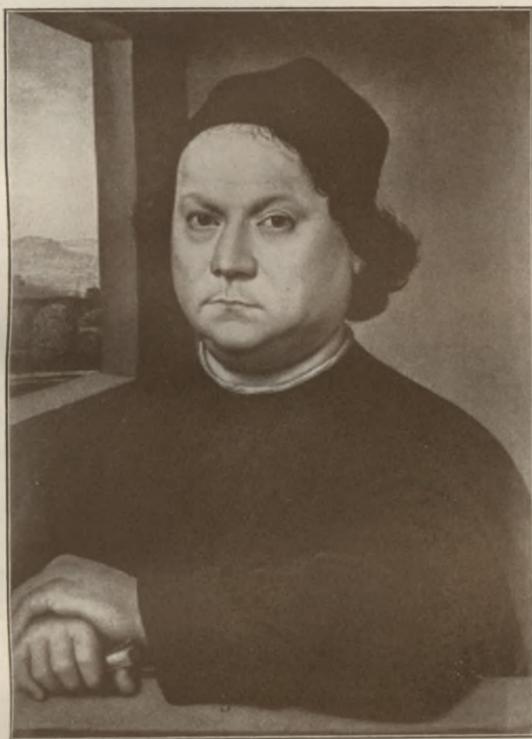
Nein, nein, es ist genug! Oh, daß ich es schneller vergessen könnte!

Es ist zu Ende. Ich werde nie wieder mit ihm über den Meister sprechen. Er ist nicht allein sein Feind, sondern auch der meinige. Er ist ein schlechter Mensch.

Ich fühle mich unwohl — ich weiß nicht, ist es von dem Weine, den wir in der verfluchten Kneipe getrunken, oder von dem, was wir da gesprochen haben. Es ist eine Schande, welche Freude die Menschen daran haben, Großes in den Schmutz zu ziehen.

Der Meister sagte:

„Künstler, deine Kraft liegt in der Einsamkeit. Wenn du allein bist, so gehörst du dir ganz an — se tu sarai solo, tu sarai tutto tuo; wenn du aber mit einem Genossen zusammen bist, so gehörst du dir nur zur Hälfte oder, nach dem Verhältnis seiner Bescheidenheit, noch weniger an. Wenn du mehr Freunde hast, so ist es noch schlimmer für dich. Auch wenn du sagtest: Ich will sie verlassen und einsam sein, um die Natur zwangloser beobachten zu können — so sage ich dir: Es wird dir wohl kaum gelingen, denn du wirst doch nicht die Kraft haben, dich gänzlich abzusondern und nicht auf ihr Geschwätz zu laufen. Du würdest dann ein schlechter Freund und ein noch schlechterer Arbeiter sein, denn niemand kann zwei Herren dienen. Wenn du erwidern wolltest: Ich gehe so weit fort, daß ich ihre Gespräche nicht mehr vernehmen kann — so sage ich dir: Sie werden dich für verrückt halten — aber du würdest dann einsam sein. Wenn du aber durchaus Freunde haben mußt, so mögen es Maler und Schüler deiner Werkstätte sein. Jede andere Freundschaft ist gefährlich. Denke daran, Künstler, deine Kraft liegt in der Einsamkeit.“



Verrocchio
Leonardos Lehrmeister

Jetzt verstehe ich, warum Leonardo sich von den Frauen fern hält; zur Betrachtung braucht er große Stille und Freiheit.

Andrea Salaino beklagt sich oft bitter über Langweile, über unser mühevolleres, einförmiges, einsames Leben; er versichert, die Schüler anderer Meister lebten viel freier. Wie ein junges Mädchen liebt er neue Sachen und ist traurig, wenn er sie niemandem zeigen kann. Er sehnt sich nach Festen, Lärm, Glanz, Volksmenge und verliebten Blicken.

Heute, nachdem der Meister die Borwürfe und Klagen seines Schülers mit angehört hatte, streichelte er dessen lange, weiche Locken und erwiderte ihm lachend:

„Betrübe dich nicht, Knabe; ich verspreche dir, dich zu dem nächsten Fest im Schlosse mitzunehmen. Wenn du willst, erzähle ich dir jetzt eine Fabel?“

„Ja, ja erzählt, Meister! Ihr habt so lange nichts erzählt,“ sagte Andrea, erfreut wie ein Kind, und setzte sich, um besser zuhören zu können, zu den Füßen Leonardos nieder.

„Auf einer Anhöhe über der Landstraße,“ begann Leonardo, „lag an einem Gartenzaun ein Stein, der von Bäumen, Moos, Blumen und Gräsern umgeben war. Eines Tages sah er eine Menge Steine auf der Landstraße liegen. Er wollte zu ihnen hin und sprach zu sich selbst: ‚Was habe ich wohl von diesen verzärteltesten, kurzlebigen Blumen und Gräsern. Ich wünschte, ich wäre unter meinen Verwandten, meinen Brüdern, unter Steinen, die mir gleichen!‘ Der Stein wälzte sich herab auf die Landstraße unter diejenigen, die er als seine Verwandten und Brüder begrüßt hatte. Hier drückten ihn die Räder schwerer Fuhrwerke, die Hufe der Esel und Maultiere, die mit Nägeln beschlagenen Schuhe der Wanderer. Wenn es ihm dann zuweilen gelang, sich etwas in die Höhe zu richten, und er freier aufzuatmen hoffte, wurde er von klebrigem Schmutz oder von dem Urat der Tiere bedeckt. Traurig blickte er auf seinen früheren Platz, den einsamen Zufluchtsort am Garten, und er erschien ihm als ein Paradies. So geht es dem, der die stille Betrachtung aufgibt und sich unter den großen Haufen mit seinen bösen Leidenschaften mischt.“

Der Meister leidet nicht, daß man irgendeinem lebenden Wesen, seien es auch nur Pflanzen, einen Schaden zufügt. Der Mechaniker Zoroastro da Peretola erzählte mir, daß Leonardo schon von seiner Kindheit an kein Fleisch genieße. Er sage, es würde eine Zeit kommen, in der alle Leute gleich ihm sich mit Pflanzenkost begnügen und das Schlachten der Tiere als ein ebenso großes Verbrechen betrachten würden wie den Mord eines Menschen.

Eines Tages gingen wir an einem Fleischerladen auf dem Mercato Nuovo vorüber. Mit Abscheu wies Leonardo auf die ausgeweideten Kälber, Schafe, Ochsen und Schweine, die an den Sperrhölzern hingen, und sprach zu mir:

„In der That, der Mensch ist der Herr der lebenden Wesen, oder besser gesagt, der König der Tiere — *re delle bestie* — denn er ist das grausamste unter ihnen.“

Nach kurzem Schweigen fügte er mit tiefem Kummer hinzu:

„*Facciamo nostra vita coll' altrui morte!* — Wir bilden unser Leben aus dem Tod unserer Mitgeschöpfe. Die Menschen und die Tiere sind wandernde Totenbehaufungen — *alberghi dei morti*. Eins zehrt vom andern. Eins ist des andern Grab.“

„Das ist das Gesetz der Natur, deren Güte und Weisheit Ihr selbst, Meister, so gepriesen habt!“ entgegnete Cesare. „Ich wundere mich, warum Ihr durch Eure Enthaltbarkeit dieses Naturgesetz verlegt, das doch allen Wesen vorschreibt, einander zu verzehren.“

Leonardo sah ihn an und antwortete nachdenklich:

„Die Natur, die eine Freude ohne Ende darin findet, neue Formen zu erfinden, neue Wesen zu erschaffen, und es mit größerer Schnelligkeit tut, als sie dieselben vernichtet, hat es so eingerichtet, daß ein Tier sich von dem anderen ernährt, um den kommenden Geschlechtern Platz zu machen. Daher sendet sie auch oft Seuchen und Pestluft dorthin, wo sich die Geschöpfe, besonders die Menschen, zu sehr vermehrt haben. Bei den Menschen übersteigt nämlich die Anzahl der Geburten die der Sterbefälle beträchtlich, weil sie nicht anderen Geschöpfen zur Nahrung dienen.“

Obgleich nun Leonardo mit großer Geistesruhe, ohne sich zu erregen und ohne darüber zu trauern, die Gesetze der Natur erklärt, so folgt er doch einem anderen Gesetze, indem er alles, was da krecht und fliegt, als Nahrung vermeidet.

Gestern nacht las ich lange in den „*Fioretti di San Francesco*“. Franziskus liebte wie Leonardo die Tiere. Zuweilen saß er stundenlang, an Stelle des Gebets Gottes Weisheit preisend, vor einem Bienenkorbe, mitten unter Bienen, und beobachtete, wie sie ihre Wachszellen kleben und mit Honig füllen. Einst predigte er auf einem wüsten Berge den Vögeln Gottes Wort; sie saßen in Reihen zu seinen Füßen und horchten zu; als er aber seine Rede beendet hatte, flatterten sie auf, schlugen mit den Flügeln, zwitscherten und fingen an, mit offenen Schnäbeln sich an das Ordenskleid des heiligen Franziskus zu schmiegen, als ob sie ihm damit hätten sagen wollen, daß sie seine Predigt verstanden hätten. Er segnete sie, und fröhlich zwitschernd flogen sie gen

Himmel. Ich las lange, endlich schlief ich ein; mein Traum schien vom leisen Flügelschlage der Tauben umweht zu sein.

Ich erwachte zeitig. Die Sonne war eben erst aufgegangen. Alle im Hause schliefen noch. Ich trat auf den Hof, um mich mit dem kalten Wasser des Brunnens zu waschen. Auch hier war alles still. Der Klang der fernen Glocken ähnelte dem Summen der Bienen über den Blumen. Auf einmal hörte ich wie im Traume das Rauschen von Flügeln. Ich erhob den Kopf und erblickte Messer Leonardo auf der Leiter eines hohen Taubenschlages. Seine Haare, von der Sonne beleuchtet, umgaben seinen Kopf wie ein goldener Heiligenschein; so stand er einsam und freudig erregt oben. Eine Schar weißer Tauben drängte sich girrend um seine Füße. Sie flatterten um ihn herum und setzten sich vertrauensvoll auf seine Schultern, seine Hände, seinen Kopf. Er liebte und fütterte sie; dann erhob er seine Arme, als ob er sie segnen wollte. Die Tauben schwangen sich empor, das Rauschen ihrer Flügel wurde laut, sie flogen auf wie Schneeflocken und verschwanden am blauen Himmel. Mit zärtlicher Miene sah er ihnen nach. Da dünkte mich, Leonardo sei dem heiligen Franziskus ähnlich, dem großen Freunde aller lebenden Geschöpfe, der den Wind seinen Bruder, das Wasser seine Schwester, die Erde seine Mutter genannt hat.

Gott mag mir vergeben, wieder habe ich nicht widerstanden, wieder bin ich mit Cesare in die verfluchte Kneipe gegangen. Ich fing über die Barmherzigkeit des Meisters zu sprechen an.

„Du willst wohl darauf hinaus, Giovanni, daß Messer Leonardo kein Fleisch isst, sondern sich nur von Pflanzen nährt?“

„Und wenn ich das meinte, Cesare? Ich weiß ...“

„Nichts weißt du!“ unterbrach er mich. „Messer Leonardo tut es keineswegs aus Herzensgüte, es dient ihm nur zur Unterhaltung wie alles übrige. Er begeht allerhand Streiche und Torheiten.“

„Wie? Er begeht Torheiten? Was du nur redest!“

„Nun, nun, es ist schon gut! Wir wollen nicht streiten. Warte nur, bis wir wieder zu Hause sind; ich werde dir dann einige interessante Zeichnungen unseres Meisters zeigen.“

Heimgelehrt, schlichen wir leise wie Diebe in die Werkstätte des Meisters. Er war nicht anwesend. Cesare stöberte herum, zog aus einem auf dem Schreibtische liegenden Bücherstoß ein Heft heraus und zeigte mir die Zeichnungen. Ich fühlte, daß ich im Begriffe war, ein Unrecht zu tun, hatte aber keine Kraft zu widerstehen und besah mir mit Interesse die Bilder.

Es waren Abbildungen von riesigen Bombarden, Bomben, mehrläufigen Kanonen und anderen Kriegsgeräten, die dieselbe duftige Zart-

heit der Schatten- und Lichttöne aufwiesen, wie die Gesichter seiner schönsten Madonnen. Ich entsinne mich einer Bombe von der Größe einer halben Elle, die „Fragilità“ benannt war, und deren Einrichtung mir Cesare erklärte. Er sagte, sie würde aus Bronze gegossen und ihre Höhlung mit einer Mischung aus Gips, Fischleim, Hanf, Wollschneuzeln, Teer und Schwefel ausgefüllt. Nach Art eines Labyrinth kreuzten sich in ihrem Innern kupferne, mit den stärksten Rindssehnen umwickelte Röhren, die mit Pulver und Kugeln gefüllt waren. Die Mündungen dieser Röhren lägen schraubensförmig an der Außenseite der Bombe. Aus ihnen sprühte bei der Explosion das Feuer; die Fragilità drehe sich und spränge mit unglaublicher Schnelligkeit wie ein Riesenkreisel herum und spiee feurige Garben. Am Rande dieser Zeichnung stand von Leonardos eigener Hand geschrieben: „Diese Bombe ist die beste und nützlichste. Sie entzündet sich erst so lange nach dem Abfeuern der Kanone, als man Zeit braucht, ein Ave Maria zu beten.“

„Ave Maria!“ wiederholte Cesare. „Wie gefällt dir das, mein Freund? Eine unerwartete Anwendung eines christlichen Gebetes. Ave Maria und ein solches Ungeheuer! Was er nicht alles ausdenkt . . . Übrigens weißt du, wie er den Krieg nennt? — *Pazzia bestialissima* — die allertierischste Dummheit. Nicht wahr, kein übles Wort im Munde des Erfinders solcher Höllenmaschinen?“

Er wandte das Blatt um und zeigte mir die Abbildung eines Streitwagens, der mit großen Sichel bewehrt war. Große, sichelförmige, ungemein scharfe Messer, die den Klauen einer Spinne glichen und sich beim vollen Rennen gegen das feindliche Heer in der Luft, wahrscheinlich mit einem durchdringenden Pfeifen, Quieken und Knarren der Zahnräder herumdrehten, schnitten die Menschen mitten durch und schleuderten Fleischstücke und Blutmassen um sich herum. Abgeschnittene Beine, Arme, Köpfe, zerfleischte Körper umgaben den Wagen.

Ich erinnere mich auch noch einer anderen Zeichnung. Im Hofe des Arsenal hob eine Kotte nackter Arbeiter, die wie Dämonen aussahen, ein großes Kanonenrohr in die Höhe. Mit größter Anspannung ihrer mächtigen Muskeln klammerten und stemmten sie sich mit Händen und Füßen gegen die Hebel einer riesigen Winde, die durch Tauen mit der Hebemaschine verbunden war. Andere schoben ein zweirädriges Achsengestell heran.

Schrecken erfaßte mich beim Anblicke dieser nackten, halb in der Luft schwebenden Gestalten. Das Arsenal erschien mir als ein Zeughaus der Teufel, als eine Schmiede der Hölle.

„Nun, was meinst du? Habe ich dir die Wahrheit gesagt, Giovanni?“ fragte Cesare. „Sind es nicht sehr interessante Zeichnungen? Das ist der glückselige Mann, der die Tiere liebt, dem Fleischgenusse ent-

sagt, den Sturm von der Erde auflieft, damit der Fuß des Vorübergehenden ihn nicht zertrete! Dieses und jenes zu gleicher Zeit. Heute ein Höllenkind, morgen ein Gottgefälliger. Ein Janus, der zwei Gesichter zeigt: das eine zu Christus, das andere zum Antichrist gewandt. Kannst du entscheiden, welches von den beiden das wahre, welches das trügerische ist? Oder sind alle beide wahr . . . Und das alles mit leichtem Herzen, mit dem Geheimnis einer fesselnden Schönheit, als ob er es scherzend, spielend gemacht habe!"

Schweigend hörte ich zu; es durchschauerte mich wie Kälte des Todes.

"Was fehlt dir, Giovanni?" bemerkte Cesare. "Du bist ja ganz blaß geworden, armer Kerl! Du nimmst dir alles zu sehr zu Herzen, mein Freund . . . Warte nur — Geduld bringt Guld. Du wirst dich noch daran gewöhnen und dich über nichts mehr wundern, genau wie ich. — Kehren wir jetzt wieder nach dem Keller zur 'Goldenen Schildkröte' zurück und trinken wir weiter.

Dum vinum potamus . . .
Te Deum laudamus."

Ich erwiderte kein Wort, schlug meine Hände vors Gesicht und lief davon.

Wie? Das soll ein und derselbe Mann sein — jener, der dem heiligen Franziskus gleich mit unschuldigem Lächeln die Tauben segnet, und dieser in der Schmiede der Hölle, der Erfinder des eisernen Ungeheuers mit den blutigen Krallen einer Spinne — ein und derselbe Mann? — Ich gedachte an das Nebeneinander: das Antlitz Christi und Sforzas des Gewaltigen. — Nein, das kann nicht sein, das ist nicht zu ertragen. Alles, nur nicht das. Besser ein Gottloser, als ein Knecht Gottes und des Teufels zugleich.

Marco d'Oggionno sagte heute:

"Messer Leonardo! Viele Leute beschuldigen Euch und uns, Eure Schüler, daß wir zu selten die Kirche besuchten und an Feiertagen wie an Wochentagen arbeiteten . . ."

"Mögen die Scheinheiligen reden, was sie wollen," antwortete Leonardo. "Laßt euch dadurch nicht verwirren, liebe Freunde. Die Naturerscheinungen zu beobachten ist ein dem Herrn wohlgefälliges Werk. Es ist ebensogut wie ein Gebet. Wenn wir die Naturgesetze erkennen, so preisen wir zugleich den Schöpfer, den Künstler des Weltalls, und lernen ihn lieben, denn die Liebe zu Gott entspringt der Erkenntnis. Wer wenig von ihm weiß, liebt ihn auch wenig. Wenn du deinen

Schöpfer nur wegen der Wohlthaten liebst, die du von ihm erwartest, nicht weil er allgütig und allmächtig ist — so gleichst du einem Hunde, der mit dem Schwanze wedelt und seinem Herrn die Hände leckt, in der Hoffnung, einen schmachhaften Bissen zu erhalten. Stelle dir vor, um wieviel mehr der Hund seinen Herrn lieben könnte, wenn er dessen Herz und Verstand erkannt haben würde. Erinnerst euch daran, meine lieben Freunde: Die Liebe ist die Tochter der Erkenntnis; die Liebe ist um so glühender, je tiefer die Erkenntnis ist. Im Evangelium heißt es: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“

„Kann man denn,“ entgegnete Cesare, „die Klugheit der Schlangen mit dem ohne Falsch der Tauben vereinigen? Meiner Meinung nach muß man sich für das eine von beiden entscheiden . . .“

„Nein, für beides zugleich!“ sagte Leonardo. „Beides gehört zusammen. Eins ohne das andere ist unmöglich. Vollkommenes Wissen und vollkommene Liebe sind ein und dasselbe.“

Heute fand ich im ersten Briefe des Apostels Paulus an die Korinther im achten Kapitel folgende Worte: „Das Wissen bläht, aber die Liebe baut auf. Wenn sich jemand dünken läßt, er sei ein Wissender, so weiß er noch nichts Rechtes. Wenn aber jemand Gott liebt, so ist er auf rechtem Wege.“

Der Apostel behauptet, die Erkenntnis stamme aus der Liebe; Leonardo aber, die Liebe aus der Erkenntnis. Wer hat recht? Ich kann es nicht entscheiden und kann nicht leben, ohne es entschieden zu haben.

Es scheint mir, ich habe mich in den Irrgängen eines schrecklichen Labyrinthes verirrt. Ich rufe, schreie, und nirgends höre ich eine Antwort. Je weiter ich gehe, um den Ausgang zu finden, um so mehr verirre ich mich. Wo bin ich? Was soll aus mir werden, wenn auch Du, Herr, mich verlässest?

O Fra Benedetto, wie gern kehrte ich in deine stille Zelle zurück, um dir meine Qualen zu beichten, um an deiner Brust zu ruhen, damit du Mitleid mit mir hättest und mir meine Last von der Seele nähmest, mein vielgeliebter Vater, mein demütiges Lamm, das das Gebot Christi erfüllt hat: „Selig sind, die da geistig arm sind.“

Heute gab es ein neues Unglück.

Der Hofgeschichtschreiber Messer Giorgio Merula und sein alter Freund, der Dichter Bernardo Bellincioni, unterhielten sich im geheimen nach dem Abendessen in einem der einsamen Säle des Palastes. Merula war angeheitert. Seiner Gewohnheit nach brüstete er sich mit seinem Freidenkertume, seiner Geringschätzung der unbedeutenden

Fürsten unseres Jahrhunderts und äußerte sich unehrerbietig über den Herzog Lodovico. Er erörterte ein Sonett Bellincionis, in dem die Wohltaten, die der Herzog angeblich dem Gian Galeazzo erwiesen habe, verherrlicht wurden, und nannte dabei den Moro einen Mörder, der den rechtmäßigen Herzog ermordet habe. Vermittels des Ohres des Dionys hatte der Herzog in einem anderen Zimmer dies Gespräch belauscht und befahl, Merula zu verhaften und in den Kerker zu werfen. Was mag Leonardo dabei empfinden, der das Ohr des Dionys eingerichtet hat, ohne an etwas Gutes oder Böses zu denken, der nur interessanten Gesehen nachspürte, nach den Worten Cesares „scherzend und spielend“, wie er alles macht, alles erfindet: Ungeheure Kriegsmaschinen, explodierende Bomben, eiserne Spinnen, die mit einem Griff ihrer riesigen Krallen ein halbes Hundert Menschen dahintraffen.

Der Apostel spricht: „Und wird also über deiner Erkenntnis der schwache Bruder umkommen, für den doch Christus gestorben ist.“

Quillt denn Liebe aus solcher Erkenntnis? Oder sind Erkenntnis und Liebe nicht ein und dasselbe?

Zuweilen ist der Gesichtsausdruck des Meisters so heiter, so unschuldig, so voller Reinheit, daß ich bereit bin, ihm alles zu vergeben, ihm alles zu glauben und ihm von neuem mein Herz zu schenken. Plötzlich aber geben unverständliche Mundfalten seinem Gesicht einen Ausdruck, der mir Schrecken einflößt; es kommt mir dann vor, als ob ich durch blaues, durchsichtiges Wasser schreckliche Meeresabgründe sähe — es scheint mir wieder, daß seine Seele Geheimnisse birgt, und ich denke an seine Worte: „Die größten Flüsse fließen unter der Erde.“

Der Herzog Gian Galeazzo ist gestorben.

Man spricht — Gott ist mein Zeuge, meine Hand kann das Wort kaum niederschreiben, und ich glaube nicht daran! — man sagt, Leonardo — sei sein Mörder! Er habe den Herzog mit den Früchten seines Pfirsichbaumes vergiftet.

Ich erinnere mich, wie der Mechaniker Zoroastro der Nonna Cassandra diesen giftigen Baum zeigte. Hätte ich ihn doch nie gesehen! Auch jetzt erscheint er mir wie in jener Nacht — im trüben, grünlichen Mondnebel, mit den Gistropfen auf den nassen Blättern, mit den langsam reisenden Früchten, umgeben von Tod und Schrecken. Wieder hallen die Worte der Heiligen Schrift in meinen Ohren: „Aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen, denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.“

Oh, welchen Kummer muß ich Verdammter erleiden! Einst, in der lieblichen Zelle des Fra Benedetto fühlte ich mich in meiner Unschuld wie im Paradiese. Aber ich habe gesündigt, meine Seele den Versuchungen der klugen Schlange preisgegeben, von dem Baum der Erkenntnis gekostet — ich bin sehend geworden und sah Gutes und Böses, Licht und Schatten, Gott und den Teufel; auch erkannte ich, daß ich nackt, verwaist und ein Bettler sei, daß mit dem Tode auch meine Seele dahinsterven müsse.

Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir! Herr, höre meine Stimme, laß Deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens! Mit dem Schächer am Kreuze bekenne ich Deinen Namen: „Herr, gedenke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst!“

Leonardo malt wieder am Gesicht Christi.

Der Herzog beauftragte ihn, die Maschine zum Aufzuge des heiligsten Nagels anzufertigen. Mit mathematischer Genauigkeit wog er auf einer Waagschale das Marterwerkzeug des Herrn wie ein Stück alten Eisens: So viel Unzen, so viel Gran — die Reliquie ist für ihn bloß eine Zahl unter Zahlen, bloß ein Teil unter den Teilen der Aufzugsmaschine, den Stricken, Rädern, Hebeln und Flaschenzügen.

Der Apostel spricht: „Der Jüngste Tag bricht an, ihr Lieben. Und da ihr gehört, daß der Antichrist kommen wird, und jetzt viele Antichristen gekommen sind, so wissen wir daher, daß der Jüngste Tag anbricht.“

Nachts umgab eine Volksmenge unser Haus, sie forderte die Herausgabe des heiligsten Nagels und schrie: „Hexenmeister! Gottloser! Mörder des Herzogs! Antichrist!“ Leonardo hörte das Wutgeschrei der Menge an, ohne zornig zu werden. Als Marco d'Oggionno mit der Arkebuse schießen wollte, untersagte er es ihm. Das Gesicht des Meisters war ruhig und undurchdringlich wie immer.

Ich fiel vor ihm nieder und flehte ihn an, mir ein Wort zu sagen, um meine Zweifel zu zerstreuen. Wenn er den lieben Gott zum Zeugen angerufen hätte, ich hätte ihm geglaubt. Er wollte aber, oder konnte mir nichts sagen.

Der kleine Giacomo sprang aus dem Fenster, entwichte der Menge, traf in einer der nächsten Straßen die umherziehende Wache, die Reiter des Justizkapitäns, und führte sie zum Hause. In demselben Augenblicke, als die Haustüre den Arthieben des Pöbels nachgab, griffen die Reiter die Aufwiegler im Rücken an; diese zerstreuten sich alsbald. Giacomo ist durch einen Steinwurf am Kopfe verwundet worden und wäre beinahe ums Leben gekommen.

Heute war ich im Dome zum Feste des heiligsten Nagels. Man erhob ihn in dem von den Astrologen bestimmten Augenblicke. Die Maschine Leonardos arbeitete tadellos. Weder Stricke noch Blöcke waren sichtbar. Es schien, als ob das runde Kästchen mit den kristallinen Wänden und den goldenen Strahlen, in das der heiligste Nagel verschlossen war, in den Wolken von Weihrauch wie die aufgehende Sonne von selbst emporstiege. Es war ein Triumph, ein Wunder der Mechanik. Der Kirchenchor sang:

Confixa clavis viscera
Tendens manus vestigia,
Redemptionis gratia
Hic immolata est Hostia.

Das Reliquienkästchen blieb an dem dunklen Bogen über dem Hauptaltare des Domes, von fünf ewigen Lampen erhellt, stehen.

Der Erzbischof verkündete:

„O Crux benedicta, quae sola fuisti digna portare Regem coelorum et Dominum. Alleluia!“

Das Volk fiel auf die Knie und sprach ihm das Halleluja nach.

Der Thronräuber und Mörder Lodovico hob weinend seine Hände zum heiligsten Nagel empor.

Dann bewirtete man das Volk mit Wein, Ochsenfleisch, fünftausend Maß Erbsen und zweihundert Zentnern Fett. Der Pöbel vergaß den getöteten Herzog, aß und trank sich krank und schrie: „Es lebe Lodovico! Es lebe der heiligste Nagel!“

Bellincioni hat einige Hexameter verfaßt, in denen gesagt wird, daß der Welt unter der milden Herrschaft des neuen Augustus, des von den Göttern geliebten Moro, aus dem eisernen Nagel ein goldenes Zeitalter hervorgehen würde.

Als der Herzog aus dem Dome heraustrat, näherte er sich Leonardo, umarmte ihn, küßte ihn auf den Mund und nannte ihn seinen Archimedes. Er dankte ihm für die wunderbare Ausführung der Aufzugsmaschine, versprach ihm eine Berber-Vollblutstute aus seinem eigenen Gestüt in der Villa der Sforzas und tausend Dukaten als Geschenk. Dabei klopfte er Leonardo herablassend auf die Schulter und bemerkte, daß der Meister jetzt in Ruhe das Antlitz Christi im „Heiligen Abendmahle“ vollenden könne.

Ich verstehe die Worte der Heiligen Schrift: „Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen.“

Ich kann es nicht mehr ertragen. Ich gehe unter, verliere den Verstand unter allen diesen Zweifeln, vor dem durch das Gesicht des Antichrists durchscheinenden Antlitz Christi. Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?

Ich muß fliehen, ehe es zu spät ist.

Ich stand in der Nacht auf, band meine Kleider, Wäsche und Bücher in ein Bündel zusammen, nahm den Reisestab zur Hand, tappte im Dunkeln in die Werkstätte hinunter und legte dreißig Fiorini für die letzten sechs Lehrmonate auf den Tisch; es war der Erlös für einen Smaragdring, ein Geschenk meiner Mutter. Ohne mich von jemandem zu verabschieden, alle schliefen noch, verließ ich für immer das Haus Leonardos.

Fra Benedetto sagte mir, daß er seit der Zeit, wo ich ihn verlassen hätte, jede Nacht für mich gebetet habe. Er habe einen Traum gehabt, daß Gott mich auf den richtigen Weg zurückleiten würde. Fra Benedetto reist nach Florenz, um seinen kranken Bruder zu besuchen, einen Dominikaner im Kloster San Marco, dessen Prior Girolamo Savonarola ist.

Ehre und Dank sei Dir, o Herr! Du hast mich aus dem Schatten des Todes, aus dem Rachen der Hölle gerissen.

Ich entsage nun der Weisheit dieser Welt, die mit dem Siegel der siebenköpfigen Schlange, des in der Finsternis dahinschleichenden Tieres, genannt Antichrist, versiegelt ist.

Ich entsage den Früchten des giftigen Baumes der Erkenntnis, dem Hochmuth des eitlen Verstandes, der gottlosen Wissenschaft, deren Vater der Teufel ist.

Ich entsage jeder Verführung der heidnischen Schönheit.

Ich entsage allem, was nicht Dein Wille, Dein Ruhm, Deine Weisheit ist, Christus mein Gott!

Erleuchte meine Seele mit Deinem Lichte, erlöse mich von den verfluchten Zweifeln, festige meine Schritte auf Deinen Wegen, damit meine Füße nicht wanken, bedecke mich mit dem Schatten Deiner Flügel.

Lobe den Herrn meine Seele! Ich werde den Herrn rühmen, solange ich lebe, und ihm lobsingen, solange mich die Erde trägt.

In zwei Tagen gehe ich mit Fra Benedetto nach Florenz. Mit der Einwilligung meines Onkels will ich bei dem Auserwählten des Herrn, dem Frater Girolamo Savonarola als Novize in das Kloster San Marco eintreten. — Gott hat mich errettet!

Mit diesen Worten schließt das Tagebuch Giovanni Voltraffios.



Siebentes Kapitel.

Die Verbrennung des weltlichen Landes.

1496.

Es war mehr als ein Jahr vergangen, seitdem Boltraffio als Novize ins Kloster San Marco eingetreten war.

Eines Mittags, zu Ende des Karnevals des Jahres 1496, saß Girolamo Savonarola an seinem Arbeitstisch in seiner Zelle und schrieb einen Traum auf, den er kürzlich gehabt hatte. Zwei Kreuze, ein schwarzes im todbringenden Wirbelwinde mit der Inschrift: „Kreuz des Zornes Gottes“ und ein im lichtblauen Glanze erstrahlendes mit der Inschrift: „Kreuz der Barmherzigkeit Gottes“, hatte er vor sich über der Stadt Rom schweben sehen.

Ein blasser Strahl der Februarsonne drang durch das vergitterte Fenster in die enge Zelle, deren weiße Wände kahl waren; ein großes Kreuzifix und dicke, in altes Leder gebundene Bücher auf einem Regale bildeten den einzigen Schmuck. Zuweilen vernahm man von draußen her das Zwitschern der Schwalben.

Girolamo fühlte sich matt, Fieberfrost durchschauerte ihn.

Er legte die Feder aus der Hand, stützte den Kopf auf seine Arme und schloß die Augen. Das, was er am Morgen über das Leben des Papstes Alexander VI. (Borgia) vom Frater Pagolo erfahren hatte, ging ihm durch den Sinn. Der Mönch war nach Rom gesandt worden, um Erkundigungen einzuziehen und eben nach Florenz zurückgekehrt.

Wie Gesichte der Apokalypse zogen ungeheuerliche Gestalten an Savonarolas Augen vorüber: Der purpurfarbige, dem ägyptischen Apis gleichende Stier aus dem Ahnenschild des spanischen Geschlechtes Borgia; das goldene Kalb, das an Stelle des Lammes Gottes dem römischen Hohenpriester dargebracht wurde; die schamlosen, nächtlichen Fastnachtsspiele der Tochter Borgias und einer Menge Kardinäle nach einem Feste im Vatikan vor dem allerheiligsten Vater; die schöne Giulia Farnese, die junge Maitresse des sechzigjährigen Papstes, die auf den Heiligenbildern als Mutter Gottes dargestellt wurde; die beiden ältesten Söhne Alexanders — Don Cesare, der jugendliche Kardinal von Valencia, und Don Juan — die aus sündhafter Leidenschaft zu ihrer Schwester Lucrezia einen Haß gegeneinander trugen, der fast zum Brudermord geführt hätte.

Girolamo erbebte, als er sich dessen erinnerte, was Frater Pagolo ihm kaum ins Ohr zu flüstern gewagt hatte: Die blutschänderische Lei-

denschaft des Vaters zu seiner eigenen Tochter, des alten Papstes zur Madonna Lucrezia.

„Nein, nein, Gott ist mein Zeuge, ich glaube es nicht — es ist Verleumdung! ... Das kann nicht sein!“ wiederholte er, und im geheimen fühlte er doch, daß in dem schrecklichen Neste der Borgia alles möglich sei.

Kalter Schweiß trat auf die Stirn des Mönches; er warf sich vor dem Kreuzifix nieder auf die Knie.

Ein leises Klopfen an der Thür der Zelle wurde vernehmbar.

„Wer ist da?“

„Ich, Vater!“

Girolamo erkannte an der Stimme seinen Gehilfen und treuen Freund, den Frater Domenico Buonvicini.

„Der hochehrwürdige Ricciardo Becchi, der Bevollmächtigte des Papstes, bittet um Erlaubnis, dich sprechen zu dürfen.“

„Es ist gut, mag er warten. Schicke mir den Frater Sylvester.“

Sylvester Maruffi war ein geistesschwacher Mönch, der an Epilepsie litt. Girolamo hielt ihn für ein auserwähltes Gefäß göttlicher Gnade; er liebte und fürchtete ihn; er besprach die Gesichte Sylvesters nach allen Regeln der verfeinerten Scholastik des großen Thomas a Kempis; mit Hilfe von scharfsinnigen Folgerungen, logischen Sätzen, Enthymemen, Apophthegmaten und Syllogismen fand er einen prophetischen Geist in dem, was anderen nur als sinnloses Geschwätz des Einfältigen erschien. Maruffi bezeugte keine Achtung vor seinem Abte, oft lästerte er ihn, schimpfte und schlug ihn sogar vor Zeugen. Demüthig ertrug Girolamo alle Kränkungen und folgte ihm in allen Stücken. Wenn das florentinische Volk sich in der Gewalt Girolamos befand, so ließ sich dieser wieder von dem schwachsinnigen Maruffi leiten.

Als Frater Sylvester die Zelle betrat, setzte er sich in einen Winkel auf die Erde; seine nackten Füße kragend, begann er ein eintöniges Lied vor sich hin zu summen. Ein stumpfer und ermüdeten Ausdruck lag auf seinem sommerprossigen Gesicht; seine Nase war spitz, die untere Lippe hing herab, seine triefenden Augen hatten einen mattgrünlichen Schein.

„Frater,“ sagte Girolamo, „aus Rom ist ein geheimer Gesandter des Papstes angekommen. Sage mir, ob ich ihn annehmen und was ich ihm sagen soll? Hast du keinen Traum, kein Gesicht gehabt?“

Maruffi schnitt eine komische Frauze und fing wie ein Hund zu bellen und wie ein Schwein zu grunzen an; er hatte die Gabe, alle Tierstimmen vorzüglich nachzuahmen.

„Mein lieber Bruder,“ bat ihn Savonarola, „sei gut, rede ein Wort! Mir ist so todbang zumute. Bete zu Gott, daß er dir prophetischen Geist verleihe!“

Der Einfältige streckte ihm die Zunge entgegen; sein Gesicht verzerrte sich.

„Was drängst du dich mir auf, du verdammter Pfeifer, du hirnlose Wachtel, du Schafstopf! Daß die Ratten dir deine Nase abnagten!“ schrie er, plötzlich in Zorn geratend. „Hast es dir selbst eingebrockt, so isß es auch selbst. Ich bin nicht dein Prophet, dein Berater.“

Mit finsterner Miene sah er auf Savonarola, schöpfte tief Atem und fuhr in leiserem, freundlicherem Tone fort:

„Du tust mir leid, Brüderchen, schade um den Dummen ... Woher weißt du denn überhaupt, daß meine Gesichte von Gott und nicht vom Teufel kommen?“

Schwester verstummte, er schloß die Augen, seine Gesichtszüge wurden starr wie bei einem Toten. Savonarola dachte, er hätte ein Gesicht, und andächtige Erwartung hielt ihn umfassen. Aber Maruffi öffnete die Augen, drehte langsam seinen Kopf, als ob er lauschte, sah durchs Fenster und sagte mit gutmütigem, heiterem, fast verständigem Lächeln:

„Vögel! Hörst du die Vögel? Sicherlich sind jetzt schon Gras und gelbe Blumen auf dem Felde. Frater Girolamo, Zwietracht hast du hier genug gesät, deinem Stolze Genüge getan, den Teufel erfreut — laß es genug sein! Mußt auch an Gott denken. Gehen wir zusammen aus dieser verfluchten Welt in die liebliche Einöde.“

Und mit leiser angenehmer Stimme begann er zu singen:

Geh'n wir in die grünen Wälder,
Wo der sel'ge Friede wohnt,
Wo die Quellen leise rauschen
Und der Pirol singt sein Lied.

Plötzlich sprang er auf, die eisernen Ketten klirrten an seinem Körper, trat zu Savonarola, ergriff dessen Hand und flüsterte ihm, vor Zorn fast den Atem verlierend, zu:

„Ich habe ein Gesicht gehabt — ein Gesicht — du Teufelssohn! Du Esel! — Daß die Ratten dir deine Nase abnagten ... Ich habe ein Gesicht gehabt!“

„Rede, Bruder, rede!“

„Feuer! Feuer!“ schrie Maruffi.

„Nun, und was weiter?“

„Die Flammen eines Scheiterhaufens,“ fuhr Schwester fort, „ein Mensch befindet sich darin!“

„Wer?“ fragte Girolamo.

Maruffi nickte mit dem Kopfe, aber antwortete nicht sogleich, sondern starrte mit seinen grünlichen Augen Savonarola an und brach in ein wahn sinniges Lachen aus; dann beugte er sich über ihn und flüsterte ihm ins Ohr:

„Du!“

Girolamo fuhr zusammen, erblaßte und prallte vor Schreck zurück. Maruffi wandte sich von ihm, verließ die Zelle und entfernte sich, mit seinen Ketten klirrend und das Liedchen trällernd:

Geh'n wir in die grünen Wälder,
Wo der sel'ge Friede wohnet,
Wo die Quellen leise rauschen
Und der Pirol singt sein Lied.

Nachdem Girolamo sich wieder gefaßt hatte, ließ er den päpstlichen Gesandten Ricciardo Becchi rufen.

* * *

In die Zelle Savonarolas trat der Vorsteher der heiligsten apostolischen Kanzlei ein. Sein langes, seidenes Gewand duftete nach Moschus, rauschte und knisterte. Es sah einer Mönchskutte ähnlich, hatte aber aufgeschlichte, venetianische Ärmel, war mit dunkelbraunem Fuchspelz besetzt und prangte in der Modefarbe der Märzveilchen. Messer Ricciardo Becchi besaß vollkommene Anmut in allen seinen Bewegungen, in seinem klugen, liebenswürdigen Lachen, in seinem klaren, fast gutmütigem Blicke und auch in den Grübchen seiner nach Vorschrift glatt-rasierten Wangen.

Mit höfischer Gewandtheit bat er um den Segen des Priors von San Marco, küßte dessen magere Hand und begann seine mit den schönsten ciceronianischen Redewendungen gespickte lateinische Rede.

Indem er zunächst das vorbrachte, was die Regeln der Redekunst als „captatio benevolentiae“ — Suchen nach Wohlwollen — bezeichnen, sprach er von dem Ruhme des Florentiner Predigers; dann ging er zur Sache über: Der Heilige Vater sei mit Recht darüber erzürnt, daß Frater Girolamo sich beharrlich weigere, nach Rom zu kommen, aber in seinem Eifer für das Heil der Kirche, für die Vereinigung aller in Christo Gläubigen und für den Frieden der ganzen Welt erstrebe er nicht den Tod, sondern die Rettung der Sünder und wolle daher, falls Savonarola bereue, seine väterliche Gneidigkeit zeigen und ihm seine Gnade zuwenden.

Der Mönch erhob seine Augen und sagte leise:

„Messere, glaubt Ihr wohl — glaubt der Heilige Vater, unser Papst, an Gott?“

Ricciardo erwiderte nichts, sondern gab sich vielmehr den Anschein, als ob er diese unbequeme Frage nicht gehört oder absichtlich überhört habe. Nachdem er wieder auf das Geschäftliche zurückgekommen war, spielte er darauf an, daß, sofern sich Frater Girolamo unterwerfen würde, die höchste hierarchische Würde, der rote Kardinalshut, seiner

warte. Er neigte seinen Kopf zu dem Mönche herab, berührte mit seinen Fingern dessen Hand und fügte mit schelmischem Lächeln hinzu:

„Nur ein Wörtchen, Frater Girolamo, nur ein Wörtchen — und der rote Hut ist Euch gewiß!“

Savonarola richtete seine unbeweglichen Augen auf den Abgesandten und sagte bedächtig:

„Was dann aber, Messere, wenn ich mich nicht unterwerfe — nicht schweige? Was dann, wenn der unsinnige Mönch die Ehre des römischen Purpurs zurückweist, wenn er nicht aufhören wird, wie ein treuer, das Haus seines Herrn bewachender Hund, dem durch keine Geschenke das Maul zu verbinden ist, zu bellen?“

Ricciardo war überrascht. Sein Gesicht nahm einen finsternen Ausdruck an. Die Brauen zusammengezogen, betrachtete er eine Weile seine glatten, länglichen Fingernägel und drehte seine Fingerringe. Dann zog er langsam die bis auf die Unterschrift und die Anlegung des bleiernen Fischersiegels fertige Bannbulle aus der Tasche und überreichte sie dem Prior. Kraft derselben wurde der Frater Girolamo Savonarola aus der Kirche gestoßen, er, der „Sohn des Verderbens“, „das verabscheuungswürdigste Insekt“, nequissimus omnipedum, wie er in der Bulle genannt wurde.

„Wartet Ihr auf eine Antwort?“ fragte der Mönch, nachdem er das Schriftstück durchgelesen hatte.

Schweigend nickte Vecchi mit dem Kopfe.

Savonarola richtete sich kerzengerade empor und warf die päpstliche Bulle dem Gesandten vor die Füße.

„Dies meine Antwort. Geht nach Rom und meldet dem Papste, daß ich die Herausforderung zum Zweikampfe mit dem Papst Antichrist annehme! Wir wollen sehen, ob er mich oder ich ihn aus der Kirche stoße.“

Leise wurde die Thür der Zelle geöffnet und Frater Domenico sah hinein. Als er die laute Stimme des Priors gehört hatte, war er herbeigeeilt, um zu sehen, was vorgefallen wäre.

Am Eingange drängten sich die Mönche.

Ricciardo hatte bereits mehrere Male seine Blicke auf die Thür gerichtet, endlich sagte er höflich:

„Darf ich Euch daran erinnern, Frater Girolamo, daß ich nur zu einer geheimen Unterredung bevollmächtigt bin ...“

Savonarola schritt zur Thür und machte sie sperrweit auf.

„Hört!“ rief er. „Hört alle, denn nicht euch Fratres allein, sondern dem ganzen florentinischen Volke verkünde ich diesen schmachvollen Handel — ich soll wählen zwischen dem Ausschluß aus der Kirche und dem Kardinalspurpur.“

Seine tiefliegenden Augen glühten wie Kohlen unter der niedrigen Stirn, seine häßliche untere Kinnlade trat zitternd hervor, sein Gesicht drückte dämonischen Stolz und Haß aus.

„Sehet, die Zeit ist gekommen! Ich trete euch Kardinalen und römischen Prälaten, die ihr Heiden seid, gegenüber. Ich drehe den Schlüssel im Schlosse um, werde diesen schändlichen Schrein öffnen, und ein so übler Geruch wird aus eurem Rom aufsteigen, daß die Menschen vor Scham ersticken werden. Ich werde Worte reden, vor denen ihr erblassen werdet, die Welt wird in ihren Angeln erbeben, und die Kirche Gottes, die von euch getötet ist, wird meine Stimme vernehmen: „Lazarus, komm heraus!“ und sie wird auferstehen und das Grab verlassen ... Ich brauche weder eure Mitra noch Kardinalshüte. Nur die eine rote Mütze des Todes, die blutige Krone deiner Märtyrer verleihe mir, o Herr!“

Er fiel auf die Knie, schluchzend streckte er seine Hände dem Kreuzifix entgegen.

Ricciardo benutzte die augenblickliche Verwirrung, um aus der Zelle zu schlüpfen und sich eiligst zu entfernen.

* * *

Unter den Mönchen, die Savonarola zugehört hatten, befand sich auch der Novize Giovanni Boltraffio.

Als die Mönche auseinandergingen, stieg er die Treppe nach dem Haupthofe des Klosters hinab und setzte sich auf seinen Lieblingsplatz im langen Kreuzgange, wo es um diese Tageszeit immer still und einsam war.

Zwischen den weißen Klostermauern wuchsen Lorbeerbäume, Zypressen und ein Strauch Damaszener Rosen, in dessen Schatten Frater Girolamo zu predigen liebte. Die Überlieferung erzählte, daß Engel nachts diese Rosen begüßten.

Der Novize schlug die Epistel Pauli an die Korinther auf und las: „Ihr könnet nicht zugleich trinken des Herrn Kelch und des Teufels Kelch; ihr könnet nicht zugleich theilhaftig sein des Herrn Tisches und des Teufels Tisches.“

Er stand auf, ging im Kreuzgange auf und ab und ließ alle Gedanken und Gefühle, die er im Laufe des Jahres, das er im Kloster San Marco zugebracht, empfunden hatte, an seinem Geiste vorüberziehen.

In der ersten Zeit war es für ihn eine große Glückseligkeit, sich unter den Schülern Savonarolas zu befinden. Zuweilen führte sie der Frater Girolamo aus der Stadt. Auf einem steilen Pfade, der anscheinend gerade zum Himmel führte, stiegen sie die Höhe von Fiesole hinauf, von wo aus man auf die Ebene des Arno und auf das zwischen

Hügeln eingebettete Florenz niederschaut. Auf einer grünen Wiese, wo Weilchen, Maiglöckchen und Iris blühten und die von der Sonne erhitzten jungen Stämme der Zypressen Harz ausschwitzten, setzte sich der Prior nieder. Die Mönche lagerten sich zu seinen Füßen, wanden Kränze, unterhielten sich, tanzten, trieben wie Kinder allerhand Mutwillen, während andere die Geige, die Bratsche und die Viola spielten, Instrumente, die denen ähnlich sahen, mit denen Fra Giovanni da Fiesole seine Engelschöre ausgerüstet hat.

Savonarola gab ihnen keinen Unterricht, hielt ihnen keine Predigt, sondern unterhielt sich nur freundlich mit ihnen und tanzte und lachte wie ein Kind. Giovanni bemerkte sein Lächeln, das sein ganzes Gesicht verklärte — es schien ihm, als ob sie in dem einsamen Haine, der von Musik und Gesang widerhallte, auf der vom blauen Himmel umgebenen Höhe von Fiesole, selbst den Engeln im Paradiese glichen.

Savonarola trat an den Abgrund heran. Liebevoll, wie eine Mutter auf ihr schlafendes Kind, sah er auf das vom Morgennebel umhüllte Florenz hinab. Aus der Tiefe erklangen die ersten Morgenglocken — wie ein verschlafenes kindliches Lallen.

In den Sommernächten aber, wenn die Leuchtkäfer wie ruhige Lichter unsichtbarer Engel umherslogen, erzählte er unter dem wohl-duftenden Damaszener Rosenstrauche auf dem Hofe von San Marco den Brüdern von den blutigen Malen, den Verletzungen am Körper der heiligen Katharina von Siena, Wunden, die denen des Heilandes glichen und wie Rosen dufteten:

Laß am Schmerz der Wunden satt mich trinken
Und der Kreuzesqualen mich erfreu'n —
Laß mich freu'n der Qualen Deines Sohnes!

sangen die Mönche, und Giovanni wünschte sich, daß das Wunder, von dem Savonarola erzählte, sich an ihm wiederholen möge — daß feurige Strahlen aus der Monstranz seinem Körper wie mit glühenden Eisen die Kreuzestunden einbrennen möchten.

„Gesù, Gesù, amore!“ rief er seufzend, vor Wonne fast vergehend. Eines Tages schickte ihn Savonarola zur Pflege eines Schwerverkranken, wie er es auch mit den anderen Novizen zu tun pflegte, in die Villa Careggi, die zwei Meilen von Florenz entfernt, am südlichen Abhange eines Hügels gelegen war. Es war dieselbe, in der lange Zeit Lorenzo de' Medici gewohnt hatte und auch gestorben war. In einem der einsamen und stillen Gemächer des Schlosses, wo nur spärlich durch die Spalten der Fensterläden das Licht eindrang, sah Giovanni das Gemälde Sandro Botticellis, die Geburt der Göttin Venus. Ganz nackt, weiß wie eine Wasserlilie, feucht, als ob sie den Duft der salzigen Meeresfrische um sich verbreitete, glitt sie, in einer Perlenmuschel

stehend, über die Wogen. Goldige, dichte Haarsträhne umgaben sie wie Schlangen. Mit einer schamhaften Handbewegung drückte sie die Göttin an den Körper, um ihre Blöße zu verhüllen.

Ihr ganzer Körper schien eine Verleitung zur Sünde auszudrücken, während ihre unschuldigen Lippen, ihre kindlichen Augen von einem eigentümlichen Kummer redeten.

Das Gesicht der Göttin kam Giovanni bekannt vor. Er betrachtete es lange, und plötzlich fiel ihm ein, daß er dasselbe Gesicht, dieselben fast verweinten Augen, dieselben unschuldigen Lippen mit dem Ausdruck überirdischen Kummers bereits auf einem anderen Gemälde desselben Sandro Botticelli gesehen habe — bei seiner Mutter Gottes. Unausprechliche Verwirrung bemächtigte sich seiner. Er schlug die Augen nieder und verließ die Villa.

Als er auf einem schmalen Fußpfade nach Florenz zurückkehrte, kam er an einem in einer Mauernische befindlichen morschen Kreuzifix vorüber, ließ sich vor demselben auf die Knie nieder und betete, um der Versuchung zu entfliehen. Hinter der Mauer, im Garten, unter einem Rosenstrauche, erklang eine Mandoline. Plötzlich schrie jemand auf; eine Stimme flüsterte ängstlich:

„Nein, nein, laß mich . . .“

„Meine Geliebte!“ entgegnete eine andere Stimme. „Meine Angebetete! Meine Freude! Amore!“

Die Laute fiel zur Erde, die Saiten klangen, das Geräusch eines Kusses wurde hörbar.

Giovanni sprang auf und wiederholte: „Gesù! Gesù!“ Er wagte das „Amore“ nicht hinzuzufügen.

„Auch hier,“ dachte er, „auch hier ist sie! Im Angesichte der Madonna, in den Worten der heiligen Hymne, im Wohlgeruche der Rosen, die das Kreuzifix umschlingen!“

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und lief fort, als ob er einer drohenden unsichtbaren Verfolgung entfliehen wollte.

Als er ins Kloster zurückkehrte, ging er zu Savonarola und erzählte ihm alles. Der Prior gab ihm den gewohnten Rat, den Teufel mit den Waffen des Fastens und Gebetes zu bekämpfen. Als ihm der Novize zu erklären versuchte, daß nicht der Teufel der fleischlichen Wollust ihn versuche, sondern der Teufel der heidnischen Schönheit, da verstand ihn der Mönch nicht; er verwunderte sich zuerst, dann bemerkte er ihm strenge, daß den falschen Göttern nichts außer Stolz und Lüsternheit innewohne; beides wäre häßlich, die Schönheit sei nur in den christlichen Tugenden enthalten.

Ungetröstet verließ ihn Giovanni. Der Teufel der Mitleidigkeit und der Empörung bemächtigte sich seiner von diesem Tage ab.

Einmal hörte er, wie Frater Girolamo in einem Gespräche über Malerei die Behauptung aufstellte, jedes Bild müsse einen Nutzen bringen und die Menschen in heilsamen Vorsätzen bestärken. Die Florentiner würden nach seiner, Savonarolas, Meinung ein Gott wohlgefälliges Werk vollbringen, wenn sie alle verführerischen, anstößigen Bilder durch den Richter vertilgen ließen.

Ebenso urteilte der Mönch über die Wissenschaft.

„Ein Tor,“ sagte er, „der sich einbildet, daß Logik und Philosophie die Wahrheit des Glaubens bestätigen. Bedarf ein starkes Licht des schwachen, die göttliche Weisheit der menschlichen? Haben denn die Apostel und Märtyrer Logik und Philosophie gekannt? Ist eine alte Frau, die weder lesen noch schreiben kann, aber vor einem Heiligenbilde inbrünstig betet, in der Erkenntnis Gottes nicht weiter als alle Weisen und Gelehrten? Die Logik und Philosophie wird diese am jüngsten Gerichte nicht retten. Homer, Virgil, Plato und Aristoteles — sie alle kommen in das Reich des Teufels, tutti vanno a casa del diavolo. Den Sirenen gleich, mit arglistigen Gesängen die Seele umgarnend, führen sie sie zur Pforte der ewigen Verdammnis. An Stelle des Brotes gibt die Wissenschaft ihren Jüngern Steine. Betrachtet diejenigen, die den Lehren dieser Welt folgen, ihre Herzen sind wie aus Stein!“

„Wer wenig weiß, liebt auch wenig. Große Liebe ist die Tochter großer Erkenntnis“ — jetzt erst begriff Giovanni die ganze Bedeutung dieser Worte. Bei den Bewünschungen aller Reize der Kunst und Malerei durch die Mönche fielen ihm die verständigen Reden Leonardos ein; sein ruhiges Gesicht, seine strengen Blicke, sein Lächeln voller Weisheit standen vor ihm. Er erinnerte sich wohl auch der Früchte des Giftbaumes, der eisernen Spinne, des Ohres des Dionys, der Aufzugsmaschine des heiligsten Nagels, des durch das Antlitz Christi durchscheinenden Gesichtes des Antichrist; aber es schien ihm jetzt, als ob er den Meister nur nicht ganz verstanden, die letzten Geheimnisse seines Herzens nicht erkannt, den ursprünglichen Knoten, in dem alle Fäden zusammengeknüpft, alle Widersprüche gehoben waren, nicht gelöst habe.

So vergegenwärtigte sich Giovanni das letztvergangene Jahr, sein Leben im Kloster San Marco. In tiefes Nachdenken versunken, schritt er den in der Dämmerung liegenden Kreuzgang auf und ab. Der Abend senkte sich hernieder, der leise Glockenruf des Ave Maria erklang, und in langer, schwarzer Reihe zogen die Mönche zur Kirche.

Giovanni folgte ihnen nicht, er setzte sich auf seinen früheren Platz und schlug aufs neue die Epistel des Apostels Paulus auf.

Und in seinem durch die Einflüsterungen des Teufels, des großen Logikers, verwirrten Geiste änderten sich nun die Schriftworte folgendermaßen: „Ihr müßt zugleich trinken des Herrn Kelch und des Teufels

Kelch; ihr müßt zugleich theilhaftig sein des Herrn Tisches und des Teufels Tisches."

In ein bitteres Lachen ausbrechend, richtete er seine Augen gen Himmel, wo er den Abendstern erblickte, der ihm der Kerze des schönsten Engels der Finsternis, Luzifers, des Lichtträgers, ähnlich zu sein schien.

Es fiel ihm eine alte, von einem gelehrten Mönche gehörte Überlieferung ein, die vom berühmten Origenes aufgenommen und von dem Florentiner Matteo Palmieri in seinem Buche „Città della vita“ — „Stadt des Lebens“ — wieder aufgefrischt worden war. Danach sollten während des Ringens des Teufels mit Gott unter den Himmelsbewohnern solche gewesen sein, die sich weder den Heerscharen Gottes noch denen des Teufels anschlossen, sondern bloße Zuschauer des Kampfes blieben; solche, von denen Dante sagt:

... Angeli che non furon ribelli,
Nè fur fedeli a Dio, ma per sè foro. —

Engel, die sich nicht zu den Empörern hielten,
Aber, selbstisch, auch dem Herrn nicht folgten.

Traurige Geister, weder gut noch schlecht, weder dunkel noch hell, beidem angehörend, dem Guten und dem Bösen, dem Licht und dem Schatten — wurden sie vom höchsten Richtersthule in ein Erdental mitten zwischen Himmel und Hölle verbannt, in ein Thal, das so dämmerig war wie sie selbst, und hier wurden sie Menschen.

„Woher soll man das wissen?“ fuhr Giovanni fort, indem er seine sündhafte Meditation laut äußerte. „Woher soll man es wissen? Vielleicht ist nichts Böses dabei — vielleicht kann man zum Ruhme des Ewigen aus beiden Schalen zugleich trinken?“

Es schien ihm, als ob nicht er gesprochen habe, sondern ein anderer, der sich von hinten über ihn gebeugt und ihm leise und freundlich ins Ohr geflüstert habe: „Zugleich, zugleich!“

Vor Schreck sprang er auf, sah sich um und fing, obgleich sich niemand in dem von der Dämmerung umwobenen, einsamen Kreuzgange befand, zitternd und erbleichend an, sich zu bekreuzigen; dann lief er Hals über Kopf aus dem Kreuzgang über den Hof. Erst in der Kirche, wo die Lichter brannten und die Mönche die Litanei sangen, kam er wieder zu sich, fiel auf die Knie nieder und betete:

„Herr, erbarme Dich, erlöse mich von diesen Zweifeln. Ich will keine zwei Kelche. Nur nach Deinem einzigen Kelche, nur nach Deiner Wahrheit dürstet meine Seele, Herr!“

Aber die Gnade Gottes, die dem Laue gleicht, der die Pflanzen erquickt, senkte sich nicht in sein Herz.

Als Giovanni in seine Zelle zurückgekehrt war, legte er sich schlafen. Gegen Morgen hatte er einen Traum. Er ritt mit Monna Cassandra

auf einem schwarzen Bocke durch die Luft. „Zum Sabbat! Zum Sabbat!“ rief die Heze, ihr marmorweißes Gesicht mit den blutroten Lippen und den wie Bernstein leuchtenden Augen zu ihm gewandt. Er erkannte in ihr die Göttin der irdischen Liebe mit dem unsagbar traurigen Augenausdrucke — die weiße Teufelin. Ihr nackter Leib erstrahlte im Vollmonde; ein so bezaubernder, schrecklicher Duft strömte von ihr aus, daß seine Zähne zu Klappern begannen; er umarmte sie, er preßte sie an sich — „Amore! Amore!“ stammelte sie und lechzte nach seinem Kusse — das schwarze Bließ des Bockes gab unter ihnen nach wie das weichste, üppigste Lager. Es dünkte ihn, es sei der Tod. —

* * *

Giovanni erwachte; die Sonne, der Klang der Glocken und Kinderstimmen hatten ihn geweckt. Er ging in den Hof hinunter und erblickte eine Menge Knaben und Mädchen, alle in gleichen, weißen Gewändern, Ölzweige und kleine rote Kreuze in den Händen tragend. Es war die Heilsarmee der Kinder-Inquisitoren, die von Savonarola zur Überwachung der Sittenreinheit in Florenz gegründet worden war.

Giovanni mischte sich unter die Menge und lauschte ihren Gesprächen.

„Eine Anzeige?“ fragte mit der Wichtigkeit eines Befehlshabers der Kapitän, ein blasser, vierzehnjähriger Knabe, einen anderen, schelmisch aussehenden, rothaarigen, schielenden Knaben mit abstehenden Ohren.

„Zu Befehl, Messer Federigo, eine Anzeige,“ antwortete jener, richtete sich stramm wie ein Soldat empor und sah achtungsvoll seinen Kapitän an.

„Ich weiß. Die Tante hat wieder geknobbelt?“

„Nein, Erw. Gnaden, nicht die Tante, sondern die Stiefmutter, auch nicht geknobbelt ...“

„Ach ja,“ besann sich Federigo, „es war ja die Tante des Lippino, die vorigen Sonnabend geknobbelt und Gott gelästert hat. Was bringst du denn?“

„Ich habe eine Stiefmutter ... Gott strafe sie!“

„Schwache keinen Unsinn, mein Lieber! Ich habe keine Zeit. Sorgen über Sorgen ...“

„Ich gehorche, Messere. Also, hört mich an: Die Stiefmutter hat mit ihrem Freunde, einem Mönche, aus dem Keller meines Vaters, während dieser auf dem Jahrmärkte in Maringiole war, ein zurückgestelltes Fäßchen Wein ausgetrunken. Der Mönch riet ihr nun, zur Madonna auf der Rubaconte-Brücke zu gehen, ihr eine Wachskerze zu weihen und sie anzuflehen, daß der Vater das Fäßchen vergessen möge. Sie hat es auch getan, und als der Vater nach seiner Heimkehr den Verlust nicht bemerkte, hat die Stiefmutter aus lauter Freude ein eben-

solches Fäßchen, wie das mit dem Mönche ausgetrunkene, an der Statue der Jungfrau Maria aufgehängt, aus Dank, daß diese ihr geholfen habe, den Vater zu betrügen.“

„Eine Sünde, eine große Sünde!“ sagte Federigo mit finsterner Miene. „Wie aber, Beppo, hast du es erfahren?“

„Ich habe den Reitknecht ausgeforscht, dem Reitknechte hat es die Magd der Stiefmutter erzählt, der Magd aber ...“

„Die Wohnung?“ unterbrach ihn der Kapitän streng.

„Bei Santissima Annunziata, im Laden des Sattlers Lorenzetto.“

„Es ist gut,“ bemerkte Federigo. „Noch heute leiten wir die Untersuchung ein.“

Ein ganz kleiner, sechsjähriger, allerliebster Knabe lehnte sich an die Mauer einer Hofecke und weinte bitterlich.

„Vorüber weinst du?“ fragte ihn ein älterer.

„Sie haben mir meine Locken abgeschnitten. Hätte ich gewußt, daß sie mich scherzen würden, ich wäre nicht gekommen.“ Er fuhr mit der Hand über seine blonden Haare, die durch den Klosterbarbier, der jedem in die Heilsarmee Neueintretenden erbarmungslos das Haar herunterfäbelte, ganz verunstaltet worden waren.

„Ach Lukas, Lukas,“ schüttelte der ältere Knabe vorwurfsvoll den Kopf, „was hast du für sündhafte Gedanken! Wenn du doch an die heiligen Märtyrer denken wolltest, die Gott priesen, als die Heiden ihnen Arme und Beine abschnitten! Du aber weinst über deine Haare!“

Erschüttert durch das Beispiel der heiligen Märtyrer, hörte Lukas auf zu weinen. Plötzlich aber verzog sich sein Gesicht vor Schrecken, er heulte noch lauter, wahrscheinlich bildete er sich ein, daß auch ihm Beine und Hände zu Ehren Gottes von den Mönchen abgeschnitten werden würden.

„Könnt Ihr mir nicht,“ wandte sich eine dicke, vor Aufregung im Gesicht ganz rot gewordene Alte an Giovanni, „könnt Ihr mir nicht sagen, wo hier ein schwarzhaariger Knabe mit blauen Augen ist?“

„Wie heißt er?“

„Dino, Dino del Garbo!“

„In welcher Abteilung?“

„Ach Gott, das weiß ich wirklich nicht! ... Ich suche ihn bereits den ganzen Tag, laufe herum, frage nach ihm und kann ihn nicht finden. Mir dreht sich der Kopf ...“

„Ist es Euer Sohn?“

„Nein, mein Neffe. Ein ruhiger, bescheidener Knabe; er lernte so gut! Auf einmal haben ihn irgendwelche Wildfänge in das schreckliche Heer gelockt. Stellt Euch vor, ein so zartes, schwaches Kind, und hier sollen sie sich mit Steinen schlagen!“

Die Alte fing wieder an zu stöhnen und zu ächzen.

„Ihr seid selbst daran schuld!“ wandte sich ein älterer, ehrbarer Bürger in einem Gewande nach altem Schnitt an sie. „Wenn die Kinder, wie es sich gehört, geprügelt würden, so würden diese Torheiten ihnen gar nicht zu Kopfe steigen. So aber — hat man jemals schon so etwas erlebt? Mönche und Kinder wollen das Staatsschiff lenken! Das Ei will klüger sein als die Henne! Wahrhaftig, solche Torheiten sind auf Erden noch nicht vorgekommen.“

„Ja, ja, das Ei will klüger sein als die Henne!“ fiel die Alte ein. „Die Mönche sagen: ‚Es wird ein Paradies auf Erden sein.‘ Ich weiß nicht, was noch kommen wird — bis jetzt ist es die größte Hölle. In jedem Hause Tränen, Zanf und Geschrei!“

„Habt Ihr es gehört?“ fuhr sie fort, sich geheimnisvoll zum Ohre des alten Bürgers herniederbeugend. „Vor wenigen Tagen noch hat sich Frater Girolamo im Dome vor allem Volke gerühmt: ‚Ihr Väter und Mütter schickt eure Söhne und Töchter wer weiß wie weit weg, sie lehren doch alle zu mir zurück, denn sie sind mein!‘“

Der alte Bürgersmann stürzte sich in einen Haufen von Kindern.

„Endlich, Teufelchen, habe ich dich erwischt!“ rief er, den einen Knaben am Ohre festhaltend. „Nun werde ich dir zeigen, was es heißt, vom Hause weglaufen, sich mit Gefindel abgeben, dem Vater ungehorsam sein!“

„Wir müssen dem Himmlischen Vater mehr gehorchen als dem irdischen,“ entgegnete der Knabe mit leisem, aber bestimmtem Tone.

„Oh, nimm dich in acht, Doffo! Bringe mich nicht zum äußersten! Komm, komm nach Hause — warum stemmst du dich so dagegen?“

„Laßt mich in Ruhe, Vater! Ich gehe nicht mit.“

„Wie, du gehst nicht mit?“

„Nein.“

„Da hast du eine!“ Der Vater schlug ihn ins Gesicht.

Doffo rührte sich nicht, selbst seine blaß gewordenen Lippen zuckten nicht. Er hob nur seine Augen zum Himmel empor.

„Ruhig, ruhig, Messere! Es ist verboten, die Kinder zu beleidigen,“ riefen die herbeigeeilten städtischen Söldner, die die Regierung mit dem Schutze der Heilarmee betraut hatte, dem Vater zu.

„Macht, daß ihr fortkommt, ihr Taugenichtse!“ schrie der Alte jähzornig. Die Söldner versuchten, ihm den Sohn zu entreißen; der Alte schimpfte und hielt ihn fest.

„Dino! Dino!“ kreischte die Alte auf, als sie von weitem ihren Neffen erkannt hatte, und eilte auf ihn zu. Aber die Söldner hielten sie zurück.

„Laßt mich, laßt mich!“ klagte sie. „Dino! Mein Junge! Dino!“

In diesem Augenblicke kam Leben in die Reihen der Heilsarmee. Unzählige kleine Hände schwenkten die roten Kreuze und die Ölzweige; zur Begrüßung des auf den Hof heraustretenden Savonarola stimmten die hellen Kinderstimmen an:

Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis Israel! —
Licht zur Erleuchtung der Völker, zum Ruhme der Kinder Israels!

Die Mädchen umringten den Mönch, bewarfen ihn mit gelben Frühlingsblumen, rosigen Schneeglöckchen und dunklen Veilchen, fielen vor ihm auf die Knie, umfingen und küßten seine Füße.

Schweigend, von den Strahlen der Sonne übergossen, segnete er mit sanftem Lächeln die Kinder.

„Ehre sei Christus, dem Könige von Florenz! Ehre der Jungfrau Maria, unserer Königin!“ schrien die Kinder.

„Richtet euch! Marsch!“ ließen die kleinen Befehlshaber ihre Stimmen erschallen. Die Musik fiel ein, die Fahnen rauschten, und die Regimenter setzten sich in Bewegung. Auf der Piazza della Signoria vor dem Palazzo Vecchio war eine Verbrennung weltlichen Landes — bruciamento delle vanità — angesetzt. Die Heilsarmee sollte noch einmal eine Runde durch Florenz machen, um „weltlichen Land“ und alles dem Untergange Geweihte zusammenzuholen.

* * *

Als der Klosterhof sich leerte, erblickte Giovanni Messer Cipriano Buonaccorsi, den Konsul der Färberinnung, den Altertumsfreund, auf dessen Grundstück bei San Gervaso am Mühlenhügel die alte Bildsäule der Göttin Venus gefunden worden war.

Giovanni trat an ihn heran, und sie kamen ins Gespräch. Messer Cipriano teilte ihm mit, daß vor wenigen Tagen Leonardo da Vinci aus Mailand nach Florenz gekommen sei. Er habe vom Herzog Lodovico den Auftrag erhalten, die Kunstwerke aus den von der Heilsarmee verwüsteten Schlössern aufzukaufen. Zu demselben Zwecke sei auch Giorgio Merula gekommen, der, nachdem er zwei Monate im Kerker gesessen habe, vornehmlich auf Fürsprache Leonardos vom Herzog entlassen und begnadigt worden sei. Der Kaufmann hat Giovanni, ihn zum Prior zu führen, und sie gingen gemeinschaftlich nach der Zelle Savonarolas.

Giovanni, der an der Tür stehen geblieben war, hörte das Gespräch Buonaccorsis mit dem Prior von San Marco mit an.

Messer Cipriano bot 22 000 Fiorini für alle Bücher, Gemälde, Statuen und übrigen Kunstschätze, die an diesem Tage auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden sollten.

Der Prior schlug das Gebot aus.

Der Kaufmann versank in Nachdenken und erhöhte sein Gebot noch um 8000 Fiorini.

Der Mönch antwortete gar nicht darauf, sein Gesicht war finster und starr.

Cipriano biß sich auf die Lippen, schlug die Schöße seines abgetragenen Fuchspelzes über seine Knie, blinzelte mit den Augen und sagte mit seiner angenehmen, leisen, sich stets gleichbleibenden Stimme:

„Pater Girolamo, ich richte mich zugrunde, ich gebe Euch alles, was ich besitze — 40 000 Fiorini.“

Savonarola richtete seinen Blick auf ihn und fragte:

„Wenn Ihr Euch zugrunde richtet und keinen Vorteil davon habt, warum gebt Ihr Euch denn solche Mühe?“

„Ich bin in Florenz geboren und liebe mein Vaterland,“ antwortete der Kaufmann ruhig, „ich möchte nicht, daß Ausländer sagen könnten, wir verbrennen wie Barbaren die unschuldigen Werke der Weisen und Künstler.“

Erstaunt sah ihn der Mönch an und sagte:

„Mein Sohn, wenn du dein himmlisches Vaterland ebenso lieben wolltest als dein irdisches! — Tröstet Euch; auf dem Scheiterhaufen wird nur das vernichtet, was der Vernichtung wert ist, denn das Böse und Lasterhafte kann nach dem Zeugnisse der von Euch selbst so gerühmten Weltweisen nicht schön sein.“

„Seid Ihr so fest überzeugt, Pater,“ sagte Cipriano, „daß die Kinder immer, ohne dabei zu irren, das Gute vom Schlechten bei den Werken der Wissenschaft und Kunst zu unterscheiden vermögen?“

„Kindermund redet Wahrheit,“ entgegnete der Mönch. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ich werde die Weisheit der Weisen zugrunde richten und den Verstand der Verständigen verleugnen, spricht der Herr.‘ Tag und Nacht bete ich für diese Kleinen, damit der Heilige Geist sie erleuchte, wo es ihnen an Verstand gebricht, die Werke der Kunst und Wissenschaft zu beurteilen.“

„Ich flehe Euch an, überlegt es Euch,“ sagte der Kaufmann, „vielleicht einen Teil . . .“

„Verliert keine Worte, Messere,“ unterbrach ihn Frater Girolamo, „mein Entschluß ist unwiderruflich.“

Cipriano verzog seine altersblassen Lippen und brummte etwas in den Bart. Savonarola verstand nur das eine Wort: „Wahnsinn!“

„Wahnsinn?“ fuhr er auf, und seine Augen blitzten. „Ist denn etwa das goldene Kalb der Borgia, das bei den sündhaften Festlichkeiten dem Papste dargebracht wird, nicht auch Wahnsinn? Ist nicht etwa

der heiligste Nagel, der zum Ruhme des Herrn vom Thronräuber und Mörder Moro mit einer teuflischen Aufzugsmaschine erhöht worden ist, nicht auch Wahnsinn? Ihr tanzt um das goldene Kalb, ihr gebärdet euch wahnsinnig zu Ehren eures Gottes Mammon. So laßt doch auch uns, die Einfältigen, töricht sein und unsinnig tun zu Ehren unseres Gottes, des gekreuzigten Christus! Ihr haltet euch über die Mönche auf, die auf dem Plage vor dem Kreuze tanzen. Wartet nur ab — es wird noch anders kommen! Warten wir ab, was ihr klugen Leute dazu sagen werdet, wenn ich nicht nur die Mönche, sondern das ganze Florentiner Volk, Kinder und Erwachsene, Greise und Frauen, dazu zwingen werde, in gottgefälligem Eifer um das wunderbare Erlösungsholz zu tanzen, wie einst David vor der Bundeslade, der alttestamentlichen Laubhütte des allmächtigen Gottes, tanzte.“

* * *

Giovanni begab sich aus der Zelle Savonarolas auf die Piazza della Signoria.

In der Via Larga stieß er auf die Heilsarmee. Die Kinder hatten zwei schwarze Sklaven, die eine Sänfte trugen, in der ein vornehm gekleidetes Weib lag, aufgehalten. Auf dem Schoße der Dame schief ein weißes Hündchen. Ein grüner Papagei und ein kleiner Affe saßen auf einer Stange. Diener und Leibwächter folgten der Sänfte.

Es war die kürzlich aus Venedig eingetroffene Kurtisane Lena Griffa; sie gehörte zu jener Klasse von Buhlerinnen, die die Machthaber der stolzen Republik mit ironisch ehrfurchtsvoller Höflichkeit „puttana onesta“ oder „meretrix honesta“, was soviel heißt wie „ehrfame Buhlerin“, oder intimer auch „mammola“ — „Beilchen“ — nannten. In dem berühmten, zu Nutz und Frommen der Reisenden herausgegebenen „Catalogo di tutte le puttane del bordello con il lor prezzo“ — „Katalog aller Buhlerinnen in den öffentlichen Häusern mit ihren Preisen“ — war der Name Lena Griffa an hervorragender Stelle mit auffallend großen Buchstaben gedruckt. Ihr Preis stand daneben: vier Dukaten. In den heiligen Nächten, am Vorabende großer Feste war der Preis ums Doppelte erhöht — „per la riverenza della Madre del Salvatore“ — „aus Ehrerbietung vor der Mutter des Herrn.“

Auf den Kissen ihrer Sänfte hingestreckt, ähnelte Monna Lena einer Kleopatra oder der Königin von Saba. Sie las den Brief eines in sie verliebten Bischofs, dem ein Sonett beigelegt war, das folgendermaßen schloß:

Wenn ich Deinen bezaubernden Reden lausche,
Göttliche Lena; in weite Fernen
Steigt meine Seele, zu der göttlichen Schönheit
Platonischer Ideen und zu den ewigen Sternen.

Die Kurtisane sann über die Antwort auf dieses Sonett nach. Sie beherrschte die Verkunst außerordentlich und sagte mit einer gewissen Berechtigung, daß sie, wenn es von ihr abhinge, ihre ganze Zeit „nell' Accademie degli uomini virtuosi“ — „in den Akademien hervorragender Männer“ zubringen würde.

Die Heilsarmee umringte die Sänfte. Der Anführer der einen Abteilung, Doffo, trat hervor, hob sein rotes Kreuz empor und rief feierlich:

„Im Namen Jesu, des Königs von Florenz, und der Jungfrau Maria, unserer Königin, befehlen wir dir, all diese sündhaften Verzierungen und Eitelkeiten von dir zu tun. Wenn du nicht folgst, so möge Krankheit dich treffen!“

Das Hündchen wachte auf und bellte; der Affe zischte, der Papagei schlug mit den Flügeln und schrie den ihm von seiner Herrin beigebrachten Vers: „Amor che a nullo amato amar perdona.“

Lena wollte ihren Leibwächtern ein Zeichen geben, die Menge auseinander zu treiben, als ihr Blick auf Doffo fiel. Sie winkte ihn herbei.

Der Knabe trat mit niedergeschlagenen Augen heran.

„Herunter, herunter mit allem Flitter! Heraus mit dem eitlen Tand!“ schrien die Kinder.

„Was für ein hübscher Kerl!“ sagte Lena leise, ohne das Geschrei des Pöbels zu beachten. „Höre, mein kleiner Adonis! Gern würde ich alle diese Lappen weggeben, um dir eine Freude zu machen — aber die Sache hat einen Haken, sie gehören nicht mir, sind nur vom Juden geborgt. Die Sachen eines solchen treulosen Hundes zu opfern, kann doch unmöglich Christus und der Jungfrau Maria wohlgefällig sein.“

Doffo erhob seine Augen zu ihr. Monna Lena nickte mit kaum wahrnehmbarem Lächeln, als ob sie seine geheimen Gedanken bestätigen wollte, und sagte in venetianischem Dialekte mit singendem, zärtlichem Tone:

„In dem Bicolo de' Bottai bei Santa Trinità. Frage nach der Kurtisane Lena, der Venetianerin! Ich werde dich erwarten.“

Doffo sah sich um, er bemerkte, daß seine Kameraden die Kurtisane nicht mehr beachtetten, sie waren zu sehr mit Steinewerfen und Schimpfen auf eine um die Ecke gekommene Gruppe von Widersachern Savonarolas, sogenannter „Witender“ — „arrabbiati“ — beschäftigt. Er wollte ihnen zurufen, die Kurtisane zu überfallen, wurde aber plötzlich verwirrt und errötete über und über.

Lena fing an zu lachen, ihre spitzen, weißen Zähne wurden zwischen den herrlichen Lippen sichtbar. Die venetianische mammola, die mutwillige, zänkische Straßendirne, schimmerte durch die Ähnlichkeit mit der Kleopatra und der Königin von Saba hindurch.

Die beiden schwarzen Sklaven, die die Sänfte zu tragen hatten, hoben ihre Last hoch, und die Kurtisane setzte ihren Weg furchtlos fort. Das Hündchen schlief wieder auf ihrem Schoße ein, der Papagei sträubte seine Federn, und der unermüdlche Affe schnitt Gesichter und suchte mit seiner Pfote den Bleistift zu erhaschen, mit dem die vornehme Bühlerin den ersten Vers der Antwort an den Bischof niederschrieb:

Rein ist mein Lieben, wie der Hauch des Seraphs.

Doffo stieg sichtlich befangen an der Spitze seiner Schar die Stufen zu den Gemächern der Medicer empor.

* * *

In den dunklen Räumen, wo alles die ehemalige Herrlichkeit be-
kundete, wurden die Kinder ängstlich.

Als aber die Fensterladen geöffnet waren, Hörnerklang und Trom-
melwirbel erschallten, da verteilten sich die kleinen Inquisitoren mit
freudigem Geschrei, Gelächter und Singen von Psalmen in die Säle.
Sie hielten ein Gottesgericht ab über die Lockmittel der Kunst und
Wissenschaft, suchten und sammelten den weltlichen Tand und das dem
Untergange zu Weihende unter der Eingebung des Heiligen Geistes.

Giovanni beobachtete ihr Treiben.

Die Stirn in Falten gezogen, die Hände auf dem Rücken, mit
wichtiger Miene gingen die Kinder zwischen den Statuen großer Männer,
Philosophen und Helden des heidnischen Altertums, umher.

„Pythagoras, Anaximenes, Heraclitus, Plato, Mark Aurel, Epiktet“,
buchstabierte ein Knabe die Inschriften an den Sockeln der marmornen
und bronzenen Statuen.

„Epiktet!“ unterbrach ihn Federigo, indem er mit Kennermiene die
Augenbrauen hochzog, „das ist ja der Reher, der gelehrt hat, daß alle
Vergnügungen erlaubt seien und daß es keinen Gott gebe. Der müßte
verbrannt werden! Schade — er ist aus Marmor!“

„Das macht nichts,“ sprach der flinke, schielende Beppo, „wir wer-
den es ihm doch eintränken!“

„Das ist er nicht!“ rief Giovanni. „Ihr verwechselt Epiktet mit
Epikur.“

Es war zu spät. Beppo schlug mit einem Hammer die Nase des
Weisen so geschickt ab, daß die anderen Knaben in ein lautes Gelächter
ausbrachen.

„Einerei — Epiktet oder Epikur — gleiche Brüder, gleiche Klappen!
Tutti vanno a casa del diavolo!“ wiederholte er die Worte Savonarolas.

Vor einem Gemälde Botticellis gerieten sie in Streit. Doffo be-
hauptete, es sei verführerisch, weil es den nackten Jüngling Bacchus

durch die Pfeile des Liebesgottes durchbohrt, darstelle; Federigo aber, der mit Beppo in der Unkenntnis des weltlichen Landes und des dem Untergange zu Weihenden wetteiferte, trat heran, sah es sich an und erklärte, daß es gar nicht Bacchus sei.

„Wer ist es denn, deiner Ansicht nach?“ fragte Doffo.

„Wer? Er fragt noch! Seht ihr es denn nicht selbst, Kameraden? Es ist der heilige Märtyrer Stephanus!“

Verständnislos standen die Kinder vor dem rätselhaften Bilde. Wenn es wirklich den Heiligen darstellen sollte, warum strahlte der nackte Körper eine so heidnische Schönheit aus, warum drückte sein Gesicht nicht Qualen, sondern die Wonne eines wollüstigen Gefühles aus?

„Hört nicht auf ihn, Kameraden!“ schrie Doffo. „Es ist der abscheuliche Bacchus!“

„Du lügst, Gotteslästerer!“ rief Federigo und hielt das Kreuz als Waffe empor.

Die beiden Knaben stürzten aufeinander los, die Kameraden konnten sie kaum auseinander reißen. Die Zweifel über das Bild blieben bestehen.

Indessen gelangte der rastlose Beppo in Gemeinschaft mit Lukas, der sich bereits getröstet und seine abgeschnittenen Locken verschmerzt hatte — es schien ihm, als hätte er sich noch niemals an solch lustigen Streichen beteiligt —, in ein kleines, dunkles Zimmer. Hier stand auf einem hohen Ständer vor dem Fenster eine von den Vasen, die von den venetianischen Glasfabriken in Murano angefertigt wurden. Von einem durch eine Spalte der geschlossenen Fensterladen fallenden Sonnenstrahl beleuchtet, funkelte die Vase wie Edelsteine in verschiedenen Farben; sie glich einer riesigen Wunderblume.

Beppo kletterte auf einen Tisch, näherte sich vorsichtig auf den Behen der Vase, als ob sie lebe und ihm entfliehen könne, steckte ihr schelmisch die Zunge heraus, zog die Stirne kraus und stieß sie mit dem Finger an. Die Vase kam wie eine zarte Blume ins Schwanken, fiel herunter, funkelte, klirrte in kläglichem Ton und zerfiel in Scherben. Beppo sprang wie ein Befessener umher, warf sein Kreuz in die Höhe und fing es wieder auf. Lukas sprang ebenfalls, klatschte mit den Händen, und seine Augen flammten von der Begeisterung der Zerstörungswut.

Als sie von weitem das Jubelgeschrei ihrer Kameraden hörten, kehrten sie in den großen Saal zurück.

Federigo hatte eine Vorratskammer entdeckt, in der unzählige Kästen standen, die alle mit „eitlem Tand“ angefüllt waren, wie ihn auch die erfahrensten unter den Kindern noch nicht gesehen hatten. Es waren Masken und Anzüge zu Fastnachtsumzügen und allegorischen Triumphzügen, die Lorenzo de' Medici, „der Prächtige“, zu veranstalten

liebte. Die Kinder drängten sich an der Thür der Vorratskammer. Beim Schein eines Talglichtes erblickten sie aus Pappe verfertigte ungeheuerliche Faunengesichter, die gläsernen Weintrauben der Bacchantinnen, den Köcher und die Flügel Amors, den Heroldsstab des Hermes, den Dreizack Neptuns; schließlich kamen unter allgemeinem Jubelgelächter der Kinder die hölzernen, vergoldeten, mit Spinnweben überzogenen Blitze des olympischen Donnerers und sein von Motten zerfressener, ausgestopfter Adler zum Vorschein, dem der Schweiß ausgerissen war und aus dessen durchlöcherter Bauche Hede herausstarrte.

Plötzlich sprang aus einer hellblonden Perücke, die vermutlich der Venus gedient hatte, eine Ratte heraus. Die Mädchen kreischten auf. Das kleinste sprang auf einen Stuhl und hob furchtsam sein Kleidchen bis über die Knie empor.

Kalter Schrecken und Widerwillen gegen das alte, heidnische Gerümpel, den Grabesstaub der alten Götter, ergriff die Menge. Die Schatten der Fledermäuse, die, von dem Lärm und dem Lichtschein aufgeschreckt, sich an die Decke stießen, erschienen ihr als unreine Geister.

Doffo kam herbeigelaufen und meldete, daß sich oben noch ein verschlossenes Zimmer befinde, die Thür bewache ein kleiner, zorniger, rotenasiger und glasköpfiger Greis, der schimpfe und niemanden hineinlasse.

Die Kinder entfernten sich, um weitere Nachforschungen anzustellen. In dem die Thür bewachenden Greise erkannte Giovanni seinen alten Freund, Messer Giorgio Merula, den großen Bücherfammler.

„Gib den Schlüssel heraus!“ rief ihm Doffo zu.

„Wer hat euch denn gesagt, daß ich ihn habe?“

„Der Schlossaufseher hat es gesagt.“

„Entfernt euch, geht mit Gott weiter!“

„Nimm dich in acht, Alter! Wir raufen dir den Rest deiner Haare aus!“

Doffo gab ein Zeichen. Merula stellte sich vor die Thür, er wollte sie mit seinem Leben verteidigen. Die Kinder fielen über ihn her, warfen ihn zu Boden, schlugen ihn mit ihren Kreuzen halb tot, durchsuchten seine Taschen, fanden den Schlüssel und öffneten die Thür. Es war ein kleines Zimmer mit einer wertvollen Bibliothek.

„Hier,“ Merula wies sie mit dem Finger zurecht, „in diesem Winkel ist alles, was ihr braucht. Klettert nicht auf die oberen Fächer, da ist nichts!“

Die Inquisitoren hörten aber nicht auf ihn. Alles, was ihnen in die Finger kam, besonders reich eingebundene Bücher, warfen sie auf einen Haufen zusammen. Dann rissen sie die Fenster sperrangelweit auf, um die dicken Folianten auf die Straße zu werfen, wo bereits ein mit all dem weltlichen Tand beladener Wagen hielt.

Tibull, Horaz, Ovid, Apulejus, Aristophanes — seltene Manuskripte, wertvolle Ausgaben — flogen an den Augen Merulas vorüber. Giovanni bemerkte, daß es dem Greise gelungen war, aus dem Haufen ein kleines Buch zu erwischen und heimlich in seinen Kleiderfalten zu verbergen; es war ein Werk des Marcellinus, eine Lebensbeschreibung des Kaisers Julian Apostata.

Als Merula auf der Erde die Abschrift einer Sophokleischen Tragödie auf seidenartigem Pergamente mit künstlichen Initialen liegen sah, stürzte er sich gierig darauf, ergriff sie und flehte herzerbrechend: „Kinder! Meine Lieben! Schont Sophokles! Er ist der unschuldigste unter den Dichtern! Laßt, laßt ihn mir!“

Verzweifelt drückte er das Buch an seine Brust; als er aber fühlte, wie Blatt auf Blatt ihm entrisen wurde, begann er zu weinen, stöhnte wie vor Schmerz, ließ das Buch fallen und schrie in ohnmächtiger Wut:

„Wißt ihr wohl, ihr gemeinen, jungen Hunde, daß jeder Vers dieses Dichters ein größeres Heiligtum vor Gott ist, als alle die Prophezeiungen eures wahnsinnigen Girolamo!“

„Schweig, Alter, wenn du nicht willst, daß wir dich mitamt deinen Dichtern zum Fenster hinauswerfen!“

Sie fielen wieder über ihn her und drängelten ihn aus der Bibliothek hinaus. Merula fiel in die Arme Giovannis.

„Gehen wir, machen wir, daß wir hier fortkommen. Ich will diese Schandtaten nicht mehr sehen.“

Sie verließen das Schloß und gingen an der Kirche Santa Maria del Fiore vorüber nach der Piazza della Signoria.

* * *

Vor dem dunklen, schlanken Turme des Palazzo Vecchio, der Loggia dell' Oragna gegenüber, war ein großer Scheiterhaufen errichtet. Es war eine aus Brettern zusammengesetzte, achteckige Pyramide mit fünfzehn Stufen, dreißig Ellen hoch und hundertundzwanzig Ellen im Durchmesser.

Auf der ersten, untersten Stufe lagen Masken, Narrenkappen, Anzüge, Perücken, falsche Bärte und viel anderer fastnachtlicher Plunder; auf den drei folgenden freidenkerische Bücher von Anakreon und Ovid an bis zu dem Dekameron des Boccaccio; über den Büchern lagen Weiberpuß und Toilettenkram: Salben, wohlriechende Essenzen, Spiegel, Puderquasten, Nagelseilen, Brennscheren, kleine Zangen zum Ausreißen der Haare, noch höher Noten, Lauten, Mandolinen, Karten, Schachbretter, Regel, Bälle — alles Spiele, mit denen die Menschen den Teufel ergözen; dann folgten verführerische Bilder, Zeichnungen, Porträts schöner Frauen; hoch oben an der Spitze der Pyramide die

aus bemaltem Wachs und Holz angefertigten Büsten der heidnischen Götter, Helden und Philosophen. Alles aber überragte eine den Teufel, den Urrzeuger aller Eitelkeiten, darstellende ausgestopfte Figur; sie war mit Schwefel und Pulver gefüllt und ungeheuerlich angestrichen, haarig, bockbeinig, wie der alte Gott Pan.

Es dämmerte bereits; die Luft war kalt, klar und rein; die ersten Sterne leuchteten am Himmel auf. Die Volksmenge auf dem Platze schwirte durcheinander mit einem, wie in einer Kirche andächtigen Flüstern. Es ertönten die geistlichen Hymnen der Schüler Savonarolas, der sogenannten „Greiner“. Die Reime, die Melodie und das Versmaß waren die alten karnevalistischen geblieben, nur die Worte waren geändert. Giovanni lauschte dem Gesange, und der Gegensatz des traurigen Textes und der lustigen Melodie erschien ihm so roh, daß ein unbezwingliches Gefühl des Abscheues in ihm aufstieg.

Der Liebe nimm der Unzen drei,
Des Glaubens drei, und sechs der Hoffnung,
Zwei der Buße, mische gut
Und stell's ans Feuer des Gebetes;
Laß es drei Stunden an dem Feuer,
Gib geistige Betrübniß zu,
Zerknirschung, Demut! Das genügt,
Die Weisheit Gottes draus zu machen.

Ein Mann mit eiserner Brille, lederner Schürze, einem Riemen um die dünnen, fettigen Haarsflechten und mit schwieligen Händen predigte vor einem Haufen Handwerker, die anscheinend ebensolche „Greiner“ waren wie er selbst.

„Ich, Roberto, weder Sere noch Messere, ein einfacher Florentiner Schneider,“ schrie er und schlug sich mit der Faust vor die Brust, „verkünde euch, meinen Brüdern, daß Jesus, der König von Florenz, mir in vielen Offenbarungen aufs allergenaueste eine neue, Gott wohlgefällige Ordnung und Gesetzgebung verkündet hat. Wollt ihr, daß es weder Arme noch Reiche, weder Geringe noch Vornehme gibt — daß alle gleich sind?“

„Wir wollen es, wir wollen es! Sprich, Roberto, wie das zu erreichen ist.“

„Wenn ihr den richtigen Glauben habt, ist es ganz leicht. Eins, zwei, und es ist fertig. Erstens — er bog den Mittelfinger seiner linken Hand mit dem Zeigefinger der rechten ein — eine allgemeine, staffelförmige Einkommensteuer; zweitens — er bog den zweiten Finger — ein allgemeines, von Gott begeistertes Parlament . . .“

Dann hielt er inne, nahm seine Brille ab, wischte sie ab, setzte sie wieder auf, räusperte sich bedächtig und fuhr in einförmigem, flüsterndem Tone und mit dem Ausdruck eigenfinniger Selbstliebe auf dem Gesichte

fort, seinen Zuhörern zu erklären, worin die staffelförmige Einkommensteuer und das von Gott begeisterte Parlament eigentlich beständen.

Giovanni hörte und hörte zu — Widerwille ergriff ihn. Er ging ans andere Ende des Platzes.

Hier schwebten in der abendlichen Dämmerung die Mönche gleich Schatten und trafen die letzten Vorbereitungen. Ein Mann auf Krücken, noch nicht alt, aber augenscheinlich vom Schlage gelähmt, mit zitternden Füßen und Händen, mit unbeweglichen Augenlidern, näherte sich dem Hauptanordner, dem Frater Domenico Buonvicini; ein krampfhaftes Zucken, ähnlich den letzten Zuckungen eines angeschossenen Vogels, lief über sein Gesicht. Er übergab dem Mönche eine große Rolle.

„Was ist das?“ fragte Domenico. „Wieder Zeichnungen?“

„Anatomie. Ich hatte sie vergessen. Gestern im Traume vernahm ich eine Stimme: ‚Sandro, auf dem Dachboden deiner Wohnung hast du noch von dem weltlichen Lande und dem der Vernichtung Geweihten in einem Koffer liegen!‘ Ich stand auf, rappelte mich nach oben und holte diese Zeichnungen nackter Körper.“

Der Mönch nahm ihm die Rolle aus der Hand und sagte mit heiterer Miene:

„Ein herrliches Feuer werden wir entfachen, Messer Filipepi!“

Dieser blickte auf die Pyramide des weltlichen Landes.

„Herr, Herr, sei uns armen Sündern gnädig!“ seufzte er auf.

„Wenn der Frater Girolamo nicht wäre, wir würden unbußfertig sterben, ohne uns der Sünden zu entäußern. Wer weiß auch jetzt noch, ob wir gerettet werden, ob wir Zeit haben werden, alles abzubitten?“

Er betruugte sich und murmelte Gebete, indem er die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte Giovanni den neben ihm stehenden Mönch.

„Sandro Botticelli, der Sohn des Gerbers Filipepi,“ lautete die Antwort.

* * *

Als es ganz dunkel geworden war, erscholl unter der Volksmenge der Ruf: „Sie kommen, sie kommen!“

Schweigend, ohne Hymnen, ohne Fackeln, zogen die weißgekleideten Kinderinquisitoren in der Dämmerung heran; vor ihnen her wurde ein Bildnis des Christuskindes getragen; mit der einen Hand zeigte es auf die Dornenkrone, die auf seinem Haupte lag, die andere streckte es segnend empor. Hinter den Kindern schritten die Mönche, die Geistlichen, die Gonfalonieri, die Mitglieder des Rates der Zwölf, die Kanoniker, die Doctoren und Magister der Theologie, die Wächter des Bargello,

Pfeifer und Hellebardenträger. Auf dem Platze herrschte eine Stille, wie bei einer Hinrichtung. Savonarola trat auf die „Ringhiera“, die Plattform vor dem Palazzo Vecchio, hob das Kreuzifix hoch empor und rief mit feierlicher, weiterschallender Stimme:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes — zündet an!“

Vier Mönche mit brennenden Fackeln traten an den Scheiterhaufen und zündeten ihn an vier Ecken an.

Die Flamme prasselte empor, ein anfänglich grauer, später schwarzer Rauch stieg in die Höhe. Die Posaunen erklangen. Die Mönche sangen: „Lobet den Herrn!“ und die Kinder fielen mit hellklingenden Stimmen ein: „Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis Israel!“

Auf dem Turme des Palazzo Vecchio wurde die Glocke geläutet, und in ihren dumpfen, kupfernen Klang fielen die Glocken sämtlicher Kirchen von Florenz ein.

Die Flammen wurden immer heller. Die zarten Blätter der alten Pergamentbücher kräuselten sich, als ob sie lebten, und wurden zu Asche. Von der untersten Stufe, wo die Fastnachtsmasken lagen, flog ein brennender falscher Bart in die Höhe. Das Volk jauchzte und lachte.

Die einen beteten, die anderen weinten; einzelne lachten, rangen die Hände und schwenkten die Hüte; wieder andere wahr sagten.

„Singet, singet dem Herrn ein neues Lied!“ schrie ein lahmer Schuhmacher mit blödem Gesichtsausdruck. „Alles wird einstürzen, meine Brüder, alles wird verbrennen, bis auf den Grund verbrennen, wie dieser Land im reinigenden Feuer — alles, alles, alles — die Kirche, die Gesetze, die Obrigkeit, die Künste und Wissenschaften — es wird kein Stein auf dem anderen bleiben — und es wird ein neuer Himmel, eine neue Erde geschaffen werden! Gott wird unsere Tränen wegwischen; es wird keinen Tod, noch Weinen, noch Kummer, noch Krankheiten geben. Komm, Herr Jesus!“

Eine junge, schwangere Frau mit hageren, leidenden Gesichtszügen, anscheinend die Frau eines Handwerkers, fiel auf die Knie, streckte ihre Arme den Scheiterhaufenflammen entgegen, als ob sie Christum selbst darin sähe, zerriß ihre Kleider, schluchzte wie eine Besessene und rief: „Komm, Herr Jesus! Amen! Amen! Komm, Herr Jesus!“

* * *

Giovanni richtete seine Blicke auf ein von der Flamme beleuchtetes, aber noch unberührtes Gemälde; es war ein Werk Leonardo da Vincis.

An dem von der untergehenden Sonne beleuchteten Wasser eines Gebirgssees stand die nackte, weiße Leda; ein riesiger Schwan hielt ihren Leib mit einem seiner Flügel umschlungen, er streckte seinen langen

Hals weit vor und schien Himmel und Erde mit dem Gesang triumphirender Liebe zu erfüllen. Zu ihren Füßen, in der Dämmerung, sah man in der Feuchtigkeit, zwischen Wasserpflanzen, Tieren und Insekten, das Zwillingspaar Kastor und Pollux. Halb Götter, halb Menschen, waren die Brüder eben der zerbrochenen Schale eines gewaltigen Eies entfliegen. Ganz nackt, alle geheimen Falten ihres Körpers preisgebend, freute sich Leda über ihre Kinder, sie umarmte den Hals des Schwanes, und ein anmutiges Lächeln umspielte ihre Rippen.

Giovanni verfolgte mit seinen Blicken, wie die Flamme immer näher und näher kam — sein Herz erstarrte vor Schrecken.

Währenddessen errichteten die Mönche mitten auf dem Platze ein großes, schwarzes Kreuz, reichten sich die Hände, bildeten drei Kreise zu Ehren der Dreieinigkeit und fingen, die Freude der Gläubigen über die Verbrennung damit bezeichnend, zu tanzen an. Zuerst langsam, dann immer schneller und schneller; zuletzt rasten sie wie ein Wirbelwind um das Kreuz herum und sangen:

Ehrt den Herrn! Ehrt den Herrn!
Tanzt, und schämt euch nicht,
Wie der König David tanzte.
Hebet eure Kutten hoch —
Seht nur zu, daß beim Tanze
Niemand bleibe nach!

Trunken sind wir in der Liebe
Zu dem wunderbaren Blutstrom,
Der am Kreuze Christi quillt.
Töne laut, du Freudenlärm,
Ihm, dem Herrn, zur Ehre,
Ihm, dem Gotteslohn!

Die Zuschauer erfaßte Schwindel, Hände und Füße zuckten — plötzlich fingen auch die Kinder, Greise und Frauen rasend zu tanzen an. Ein glasköpfiger, dicker Mönch, der einem alten Faune ähnlich sah, glitt bei einem ungeschickten Sprunge aus, fiel und schlug sich seinen Kopf blutig; mit Mühe konnte man ihn aus der Menge herausziehen, er wäre sonst tot getreten worden.

Der rote Feuerchein beleuchtete die verzerrten Gesichter.

Das Kreuzifix, der unbewegliche Mittelpunkt der sich drehenden Kreise, warf einen riesigen Schatten.

Mit den Kreuzen winken wir,
Tanzen wir,
Tanzen wir,
Wie der König David tanzte —
Wirbeln einer nach dem andern
Uns im Kreis
Ringsherum,
Fastennacht zu feiern —

Weg, du Weisheit dieser Welt!
Weg, du Menschenhochmut!
Wir, der Einfalt Kinder,
Werden Gottes Narren,
Loren wir,
Loren wir,
Christi Lorenvolf.

Die Flamme ergriff die Leda und beleckte mit ihrer roten Zunge den nackten Körper; er sah dadurch rosiger, wie lebendig aus und wurde so immer geheimnisvoller und schöner.

Bitternd und erbleichend sah Giovanni die Frauengestalt an.

Leda lächelte ihn zum letztenmal an, dann loderte sie auf, verging im Feuer wie eine Wolke im Abendrote und verschwand für ewige Zeiten.

Der gewaltige Balg des Satans auf der Spitze des Scheiterhaufens fing Feuer. Sein Bauch, der mit Pulver gefüllt war, explodierte mit betäubendem Knalle. Die Feuer säule rechte sich bis in den Himmel. Die Puppe schwankte auf dem feurigen Throne, sank, stürzte und zerfiel in glühende Asche.

Aufs neue erklangen Pauken und Trompeten. Alle Glocken wurden geläutet. Die Menge stimmte ein Siegesgeheul an, als ob der Teufel selbst, mit der Gige, den Qualen, dem ganzen Bösen der Welt in dem heiligen Feuer des Scheiterhaufens umgekommen wäre.

Giovanni faßte sich an den Kopf und wollte fliehen. Eine Hand legte sich auf seine Schultern, er wandte sich um und sah in das ruhige Antlitz seines Meisters.

Leonardo nahm ihn bei der Hand und führte ihn aus der Menge heraus.

* * *

Von dem Plage, über dem Wolken stinkenden Rauches lagerten und die Gluten des Scheiterhaufens leuchteten, gingen sie durch eine dunkle Seitengasse ans Ufer des Arno.

Hier war es still und einsam, nur die Bogen rauschten. Die Mondsichel erleuchtete die ruhigen Gipfel der Hügel, die im Reife silbern erglänzten. Die Sterne blinkten am Himmelszelte.

„Warum hast du mich verlassen, Giovanni?“ fragte Leonardo.

Der Schüler erhob seine Augen, wollte etwas sagen, aber seine Stimme versagte, seine Lippen zuckten, und er fing an zu weinen.

„Verzeiht mir, Meister . . .“

„Du hast in meinen Augen keine Schuld,“ antwortete Leonardo.

„Ich mußte selbst nicht, was ich tat,“ fuhr Boltraffio fort. „Mein Gott, wie konnte ich Euch nur verlassen!“

Er wollte seinem Meister seinen ganzen Wahnsinn, seine Qualen, seine Zweifel über den Reich des Herrn und den des Teufels, über

Christus und den Antichrist beichten, aber er fühlte, wie damals vor dem Denkmale Sforzas, daß Leonardo ihn nicht verstehen würde, und sah ihm nur mit hoffnungsloser, flehender Miene in die ruhigen, stillen Augen, die so wunderbar schienen wie die Sterne.

Der Meister fragte ihn nichts weiter, als ob er alles erraten habe, und mit einem Lächeln höchsten Mitleids legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Gott helfe dir, mein armer Junge! Du weißt, ich habe dich immer wie einen Sohn lieb gehabt. Wenn du wieder mein Schüler werden willst, so nehme ich dich mit Freuden an.“

Und wie für sich selber, mit der rätselhaften Kürze, in die er für gewöhnlich seine geheimen Gedanken kleidete, fügte er kaum hörbar hinzu:

„Wo größtes Empfinden ist, da ist auch größtes Märtyrertum!“

Der Klang der Glocken, die Gesänge der Mönche, der Lärm der wahnsinnigen Menge ließen sich von weitem hören, aber sie störten nicht das tiefe Schweigen, das Meister und Schüler umfing.



Achtes Kapitel.

Das Goldene Zeitalter.

1496—1497.

Ende des Jahres 1496 schrieb die Herzogin Beatrice von Mailand ihrer Schwester Isabella, der Gemahlin des Markgrafen Francesco Gonzaga, des Herrschers von Mantua:

Erlauchteste Madonna, unsere vielgeliebte Schwester!

Ich und mein Gatte, Signor Lodovico, wünschen Euch und dem ausgezeichneten Signor Francesco Gesundheit und alles Gute.

Auf Euren Wunsch hin schicke ich Euch das Bildnis meines Sohnes Massimiliano. Glaubet aber ja nicht, daß er so klein ist. Wir wollten ihn genau messen, um es Ew. Erlaucht mitzuteilen, aber wir fürchteten uns, da die Wärterin meinte, daß es dem Wuchse hinderlich sei. Er wächst aber auffallend. Wenn ich ihn einige Tage nicht gesehen habe, so scheint er mir wieder so gewachsen zu sein, daß ich äußerst zufrieden und beruhigt bin.

Bei uns herrscht große Trauer. Der kleine Narr Raminio ist gestorben. Ihr kanntet und liebtet ihn auch und könnt es daher ver-

siehen, daß, wenn ich etwas anderes verloren hätte, ich hoffen dürfte, es ersetzen zu können; aber zum Ersatz unseres Mannino könnte die Natur selbst nichts wieder schaffen, da sie auf ihn alle ihre Kräfte bereits verwandt hatte, um zur Belustigung der Fürsten in einem Wesen seltenste Dummheit und bezauberndste Häßlichkeit zu vereinen. Unser Hofpoet Bellincioni sagt in seinem Nachrufe: „Wenn seine Seele im Himmel wäre, so würde sie das ganze Paradies erheitern, käme sie in die Hölle, so würde selbst Cerberus schweigen und sich freuen.“ Wir haben Mannino in unserem Grabgewölbe in Santa Maria delle Grazie beigesezt, neben unserem Lieblings-Jagdfalken und der unvergeßlichen Sündin Puttina; wir möchten nach unserem Tode wieder mit diesen angenehmen Dingen vereint sein. Zwei Nächte lang habe ich geweint. Um mich zu trösten, versprach Signor Lodovico, mir zu Weihnachten einen prachtvollen, silbernen Nachtstuhl zur Erleichterung des Leibes — *a deporre l'inutil peso del ventre* — mit einem Relief, den Kampf der Kentauren mit den Lapithen darstellend, zu schenken. Das Geschirr ist im Innern aus reinem Golde, der Traghimmel aus rotem Samt mit dem darauf gestickten herzoglichen Wappen, alles genau so, wie es bei der Gemahlin Lorenzos des Prächtigen gewesen ist. Einen solchen Stuhl, sagt man, besäße nicht allein keine italienische Fürstin, sondern selbst der Papst, der Kaiser und der Großtürke nicht. Metula hat darauf Hexameter verfaßt, die so beginnen: „*Quis cameram hanc supero dignam neget esse tonante Principe* — dieser Thron ist würdig des höchsten, im Himmel donnernden Gottes.“

Signor Lodovico wünschte, daß der Florentiner Künstler Leonardo da Vinci in diesem Stuhle eine Musikmaschine, eine Art kleiner Orgel anbringen möge, aber Leonardo lehnte unter dem Vorwande ab, daß er zu sehr von dem Kolosz und dem „Heiligen Abendmahl“ in Anspruch genommen sei.

Ihr bittet mich, liebe Schwester, Euch auf eine Zeitlang diesen Meister zu senden. Mit Vergnügen würde ich Eure Bitte erfüllen und Euch diesen Mann für immer, nicht bloß für kurze Zeit überlassen. Doch Signor Lodovico ist ihm, ich weiß nicht weshalb, überaus gewogen und will sich durchaus nicht von ihm trennen. Übrigens braucht Ihr es gar nicht zu bedauern, da dieser Leonardo mehr der Alchimie, der Magie, der Mathematik und ähnlichen Phantastereien ergeben ist als der Malerei und sich durch eine solche Nachlässigkeit bei Ausführung von Aufträgen auszeichnet, daß ein Engel darüber seine Geduld verlieren könnte. Außerdem soll er, wie ich gehört habe, ein Reker und ein Gottloser sein.

Vor einiger Zeit jagten wir auf Wölfe. Das Reiten ist mir

untersagt, da ich bereits im fünften Monat schwanger bin. Ich folgte der Jagd, auf dem hohen Tritte eines Wagens stehend, der besonders zu diesem Zwecke für mich gebaut worden ist und einer Kirchenkanzel ähnlich sieht. Übrigens war es kein Vergnügen, sondern eine Tortur. Als der Wolf in den Wald entkam, brach ich fast in Tränen aus. Ach, wenn ich selbst zu Pferde gewesen wäre, ich hätte ihn nicht entwischen lassen — das Genick hätte ich gebrochen oder das Tier zur Strecke gebracht!

Erinnert Ihr Euch noch, liebe Schwester, wie wir zusammen geritten sind? Penthesilea fiel dabei in den Graben und hätte fast den Hals gebrochen. Und die Jagd auf wilde Sauen in Eusnago — und das Ballspiel — und der Fischfang? Das war eine herrliche Zeit!

Jetzt unterhalten wir uns, so gut es geht. Wir spielen Karten, laufen Schlittschuh. Dies letztere hat uns ein junger Edelmann aus Flandern gelehrt. Wir haben einen grimmigsten Winter; nicht allein die Teiche, sondern auch die Flüsse sind zugefroren. Auf der Eisbahn im Schloßparke hat Leonardo eine herrliche Leda mit dem Schwane aus festem, weißem Schnee wie aus Marmor geformt. Schade, daß sie im Frühjahr zerschmelzen wird.

Wie geht es Euch, liebe Schwester? Ist die Zucht der langhaarigen Katzen geglückt? Wenn Ihr einen rötlichen Kater mit blauen Augen bekommen solltet, so schickt ihn mir, samt der versprochenen Mohrin. Ich schenke Euch junge Hunde von dem Seidenspiß. Vergesst ja nicht, Madonna, mir den Schnitt Eures blauatlassenen Seelenwärmers mit dem schrägen Kragen aus Zobelfell zu schicken. Ich bat in meinem letzten Briefe darum. Schickt ihn sobald als möglich durch einen reitenden Boten. Schickt mir auch eine Flasche Eures vorzüglichen Waschmittels gegen Pickel und von dem überseeischen Holze zum Glätten der Fingernägel.

Wie weit ist das Denkmal Virgils gediehen, dieses wohlklingenden Schwanes der mantuanischen Seen? Wenn es Euch an Bronze fehlen sollte, so schicken wir Euch ein paar alte Bombarden aus vorzüglichem Kupfer.

Die Astrologen prophezeien uns Krieg und einen heißen Sommer. ‚Die Hunde werden toll und die Fürsten zornig werden.‘ Was sagt Euer Astrolog? Einem fremden glaubt man immer mehr als dem eigenen.

Ich schicke Eurem erlauchten Gemahle, Signor Francesco, ein Rezept gegen die französische Krankheit, das von unserem Leibarzt Luigi Marliani zusammengestellt worden ist. Man sagt, es helfe. Ich hörte, diese Krankheit habe keine andere Ursache, als das unheilbringende Zusammentreffen einzelner Planeten, besonders des Mars

mit der Venus. Ich und Signor Lodovico empfehlen uns Eurer geneigten Gewogenheit, geliebte Schwester, und derjenigen Eures berühmten Gemahles des Markgrafen Francesco.

Beatrice Sforza.

* * *

Trotz augenscheinlicher Herzensseinfalt enthielt dieses Schreiben nur Verstellung und Politik. Die Herzogin verschwieg ihrer Schwester die häuslichen Sorgen. Friede und Eintracht herrschten längst nicht mehr unter den Gatten. Sie haßte Leonardo nicht seiner Kezerei und Gottlosigkeit wegen, sondern weil er im Auftrage des Herzogs das Porträt der Cecilia Bergamini, ihrer schlimmsten Nebenbuhlerin, der berühmten Maitresse Lodovicos, gemalt hatte. In letzter Zeit argwöhnte sie noch ein anderes Liebesverhältnis ihres Gatten mit einem Hoffräulein, — mit Madonna Lucrezia, ihrer bisher so bevorzugten, von ihr unzertrennlich scheinenden Gesellschafterin.

Zu jener Zeit erreichte der Herzog von Mailand den Gipfel seiner Macht. Der Sohn des Francesco Sforza, des kühnen romagnolischen Söldnerführers, des Halbsoldaten und Halbräubers, trachtete danach, unumschränkter Herrscher von ganz Italien zu werden. „Der Papst,“ so prahlte Moro, „ist mein Beichtvater, der Kaiser mein Feldherr, die Stadt Venedig mein Schatzmeister, der König von Frankreich mein Käufer.“

Ludovicus Maria Sfortia Anglus Dux Mediolani — so unterschrieb er, indem er sein Geschlecht von dem ruhmwürdigen Helden Anglus dem Trojaner, dem Begleiter des Aeneas, ableitete. Der von Leonardo geschaffene Kolosz mit der Inschrift: „Ecce Deus! — Sehet welch ein Gott!“ zeugte nach des Herzogs Meinung ebenfalls von der göttlichen Größe der Sforzas.

Aber ungeachtet des äußeren Wohlergehens wurde der Herzog von heimlicher Erregung und Angst gequält. Er wußte, daß das Volk ihn nicht liebe, ihn für einen Thronräuber hielt. Hatte es doch eines Tages auf der Piazza dell' Arrengo, als es von weitem die Witwe des verstorbenen Herzogs Gian Galeazzo mit ihrem ältesten Sohne Francesco erblickte, gerufen: „Es lebe der rechtmäßige Herzog Francesco!“ Dieser war acht Jahre alt und zeichnete sich durch Klugheit und besondere Schönheit aus. Nach dem Ausspruche des venetianischen Gesandten Marino Sanuto „wünschte“ sich das Volk ihn zum Herzog.

Beatrice und Lodovico erkannten, daß sie sich in den vom Tod Gian Galeazzos gehegten Erwartungen betrogen hatten, und daß sie durch diesen Tod nicht zu rechtmäßigen Herrschern geworden waren. In dem Kinde stieg der Schatten des verstorbenen Herzogs aus dem Grabe empor.

In Mailand sprach man von geheimnisvollen Vorzeichen. Man erzählte sich, daß nachts über den Schloßtürmen Feuerscheine sichtbar wären, und daß in den Schloßgemächern schreckliches Stöhnen laut werde. Man erinnerte sich, daß das eine Auge des im Sarge liegenden Gian Galeazzo sich nicht habe schließen lassen, was den baldigen Tod eines seiner nächsten Verwandten im Gefolge haben mußte. Die Augenlider der Madonna dell' Albero zitterten. Die Kuh einer alten Frau vor der Porta Ticinese hatte ein zweiköpfiges Kalb geboren. Die Herzogin war im einsamen Saale der Rocchetta in Ohnmacht gefallen; sie sollte durch eine Erscheinung erschreckt worden sein, über die sie gegen niemanden, selbst ihrem Gatten gegenüber nicht, sprechen wollte. Seit einiger Zeit hatte sie ihre mutwillige Laune, die dem Herzog an ihr so gefiel, verloren; mit düsteren Ahnungen sah sie ihrer Entbindung entgegen.

* * *

Eines Abends im Dezember, während draußen dichte Schneeflocken die Straßen der Stadt überschütteten und so das Schweigen der Dämmerung vermehrten, saß Moro in einem Zimmer des kleinen Palastes, den er seiner neuen Geliebten, Madonna Lucrezia Crivelli, geschenkt hatte.

Das Feuer brannte im Kamin und warf einen hellen Schein auf die mit Mosaik ausgelegten Flügeltüren — mit Darstellungen alter römischer Bauten — und auf die mit Gold verzierte Stuckdecke. Die Wände waren mit goldbedruckten Tapeten aus Norduanleder überzogen, die hohen Sessel und Sitzladen aus Ebenholz geschnitzt. Auf einem runden, mit dunklem Samt bedeckten Tische lagen ein aufgeschlagenes Buch Bojardos, Notenrollen und eine Mandoline aus Perlmutter, daneben stand ein irdener Krug mit Balnea Aponitana — einem Mineralwasser, das bei den vornehmen Damen in Aufnahme gekommen war. An der Wand hing ein Porträt der Lucrezia von der Hand Leonardos.

Auf einem Relief über dem Kamin, einem Werke des berühmten Caradosso, sah man flatternde Vögel an Weintrauben picken, geflügelte Kinder — weder christliche Engel noch heidnische Liebesgötter — tanzen und mit den heiligen Marterwerkzeugen des Herrn: Nägeln, Speer, Rohr, Schwamm und den stacheligen Dornen spielen. Im rosigen Scheine des Kaminfeuers schienen sie zu leben.

Der Wind heulte im Schornsteine des Kamins; im eleganten Arbeitszimmer herrschte eine behagliche Wärme.

Madonna Lucrezia saß auf einem Samtkissen zu den Füßen Lodo-
vicos; ihr Gesichtsausdruck war traurig. Unter Lieblosungen machte er ihr Vorwürfe, daß sie seit langer Zeit die Herzogin Beatrice nicht mehr besucht habe.

„Erlaucht,“ flüsterte das Mädchen und schlug ihre Augen nieder, „ich beschwöre Euch, zwingt mich nicht dazu, ich kann nicht lügen!“

„Ich bitte dich, heißt das lügen?“ sagte Moro erstaunt. „Wir verheimlichen es bloß. Hat nicht der Donnererschleuderer selbst seine Liebesgeheimnisse vor seiner eifersüchtigen Frau gehütet? Und Theseus, Phädra, Medea — alle Helden, alle Götter des Altertums? Können wir armen Sterblichen uns der Macht des Liebesgottes widersetzen? Ist das geheimnisvolle Böse denn nicht besser als das offenkundige? — Wenn wir die Sünde verheimlichen, bewahren wir unsere Nächsten vor der Verführung, wie es die christliche Barmherzigkeit erfordert. Wenn es aber Barmherzigkeit und keine Verführung gibt, so gibt es auch nichts oder nur sehr wenig Böses.“

Er lachte über seine listige Schlaueit. Lucrezia schüttelte den Kopf und sah ihn mit strengem, ernsthaftem und kindlich unschuldigem Blicke gerade in die Augen.

„Ihr wißt, Herr, wie glücklich ich über Eure Liebe bin. Aber ich möchte lieber sterben, als Madonna Beatrice, die mich wie eine Verwandte liebt, hintergehen.“

„Genug, genug, mein Kind!“ sagte der Herzog, zog sie an sich auf seine Knie, umschlang mit der einen Hand ihre Taille und streichelte mit der anderen ihre glänzenden, schwarzen Haare, die glatt gescheitelt waren und von einem Goldreifen, in dessen Mitte über der Stirn ein Edelstein glänzte, zusammengehalten wurden. Sie ließ ihre langen, dichten Wimpern herunter und überließ sich leidenschaftslos, ohne Hingabe, ganz kalt und keusch seinen Liebesungen.

„O wenn du wüßtest, wie ich dich liebe, dich, die Stille und Bescheidene, nur dich allein!“ flüsterte er und sog gierig den ihm wohlbekannten Duft der Veilchen mit Moschus ein.

Die Türe wurde geöffnet, und ehe noch Lucrezia sich den Armen des Herzogs entwinden konnte, stürzte ein Dienstmädchen mit allen Zeichen des Erschreckens ins Zimmer herein.

„Madonna, Madonna!“ stammelte sie außer Atem, „unten am Tore — Herr sei uns armen Sündern gnädig . . .“

„Nun, sprich vernünftig,“ sagte der Herzog, „wer ist am Tore?“

„Die Herzogin Beatrice!“

Lodovico erblaßte.

„Den Schlüssel, den Schlüssel zur anderen Tür! Ich benutze die Hintertreppe und gehe über den Hof! Wo ist denn der Schlüssel? Rasch!“

„Das ist es ja eben, Erlaucht,“ erwiderte das Dienstmädchen und schlug in Verzweiflung die Hände über dem Kopfe zusammen; „die Kavaliere der Herzogin stehen an der hinteren Pforte, sie haben das ganze Haus umringt.“

„Eine Falle!“ sagte der Herzog, sich an den Kopf fassend.

„Woher hat sie es erfahren? Wer mag es ihr verraten haben?“

„Niemand als Monna Sidonia,“ bemerkte das Dienstmädchen; „nicht umsonst schleicht sie sich zu uns mit ihren Würzen und Salben. Wie oft habe ich Euch gewarnt, Signora . . .“

„Was nun, Gott, mein Gott, was beginnen wir nun?“ stammelte der Herzog, der ganz blaß geworden war.

Von der Straße her erscholl das Klopfen an der Haustür.

„Verstecke mich, verstecke mich, Lucrezia!“

„Erlaucht,“ entgegnete das Mädchen, „wenn Madonna Beatrice Argwohn hegt, läßt sie das ganze Haus durchsuchen. Wäre es nicht besser, ihr gleich entgegenzugehen?“

„Nein, nein, Gott bewahre, was redest du, Lucrezia? Ihr entgegengehen! Du ahnst nicht, was das für ein Weib ist. Es ist schrecklich, nur daran zu denken, was daraus entstehen kann; sie ist ja schwanger. Verstecke mich, verstecke mich!“

„Ich weiß wirklich nicht . . .“

„Es ist mir alles gleich, nur rasch!“

Der Herzog zitterte am ganzen Körper; in diesem Augenblicke glich er eher einem ertappten Diebe als einem Nachkommen des sagenhaften Helden Anglus des Trojaners, des Gefährten des Aeneas.

Lucrezia führte ihn durchs Schlafzimmer in ihren Ankleideraum und versteckte ihn in einem der feinen, weißen, altertümlich mit Gold verzierten Wandschränke, die den vornehmen Damen als Garderobe zur Aufbewahrung ihrer Kleider dienten.

Dodovico vertrock sich in eine Ecke, hinter Kleidern versteckt.

„Wie einfältig!“ dachte er. „Gott, wie dumm! Es ist ebenso wie in den komischen Erzählungen Franco Sacchettis oder Boccaccios.“

Es war ihm aber nicht lächerlich zumute. Er zog aus seinem Gürtel ein kleines Amulett mit Reliquien des heiligen Christophorus und ein ebensolches mit einem damals in Aufnahme gekommenen Talisman — einem Stück einer ägyptischen Mumie. Die beiden Amulette glichen einander derartig, daß er sie im Dunkeln und in der Eile nicht zu unterscheiden vermochte und daher beide küßte, indem er sich bekreuzigte und betete.

Plötzlich hörte er die Stimmen seiner Frau und seiner Geliebten, die den Ankleideraum betraten, und erstarrte vor Schreck. Sie unterhielten sich miteinander, als ob nichts vorgefallen sei. Er erriet, daß Lucrezia der Herzogin auf deren Wunsch ihr neues Heim zeigte. Augenscheinlich hatte Beatrice keine Überführungsbeweise und wollte ihren Verdacht nicht äußern.

Es war ein Zweikampf weiblicher Schlaueit.

„Hängen hier auch Kleider?“ fragte Beatrice in gleichgültigem Tone und näherte sich dem Schranke, in dem sich Moro, zwischen Leben und Tod hangend, verborgen hielt.

„Alte Hauskleider. Beliebt es Ew. Erlaucht sie anzusehen?“ sagte Lucrezia unbefangen.

Sie öffnete die eine Flügelthür.

„Hört, meine Liebste,“ fuhr die Herzogin fort, „wo ist denn jenes, das mir, Ihr erinnert Euch wohl noch, so sehr gefiel? Ihr trugt es auf dem Sommerfeste bei Pallavicini. Lauter so kleine Würmchen — Ihr wißt wohl, was ich meine, goldene Würmchen, die auf dem dunkelblauen Moiré wie Leuchtkäfer in der Nacht glänzten.“

„Ich kann mich nicht darauf besinnen,“ sagte Lucrezia ruhig. „Doch, doch!“ fiel ihr plötzlich ein, „das muß hier in diesem Schranke hängen.“

Ohne die Thür des Schrankes, in dem Lodovico sich befand, zu schließen, trat sie mit der Herzogin an den nächsten Schrank.

„Und sie sagte doch vorher, sie verstünde nicht zu lügen!“ dachte der Herzog mit Erstaunen und Bewunderung ungeachtet seines Schreckens bei sich. „Welche Geistesgegenwart! Frauen — das sind die Wesen, bei denen wir Fürsten Politik lernen sollten!“

Beatrice und Lucrezia verließen das Ankleidezimmer. Lodovico atmete freier auf, obgleich er krampfhaft beide Amulette, das mit den Reliquien und das mit der Mumie, in der Hand hielt.

„Zweihundert Dukaten dem Kloster Santa Maria delle Grazie, der heiligen Jungfrau — zu Öl und Licht, wenn alles gut abläuft,“ flüsterete er inbrünstigen Glaubens.

Das Dienstmädchen kam herein, trat an den Schrank und ließ mit schelmisch-ehrerbietiger Miene den Herzog heraus. Sie teilte ihm mit, daß die Gefahr vorüber, die Herzogin nach gnädigem Abschiede von Madonna Lucrezia fortgefahren sei.

Gottesfürchtig bekreuzigte er sich, kehrte ins Arbeitszimmer zurück, trank zur Stärkung ein Glas Balnea Aponitana, warf einen Blick auf die wie vorher am Kamin sitzende, ihr Gesicht in den Händen bergende Lucrezia und lächelte.

Mit leisen, schleichenden Schritten näherte er sich Lucrezia, lehnte sich über ihre Schulter und umarmte sie.

Das Mädchen fuhr zusammen.

„Laßt mich, laßt mich! Ich beschwöre Euch, entfernt Euch! Wie könnt Ihr, nachdem so etwas vorgefallen ist ...“

Der Herzog hörte nicht auf sie, schweigend bedeckte er ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Haare mit glühenden Küssen. Sie war ihm noch niemals so schön erschienen; es schien ihm, als ob die weibliche

Verstellungskunst, die er eben an ihr kennen gelernt hatte, sie mit neuen Reizen umgeben hätte.

Sie sträubte sich immer schwächer, endlich schloß sie die Augen und reichte ihm hilflos lächelnd ihre Lippen zum Kusse.

Der Dezembersturm heulte im Schornsteine des Kamins, während im rosigem Scheine des Feuers der Schwarm der nackten Kinder unter den Reben des Bacchus tanzte und mit den Marterwerkzeugen des Heilandes spielte.

* * *

Am Neujahrstage 1497 fand ein großer Ball im Schlosse statt.

Die Vorbereitungen zu demselben, an denen sich Bramante, Caradosso und Leonardo da Vinci beteiligt hatten, dauerten drei Monate.

Gegen 5 Uhr nachmittags begannen die Gäste sich einzufinden; es waren mehr als zweitausend Einladungen ergangen. Das Schneegestöber hatte alle Wege und Straßen verschneit. Am trübem Himmel zeichneten sich die mit Schnee bedeckten, gezackten Mauern, die Schießscharten und die steinernen Vorbauten mit den Mündungen der Kanonen ab. Auf dem Hofe brannten Holzstöße, an denen sich lustig die Narren, Stallknechte, Bügelhalter, Reusensteller und Sänftenträger wärmten. Am Eingange des herzoglichen Schlosses drängten sich allerlei plumpe, vergoldete Fuhrwerke, Reisewagen, schwerfällige von einem Biergespann gezogene Kutschen, denen Herren und Damen in russischen Pelzen entstiegen. Die vereisten Fenster glänzten im festlichen Feuer.

Ins Vorzimmer eingetreten, schritten die Gäste an einer langen, Spalier bildenden Schar herzoglicher Leibwächter, türkischer Mamelucken, schottischer Bogenschützen, griechischer Stradioten und Schweizer Landsknechte in eisernen Rüstungen mit Hellebarden vorbei. Weiterhin standen schlanke Pagen, lieblich wie Mädchen, in gleichen, mit Schwanenpelz besetzten, zweifarbigem Anzügen; die rechte Hälfte der Kleider war von rosafarbigem Samt, die linke von blauem Atlas, vorn auf der Brust war in Silber das Wappen der Sforza-Visconti eingestickt; die Kleidung schloß sich dem Körper so an, daß sie alle Formen desselben wiedergab, nur vorn war sie vom Gürtel aufwärts in enge, kurze Falten gelegt. In der Hand trugen die Edelknaben brennende, lange Lichter aus rotem und gelbem Wachs, wie sie in den Kirchen üblich waren.

Sobald ein Gast das Empfangszimmer betrat, verkündete ein Herold, dem zwei Trompeter zur Seite standen, seinen Namen.

Eine lange Reihe großer, blendend erleuchteter Gemächer stand zum Empfange bereit. Da war der „Saal der weißen Tauben auf rotem Grunde“, der „Goldene Saal“ mit der Darstellung einer herzoglichen Jagd, der „Purpursaal“, dessen Wände von oben bis unten mit Atlas

überzogen waren, auf dem, mit Gold gestickt, flammende Feuerbrände und Eimer zu sehen waren, als Symbol der unumschränkten Macht der Herzöge von Mailand, die nach ihrem Gutdünken den Feuerbrand des Krieges entfachen oder ihn mit Wasser löschen können. In dem kleinen, von Bramante erbauten „Schwarzen Saale“, der als Toilettezimmer für die Damen eingerichtet war, sah man an den Gewölben und Wänden die noch unvollendeten Fresken Leonardos.

Die festlich gekleidete Menge summt wie ein Bienenschwarm. Die Gewänder zeichneten sich durch bunte und grelle Farben aus, viele wiesen einen geschmacklosen, überladenen Luxus auf. In dieser Buntheit, die den Gewohnheiten der Vorfahren widersprach, in der närrischen, unnatürlichen Zusammenstellung verschiedener ausländischer Moden erblickte ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber die Vorboten eines Einfalles fremder Völker — des drohenden Untergangs Italiens.

Die golddurchwirkten und mit Edelsteinen besetzten Stoffe der Damenkleider, die glatte, schwere Falten warfen, erinnerten an Kirchengewänder; sie waren so dauerhaft, daß sie sich von der Urahnin auf die Urenkelin vererbten. Tiefe Ausschnitte entblößten Schultern und Busen. Die Haare, die an der Stirn von einem goldenen Netz zusammengehalten wurden, waren nach lombardischer Sitte bei den verheirateten Frauen sowie auch bei den Mädchen zu einem dicken Zopfe geflochten, der durch falsche Haare und Bänder künstlich bis auf die Erde verlängert worden war. Die Mode heischte, daß die Augenbrauen nur angedeutet waren; Frauen, die dichte Brauen besaßen, zupften sich dieselben mit einer eigens dazu bestimmten Zange aus. Sich nicht zu schminken, galt als unanständig. Nur starkduftende Wohlgerüche wurden verwendet, wie Moschus, Umbra und chyprianisches Pulver mit seinem scharfen, betäubenden Dufte.

Unter der Menge fielen einzelne junge Mädchen und Frauen durch ihre ungewöhnliche Schönheit, wie sie nur in der Lombardei anzutreffen ist, auf. Durchsichtige Schatten, wie sie Leonardo zu malen liebte, lagerten wie Hauch auf der mattweißen Haut, auf den zarten, weißen Gesichtszügen.

Die schwarzäugige und schwarzlockige Madonna Violante Borromeo wurde wegen ihrer allen auffallenden, siegenden Schönheit als Ballkönigin bezeichnet. Motten, die sich am Lichte die Flügel verjagten — eine Warnung für die Verliebten —, waren mit Goldfäden auf ihr dunkelrotes, samtnes Kleid gestickt.

Aber Madonna Violante zog nicht das Interesse der Kenner auf sich. Deren Aufmerksamkeit galt dem Edelfräulein Diana Pallavicini mit ihren kalten, kristallinen Augen, ihren aschgrauen Haaren, ihrem gleichgültigen Lächeln und ihrer zarten Stimme, die dem Ton

einer Viola glück. Sie hatte ein einfaches, weißes Moiré-Damastkleid mit langen, seidnen, dunkelgrünen Bändern an. An dem Glanze und Wärm ihrer Umgebung keinen Anteil nehmend, schien sie einsam und traurig zu sein, wie die weißen vom Mond beschienenen Wasserblumen sumpfiger Seen.

Trompeten und Pauken ertönten, die Gäste begaben sich nach dem großen „Ballspielsaal“ — grande sala per il giuoco della palla —, der in der Rocchetta gelegen war. Unter dem blauen, mit goldenen Sternen besäten Deckengewölbe brannten auf kreuzförmigen Kronleuchtern Wachskerzen, die feurigen Weintrauben ähnelten. Vom Balkon, der als Chor diente, hingen seidene Teppiche und Gewinde aus Lorbeer, Efeu und Wacholder herab.

Zu der von den Astrologen festgesetzten Stunde, Minute und Sekunde — denn der Herzog tat, wie ein Gesandter berichtete, keinen Schritt, wechselte sein Hemd und küßte seine Frau nicht, ohne sich vorher mit den Sternen in Einklang zu setzen — traten Lodovico und Beatrice in den Saal.

Mit Hermelin gefütterte Mäntel aus Goldbrokat umhüllten ihre Schultern; Barone und Kammerherren trugen die langen Schleppen. Die Mantelschnalle vorn auf der Brust des Herzogs bestand in einem Rubin von unglaublicher Größe, den er Gian Galeazzo geraubt hatte.

Beatrice war abgemagert und sah schlecht aus. Der Leib eines schwangeren Weibes wollte zu diesem flachgebauten Mädchen, das fast noch ein Kind zu sein schien, zu ihren edigen, knabenhaften Bewegungen nicht passen.

Lodovico gab ein Zeichen. Der erste Seneschall erhob den Stab, die Musik auf dem Chore fiel ein, und die Gäste setzten sich an die festlich gedeckten Tafeln.

* * *

In diesem Augenblicke trat ein kleines Mißverständnis ein.

Der Gesandte des Großfürsten von Moskau, Danilo Kusnitsch Mamjrow, wollte nicht weiter unten sitzen als der Gesandte der venetianischen Republik. Man versuchte Mamjrow zu überreden, aber der eigensinnige Greis ließ sich nicht zureden, er bestand auf seinem Rechte: „Ich setze mich nicht, das ist eine Zurücksetzung für mich.“ Von allen Seiten wurden neugierige und spöttische Blicke auf ihn geworfen.

„Was ist los? Wieder Unannehmlichkeiten mit den Moskowitern? Ein wildes Volk! Beanspruchen die ersten Stellen, wollen sich nicht belehren lassen, man kann sie nirgends einladen. Sie sind echte Barbaren, und ihre Sprache klingt ganz wie türkisch. Ein grauenhaftes Volk!“

Der lebhaft und behende Mantuaner Dolmetscher Vokkalino eilte zu Mamjrow.

„Messer Daniele, Messer Daniele,“ radebrechte er in gebrochenem Russisch, unter kriechenden Verbeugungen und Gebärden, „das geht nicht, ist nicht zulässig. Ihr müßt Platz nehmen. Es ist so Sitte in Mailand, es paßt sich nicht zu streiten, der Herzog ereifert sich.“

Auch sein junger Begleiter Nikita Karatscharow und der Gesandtschaftssekretär traten an den Greis heran.

„Danilo Kusmitsch, Väterchen, ereifere dich nicht! Mit seinen eigenen Ordensregeln kann man in kein fremdes Kloster eintreten. Es sind Ausländer, kennen unsere Sitten nicht. Wie leicht kann nicht ein Unglück geschehen. Man führt dich am Ende noch hinaus. Wir erleben Schande.“

„Schweige, Nikita, schweige! Du bist zu jung, um mich Alten belehren zu wollen. Ich weiß, was ich tue. So etwas ist noch nicht dagewesen. Ich werde nicht weiter nach unten als der Gesandte Venedigs sitzen. Das ist eine schwere Beleidigung unserer Gesandtschaft. Es heißt, jeder Gesandte stehe an Stelle seines Gebieters. Der unsere aber ist der rechthgläubige Selbstherrscher aller Rußen!“

„Messer Daniele, o Messer Daniele!“ schmeichelte und scharwenzelte der Dolmetscher Vokkalino um ihn herum.

„Laß mich zufrieden, fasete nicht, ungläubiges Affengesicht. Ich habe gesagt: ich setze mich nicht, und dabei bleibt es!“

Unter den kraus gezogenen Brauen sprühten die kleinen, bärenartigen Augen Mamjrows vor Born, Stolz und unbeugsamem Eigensinn. Der mit Smaragden besetzte Knopf seines Stodes zitterte in den fest zusammengedrückten Fingern. Man sah ihm an, daß er keiner Gewalt weichen würde.

Lodovico rief den Gesandten Venedigs an sich heran; mit bezaubernder Liebenswürdigkeit, die ihm so meisterhaft eigen war, entschuldigte er sich, versprach ihm seine Gunst und bat ihn, sich aus persönlicher Gefälligkeit auf einen anderen Platz zu setzen, um Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten vorzubeugen. Er versicherte ihm, daß niemand den einfältigen Ehrgeiz dieses Barbaren beachte. In Wirklichkeit aber legte der Herzog großen Wert auf das Wohlwollen des „Großherzogs von Rosia“ — gran duca di Rosia —, da er durch seine Vermittlung einen günstigen Vertrag mit dem türkischen Sultan abzuschließen hoffte.

Der Venetianer warf einen spöttischen Blick auf Mamjrow, zuckte verächtlich die Achseln, erwiderte, daß der Herzog recht habe — ein solcher Streit um einen Platz sei Männern, die Anspruch auf Bildung erheben, unwürdig — und setzte sich auf den ihm bezeichneten Platz.

Danilo Kusmitsch hatte die Worte seines Gegners nicht verstanden, und wenn er sie auch verstanden hätte, würden sie ihn nicht erregt haben; er wäre doch von seinem Rechte überzeugt gewesen. Er wußte zu genau, daß vor zehn Jahren, 1487, bei einem feierlichen Aufzuge des Papstes Innozenz VIII., die Moskauer Gesandten Demetrius und Manuel Kalew die vornehmsten Plätze auf den Stufen des apostolischen Stuhles eingenommen hatten.

Nicht umsonst hatte der ehemalige Metropolit von Kiew, Sava Spiridion, in einem seiner Sendschreiben den Großfürsten von Moskau als den emsigen Nachfolger des zweiköpfigen Adlers von Byzanz bezeichnet, der unter dem Schatten seiner Fittiche Morgen- und Abendland vereinige. Der Allerhalter Gott, so stand in diesem Sendschreiben, habe, nachdem er beide Rom, das alte und neue, wegen ihres Unglaubens vom Gipfel ihrer Macht gestürzt, eine dritte geheimnißvolle Stadt gegründet, um über dieselbe seinen Ruhm, seine Allmacht und seine Gnade auszugießen — ein drittes, mitternächtiges Rom, „das rechtgläubige Moskau“. Ein viertes Rom würde es niemals geben.

Ohne die feindlichen Blicke weiter zu beachten, strich sich Danilo Kusmitsch selbstzufrieden den greisen Bart, zupfte den Gürtel auf seinem dicken Bauche und den Zobelpelz seiner Schaubе zurecht und nahm dann finster und sich wichtig räuspernd von dem eroberten Plaze Besitz. Ein unbestimmtes, freudiges und berauschesndes Gefühl ergriff ihn.

Sein Begleiter Nikita saß mit dem Dolmetscher Voccantino am unteren Ende der Tafel neben Leonardo da Vinci.

Der großprahlerische Mantuaner erzählte von den Wundern, die er in Moskowitien gesehen hatte, und vermengte dabei Wahrheit und Dichtung. Der Künstler hoffte von Karatschjarow genauere Auskünfte zu erhalten und wandte sich mittels des Dolmetschers direkt an ihn. Er befragte ihn über das ferne Land, das wie alles Unbegrenzte und Räthelhafte seine Wißbegierde erregte, über die endlosen Steppen, die grimmige Kälte, über die mächtigen Flüsse und Wälder, über Ebbe und Flut am Hyperboreischen und am Hyrtanischen Meere und über das Nordlicht. Dann erkundigte er sich nach seinen Freunden, die sich in Moskau angesiedelt hatten, dem lombardischen Künstler Pietro Antonio Solari, der am Bau der Rüstkammer — Granowitaja Palata — beteiligt war, und dem Architekten Aristoteles Fioravanti aus Bologna, der den Kremlplatz mit schönen Gebäuden geschmückt hatte. Nikita antwortete ihm nach bestem Wissen.

„Messere,“ wandte sich das neugierige und schelmische Edelräulein Ermellina an den neben ihr sitzenden Dolmetscher, „ich hörte, dieses wunderbare Land heiße Rosia, weil so viel Rosen darin wüchsen. Ist das wahr?“

Boccalino lachte hell auf, versicherte dem Fräulein, daß dies Unfinn sei, daß es in Mosia, trotz des Namens, weniger Rosen gebe als in irgend einem anderen Lande, und erzählte zum Beweise folgendes italienische Märchen über den russischen Frost.

Kaufleute aus Florenz waren einmal in Polen angekommen. Weiter nach Mosia ließ man sie nicht reisen, weil in jenen Tagen der König von Polen mit dem Großfürsten von Moskowitien im Kriege war. Die Florentiner, die Zobelpelze einkaufen wollten, luden die russischen Kaufleute an das Ufer des Borysthenes ein. Aus Furcht, gefangen genommen zu werden, blieben die Moskowiter auf dem einen, die Italiener auf dem anderen Ufer und handelten miteinander, sich gegenseitig ihre Worte über den Fluß zurufend. Aber die Kälte war so groß, daß die Worte, ohne das andere Ufer zu erreichen, in der Luft einfroren. Da entzündeten die erfinderischen Moskowiter mitten auf dem Flusse, bis wohin die Schallwellen nach ihrer Berechnung noch uneingefroren gelangten, einen großen Scheiterhaufen. Das Eis war fest wie Marmor, es widerstand jedem Feuer. Als nun die Flammen emporstiegen, begannen die bereits unhörbar gewordenen, eingefrorenen Worte aufzutauen; erst entstand ein leises Gemurmel, ein Geflüster, dann endlich vernahmen die Florentiner ganz deutlich die Worte der Moskowiter, obgleich sich jene schon lange wieder ans gegenüberliegende Ufer zurückgezogen hatten.

Diese Erzählung gefiel allen. Die Blicke der Damen, die neugieriges Mitleid ausdrückten, richteten sich alle auf Nikita Karatschjarow als den Angehörigen eines so unglücklichen, von Gott verlassenen Landes.

Indessen betrachtete Nikita, starr vor Erstaunen, etwas, was ihm noch nie vorgekommen war — eine Riesenschüssel mit einer nackten, aus zarten Hühnerbrüsten gefertigten Andromeda, die an einen Felsen aus Weichkäse geschmiedet war, und ihren Befreier, den geflügelten Perseus aus Kalbfleisch.

Während des aus Fleisch bestehenden Ganges war das ganze Tafelzubehör purpurn und golden, als die Fische an die Reihe kamen, wurde alles, dem Wasser gemäß, silbern.

Es wurden versilberte Brode, versilberte Zitronen herumgereicht, schließlich wurde auf einer Schüssel mit Stören, Lampreten und Sterlets eine aus dem weißen Fleische von Aalen gefertigte Meeresgöttin Amphitrite aufgetragen; sie saß in einem Perlmutterwagen, der von Delfinen auf einer blaugrünen, Meereswellen gleichenden, von innen aus erleuchteten Gallerte gezogen wurde.

Dann folgte eine endlose Reihe von Süßigkeiten — Bildwerken aus Marzipan, Pistazien, Zedernüssen und gebrannten Mandeln, die nach



Kriegerkopf
Silberstiftzeichnung Leonardos

BIBLIOTEKA POLITECHNICZNA
KRAKÓW

Zeichnungen von Bramante, Caradoffo und Leonardo da Vinci angefertigt waren: Herkules mit den Äpfeln der Hesperiden, Hippolyt und Phädra, Bacchus und Ariadne, Jupiter und Danae — der ganze Olymp mit den auferstandenen Göttern.

Mit kindlicher Wißbegier betrachtete Nikita diese Wunder, während Danilo Kusmitsch beim Anblicke der nackten, schamlosen Göttinnen den Appetit verlor und in den Bart brummte: „Antichristlicher Greuel! Heidnischer Unrat!“

* * *

Der Ball begann. Die damaligen Tänze — „Aphrodite und Ares“, „Das grausame Schicksal“, „Cupido“ — zeichneten sich durch besondere Langsamkeit aus, da die langen und schweren Kleider der Damen keine raschen Bewegungen zuließen. Die Damen und Herren näherten sich einander und entfernten sich mit bedächtiger Bornehmthuerei, mit affektirten Verbeugungen, bangen Seufzern und holdem Lächeln. Die Damen mußten wie Pfauen dahinschreiten, wie junge Schwäne dahinziehen, „damit ihre kleinen Füße“, nach dem Ausspruche eines Dichters, „sich langsam, leise fortbewegten.“

Auch die Musik erklang leise, zart, fast traurig, voll verhaltener, aber leidenschaftlicher Qual wie die Gesänge Petrarca's.

Der erste Feldherr Lodovicos, der junge Signore Galeazzo Sanseverino, ein ausgesuchter Geck, war ganz in Weiß gekleidet; sein Gewand hatte geschlitzte Ärmel mit rosafarbener Unterlage; Diamanten blitzten an seinen weißen Schuhen; sein hübsches, wenn auch ausdrucksloses, etwas abgemagertes Gesicht bezauberte die Damen. Ein beifälliges Geflüster entstand unter der Zuschauermenge, wenn er in dem Tanze „Das grausame Schicksal“ scheinbar aus Versehen, in der That aber absichtlich, seinen Schuh verlor oder seinen Kragen von den Schultern zu Boden fallen ließ, weiter dahinglitt und sich mit dem gelangweilten, nachlässigen Gesichtsausdrucke herumdrehte, den man für das Zeichen höchster Eleganz hielt. Danilo Mamhrow betrachtete und beobachtete ihn lange Zeit, dann spuckte er aus und sagte:

„Ein wunderbarer Kauz!“

Die Herzogin liebte den Tanz. An diesem Abend war sie aber verstimmt, es schien ihr etwas auf dem Herzen zu liegen. Nur die ihr langgewohnte Verstellungskunst half ihr, die Rolle der gastfreien Hausfrau durchzuführen, mit nichtigen Redensarten die Neujahrswünsche, die faden Gespräche der Edelleute zu beantworten. Zuweilen schien es ihr, als ob sie es nicht mehr aushalten könnte, als müsse sie weglaufen oder in Tränen ausbrechen. Rastlos in den von Menschen erfüllten Sälen umherirrend, gelangte sie in ein entfernt gelegenes, kleines Gemach,

wo am hellbrennenden Kamin ein kleiner Kreis von Damen und Herren sich eifrig unterhielt. Sie fragte, wovon die Rede sei.

„Von der platonischen Liebe, Erlaucht,“ antwortete eine der Damen.

„Messer Antoniotto Fregoso beweist uns, daß eine Frau, ohne die Keuschheit zu verletzen, einen Mann auf den Mund küssen darf, wenn er ihr in himmlischer Liebe zugetan ist.“

„Wie wollt Ihr das beweisen, Messer Antoniotto?“ fragte die Herzogin zerstreut.

„Mit gütiger Erlaubnis Ew. Erlaucht behaupte ich, daß die Lippen — Werkzeuge der Rede — der Seele als Pforte dienen. Wenn sie sich nun zu einem platonischen Kusse zusammenfinden, so streben die Seelen der Liebenden den Lippen, als ihrer natürlichen Ausgangspforte, zu. Plato verbietet daher nicht den Kuß, und König Salomo sagt in seinem Hohen Liede bei der Darstellung der Vereinigung der menschlichen Seele mit Gott: Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes.“

„Verzeiht, Messere,“ unterbrach ihn einer der Zuhörer, ein alter Baron, ein Ritter vom Lande mit ehrlichen, aber groben Gesichtszügen, „vielleicht verstehe ich all diese Feinheiten nicht, aber Ihr behauptet doch wohl nicht, daß ein Gatte es dulden muß, wenn er seine Frau in den Armen eines anderen Mannes antrifft.“

„Selbstverständlich muß er es,“ entgegnete der Hofphilosoph, „in Erwägung der Weisheit der himmlischen Liebe . . .“

„Gestattet mir aber die Bemerkung, dann ist die Ehe . . .“

„Ach, Du mein Gott! Wir reden ja von der Liebe, versteht Ihr denn nicht? — von der Liebe und nicht von der Ehe!“ unterbrach die hübsche Madonna Fiordalisa den Baron und zuckte ungeduldig mit ihren blendendweißen, nackten Schultern.

„Aber die Ehe, Madonna, beruht auf menschlichen Gesetzen . . .“ fing der Baron von neuem an.

„Gesetze!“ Verächtlich verzog Fiordalisa ihre roten Lippen. „Wie könnt Ihr nur, Messere, bei einer solch erhabenen Unterhaltung der menschlichen Gesetze erwähnen, der traurigen Schöpfung des Böbels, wodurch die so heiligen Bezeichnungen eines Liebhabers und einer Geliebten in die wilden und schmachvollen Worte Mann und Frau verwandelt werden.“

Der Baron war verblüfft. Messer Fregoso beachtete ihn nicht weiter, sondern fuhr in seiner Rede über die Geheimnisse der himmlischen Liebe fort.

Beatrice wußte, daß am Hofe ein unanständiges Sonett desselben Messer Antoniotto Fregoso in Aufnahme gekommen war, das, an einen hübschen Jüngling gerichtet, folgendermaßen anfing:

Es irrte der König der Götter, als Ganymed er geraubt . . .

Die Herzogin langweilte sich. Leise entfernte sie sich und betrat den benachbarten Saal. Hier trug ein aus Rom zugereister, berühmter Dichter, Serafino d'Aquila mit dem Beinamen „Der Einzige“ — Unico — seine Gedichte vor. Es war ein kleines, hageres, sorgfältig frisiertes, glattrasiertes, parfümiertes Männchen mit einem rosigen, jugendlichen Gesicht, schmachttendem Lächeln, schlechten Zähnen und feuchtschimmernden Augen, aus denen durch die ewigen Tränen des Entzückens zuweilen der listige Schelm herausguckte.

Unter den Damen, die den Poeten umringten, erblickte Beatrice Lucrezia, stochte einen Augenblick und schien zu erblaffen, erholte sich aber sofort wieder, näherte sich ihr mit der gewohnten Freundlichkeit und küßte sie.

In diesem Augenblicke erschien in der Thür eine dicke, grellgekleidete, stark geschminkte Dame; sie war nicht mehr jung, sehr häßlich und hielt ein Taschentuch vor ihrer Nase.

„Was fehlt Euch, Madonna Dionisia? Ihr habt Euch doch nicht etwa gestoßen?“ fragte mit schelmischer Teilnahme das Edelfräulein Ermellina.

Dionisia gab an, ihr wäre während des Tanzes, wahrscheinlich infolge der Hitze und der Abgespanntheit, Blut aus der Nase gekommen.

„Das ist ein Fall, auf den selbst Messer Unico keine Liebesbörse wird machen können,“ sagte ein Hofkavalier.

Unico sprang auf, setzte den einen Fuß vor, fuhr mit der Hand nachdenklich über seine Haare, warf seinen Kopf nach hinten und erhob seine Blicke zur Decke.

„Ruhe, Ruhe,“ flüsternten die Damen andächtig, „Messer Unico dichtet. Erlaucht, bitte hierher, hier hört man es besser.“

Fräulein Ermellina nahm die Laute und griff leise in die Saiten; unter diesen Klängen trug der Dichter in feierlich dumpfem, fast verklingendem Tone eines Bauchredners ein Sonett vor:

Von den Bitten eines Verliebten gerührt, hatte Amor einen Pfeil nach dem Herzen der Grausamen gerichtet; da die Augen dieses Gottes aber verbunden sind, hatte er das Ziel verfehlt und statt des Herzens

Durchbohrt der Pfeil das zarte Näschen,
Und in das Tuch, das schneeig weiße,
In rotem Strome fließt das Blut.

Die Damen klatschten in die Hände.

„Herrlich, herrlich, ganz unmachamlich! Welche Schnelligkeit! Welche Leichtigkeit! Das ist gar kein Vergleich mit unserem Bellincioni, der ganze Tage zu einem Sonett gebraucht. Glaubt mir wohl, meine Liebe, ich fühlte, als er die Augen zum Himmel erhob, einen Hauch auf meinem Gesicht, etwas Überirdisches, mir wurde sogar ängstlich zumute.“

„Messer Unico, wünscht Ihr vielleicht ein Glas Rheinwein?“ sorgte sich die eine um ihn.

„Messer Unico, hier sind erfrischende Pfefferminzplätzchen,“ bot eine andere an.

Man nötigte ihn in einen Sessel und fächelte ihm Luft zu. Er schien zu erstarren, wieder aufzutauen und blinzelte mit den Augen wie ein gesättigter Kater in der Sonne.

Dann las er ein anderes Sonett zu Ehren der Herzogin vor, in dem es hieß, daß der Schnee, durch die Weiße ihrer Haut beschämt, sich zu arglistiger Rache entschlossen habe; er habe sich in Eis verwandelt, und deshalb wäre die Herzogin bei ihrem Spaziergange auf dem Hofe ausgeglichen und beinahe hingefallen.

Ferner las er noch Verse vor, die einer Schönen gewidmet waren, der ein Vorderzahn fehlte — eine Hinterlist Amors, der, in ihrem Munde wohnend, diese Lücke als Schießscharte für seine Pfeile benutzte.

„Ein Genius!“ rief eine der Damen aus. „Der Name Unicos wird in der Nachwelt gleich Dante verehrt werden.“

„Höher als Dante!“ fiel eine andere ein. „Kann man denn von Dante so viel Feinheiten der Liebe lernen als von unserem Unico?“

„Madonna,“ entgegnete der Dichter bescheiden, „es scheint, Ihr übertreibt. Auch Dante besitzt einige Verdienste. Übrigens jedem das Seine. Was mich anbetrifft, so gebe ich für Euren Beifall den ganzen Ruhm Dantes hin.“

„Unico! Unico!“ seufzten seine Verehrerinnen, vor Wonne fast vergehend.

Als Serafino ein neues Sonett begann, in dem er beschrieb, wie man eine Feuersbrunst im Hause seiner Geliebten nicht zu löschen vermochte, weil die hinzugeeilten Leute zuerst die in ihren Herzen von den Blicken der Schönen entfachten Flammen mit Wasser ausgießen mußten — hielt Beatrice es nicht länger aus und entfernte sich.

Sie kehrte in den Hauptaal zurück, befahl ihrem Pagen Micciardetto, einem ihr ergebenen und, wie sie es zuweilen wahrzunehmen schien, in sie verliebten Knaben, nach oben zu gehen und sie mit der Fackel an der Thür ihres Schlafzimmers zu erwarten; sie selbst durchschritt eine Reihe hellerleuchteter, von Menschen erfüllter Gemächer, betrat eine einsame Galerie, in der die Wachen, auf ihre Hellebarden gestützt, schliefen, schloß eine eiserne Thür auf und stieg eine dunkle Wendeltreppe empor, die zu einem großen, gewölbten Raum in dem viereckigen, nördlichen Schloßthurm und weiterhin zu dem jetzt vom Herzog benutzten Schlafzimmer führte. Sie trat mit dem Licht in der Hand an ein eichenes, in der steinernen Wand eingelassenes Schränkchen, in dem der Herzog seine wichtigen und geheimen Papiere aufzubewahren pflegte, und

versuchte es mit dem Schlüssel, den sie ihrem Gemahl entwendet hatte, zu öffnen. Das Schloß war erbrochen; sie riß die kupferne Tür auf und erblickte nichts als leere Fächer. Sie erriet, daß Lodovico, nachdem er den Verlust des Schlüssels entdeckt, seine Papiere an einem anderen Orte versteckt habe.

Sprachlos, wie versteinert, blieb sie vor dem leeren Schranke stehen. Vor dem Fenster wirbelten die Schneeflocken wie Gespenster, der Wind pfiß, es schien, als ob er bald heule, bald weine. Diese Töne des nächtlichen Windes weckten in ihrem Herzen die alten, schrecklichen Zweifel.

Der Blick der Herzogin fiel auf die eiserne Klappe, die das Ohr des Dionys bedeckte, jenes Hörrohr, das Leonardo im Auftrage des Herzogs angefertigt hatte, und daß dieser nach dem Falle mit Merula aus den unteren Schloßgemächern in sein Schlafzimmer hatte legen lassen. Sie trat an die Mündung, nahm den schweren Deckel ab und horchte. Klangwellen, die dem Summen in einer Muschel glichen, schlugen an ihr Ohr; das Geheul und das Pfeifen des nächtlichen Windes vermengte sich mit dem Sprechen und Rauschen der festlichen Menge.

Blöblich schien es, als ob nicht da unten, sondern dicht neben ihr geflüstert worden wäre: „Bellincioni ... Bellincioni!“

Sie stieß einen leisen Schrei aus und erbleichte.

„Bellincioni! Weshalb bin ich nicht selbst auf ihn gekommen! Ja, ja, selbstverständlich! Von ihm erfahre ich alles ... zu ihm! Wie stelle ich es nur an, daß es niemand gewahr wird? ... Man wird mich suchen ... einerlei! Ich will alles wissen, ich kann diese Lüge nicht weiter ertragen!“

Sie erinnerte sich, daß Bellincioni, Krankheit vorschützend, nicht auf dem Ball erschienen war. Sie war überzeugt, daß sie ihn zu dieser Stunde allein in seiner Wohnung antreffen würde.

Sie begab sich in ihr Schlafzimmer und rief ihrem Pagen Ricciar-detto, der sie an der Tür erwartete, zu: „Bestelle zwei Läufer mit einer Sänfte, sie sollen mich unten im Park an der geheimen Pforte erwarten! Sieh dich aber vor, wenn du mir gefällig sein willst, daß niemand etwas davon erfährt — hörst du — niemand!“

Sie reichte ihm ihre Hand zum Kusse. Der Knabe eilte, den Auf-trag auszuführen.

Beatrice warf einen Zobelpelz über ihre Schultern, nahm eine schwarze Larve vors Gesicht und saß bereits nach wenigen Augenblicken in der Sänfte auf dem Wege nach der Porta Ticinese, in deren Nähe Bellincioni wohnte.

* * *

Der Dichter Bernardo Bellincioni nannte sein altes, baufälliges Häuschen seinen „Fuchsbau“. Er empfing viele Geschenke, führte aber ein zügelloses Leben, vertrank und verspielte alles, was er besaß, so daß ihn die Armut — nach seinen eigenen Worten — „wie ein ungeliebtes, aber treues Weib verfolgte“.

Er lag auf einem dreibeinigen Bette — das fehlende vierte Bein war durch einen Holzkloß ersetzt — auf einer durchlöchernten, dünnen Matratze, trank das dritte Glas seines abscheulichen, sauren Weines und verfaßte eine Grabchrift für den Liebeshund der Madonna Cecilia. Der Dichter beobachtete, wie die letzten Kohlen im Kamine verglimmten, bedeckte seine mageren Beine mit seinem mottenzerrissenen Grauwerkpelze, der ihn statt der fehlenden Decke erwärmen sollte, lauschte dem Geheul des Windes und gedachte der Kälte der bevorstehenden Nacht.

Dem Hofball, auf dem seine zu Ehren der Herzogin verfaßte Allegorie „Das Paradies“ aufgeführt werden sollte, war er nicht deshalb ferngeblieben, weil er sich tatsächlich seit längerer Zeit unwohl fühlte und so abgemagert war, daß man nach seinen eigenen Worten „an seinem Körper die Anatomie sämtlicher menschlicher Muskeln, Adern und Knochen erlernen konnte“, sondern der eigentliche Grund seiner Absage war Neid; er wäre lieber in seinem Bau erfroren, als daß er den Triumph seines Nebenbuhlers mit angesehen hätte, jenes frechen und durchtriebenen Menschen, des Messer Unico, der es durch seine abgeschmackten Knüttelberse fertig gebracht hatte, die Köpfe der eitlen Närrinnen der Gesellschaft zu verdrehen.

Schon der bloße Gedanke an Unico regte die Galle Bellincionis auf. Er ballte die Fäuste und sprang vom Bette auf. Im Zimmer herrschte aber eine derartige Kälte, daß er sich schleunigst wieder niedersetzte. Er zitterte vor Frost, hustete und versuchte sich einzuhüllen.

„Taugenichtse!“ schimpfte er. „Bier Sonette über Brennholz, und mit was für Reimen — und doch kein Span! ... Die Tinte wird noch einfrieren — ich werde nicht mehr schreiben können. Soll ich das Treppengeländer verfeuern? Es ist doch alles einerlei; ordentliche Leute besuchen mich ja nicht, und wenn der Jude, der Bucherer, sich das Genick bricht, so ist das kein großes Unglück.“

Aber die Treppe tat ihm leid. Seine Blicke fielen auf den dicken Holzkloß, der seinem schwankenden Lager als viertes Bein diente. Der Wind pfiff durch die Fensterritzen und heulte und lachte wie eine Hexe im Schornsteine. Mit verzweifelter Entschlossenheit ergriff Bernardo den Holzkloß, hackte ihn in Späne und warf diese in den Kamin. Die Flamme flackerte auf und erleuchtete die traurige Zelle. Er setzte sich auf die Hacken und streckte seine blau gewordenen Hände gegen das Feuer, den letzten Freund des vereinsamten Dichters.

„Ein Hundeleben!“ erwog Bellincioni. „Ich bin doch nicht schlechter als andere? Hat nicht der göttliche Dante auf meinen Urgroßvater, ehe noch an das Haus Sforza gedacht worden ist, die Worte gedichtet:

Bellincion Berti vid'io andar cinto
Di cuojo e d'osso ...

Sicherlich konnten, ehe ich nach Mailand kam, die Speichellecker am Hofe ein Strambotto nicht von einem Sonett unterscheiden. Wer anders als ich hat ihnen die Schönheiten der neueren Dichtkunst offenbart? Hat nicht meine gewandte Feder den Quell Hippokrene verstärkt, so daß er zu einem Meere geworden ist und mit Überschwemmungen droht? Und das ist der Dank? Ich muß wie ein Hund auf dem Stroh verrecken! ... Den verarmten Dichter kennt niemand, als ob er eine Larve vor dem Gesicht hätte, als ob er durch die Blattern entstellt wäre.“

Er las die Verse aus seinem Schreiben an den Herzog Lodovico:

Ich habe andre Antwort nie erhalten,
Als: „Geh mit Gott, die Stellen sind besetzt.“
Was soll ich tun? Mein Liedchen muß ich singen.
Das lust'ge Amt des Narren zu verwalten,
Das geht nicht mehr. So hin und her gehet,
Wär' ich wahrhaftig froh, könnt' ich zuletzt
Als Esel in der Mühle mich erhalten.

Mit spöttischer Miene ließ er seinen Kopf sinken.

Der schwächliche, abgemagerte, vor dem Feuer hochende Mann mit der langen, roten Nase glich einem kranken, frierenden Vogel. Unten an der Haustür wurde geklopft, die schimpfende Stimme seiner alten, an Wassersucht leidenden Dienstmagd und das Gepolter ihrer Holzschuhe auf dem steinernen Estrich drang zu ihm herauf.

„Zum Teufel!“ sagte Bernardo erschrocken. „Sollte das wieder der Jude Salomone sein, der seine Zinsen haben will? Oh, diese verdammten Reker! Selbst des Nachts lassen sie einen nicht in Ruhe!“

Die Treppenstufen knarrten. Die Tür wurde geöffnet, und eine vornehme Dame im Zobelpelz, mit einer schwarzseidenen Larve vor dem Gesicht, betrat das Zimmer.

Bernardo sprang auf und sah sie verwundert an.

Schweigend näherte sie sich einem Stuhle.

„Nehmt Euch in acht, Madonna,“ warnte der Dichter, „die Lehne ist abgebrochen.“

Höflich und liebenswürdig fügte er hinzu: „Welchem guten Genius habe ich das Glück zu verdanken, die herrlichste Madonna unter meinem bescheidenen Dache begrüßen zu dürfen?“

„Jedenfalls eine Bestellerin. Jrgendein Liebesmadrigal,“ dachte er. „Nun, was schadet es, es ist ja auch Brot! Wenigstens reicht es

zu Brennholz. Sonderbar, daß sie allein, zu so später Stunde kommt! Übrigens muß doch mein Name einen gewissen Klang besitzen. Ich habe schließlich viele unbekannte Verehrerinnen."

Er ermunterte sich, eilte zum Kamin und warf großherzig die letzten Späne ins Feuer.

Die Dame nahm die Larve ab.

"Ich bin es, Bernardo."

Er schrie auf, trat einen Schritt zurück und hielt sich an einem Türpfosten fest, um nicht umzufallen.

"Jesus! Heilige Jungfrau!" stammelte er, sie erschrocken ansehend.

"Hoheit ... Erlauchteste Herzogin!"

"Bernardo, du kannst mir einen großen Dienst erweisen," sagte Beatrice, und sich im Zimmer umsehend, fügte sie hinzu: "Es hört uns doch niemand?"

"Beruhigt Euch, Hoheit, niemand außer Ratten und Mäusen."

"Höre," fuhr Beatrice langsam fort und richtete einen durchdringenden Blick auf ihn, "ich weiß, du hast der Madonna Lucrezia Liebesgedichte gewidmet, du mußt Briefe des Herzogs mit Aufträgen und Aufgaben besitzen."

Er erblaßte, schweigend starrte er sie an.

"Fürchte dich nicht," fügte sie hinzu, "niemand wird es erfahren. Ich gebe dir mein Wort, ich werde dich zu belohnen wissen, wenn du mir meine Bitte erfüllst; fürsüßlich werde ich dich belohnen, Bernardo."

"Hoheit!" brachte er mit Anstrengung hervor, "glaubt nicht daran .. es ist Verleumdung ... ich habe keinerlei Briefe ... wie vor Gott ..."

Beatrice warf ihm einen zornigen Blick zu und machte ein finsternes Gesicht. Sie erhob sich langsam und näherte sich ihm, ihre durchdringenden, scharfen Blicke blieben auf ihm ruhen.

"Lüge nicht! Ich weiß alles. Gib mir die Briefe des Herzogs, wenn dir dein Leben wert ist — hörst du, gib sie heraus! Nimm dich in acht, Bernardo! Meine Leute warten unten. Ich bin nicht gekommen, um mit dir zu scherzen!"

Er fiel vor ihr auf die Knie.

"Tut, was Ihr wollt, Signora! Ich besitze keine Briefe!"

"Du hast keine?" wiederholte sie, beugte sich über ihn und sah ihm fest in die Augen. "Du sagst, du hättest keine?"

"Nein!"

Raserei überkam sie.

"Warte nur, versuchter Kuppler, ich werde dich zwingen, die Wahrheit zu bekennen. Mit eigener Hand erwürge ich dich, Spitzbube!" schrie sie auf und krallte ihre zarten Finger so fest um seinen Hals, daß ihm der Atem ausging und die Adern auf der Stirn hervor-

traten. Er leistete keinen Widerstand, ließ seine Hände sinken, hilflos mit den Augen blinzelnd, sah er einem traurigen, kranken Vogel noch ähnlicher.

„Sie tötet mich, bei meiner Seele, sie tötet mich,“ dachte Bernardo. „Nun, mag's sein ... aber den Herzog verrate ich nicht!“

Bellincioni war sein Leben lang ein Hofnarr, ein Leichtfuß, ein käuflicher Verseschmied, doch niemals ein Verräter gewesen. In seinen Adern floß edleres, reineres Blut als das der romagnolischen Söldlinge, der Emporkömmlinge Sforza, und jetzt war er bereit, es zu beweisen.

Bellincion Berti vid'io andar cinto
Di cuojo e d'osso ...

Diese Verse Dantes auf seinen Urgroßvater fielen ihm jetzt ein.

Die Herzogin kam wieder zur Besinnung; voll Abscheu ließ sie die Kehle des Dichters aus ihren Fingern, stieß ihn von sich, ergriff die kleine, auf dem Tisch stehende Blechlampe mit dem nur spärlich brennenden Dochte und wandte sich nach der Tür des Nebengemaches. Sie hatte es schon früher bemerkt und erraten, daß es die Arbeitszelle des Dichters sei. Bernardo sprang auf, stellte sich vor die Tür und wollte ihr den Eintritt verwehren. Aber die Herzogin maß ihn schweigend mit ihren Blicken, daß er zusammenfuhr, sich krümmte und ihr den Weg freigab.

Sie betrat die Klausel der bettelhaften Muse. Es roch nach Büchereisstaub und Schimmel. An den kahlen, abgeblätternen Wänden sah man die feuchten Flecke. Die zerbrochene Scheibe des bereiften Fensters war mit einem Lappen verstopft. Auf dem mit Tinte besudelten Schreibtische lag ein wüster Haufen Papiere nebst abgeknabberten Gänsefedern. Beatrice stellte die Lampe auf das Bücherbrett und begann, ohne Bernardo weiter zu beachten, die Blätter zu durchsuchen. Es befanden sich darunter eine Menge Sonette an Hofrentmeister, Haushälter, Tischaufseher und Mundschenke, scherzhafte Klagen, Bittgesuche um Geld, Brennholz, Wein, warme Kleidung und Lebensmittel. In dem einen bat der Dichter den Messer Pallavicini um eine mit Kastanien gefüllte Gans zum Allerheiligensfeste. In einem anderen mit der Überschrift „Der Moro an Cecilia“, in dem der Herzog mit Jupiter, die Herzogin mit Juno verglichen wurde, berichtete der Dichter, wie Lodovico einst auf dem Wege zu seiner Geliebten vom Unwetter überrascht wurde und nach Hause zurückkehren mußte, weil die argwöhnische Juno, in einer Aufwallung der Eifersucht, sich ihr Diadem vom Kopfe gerissen und die Perlen aus den Wolken als Sturmregen und Hagel heruntergeworfen habe.

Unter den Haufen Papieren stieß Beatrice plötzlich auf ein Kästchen aus Ebenholz, öffnete es und erblickte ein sorgfältig zusammen-

gebundenes Briefpäckchen. Bernardo, der jede ihrer Bewegungen verfolgte, schlug vor Schreck die Hände zusammen. Die Herzogin warf zuerst einen Blick auf ihn, dann auf die Briefe, las den Namen Lucrezia, erkannte die Handschrift ihres Mannes und wußte, daß sie endlich das lange Gesuchte gefunden habe, die Briefe des Herzogs, die Konzepte der in seinem Auftrag an Lucrezia gerichteten Liebesgedichte. Beatrice ergriff hastig das Briefpäckchen, verwahrte es unter ihrem Kleide am Busen, warf schweigend dem Dichter einen Beutel Dukaten vor die Füße, wie man einem Hunde einen Bissen hinwirft, und entfernte sich eiligst.

Bernardo hörte ihre Schritte auf der Treppe, hörte, wie die Haustür zugeschlagen wurde und stand noch lange, wie vom Blitze getroffen, mitten im Zimmer. Der Fußboden schien unter ihm zu schwanken wie ein Schiffsdeck im Sturme. Endlich fiel er ermattet auf sein dreibeiniges Lager und versank in einen Totenschlaf.

* * *

Die Herzogin war ins Schloß zurückgekehrt.

Ihre Abwesenheit war bemerkt worden; die Gäste tuschelten untereinander, was wohl geschehen sein könne. Der Herzog war unruhig geworden.

Als sie den Saal betrat, ging sie auf den Herzog zu und teilte ihm mit, daß sie, um auszuruhen, sich in die inneren Gemächer zurückziehen werde.

„Vice,“ sagte der Herzog, ihre kalte Hand ergreifend, die leise bei der Berührung mit der seitigen erzitterte, „wenn du dich unwohl fühlst, so sage es um Gottes willen. Vergiß nicht, daß du schwanger bist. Wenn du willst, verlegen wir die zweite Hälfte des Festes auf morgen. Ich habe ja das alles nur für dich, meine Leure, veranstaltet.“

„Nein, es ist nicht nötig,“ erwiderte die Herzogin. „Bitte, Vico, beunruhige dich nicht! Ich habe mich lange nicht so wohl, so lustig gefühlt als heute. Ich will ‚Das Paradies‘ sehen, ich tanze auch noch.“

„Nun, Gott sei Dank, meine Liebe, Gott sei Dank,“ beruhigte sich Lodovico und küßte mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit die Hände seiner Frau.

Die Gäste begaben sich wieder nach dem Ballspielsaal, wo zur Darstellung des „Paradieses“ von Bellincioni eine vom Hofmechaniker Leonardo da Vinci erfundene Maschine aufgestellt worden war.

Als alle Platz genommen hatten und die Lichter ausgelöscht worden waren, erscholl die Stimme Leonardos: „Fertig!“

Ein Pulverfaden sprühte auf, und in der Dunkelheit erglänzten kristallene Kugeln wie durchsichtige Eissonnen. Sie waren kranzförmig

angebracht, mit Wasser gefüllt und von innen erleuchtet; in allen Regenbogenfarben spielten die vielen Flammen.

„Betrachtet doch,“ wies das Edelfräulein Ermellina ihre Nachbarin auf den Künstler hin, „betrachtet doch das Gesicht. Er sieht wie ein wirklicher Magier aus! Das wäre noch etwas, wenn er das ganze Schloß wie im Märchen in die Luft höbe!“

„Man soll mit dem Feuer nicht spielen. Wie leicht kann eine Feuerbrunst entstehen,“ erwiderte die Nachbarin.

Runde, schwarze Kästen waren in der Maschine hinter den Glasgugeln versteckt. Dem einen entstieg ein weißgekleideter, geflügelter Engel, er verkündete den Anfang der Vorstellung und wies bei dem einen Verse des Prologes:

Der Allmächtige lenkt seine Kreise . . .

auf den Herzog hin, als ob er damit sagen wolle, daß Lodovico mit derselben Weisheit seine Untertanen regiere wie der Allmächtige das Weltall.

In demselben Augenblicke gerieten die Kugeln in Bewegung, sie drehten sich um die Achse der Maschine unter eigentümlichen, sanften, ungewöhnlich angenehmen Klängen, jener geheimnisvollen Sphärenmusik gleich, von der die Pythagoreer erzählen. Besondere, von Leonardo erfundene Glasglocken, die mit Tasten angeschlagen wurden, erzeugten diese Musik.

Die Kugeln, die Planeten darstellten, blieben stehen. Jeder derselben entstieg, wenn die Reihe an sie gekommen war, der entsprechende Gott: Jupiter, Apollo, Merkur, Diana, Venus, Saturn, und begrüßte Beatrice.

Merkur sprach:

O Du, die alle Gestirne verfinstert —

O Sonne der Lebenden, Spiegel des Himmels!

Du hast den Vater der Götter durch Deine Schönheit gefangen.

O Licht alles Lichts, o Wunder der Wunder!

Venus beugte die Knie vor der Herzogin mit den Versen:

All meine Reize hast Du in nichts verwandelt;

Schon darf ich Venus nicht mehr mich nennen —

Ein Stern, von Deinen Strahlen besiegt,

O Sonne, verbläß' ich vor Neid!

Diana bat Jupiter:

Gib mich, o Vater, gib mich doch zur Sklavin

Der Göttin aller Göttinnen, der Herzogin von Mailand.

Saturn zerbrach seine todbringende Sichel und rief:

Gesegnet sei Dein Leben, ohne Stürme —

Ein goldenes Zeitalter wie Saturns.

Zum Schluß stellte Jupiter Ihrer Hoheit die drei griechischen Grazien und die sieben christlichen Kardinaltugenden vor, und dieser ganze Olymp — das „Paradies“ Bellincionis — begann sich unter dem Schatten weißer Engelsflügel und einem Kreuze, das mit grünen Lampen, dem Symbole der Hoffnung, besetzt war, wieder zu drehen. Alle Götter und Göttinnen sangen dabei einen Hymnus zu Ehren Beatrices in Begleitung der sphärischen Musik und des Händeklatschens der Zuschauer.

„Warum,“ sagte die Herzogin zu dem neben ihr sitzenden Würdenträger Gaspere Visconti, „warum fehlt hier Juno, die eifersüchtige Gattin Jupiters, die ihr Diadem vom Kopfe reißt und die Perlen als Sturmregen und Hagel aus den Wolken herunterwirft?“ Als der Herzog diese Worte vernahm, wandte er sich um und sah sie an. Sie brach in ein so gezwungenes Lachen aus, daß ein plötzlicher Frostschauer den Herzog überlief. Sie beruhigte sich aber gleich wieder, fing ein anderes Gespräch an und drückte nur das Briefpäckchen fester an ihre Brust.

Der Vorgeschnack der Rache berauschte sie, machte sie ruhig, stark und — fast heiter.

Die Gäste begaben sich in einen anderen Saal, wo ein neues Schauspiel ihrer harzte: mit Negern, Leoparden, Greifen, Kentaurern und Drachen bespannte Triumphwagen des Numa Pompilius, des Cäsar, des Augustus, des Trajan mit allegorischen Bildern und Inschriften, die bekundeten, daß alle diese Helden Vorfahren des Moro seien. Zuletzt kam ein mit Einhörnern bespannter Wagen mit einem mächtigen Globus, auf dem ein Krieger in verrosteter, eiserner Rüstung lag. Ein nacktes, goldenes Kind mit einem Zweige des Maulbeerbaums — der im Italienischen *moro* heißt — stieg aus einer Öffnung der Rüstung heraus: Es sollte den Untergang des alten, eisernen Zeitalters, die Erstehung des neuen, goldenen, unter der weisen Regierung des Moro, bedeuten. Zum Erstaunen aller war die goldene Puppe ein lebendes Kind. Der Knabe fühlte sich in Folge der starken Vergoldung, die den Körper bedeckte, unwohl. In seinem erschrockenen Gesichte funkelteten Tränen.

Mit zitternder Stimme begrüßte er den Herzog eintönig, fast Unglücklich verkündend, in einem Gedicht mit dem Rehrim:

Bald keh' ich zurück in neuer Schönheit,
Nach dem Wunsche des Moro keh' ich zurück.

Um den Triumphwagen des goldenen Zeitalters erneuerten sich die Tänze.

Die endlose Begrüßungsrede langweilte alle. Man hörte ihr nicht

mehr zu. Der Knabe aber lispelte mit seinen goldenen Lippen, mit hoffnungsloser, ergebener Miene, von seiner Warte herab:

Bald keh' ich zurück in neuer Schönheit,
Nach dem Wunsche des Moro keh' ich zurück.

Beatrice tanzte mit Gaspere Visconti; zuweilen preßten ein Nachframpf und Schluchzen ihr die Kehle zusammen; mit kaum ertragbaren Schmerzen klopfte das Blut in ihren Schläfen; vor ihren Augen wurde es Nacht, aber ihr Gesichtsausdruck blieb sorglos, lächelnd. Nachdem sie den Tanz beendigt hatte, trat sie aus der festlichen Reihe heraus und entfernte sich unbemerkt.

* * *

Sie begab sich in den einsamen Turm der Schatzkammer. Hierher kam niemand außer ihr und dem Herzog. Sie nahm das Licht aus den Händen des Pagen Ricciardetto, befahl ihm, sie am Eingange zu erwarten, und betrat den hohen, düsteren Raum. Kalte Kellerluft umfing sie, sie setzte sich, zog das Briespäcdchen heraus, legte es auf den Tisch und wollte zu lesen beginnen, als plötzlich ein heftiger Windstoß heulend und pfeifend durch den Schornstein hereinfuhr und beinahe das Licht verlöschte. Es schien ihr, als höre sie die entfernte Ballmusik und auch andere, kaum wahrnehmbare Klänge, das Klirren eiserner Ketten — das Gefängnis lag unter dem Gemache.

In demselben Augenblicke fühlte sie auch, daß jemand hinter ihr stände. Ein Schrecken erfaßte sie. Sie wußte, daß sie sich nicht umsehen dürfe, konnte es aber nicht ertragen und wandte den Kopf. In der Ecke stand „Jener“, den sie bereits einmal gesehen hatte — eine lange, schwarze Gestalt, noch schwärzer als die Finsternis selbst, mit gesenktem Kopfe, den eine Mönchskapuze derart bedeckte, daß vom Gesicht nichts zu erblicken war. Sie wollte schreien, Ricciardetto rufen, aber die Stimme versagte ihr. Sie sprang auf, um zu fliehen, aber die Füße versagten ihr. Sie fiel auf die Knie und flüsterte:

„Du! ... Wieder du! ... Was willst du?“

Langsam erhob die Gestalt den Kopf.

Sie erblickte das ihr furchtbare Gesicht des verstorbenen Herzogs Gian Galeazzo und hörte seine Stimme:

„Vergib mir ... Du Armste ...“

Er schritt auf sie zu, geisterhafte Kälte kam ihr entgegen. Sie stieß einen durchdringenden, übermenschlichen Schrei aus und verlor das Bewußtsein.

Ricciardetto hörte diesen Schrei, eilte herbei und fand sie bewußtlos auf der Erde liegend.

Er lief, den Herzog zu suchen, durch die dunkeln, nur hier und da mit den Laternen der Wachthabenden erleuchteten Galerien, durch die strahlenden Säle voller Menschen, denen er in wahnsinnigem Schrecken zurief:

„Hilfe! Hilfe!“

Es war Mitternacht. Auf dem Balle herrschte ausgelassene Fröhlichkeit. Ein neuer Tanz, bei welchem Damen und Herren unter der „Triumphpforte der treuen Liebhaber“ durchgehen mußten, hatte eben begonnen. Ein Mann, der den Genius der Liebe darstellte, mit einer langen Trompete in der Hand, saß mitten auf der Pforte. Schiedsrichter hatten am Fuße derselben Platz genommen. Wenn „treue Liebhaber“ sich näherten, bewillkommnete sie der Genius mit sanfter Musik, die Schiedsrichter nahmen sie freundlich auf. Die Treulosen aber versuchten vergeblich unter dem Bogen hindurchzugehen — die Trompete betäubte sie durch schreckliche Mißtöne, die Schiedsrichter überschütteten sie mit Confetti, und die Unglücklichen mußten unter einem Hagel spöttischer Bemerkungen fliehen.

Soeben hatte der Herzog unter den leisesten, anmutigsten Trompetentönen, die denen einer Hirtenschalmei oder dem Girren der Tureltauben glichen, die Pforte als treuester der treuen Liebhaber durchschritten.

In diesem Augenblicke stob die Menge vor dem mit seinem verzweifelten Hilferuf hereinstürzenden Ricciardetto auseinander.

„Was gibt's?“ fragte Lodovico erblickend.

„Erlaucht, die Herzogin ist unwohl ... Eilt! Helft!“

„Unwohl? ... Schon wieder?“

Der Herzog faßte sich an den Kopf.

„Wo? Wo? So sprich doch vernünftig!“

„Im Turme der Schatzkammer.“

Lodovico lief so schnell, daß die goldene Panzerkette an seiner Brust klirrte und sein üppiges Haar auf seinem Kopfe auf- und niederwallte.

Der Genius auf der Triumphpforte der treuen Liebhaber, der immer noch weiter trompetete, merkte endlich, das unten nicht alles in Ordnung sei, und verstummte.

Viele liefen dem Herzog nach; plötzlich geriet die Menge in größte Aufregung, sie stürzte nach den Türen wie eine wild gewordene Schafherde. Die Triumphpforte wurde umgeworfen und zertreten. Dem Trompeter gelang es kaum, abzuspringen, wobei er sich den Fuß verstauchte.

Jemand rief: „Feuer!“

„Nun, habe ich es nicht gesagt, mit dem Feuer soll man nicht spielen!“ rief die Dame, die die Kristallkugeln Leonardos mißbilligt hatte, und schlug die Hände zusammen.

Eine andere kreischte auf und bereitete sich vor, in Ohnmacht zu fallen.

„Beruhigt euch, es gibt keine Feuersbrunst,“ versicherten etliche.

„Was ist denn geschehen?“ fragten andere.

„Die Herzogin ist erkrankt.“

„Sie stirbt! Sie ist vergiftet worden!“ sagte ein Hofbeamter, einer plötzlichen Eingebung folgend, und glaubte sofort selbst an seine Worte.

„Es kann ja nicht sein! Die Herzogin war ja noch eben hier ... hat noch getanzt ...“

„Wißt ihr es denn nicht? Die Witwe des in Gott ruhenden Herzogs Gian Galeazzo, Isabella von Aragonien, hat aus Rache für ihren Gemahl ... mit schleichendem Gifte ...“

„Der Herr sei mit uns!“

Aus dem benachbarten Saale erklang Musik.

Man wußte daselbst noch von nichts. Im Tanze „Aphrodite und Ares“ führten die Damen ihre Herren wie Sklaven an goldenen Ketten herum, und wenn letztere dann mit schmachtenden Seufzern auf das Antlitz fielen, stellten ihnen die Damen als Siegerinnen den Fuß auf den Rücken.

Ein Kammerherr stürzte herein, winkte mit den Händen und rief den Musikanten zu.

„Still, still! Die Herzogin ist krank!“

Alle drehten sich um. Die Musik verstummte. Nur eine Viola, die ein schwerhöriger, halb erblindeter Mann spielte, erklang noch lange mit ihren klagend-zitternden Tönen.

Diener trugen eilig eine schmale, lange Bettstelle mit einer harten Matraze vorüber. Am Kopfende befanden sich zwei Querlatten für den Kopf, in der Mitte zu beiden Seiten je ein Griff für die Hände, am Fußende zwei Querkölzer für die Füße der Gebärenden.

Diese Bettstelle wurde in den Garderobekammern des Schlosses aufbewahrt und war bei allen Entbindungen der Herzoginnen des Hauses Sforza benutzt worden.

Inmitten des Ballsaales, im strahlenden Glanze der festlichen Lichter, unter den gepuzten Damen, machte der Anblick dieses Geburtstettes einen eigentümlichen Eindruck.

Alle sahen einander an und verstanden, um was es sich handle.

„Wenn es vom Schreck oder von plötzlichem Fall gekommen sein sollte,“ bemerkte eine alte Dame, „müßte sie sofort ein rohes Eiweiß mit ganz fein geschnittenen Stückchen roter Seide verschlucken.“ Eine andere versicherte, rote Seide nütze dabei nichts, man müsse die Samenkeime von sieben Eiern mit dem Dotter eines achten einnehmen.

Als Ricciardetto den einen Saal im oberen Stockwerke betrat, hörte er aus dem Nebenzimmer ein so schreckliches Wehklagen, daß er

unentschlossen stehen blieb und, auf die Thür hinweisend, eine der Frauen, die mit Waschkörben, Wärmflaschen und Gefäßen mit heißem Wasser an ihm vorbeieilten, fragte: „Was ist das?“ Sie antwortete nicht.

Eine andere alte Frau, vermutlich eine Hebamme, sah ihn strenge an und sagte:

„Geh, geh mit Gott! Was stehst du hier im Wege? — Du hinderst nur. Hier ist kein Platz für Knaben!“

Die Thür wurde für einen Augenblick geöffnet, und Ricciardetto erblickte in der Tiefe des Zimmers unter den unordentlich herumliegenden, heruntergerissenen Kleidungs- und Wäschestücken das Gesicht derjenigen, die er so hoffnungslos, so kindlich liebte.

Das Gesicht war gerötet, in Schweiß gebadet, die Haare klebten an der Stirn, der Mund, dem das unaufhörliche Wehklagen entströmte, war weit geöffnet. Der Knabe erblaßte und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Neben ihm unterhielten sich und flüsterten miteinander verschiedene Gevatterinnen, Wärterinnen, Zauberinnen und Hebammen. Jede hatte ihr eigenes Mittel. Eine schlug vor, ums rechte Bein der Gebärenden eine Schlangenhaut zu wickeln; eine andere, sie auf einen gußeisernen Kessel mit siedendem Wasser zu setzen; eine dritte, ihr die Mühe ihres Gatten auf den Leib zu binden; eine vierte, ihr einen Schnaps, der mit Hirschhorn und Cochenille destilliert worden sei, zu geben.

„Einen Adlerstein unter die rechte Achsel, einen Magnetstein unter die linke,“ verordnete ein uraltes, runzliges Mütterchen, das sich am meisten besorgt zeigte, „das ist meiner Seele das Beste; ein Adlerstein oder ein Smaragd.“

Der Herzog stürzte aus dem Zimmer, warf sich in einen Sessel, hielt sich den Kopf und schluchzte wie ein Kind.

„Herr! Herr! Ich kann nicht mehr ... kann nicht ... Vice, Vice! .. Um meinethwegen, des Verfluchten!“

Es fiel ihm ein, wie die Herzogin, als sie ihn kaum erblickt hatte, in rasendem Zorn geschrien hatte: „Fort! Fort! Geh zu deiner Lucrezia!“

Das besorgte Mütterchen näherte sich ihm mit einem zinnernen Teller.

„Geruhen Ew. Hoheit zu essen?“

„Was ist das?“

„Wolfsfleisch. Es heißt: Wenn der Gatte Wolfsfleisch ißt, wird der Gebärenden leichter. Wolfsfleisch, Hoheit, ist die Hauptsache.“

Gehorsam und besinnungslos suchte der Herzog ein Stückchen des zähen, schwarzen Fleisches, das ihm im Halse stecken blieb, hinunter-zuwürgen.

Die Alte beugte sich über ihn und murmelte:

Vater unser der Du bist —
Sieben Wölfe und eine Wölfin —
Im Himmel und auf Erden.
Erhebe Dich, Wind, und trage fort
Al unser Böses ins offene Feld.

„Heilig, heilig, heilig — im Namen der ewigen und einigen Dreieinigheit. Mein Wort ist stark. Amen!“

Aus dem Zimmer der Kranken trat der erste Leibarzt, Luigi Marliani, in Begleitung zweier anderer Ärzte heraus.

Der Herzog eilte ihnen entgegen.

„Nun wie geht's? Wie?“

Sie schwiegen.

„Erlaucht,“ sagte Luigi endlich, „alle Mittel sind erschöpft. Hoffen wir, daß Gott in seiner Gnade ...“

Der Herzog ergriff die Hand des Arztes.

„Nein, nein! ... Es muß doch noch ein Mittel geben ... So geht es nicht ... Um Gottes willen! ... Wendet doch etwas an, tut etwas!“

Die Ärzte sahen sich gegenseitig an wie die Auguren, sie fühlten, daß man ihn beruhigen müsse.

Marliani machte ein finsternes Gesicht und sagte zu dem jüngeren Arzte, der ein gerötetes und freches Gesicht hatte:

„Drei Unzen einer Abkochung von Flußschnecken mit Muskatnuß und gestoßenen roten Korallen!“

„Vielleicht ein Aderlaß?“ bemerkte ein alter Mann mit schüchternem, gutmütigem Gesichtsausdruck.

„Ein Aderlaß? Ich habe schon selbst daran gedacht,“ fuhr Marliani fort, „aber unglücklicherweise ist Mars im Sternbilde des Krebses im vierten Hufe der Sonne. Überdies der Einfluß der ungeraden Zahl des heutigen Datums ...“

Der Angeredete seufzte bescheiden auf und verstummte.

„Wie denkt Ihr darüber,“ wandte sich der jüngere Arzt an Marliani, „sollten wir nicht der Schneckenmigtur noch etwas mätzliche Ruherkreme beifügen?“

„Ja,“ stimmte Luigi nachdenklich bei, indem er mit dem Finger über den Nasenrücken fuhr, „Ruherkreme — ja, ja, natürlich.“

„O Gott, o Gott!“ stöhnte der Herzog.

„Beruhigt Euch, Erlaucht,“ wandte sich Marliani an ihn, „ich kann die Versicherung geben, daß alles, was die Wissenschaft vorschreibt ...“

„Zum Teufel mit der Wissenschaft!“ fuhr der Herzog, der sich nicht mehr halten konnte, ihn plötzlich an und ballte wütend seine Fäuste.

„Sie stirbt, sie stirbt — hört ihr es wohl! Und ihr steht hier mit eurer Schneedennigtur und Ruheextremenen ... Laugenichtse! ... Man müßte euch alle an den Galgen hängen!“

In Todesangst ging er im Zimmer umher und horchte auf das anhaltende Wehklagen. Plötzlich traf sein Blick Leonardo. Er nahm ihn beiseite.

„Höre,“ sagte der Herzog wie im Traume, er wußte selbst nicht, was er redete, „höre Leonardo, du bist mehr wert als alle zusammen. Ich weiß, du bist im Besitze großer Geheimnisse ... Nein, nein, erwidere mir nichts ... Ich weiß ... Ach Gott, ach Gott, dieses Geschrei! ... Was wollte ich doch sagen? Ja, ja, — hilf mir, mein Freund, hilf mir, mach' etwas ... Ich gebe meine Seele dahin, um ihr, wenn auch nur für kurze Zeit, zu helfen, nur um dieses Wehgeschrei nicht mehr zu hören!“

Leonardo wollte etwas erwidern, aber der Herzog hatte seiner schon vergessen und eilte den Kaplänen und Mönchen entgegen, die soeben das Zimmer betraten.

„Endlich! Gott sei Dank! Was bringt ihr?“

„Einen Teil der Reliquien des heiligen Ambrosius, den Gürtel der heiligen Margareta, der Geburtshelferin, den hochgeehrten Zahn des heiligen Christophorus, ein Haar der Jungfrau Maria.“

„Es ist gut, geht beten!“

Lodovico wollte mit ihnen das Krankenzimmer betreten, aber in diesem Augenblick verwandelte sich das Wehklagen in ein solches Geheul und Gebrüll, daß er sich die Ohren zuhielt und sloh. Nachdem er durch einige Zimmer geirrt war, blieb er in einer, von einzelnen Lampen nur schwach erleuchteten Kapelle stehen und fiel vor einem Heiligenbild auf die Knie.

„Ich habe gesündigt, Mutter Gottes, ich Verfluchter habe gesündigt! Ich habe den unschuldigen Jüngling, meinen rechtmäßigen Herrn, Gian Galeazzo, ins Verderben gestürzt! Du aber, Barmherzige, einzige Vermittlerin, erhöre mein Gebet und schenke mir Deine Gnade. Ich gebe Dir alles, ich werde es abbitten, nur rette sie, nimm meine Seele statt der ihren!“

Unsinigge Einfälle und Gedanken drängten sich in seinem Kopfe zusammen und hinderten ihn am Beten. Eine Erzählung, über die er kürzlich gelacht hatte, fiel ihm ein, wie ein Schiffer, der bei einem Sturm in Gefahr war umzukommen, der Jungfrau Maria ein Licht, so groß wie sein Schiffsmast, gelobt hatte, als sein Genosse ihn aber fragte, woher er das viele Wachs zu einem solchen Lichte hernehmen wolle, geantwortet hatte: „Schweige, wenn wir erst gerettet sein werden, haben wir Zeit genug, darüber nachzudenken. Übrigens hoffe ich auch, daß die Madonna sich mit einem kleineren Lichte begnügen wird.“

„Woran denke ich, mein Gott!“ besann sich der Herzog. „Verliere ich meinen Verstand?“

Er nahm sich zusammen, um Herr seiner Gedanken zu werden, und fing wieder zu beten an.

Aber die hellen Kristallkugeln und die durchsichtigen Eissonnen kreisten vor seinen Augen, er hörte die sanfte Musik zugleich mit dem aufdringlichen Refrain des goldenen Knaben:

Bald keh' ich zurück in neuer Schönheit,
Nach dem Wunsche des Moro keh' ich zurück.

Darauf verschwand alles und er fiel in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, schien es ihm, als ob nur wenige Minuten verflossen wären; als er aber aus der Kapelle heraustrat, sah er durch die verschneiten Fenster den grauen Schein des Wintermorgens.

* * *

Lodovico kehrte in den Saal der Rocchetta zurück.

Tiefe Stille herrschte hier überall. Eine Frau, die einen Korb voll Windeln trug, begegnete ihm. Sie sprach ihn an und sagte: „Ihre Erlaucht haben geruht, entbunden zu werden.“

„Lebt sie?“ flüsterte er erbleichend.

„Ja. Aber das Kind ist tot. Ihre Erlaucht sind sehr schwach.“

Er trat in das Zimmer und sah in den Kissen ein winziges Gesicht, wie das eines kleinen Mädchens, mit großen eingefallenen Augen, die trübe waren, als ob sie mit einem Spinnweben überzogen wären; ein ruhiges, seltsam bekanntes und doch fremdes Gesicht. Es war Beatrice. Er trat an sie heran und beugte sich über sie.

„Schicke nach Isabella ... aber schnell,“ flüsterte sie ihm zu.

Der Herzog erteilte den Befehl. Nach Verlauf kaum einer Stunde betrat eine schlanke Frau mit traurigem und stolzem Gesichtsausdruck, die Herzogin Isabella von Aragonien, die Witwe Gian Galeazzos, das Zimmer und näherte sich leise der Sterbenden. Außer dem Beichtvater und Lodovico, die sich weiter zurückzogen, verließen alle das Zimmer.

Einige Zeit flüsterten die beiden Frauen miteinander. Dann küßte Isabella Beatrice, nahm Abschied von ihr, ließ sich auf die Knie nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und betete.

Beatrice rief ihren Gatten wieder zu sich.

„Vico, vergib mir. Weine nicht. Denke daran ... ich werde immer bei dir sein ... Ich weiß, daß du mich allein ...“

Sie beendete ihre Rede nicht. Er verstand, was sie hatte sagen wollen: „Ich weiß, daß du mich allein geliebt hast.“

Sie warf ihm einen nachdenklichen, wie aus weiter Ferne kommenden Blick zu und flüsterte: „Gib mir einen Kuß.“

Lodovico berührte ihre Stirne mit seinen Lippen. Sie wollte etwas sagen, konnte es aber nicht und hauchte nur kaum vernehmbar: „Auf den Mund!“

Der Mönch las das Sterbegebet. Die Näherstehenden lehrten ins Zimmer zurück.

Der Herzog entzog seine Lippen nicht diesem letzten Kuße. Er fühlte, wie ihr Mund kälter wurde; er empfing in diesem letzten Kuße auch den letzten Atem seiner Gefährtin.

„Sie ist verschieden!“ sagte Marlani.

Alle bekreuzigten sich und fielen auf die Knie nieder. Langsam erhob sich der Herzog. Sein Gesicht war unbeweglich. Es drückte keinen Schmerz aus, aber furchtbare, unglaubliche Anspannung. Er atmete schwer und häufig, als ob er mit höchster Anstrengung einen Berg erklimme. Plötzlich erhob er beide Arme zugleich, rief „Vive!“ und fiel auf die Leiche.

Von allen Anwesenden hatte nur Leonardo seine Ruhe bewahrt. Mit klarem, prüfendem Blicke verfolgte er alle Bewegungen Lodovicos.

In solchen Augenblicken überwältigte die Wißbegierde alles in ihm. Wie einen seltenen, zufälligen Versuch, wie eine neue interessante Naturerscheinung beobachtete er den Ausdruck großen Leidens auf den Gesichtern, in allen Bewegungen der Menschen. Nicht eine Falte, nicht ein einziges Muskelzittern entging seinem leidenschaftslosen, alles entdeckenden Blicke.

Er wollte das von der Verzweiflung entstellte Gesicht des Herzogs sobald als möglich in sein Notizbuch eintragen und begab sich zu diesem Zweck in die unteren Gemächer des Schlosses. Hier qualmten die niedergebrannten Lichter, Wächstropfen fielen auf die Erde. In einem der Säle trat er auf die umgeworfene, ganz zerdrückte „Pforte der treuen Liebhaber“. Die üppigen, den Moro und Beatrice verherrlichenden Allegorien, die Triumphwagen des Numa Pompilius, Augustus, Trajan, des Goldenen Zeitalters erschienen ihm beklagenswert und unheilverkündend.

Er trat an den Kamin, in dem das Feuer erloschen war, sah sich um, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß niemand im Saale sei, zog er sein Notizbuch und den Bleistift aus der Tasche und begann zu zeichnen. Plötzlich entdeckte er in einem Winkel des Kamins den Knaben, der das Goldene Zeitalter dargestellt hatte. Er schlief; vor Frost ganz erstarrt, hatte er sich zusammengekauert, seine Knie, auf denen der Kopf ruhte, hatte er mit den Händen umfaßt. Der letzte Hauch der verglimmenden Asche hatte seinen nackten, goldenen Körper nicht zu erwärmen vermocht.

Vorsichtig berührte Leonardo die Schulter des Knaben. Das Kind erhob den Kopf nicht, es stöhnte nur kläglich und dumpf. Der Künstler nahm es in seine Arme.

Der Knabe schlug die großen, dunkelblauen, erschrockenen Augen auf und fing zu weinen an: „Nach Hause, nach Hause!“

„Wo wohnst du? Wie heißt du?“ fragte Leonardo.

„Lippi,“ antwortete der Knabe. „Nach Hause, nach Hause! Mir ist so schlecht, ich friere . . .“

Die Augen fielen ihm zu; im Traume kispelte er:

Bald lehr' ich zurück in neuer Schönheit,
Nach dem Wunsche des Moro lehr' ich zurück.

Leonardo nahm seinen Kragen von den Schultern, wickelte das Kind darein und legte es auf einen Sessel. Er ging dann ins Wohnzimmer hinaus, weckte die auf der Diele schnarchenden Diener, die sich während der allgemeinen Verwirrung betrunken hatten, und erfuhr von einem derselben, daß Lippi der Sohn eines armen, alten Wittwers sei, eines Bäckers auf dem Place Broletto Novo, der das Kind für zwanzig Scudi zur Darstellung des Triumphes hingegeben habe, obgleich gute Leute den Vater gewarnt und ihm gesagt hätten, daß der Sohn von der Vergoldung sterben könnte.

Der Künstler suchte seinen warmen Wintermantel heraus, zog ihn an, kehrte zu Lippi zurück, hüllte ihn vorsichtig in den Pelz ein und verließ mit ihm das Schloß. Er beabsichtigte, in der Apotheke die nötigen Ingredienzen zu kaufen, um die Vergoldung vom Körper des Kindes zu entfernen, und es dann nach Hause zu bringen.

Plötzlich fiel ihm seine angefangene Zeichnung, der verzweifelte Gesichtsausdruck Lodovicos, ein.

„Es hat nichts auf sich,“ dachte Leonardo, „ich werde es nicht vergessen. Die Hauptsache, die beiden Falten über den hoch emporgezogenen Brauen und das eigentümliche, helle, wie triumphierende Lächeln auf den Lippen, dieselbe Miene, die auf den menschlichen Gesichtern den Ausdruck der größten Leiden und den der höchsten Seligkeit einander ähnlich macht, zweier Welten, die nach Plato in den Fundamenten getrennt, an den Gipfeln zusammengewachsen sind.“

Er fühlte, wie das Kind vor Frost zitterte.

„Unser Goldenes Zeitalter!“ dachte der Künstler mit traurigem Lächeln. „Du mein armer Kleiner!“ flüsterte er mit innigem Mitleid. Er hüllte das Kind wärmer ein und drückte es so zart, so liebevoll an seine Brust, daß es dem kranken Knaben schien, als ob seine verstorbene Mutter ihn liebevoll und einschläfere.

* * *

Die Herzogin Beatrice starb am Dienstag, den 2. Januar 1497, um 6 Uhr morgens.

Länger als einen Tag blieb der Herzog an der Leiche seiner Gattin. Er hörte auf keine Ermahnungen und verfiel in Schlaf und Nahrung. Die ihm Nahestehenden fürchteten um seinen Verstand. Am Donnerstagsmorgen verlangte er Papier und Tinte und schrieb der Isabella d'Este, der Schwester seiner verstorbenen Frau, einen Brief, in dem er sie vom Tode Beatrices benachrichtigte; er schrieb unter anderem:

„Leichter wäre es Uns, wenn Wir selber gestorben wären. Bitte schickt niemanden Uns zu trösten, damit Unser Schmerz nicht erneuert werde.“

Am demselben Tage gegen Mittag entschloß er sich auf Bitten seiner nächsten Umgebung, etwas Speise zu sich zu nehmen; er wollte sich aber nicht zu Tische setzen, sondern aß von einem Tablett, das Ricciardetto ihm vorhielt.

Anfangs überließ der Herzog die Anordnungen der Leichenfeier seinem Sekretär Bartolomeo Calco. Als er aber die Zugordnung bestimmte, die kein anderer treffen konnte, ließ er sich so fortreißen, daß er sich mit derselben Liebe den Vorbereitungen zur Leichenfeier Beatrices widmete, wie seiner Zeit denjenigen zum prachtvollen Neujahrsfeste des Goldenen Zeitalters. Er plagte sich ab, ging in alle Einzelheiten ein, bestimmte aufs genaueste das Gewicht der weißen und gelben Wachskerzen, die Ellenzahl des goldenen Brokats, des schwarzen und karmoisinroten Samts zu jeder der Altardecken, die unter die Armen zu verteilenden Mengen der Scheidemünze, der Erbsen und des Talges, damit sie für die Seele der Verstorbenen beteten. Als er das Tuch zu den Traueranzügen der Dienerschaft ausjuchte, vergaß er nicht, das Gewebe mit den Fingern zu befühlen und gegen das Licht zu halten, um sich von dessen Güte zu überzeugen. Er bestellte auch für sich selbst ein besonders feierliches Gewand aus grobem, rauhem, schwarzem Tuchstoffe, ein Gewand „der tiefen Trauer“ mit besonders angefertigten Schlitzen, daß es wie ein Kleid aussehen sollte, das in einem Anfälle von Verzweiflung zerrissen worden wäre.

Die Beisetzung war auf Freitag spät abends angefahrt. An der Spitze des Zuges schritten Läufer, Keulenträger und Herolde, die in lange, mit Trauerfähnchen aus schwarzer Seide versehene Trompeten bliesen, Trommler, die einen Trauermarsch schlugen, Ritter in geschlossenen Bifieren, mit Trauerbannern, auf Pferden, deren schwarzjamtrne Decken mit weißen Kreuzen bestickt waren; dann kamen die Mönche aller Klöster und die Kanoniker Mailands mit brennenden, sechspfündigen Wachskerzen, der Erzbischof von Mailand mit den Kirchendienern und dem ganzen Klerus. Hinter dem Leichenwagen mit dem mit Silber-

brokat überzogenen Sarge, der die Herzogskrone zeigte und an dessen Ecken sich vier silberne Engel befanden, schritt der Moro in Begleitung seines Bruders, des Kardinals Ascanio, der Gesandten von Spanien, Neapel, Venedig und Florenz; es folgten die Mitglieder des Geheimen Rates, die Hofbeamten, die Doktoren und Magister der Universität zu Pavia, angesehenere Kaufleute, je zwölf Vertreter aus den Stadtteilen Mailands und eine unzählbare Volksmenge.

Der Zug war so lang, daß das Ende desselben noch nicht das Schloß verlassen hatte, als seine Spitze bereits die Kirche Santa Maria delle Grazie betrat.

Nach einigen Tagen schmückte der Herzog das Grab des todtgeborenen Knaben Leone mit einer herrlichen Inschrift. Er hatte sie selbst in italienischer Sprache verfaßt und Merula sie ins Lateinische übersetzt:

„Ich unglückliches Kind bin gestorben, ehe ich die Welt erblickt habe; ich bin noch unglücklicher, da ich im Sterben der Mutter das Leben, dem Vater die Gattin geraubt habe. Bei diesem bitteren Schicksale ist es mir nur ein Trost, daß mich göttergleiche Eltern gezeugt haben, Ludovicus und Beatriz, Herzog und Herzogin von Mailand. 1497 am dritten Tage des Januar.“

Lodovico betrachtete lange mit Wohlgefallen diese Inschrift, die mit goldenen Buchstaben auf einer schwarz-marmornen Platte über der kleinen Gruft Leones eingegraben war; die Gruft befand sich in derselben Klosterkirche Santa Maria delle Grazie, in der Beatrice beigesezt war. Er empfand das Wohlgefühl eines Steinmetzen, der nach vollendeter Arbeit einige Schritte zurücktritt, sein Werk von weitem mit geneigtem Kopfe und ein Auge zudrückend betrachtet, und dann vor Vergnügen mit der Zunge schmalzt.

Kein Grabstein — ein Spielzeug!

Es war ein frostklarer, sonniger Morgen. Der Schnee auf den Dächern stach durch seine Reinheit vom blauen Himmel ab. In der kristallhellen Luft wehte eine Frische, ähnlich dem Dufte der Mai-glöckchen, die der Wohlgeruch des Schnees zu sein scheint.

Aus der Kälte und dem Sonnenschein trat Leonardo in ein dunkles Zimmer, das mit schwarzem Taffet behangen war. Die Fensterladen waren geschlossen, Trauerkerzen erleuchteten es. In den ersten Tagen nach der Beisezung verließ Moro diese traurige Zelle nicht. Nachdem er mit dem Künstler über das „Heilige Abendmahl“, das bestimmt war, die ewige Ruhesstätte Beatrices zu verherrlichen, gesprochen hatte, sagte er zu ihm:

„Ich hörte, Leonardo, du habest den Knaben, der den Anbruch des Goldenen Zeitalters darstellte, zu dir genommen, wie geht es ihm?“
„Erlaucht, er starb am Tage der Beisezung der Herzogin.“

„Er ist gestorben?“ fragte der Herzog erstaunt und schien zugleich Freude über diese Nachricht zu empfinden. „Er ist gestorben? ... Wie eigentümlich!“ Er ließ den Kopf hängen und seufzte tief. Dann umarmte er Leonardo.

„Ja, ja, so mußte es tatsächlich auch kommen! Unser Goldenes Zeitalter ist gestorben, zugleich mit meiner vielgeliebten Beatrice. Wir haben es mit unserer Beatrice begraben, es wollte, konnte sie nicht überleben. Nicht wahr, mein Freund, welch ein prophetisches Zusammentreffen, welch herrliche Allegorie!“

* * *

Ein Jahr verlief in tiefer Trauer. Der Herzog legte den schwarzen Anzug mit den bekannten Schlitzen nicht ab und setzte sich an keine Tafel, sondern aß von einem Tablett, das seine Leibdiener ihm vorhielten.

„Nach dem Tode der Herzogin,“ so berichtete Marino Sanuto, der Gesandte Venedigs, in seinen „Geheimen Briefen“, „ist Moro gottesfürchtig geworden, er besucht die Messen, fastet, lebt völlig keusch — so sagt man wenigstens — und alle seine Gedanken sind von Gottesfurcht erfüllt!“

Am Tage vergaß der Herzog zuweilen seinen Schmerz, besonders wenn er sich in die Staatsgeschäfte vertiefte, obgleich er auch hier Beatrice vermisse; nachts aber nagte der Gram immer um so stärker an seinem Herzen. Oft sah er sie im Traum als sechzehnjähriges Mädchen — so alt war sie, als sie ihn heiratete — eigensinnig und ausgelassen wie ein Schulmädchen, mager, von der Sonne gebräunt wie ein Anabe, so scheu, daß sie sich in die Schränke der Garderobe versteckte, um nicht an feierlichen Aufzügen teilnehmen zu müssen, so jungfräulich, daß sie noch drei Monate nach der Hochzeit sich seiner Liebkosungen mit den Zähnen und Nägeln wie eine Amazone erwehrte.

Eines Nachts, fünf Tage vor dem Jahrestage ihres Todes, erschien ihm Beatrice im Traume, wie er sie einst bei einem Fischzuge am Ufer des großen, stillen Teiches ihrer Lieblingsherrschaft Cusnago gesehen hatte. Der Zug glückte. Die Eimer füllten sich mit Fischen. Sie dachte sich einen kleinen Scherz aus, kramte ihre Arme aus, nahm die Fische aus dem feuchten Neze, warf sie ins Wasser zurück, lachte und betrachtete mit Wohlgefallen die Munterkeit der freigelassenen Tiere und den flüchtigen Glanz ihrer Schuppen in den durchsichtigen Wellen. Schlüpfrige Barsche, Blöken, Brassen zappelten in ihren bloßen Händen; das aufspritzende Wasser funkelte wie Diamanten — die Augen und die gebräunten Wangen seines geliebten Mädchens glänzten.

Als er erwachte, bemerkte er, daß seine Rissen von vergossenen Tränen naß waren.

Morgens begab er sich ins Kloster Santa Maria delle Grazie, betete am Grabe seiner Frau, speiste beim Prior und unterhielt sich lange mit ihm über die Frage, die damals alle Gottesgelehrten Italiens erregte, über die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria.

Als es anfang dunkel zu werden, begab sich Lodovico aus dem Kloster direkt zur Madonna Lucrezia.

Trotz der Trauer um seine Frau und seiner Gottesfurcht hatte der Herzog seine Geliebte nicht verlassen, sondern sich noch enger an sie angeschlossen. In der letzten Zeit hatten sich Madonna Lucrezia und die Gräfin Cecilia einander genähert. Obgleich Cecilia im Rufe stand, eine „gelehrte Heldin“ — *dotta eroina*, wie man sich damals ausdrückte — „eine neue Sappho“ zu sein, war sie doch eine einfache, gute, wenn auch schwärmerische Frau. Nach dem Tode Beatrices bot sich ihr eine günstige Gelegenheit zu einer in Ritterromanen gelesenen Heldentat der Liebe, deren Ausführung sie schon seit langem plante. Sie beschloß, ihre Liebe mit der ihrer jungen Nebenbuhlerin zu vereinen, um den Herzog erfolgreicher trösten zu können. Lucrezia tat zuerst fremd und war eifersüchtig auf den Herzog, aber die „gelehrte Heldin“ entwaffnete sie durch ihre Großmut; halb willig, halb widerstrebend mußte sich Lucrezia dieser eigentümlichen Frauenfreundschaft ergeben.

Im Sommer 1497 wurde sie von einem Sohne Lodovicos entbunden. Die Gräfin Cecilia wünschte die Patin des Kindes zu sein. Mit übertriebener Zärtlichkeit gab sie sich, obgleich sie selbst eigene Kinder vom Herzog besaß, mit dem Knaben, mit ihrem „Enkel“, wie sie ihn nannte, ab. So erfüllte sich der innigste Wunsch Lodovicos: seine Geliebten befreundeten sich. Er bestellte beim Hofdichter ein Sonett, in dem Cecilia und Lucrezia mit der Abend- und Morgenröte verglichen wurden, er selbst aber, als der untröstliche Witwer, zwischen den beiden lichtstrahlenden Göttinnen, mit der Nacht, die ewig von der Sonne, seiner Beatrice, entfernt wäre.

Als er das bekannte, behagliche Gemach des Palazzo Crivelli betrat, sah er beide Frauen nebeneinander am Kamine sitzen. Gleich den anderen Hofdamen waren sie in tiefer Trauerkleidung. „Wie befinden sich Erlaucht?“ wandte sich Cecilia, „die Abendröte“, an ihn. Sie sah der „Morgenröte“ nicht ähnlich, obgleich sie ebenso schön war. Ihre Haut war mattweiß, ihre Haare feuerrot, ihre zarten, grünlichen Augen waren klar wie das stille Wasser eines Bergsees.

In der letzten Zeit hatte sich der Herzog daran gewöhnt, über seine Gesundheit zu klagen. An diesem Abende fühlte er sich unwohl

denn je. Seiner Gewohnheit nach nahm er eine finstere Miene an, seufzte schwer und sagte:

„Urteilt selbst, Madonna, wie meine Gesundheit beschaffen sein kann! Ich denke nur daran, sobald als möglich ins Grab zur Seite meiner Taube zu kommen.“

„Nein, nein, Erlaucht, redet nicht so,“ rief Cecilia, „das ist eine große Sünde. Wie ist das nur möglich? Wenn Madonna Beatrice Euch hören könnte! ... Jeden Kummer legt uns Gott auf, und dankend müssen wir ihn auf uns nehmen.“

„Sicher,“ stimmte ihr Lodovico bei. „Ich murre auch nicht. Gott bewahre mich davor. Ich weiß, Gott sorgt mehr für uns wie wir selber. Selig sind, die da Leid tragen, steht geschrieben, denn sie sollen getröstet werden.“

Er drückte seinen beiden Geliebten kräftig die Hände und erhob seine Blicke zur Decke:

„Der Herr möge es euch vergelten, meine Lieben, daß ihr den unglücklichen Witwer nicht verlassen habt!“

Er wuschte sich mit einem Tuche die Augen und nahm aus der Rocktasche seines Trauerkleides zwei Papiere. Das eine war eine Schenkungsurkunde, laut welcher der Herzog den umfangreichen Grundbesitz der Villa der Sforzas bei Vigevano dem Kloster Santa Maria delle Grazie verließ.

„Erlaucht,“ sagte die Gräfin erstaunt, „es schien, Ihr hättet dieses Landgut so lieb?“

„Dieses Landgut!“ lachte Lodovico bitter auf. „Ach Madonna, ich habe nicht allein aufgehört, dieses Landgut zu lieben ... braucht denn der Mensch so viel Erde?“

Als die Gräfin merkte, daß er wieder vom Tode sprechen wollte, legte sie ihm mit vorwurfsvollem Lächeln ihre rosige Hand auf den Mund.

„Und was enthält das andere?“ fragte sie neugierig.

Sein Gesicht erheiterte sich; das frühere, heitere und schelmische Lächeln spielte wieder um seine Lippen.

Er las die andere Urkunde vor; es war auch eine Schenkungsurkunde mit einer übersichtlichen Zusammenstellung aller Ländereien, Wiesen, Waldungen, Dörfer, Jagden, Gärten, Wirtschaftsgebäude und aller anderen Gefälle, die der Herzog der Madonna Lucrezia Crivelli und seinem natürlichen Sohne Giampaolo verließ. Auch die Lieblingsvilla der verstorbenen Beatrice, Cusnago, ihrer Fischwässer wegen berühmt, war hier mit benannt.

Mit vor Rührung zitternder Stimme las Lodovico die letzten Zeilen dieser Urkunde:

„Diese Frau hat Uns in wunderbaren und seltenen Liebesbanden eine so völlige Anhänglichkeit bewiesen und so erhabene Gefühle offenbart, daß Wir im angenehmen Umgange mit ihr eine grenzenlose Glückseligkeit und eine große Erleichterung von Unseren Sorgen empfunden haben.“

Cecilia klatschte vor Freude in die Hände und umarmte, Tränen mütterlicher Zärtlichkeit vergießend, ihre Freundin.

„Sagte ich es dir nicht, Schwesterchen, er hat ein goldenes Herz! Jetzt ist mein kleiner Enkel Giampaolo einer der reichsten Erben in Mailand.“

„Welches Datum schreiben wir?“ fragte Lodovico.

„Den 28. Dezember, Erlaucht,“ antwortete Cecilia.

„Den 28. Dezember!“ wiederholte er nachdenklich. Es war derselbe Tag, dieselbe Stunde, in der vor einem Jahre die verstorbene Herzogin in den Palazzo Crivelli gekommen war und den Herzog bei seiner Geliebten beinahe überrascht hätte.

Er sah sich um. Das Zimmer war unverändert; ebenso behaglich und hell; derselbe Wintersturm heulte im Schornsteine, ebenso lustig brannte das Feuer im Kamin und tanzte über ihm die Kette der nackten Amoretten, die mit den Marterwerkzeugen des Herrn spielten. Auf dem runden, mit einer grünen Decke belegten Tische stand der irdene Krug mit Balnea Aponitana, lagen die Noten, die Mandoline. Die Türen nach dem Schlafzimmer standen offen, und im Ankleidezimmer war derselbe Garderobeschränk, in dem der Herzog sich versteckt hatte, sichtbar.

Was hätte er nicht dafür gegeben, so wollte es ihm scheinen, wenn er in diesem Augenblicke wieder das Klopfen unten an der Tür gehört hätte, wenn das erschrockene Dienstmädchen mit dem Rufe: „Madonna Beatrice!“ wieder ins Zimmer gestürzt wäre — um auch nur einen Augenblick wie damals, zitternd wie ein ertappter Dieb, im Garderobeschränk zu stehen und aus der Ferne die drohende Stimme seines geliebten Weibes zu hören. Doch das war vorüber, vorüber für ewige Zeiten!

Lodovico ließ den Kopf sinken, und Tränen aufrichtigen Kummers liefen über seine Wangen.

„Ach Gott, mein Gott! Sieh nur, er weint schon wieder,“ sagte Gräfin Cecilia beunruhigt. „Nun, nun, liebe ihn, wie sich's gehört, gib ihm einen Kuß, tröste ihn. Schämst du dich etwa?“

Leise drängte sie ihre Nebenbuhlerin in die Arme des Geliebten.

Lucrezia empfand schon seit langem vor dieser unnatürlichen Freundschaft der Gräfin ein Gefühl des Übelseins, wie von widrigen Gerüchen. Sie wollte sich erheben und weggehen. Dann senkte sie die Augen und errötete. Trotzdem mußte sie dem Herzoge die Hand reichen, und

unter Tränen lächelnd legte er diese an sein Herz. Cecilia nahm die Mandoline vom runden Tische, nahm dieselbe Stellung ein, in der Leonardo sie vor zwölf Jahren in dem berühmten Gemälde „Die neue Sappho“ dargestellt hatte, und begann Petrarca's Lied über das Wiedersehen im Himmel mit Laura zu singen:

Mich hob mein Geist hinan auf fernem Gleise,
Zu suchen, was der Erde — ach! entschwunden.
Da sah ich sie, vom dritten Kreis umwunden,
Weit schöner und in minder stolzer Weise.

Sie gab die Hand und sprach: „In diesem Kreise
Wirft Du, irrt nicht mein Wunsch, mir einst verbunden;
Ich bin's, durch die Du solchen Kampf gefunden,
Und die vor'm Abend schloß des Tages Reise.

Der Herzog nahm ein Tuch aus der Tasche und verdrehte schwärmerisch die Augen. Er wiederholte einigemal den letzten Vers, indem er die Arme nach der angeblichen Erscheinung ausstreckte:

Und die vor'm Abend schloß des Tages Reise.

„Mein Herzenslieb! Ja, ja, vor'm Abend! Madonna, es scheint mir, als ob sie vom Himmel herabschaue und uns alle drei segne ...
O Vice, Vice!“

Leise beugte er sich auf Lucrezia's Schulter und fing an zu schluchzen, zu gleicher Zeit umfaßte er ihre Taille und wollte das Mädchen an sich ziehen. Sie leistete Widerstand; sie schämte sich. Er küßte sie verstoßen auf den Hals. Als Cecilia's scharfes, mütterliches Auge dies gewahr wurde, stand sie auf, wies Lucrezia auf Lodovico hin, wie eine Schwester, die die Pflege eines schwerkranken Bruders einer Freundin überläßt, und ging auf den Behen, nicht ins Schlafzimmer, sondern ins entgegengelegene Gemach, dessen Thür sie hinter sich abschloß. Die „Abendröte“ war auf die „Morgenröte“ nicht eifersüchtig; sie wußte aus Erfahrung, daß die Reihe auch an sie kommen werde, und daß nach den schwarzen Haaren die feuerroten dem Herzoge noch begehrenswerter erscheinen würden.

Lodovico sah sich um, mit einer kräftigen, ja fast gewaltsamen Bewegung umsing er Lucrezia und setzte sie auf seinen Schoß. Die Tränen über die verstorbene Frau waren noch nicht getrocknet, auf seinen fein überwundenen Lippen spielte schon wieder ein schelmisches, aufrichtiges Lächeln.

„Wie eine Nonne — ganz in Schwarz!“ lachte er und bedeckte ihren Hals mit Küßen. „Es ist doch nur ein einfaches Kleid und steht dir so ausgezeichnet.“

Er knöpfte ihr die Achatknöpfe auf der Brust auf, und plötzlich sah das Nackte noch blendender zwischen den Falten des Trauerkleides hervor. Lucrezia bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Über dem Kamin, in dem das Feuer lustig brannte, setzten die von Caradosso geformten, nackten Amoretten oder Engel ihren ewigen Tanz weiter fort; sie spielten mit den Marterwerkzeugen des Herrn. In dem rothigen Scheine der Kaminflamme schien es, als ob sie sich gegenseitig schelmisch zublinzelten, untereinander flüsterten und den Herzog und Lucrezia ansähen, als ob ihre dicken Backen vor Lachen plagen wollten. Aus der Ferne ertönten die schwärmerischen Klänge der Mandoline, der Gesang der Gräfin Cecilia:

Da sah ich sie, vom dritten Kreis umwunden,
Weit schöner und in minder stolzer Weise.

Und die kleinen alten Götter lachten wie Wahnsinnige, als sie die Verse Petrarca's, das Lied der neuen, himmlischen Liebe, vernahmen.



Neuntes Kapitel.

Die Doppelgänger.

1498—1499.

„Seht hier — hier auf der Karte, im Indischen Ozeane, westlich der Insel Taprobane (Ceylon) die Aufschrift ‚Die Meerwunder der Sirenen‘. Cristoforo Colombo erzählte mir, daß er, an diese Stelle gelangt, sehr erstaunt gewesen wäre, keine Sirenen anzutreffen ... Worüber lächelt Ihr?“

„Nein, es ist nichts, Guido. Fahrt nur fort, ich höre zu.“

„Ich weiß, ich weiß schon ... Ihr glaubt, Messer Leonardo, daß es überhaupt keine Sirenen gibt? Was würdet Ihr aber zu den Schattenmenschen, den Skiapoden, sagen, die sich vor der Sonne mit ihren eigenen Füßen wie mit einem Schirme schützen; oder zu den Pygmäen mit den so riesigen Ohren, daß das eine ihnen als Unterbett, das andere als Decke dient; oder zu dem Baume, der statt der Früchte Eier trägt, aus denen kleine Vögel mit gelbem Flaume wie die Entlein kriechen — ihr Fleisch schmeckt nach Fischen, so daß es selbst an Fasttagen genossen werden kann —; oder zu der vermeintlichen Insel, auf der Schiffer ein Feuer angemacht und ihr Abendessen gekocht hatten und erst viel später bemerkten, daß dieselbe ein Fisch sei? Was das letztere anlangt, so schwor ein alter Seemann in Lissabon, ein nüchternen Mensch, Stein und Wein, daß er die Wahrheit sage.“

Dieses Gespräch fand fünf Jahre nach der Entdeckung der Neuen Welt in der Woche vor dem Palmsonntag am 6. April 1498 statt. Es war in Florenz, nicht weit vom Mercato Vecchio in der Via di Pellicceria, in einem Zimmer über der Niederlage des Handlungshauses Pompeo Berardi, dessen Inhaber, zugleich Besitzer von Warenlagern in Sevilla, Schiffe bauen ließ, die nach den von Kolumbus entdeckten Ländern fuhren. Messer Guido Berardi, ein Nefse des Pompeo, hatte bereits seit früher Kindheit große Neigung, zur See zu gehen. Er beabsichtigte auch, sich an der Reise Vasco da Gamas zu beteiligen, als er von der damals aufstretenden schrecklichen Krankheit befallen wurde, die von den Italienern als französische, von den Franzosen als italienische, von den Polen als deutsche, von den Moskowitern als polnische, von den Türken aber als christliche bezeichnet wurde. Vergebens ließ er sich von allen Ärzten behandeln, vergebens hing er sich alle wunderthätigen Heiligenbilder, wächserne Priape und andere Sachen um. Vom Schlagflusse gelähmt, zu ewiger Unbeweglichkeit verdammt, hatte er einen regen Geist bewahrt, lauschte den Erzählungen der Seeleute, saß nächtelang über seinen Karten und Büchern, umschiffte so in Gedanken die Ozeane und entdeckte neue, unbekannte Länder.

Schiffsgeräte, messingene Aquatoreale, Quadranten, Sextanten, Astrolabien, Kompassse verliehen dem Zimmer das Ansehen einer Kajüte. Durch die offenstehende Thür, die auf die Loggia führte, dämmerte der durchsichtige Schimmer des Aprilhimmels herein. Die Flamme der Lampe flackerte zuweilen vom Winde auf. Von unten aus dem Warenlager stieg der Duft ausländischer Gewürze, von indischem Pfeffer, Ingwer, Zimt, Muskatnuß und Nelken empor.

„Ja, ja, so ist es, Messer Leonardo!“ schloß Guido und rieb sich die eingewickelten, kranken Beine. „Es heißt nicht umsonst: Der Glaube versetzt Berge. Hätte Kolumbus gezweifelt, er hätte nichts erreicht. Aber Ihr werdet mir zugeben, es verlohnt sich, dreißig Jahre unsägliche Leiden zu ertragen, um so etwas zu entdecken, die Lage des irdischen Paradieses!“

„Des Paradieses?“ fragte Leonardo erstaunt. „Was versteht Ihr darunter, Guido?“

„Wie? Das wißt Ihr nicht? Habt Ihr denn noch niemals von den Beobachtungen des Kolumbus, die er bei den Azorischen Inseln über den Polarstern angestellt hat, gehört? Durch dieselben hat er doch bewiesen, daß die Erde nicht die Gestalt einer Kugel, eines Apfels besitzt, wie bisher angenommen worden ist, sondern einer Birne mit einer kleinen Geschwulst, ähnlich einer Frauenbrustwarze. Auf dieser Warze, diesem Berge, der so hoch ist, daß seine Spitze in die Mondsphäre hineinragt, befindet sich das Paradies.“

„Aber Guido, das widerspricht allen Ergebnissen der Wissenschaft . . .“

„Wissenschaft!“ unterbrach ihn Guido und zuckte verächtlich mit den Achseln. „Wißt Ihr wohl, was Kolumbus von der Wissenschaft sagt? Ich werde Euch seine eigenen Worte auführen aus dem ‚Buche der Weissagungen‘ — Libro de las profecias —: Weder die Mathematik noch die Karten der Geographen noch die Beweise des Verstandes haben mir geholfen, das zu tun, was ich getan habe, sondern einzig und allein die Weissagungen des Jesaias über den neuen Himmel und die neue Erde.“

Guido schwieg. Die gewohnten Schmerzen in den Gelenken stellten sich wieder ein. Auf seine Bitte rief Leonardo die Diener herbei, die den Kranken ins Schlafzimmer trugen.

Allein geblieben, prüfte der Künstler die mathematischen Berechnungen des Kolumbus über seine Beobachtungen des Polarsterns bei den Azorischen Inseln und fand dabei so grobe Fehler, daß er seinen eigenen Augen nicht traute.

„Welche Unwissenheit!“ staunte er. „Wie im Dunkeln, aus Versehen tappt er da auf die Neue Welt los, steht wie ein Blinder da und weiß nicht, was er entdeckt. Er glaubt, es sei China, das Ophir Salomos, das irdische Paradies. Er wird auch sterben, ohne es erkannt zu haben.“

Leonardo las auch jenen ersten Brief vom 29. April 1493, in dem Kolumbus Europa von seiner Entdeckung benachrichtigte: „Brief des Christoph Kolumbus, dem unser Jahrhundert zu großem Danke verpflichtet ist, über die neu entdeckten Länder auf den indischen Inseln am Ganges.“

Die ganze Nacht verbrachte Leonardo über Berechnungen und Karten. Zuweilen trat er auf die Loggia hinaus, sah nach den Sternen und dachte an den Entdecker der neuen Erde und des neuen Himmels — an diesen seltsamen Schwärmer mit dem Verstande und Herzen eines Kindes. Unwillkürlich verglich er dessen Schicksal mit seinem eigenen.

„Wie wenig hat er gewußt und wie viel geleistet! Und ich mit allen meinen Kenntnissen komme nicht vorwärts. Wie dieser vom Schlage gerührte Berardi strebe ich mein Leben lang nach unbekanntem Welten und bin keinen Schritt vorwärts gekommen. Sie reden vom Glauben. Ist aber vollkommener Glaube und vollkommenes Wissen nicht ein und dasselbe? Sehen denn meine Augen nicht weiter als die Augen des Kolumbus, des blinden Propheten? Oder ist das die Bestimmung des Menschen, zu sehen, um zu wissen, blind zu sein, um zu handeln?“

Leonardo bemerkte nicht, wie die Nacht verging. Die Sterne waren erblaßt. Ein rosigter Schein überzog die Ziegeldächer und die schrägen Querbalken in den alten Wänden der Fachwerkhäuser. Von der Straße her schallten die Stimmen und der Lärm der Menschen herauf.

Es wurde an die Tür geklopft. Er öffnete. Giovanni Voltraffio trat herein und erinnerte den Meister daran, daß auf diesen Tag, Sonnabend vor Palmsonntag, die „Feuerprobe“ angesetzt wäre.

„Was für eine Feuerprobe?“ fragte Leonardo.

„Frater Domenico für den Frater Girolamo Savonarola und Frater Giuliano Rondinelli für dessen Gegner werden das Feuer betreten; wer unbeschädigt bleiben wird, beweist die Wahrheit seiner Lehre vor Gott,“ erklärte Giovanni.

„Nun, so geh denn, Giovanni. Ich wünsche dir recht viel Vergnügen!“

„Geht Ihr denn nicht mit?“

„Nein, du siehst, ich bin beschäftigt.“

Der Schüler wollte sich verabschieden, doch er besann sich und sagte:

„Auf dem Wege hierher traf ich den Messer Paolo Somenci. Er versprach uns abzuholen und auf den besten Platz zu führen, von dem wir alles übersehen könnten. Schade, daß Ihr keine Zeit habt. Ich dachte ... vielleicht ... Wißt, Meister — die Feuerprobe ist auf die Mittagsstunde angesetzt. Wenn Ihr bis dahin Eure Arbeit beenden könntet, kämen wir noch zur rechten Zeit.“

Leonardo lächelte. „Du möchtest wohl gern, daß ich mir dies Wunder mit ansehe?“ Giovanni schlug die Augen nieder. „Nun, dann ist nichts zu machen — ich gehe mit. Gott sei mit dir!“

Zur festgesetzten Zeit kehrte Voltraffio zurück. Somenci, ein beweglicher, quedsilberartiger Mensch, der Hauptspion Moros in Florenz und der erbitterteste Feind Savonarolas, begleitete ihn.

„Was ist denn das, Messer Leonardo? Ist es wahr, daß Ihr nicht mitgehen wollt?“ redete Paolo Leonardo mit einer unangenehm quielenden Stimme an und machte spafshafte Gebärden und Grimassen. „Ich bitte Euch! Wer sollte denn einem solchen physikalischen Versuche beiwohnen, wenn Ihr, der große Liebhaber der Naturwissenschaften, es nicht tåtet?“

„Wird man ihnen denn wirklich gestatten, das Feuer zu betreten?“ fragte Leonardo.

„Was soll ich Euch darauf sagen? Wenn es so weit kommen sollte, wird Frater Domenico selbstverständlich auch vor dem Feuer nicht zurückschrecken. Ja, nicht er allein. Zweieinhalbtausend Bürger, reiche und arme, gelehrte und ungelehrte, Frauen und Kinder, haben gestern im Kloster San Marco die Erklärung abgegeben, sich an diesem Streite

betheiligen zu wollen. Ein solcher Unsinn, von dem vernünftigen Leuten der Kopfschwirbelt. Unsere Philosophen, die Freigeister, fürchten sich selbst vor der Möglichkeit, daß einer der Mönche siegt und nicht verbrennen würde. Stellt Euch anderseits, Messere, nur die Gesichter der ehrenwerten ‚Greiner‘ vor, wenn beide Mönche verbrennen sollten!“

„Es kann nicht sein, daß Savonarola wirklich glauben sollte ...“, sagte Leonardo zerstreut, wie zu sich selbst.

„Vielleicht glaubt er es auch nicht,“ entgegnete Somenci, „oder ist wenigstens nicht ganz fest in seinem Glauben. Vielleicht möchte er sich zurückziehen, aber dazu ist es schon zu spät. Er hat die Lüsterheit des Böbels nun einmal erregt. Jetzt läuft ihnen allen das Wasser im Munde zusammen — man muß ihnen also das Wunder vorsehen. Hierin, Messere, liegt auch Mathematik, und eine nicht weniger interessante als die Eurige: Wenn es einen Gott gibt, warum sollte er nicht ein Wunder vollführen, so daß zweimal zwei nicht vier, sondern fünf ist, — wenn seine Gläubigen ihn bitten, solche gottlose Freigeister wie wir zu beschämen?“

„Nun so gehen wir, mir scheint, es ist Zeit!“ sagte Leonardo und sah Paolo Somenci mit unverhohlenem Abscheu an.

„Es ist Zeit, es ist Zeit!“ tat jener geschäftig. „Nur noch ein Wort. Wer, glaubt Ihr wohl, hat die Ausführung des Wunders herbeigeführt? Ich! Daher wünsche ich Euer Urtheil darüber; denn wenn Ihr es nicht abzugeben wüßtet, wer sollte es denn?“

„Warum gerade ich?“ sagte Leonardo mit Ekel.

„Als ob Ihr das nicht selbst einsähet? Ihr seht, ich bin ein einfacher, offenerherziger Mensch. Teilweise bin ich aber auch Philosoph. Ich weiß, was die Phantasien wert sind, mit denen die Mönche uns bange machen. Auch hierin sind wir gleicher Meinung, Messer Leonardo. Daher sage ich, unsere Stadt begeht einen Feiertag. Es lebe der Bestand, es lebe die Wissenschaft, denn, mag es einen Gott geben oder nicht — zweimal zwei ist vier!“

Sie gingen zu dreien fort. Auf den Straßen drängte sich das Volk. Alle Gesichter trugen den Ausdruck feierlicher Erwartung und Neugier, den Leonardo bereits auf dem Gesicht Giovanni's wahrgenommen hatte.

Auf der Via Calzajoli unweit von Or San Michele, wo in einer Mauernische eine bronzene Statue von der Hand Andrea Verrocchios stand, den Apostel Thomas darstellend, wie er seine Finger in die Wunden Christi legt, war ein besonders starkes Gedränge. Die Menschen buchstabierten und besprachen die acht an der Wand befestigten, mit besonders fetten, roten Lettern gedruckten theologischen Thesen, deren Wahrheit oder Unwahrheit die Feuerprobe ergeben sollte.

„Die Kirche des Herrn wird sich erneuern“, lautete die erste These; — die zweite: „Gott straft sie“; — die dritte: „Gott wird sie erneuern“; — die vierte: „Nach der Buße wird sich auch Florenz erneuern und sich über alle Völker erhöhen“; — die fünfte: „Die Ungläubigen werden sich bekehren“; — die sechste: „Alles dies wird bald geschehen“; — die siebente: „Die Ausstoßung Savonarolas aus der Kirche durch Papst Alexander VI. ist ungültig“; — die achte: „Diejenigen, die diese Ausstoßung nicht anerkennen, begehen keine Sünde.“

Von der Menge gedrängt, blieben Leonardo, Giovanni und Paolo stehen und lauschten den Gesprächen.

„Mag es nun so oder so sein, aber dennoch, Kameraden, ist es schrecklich,“ sagte ein alter Handwerker, „wenn es nur zu keiner Sünde führt!“

„Was kann denn dabei für eine Sünde sein, Filippo?“ entgegnete ein Obergeselle, der ein leichtsinniges, selbstbewußtes Lächeln zur Schau trug. „Meiner Ansicht nach kann es gar keine Sünde sein.“

„Es ist ein Argerniß, mein Freund,“ bestand Filippo auf seiner Meinung. „Wir bitten um ein Wunder, sind wir aber auch des Wunders würdig? Es heißt: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.“

„Schweige, Alter! Was faselst du? Wer nur einen Glauben wie ein Senforn groß besitzt und einem Berge befehlen würde, sich vom Platze zu rühren, dessen Wille würde geschehen. Gott muß ein Wunder tun, wenn wir an ihn glauben.“

„Er kann es nicht! Er kann es nicht!“ wurden Stimmen laut.

„Wer aber, Kameraden, wird von den beiden zuerst das Feuer betreten. Frater Domenico oder Frater Girolamo?“

„Beide zugleich!“

„Nein, Frater Girolamo wird nur beten, aber selbst geht er nicht hinein.“

„Wie, er geht nicht hinein? Wer soll denn hineingehen, wenn nicht er? Erst Domenico, dann Girolamo, und dann folgen wir Sünder, alle, die sich im Kloster San Marco eingeschrieben haben.“

„Ist das wahr, daß der Frater Girolamo einen Toten auferwecken wird?“

„Sicher! Zuerst das Feuerwunder, dann die Auferweckung eines Toten. Ich habe selbst seinen Brief an den Papst gelesen: Nun gut,“ sagt er, „stellt mir einen Gegner, wir treten beide ans Grab und sprechen einer nach dem andern: Stehe auf! Derjenige, auf dessen Geheiß der Tote sich aus dem Grabe erheben wird, ist ein Prophet, der andere ein Betrüger.“

„Wartet nur, Kameraden — es kommt noch weit mehr! Glaubt nur und ihr werdet den Menschensohn leibhaftig sehen, wie er auf den

Wolken schreitet. Es werden solche Zeichen, solche Wunder geschehen, wie sie in alten Zeiten nicht vorgekommen sind.“

„Amen! Amen!“ erscholl es in der Volksmenge; die Gesichter wurden blaß, die Augen funkelten in wahnsinnigem Feuer. Die Menge kam in Bewegung und zog Leonardo und seine Begleiter mit sich. Zum letztenmal warf Giovanni seinen Blick auf die Statue des Verrocchio. In dem zarten, aber etwas verächtlichen, fragenden Lächeln des ungläubigen Thomas, der seine Finger in die Wunden des Herrn legte, fand er eine Ähnlichkeit mit dem Lächeln Leonardos.

* * *

Als sie sich der Piazza della Signoria näherten, gerieten sie in ein so furchtbares Gedränge, daß Paolo sich genötigt sah, einen vorüberreitenden städtischen Söldner zu bitten, sie nach der Ringhiera, der steinernen Plattform vor dem Rathause, wo Plätze für die Gesandten und vornehmen Bürger belegt waren, geleiten zu wollen.

Giovanni hatte noch nie eine solche große Menschenmenge gesehen. Nicht allein der ganze Platz, sondern auch die Loggien, Türme, Fenster, Dächer der umliegenden Häuser waren gedrängt voll. Indem sie sich an den eisernen Fackelhaltern, die in der Wand befestigt waren, an den Gittern, Dachvorsprüngen und Rinnen hielten, hingen die Leute, als ob sie in der Luft schwebten, in schwindelnder Höhe. Sie kämpften um die Plätze. Jemand stürzte herunter und verletzte sich tödlich. Die Straßen waren durch Schlagbäume mit Ketten gesperrt, außer dreien, an denen städtische Söldner standen und nur erwachsene, unbewaffnete Männer, einen nach dem andern, durchließen.

Paolo wies seine Gefährten auf den auf dem Platze errichteten Scheiterhaufen hin und erklärte ihnen dessen Konstruktion. In der Mitte lag der Durchgang für die zu Prüfenden — ein enger, gepflasterter, mit Lehm und Sand beworfener Weg zwischen zwei Wänden aufgeschichteten Brennholzes, das mit Teer bestrichen und mit Schießpulver bestreut worden war.

Aus der Via Bacchereccia traten die Franziskaner, die Feinde Savonarolas, heraus, ihnen folgten die Dominikaner; Frater Girolamo in weißseidenem Kirchenornate, in den Händen eine in der Sonne erstrahlende Monstranz tragend, und Frater Domenico in einem feuerroten, samtinen Gewande beschlossen den Zug.

„Preiset den Herrn,“ sangen die Dominikaner, „seine Herrlichkeit über Israel, seine Macht über den Wolken! Furchtbar bist Du, Gott, in Deinem Heiligtume!“

In den Gesang der Mönche einfallend, antwortete die Menge mit erschütterndem Geschrei:

„Gosianna, Gosianna, gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“

Die Feinde Savonarolas nahmen die dem Rathhaus zunächst gelegene Hälfte der Loggia dell' Orcagna ein, seine Anhänger die andere, die zu diesem Zwecke durch eine Scheidewand getrennt worden war. Alles war bereit; es blieb nur noch übrig, den Scheiterhaufen anzuzünden.

Jedesmal, wenn die Kommissare, die den Wettstreit leiteten, aus dem Palazzo Vecchio heraustraten, verstummte die Menge. Sie traten aber bloß an den Frater Domenico heran, redeten leise mit ihm und kehrten dann in den Palast zurück. Frater Giuliano Rondinelli entfernte sich heimlich. Die Zweifel und die Spannung wuchsen aufs höchste. Einzelne erhoben sich auf die Beine, machten lange Hälse, um besser sehen zu können; andere bekreuzigten sich, ließen die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten und beteten kindlich, einfältig: „Herr, tue ein Wunder; tue ein Wunder, Herr!“

Es war windstill und schwül. Das Donnern eines Gewitters, das bereits seit dem Morgen am Himmel stand, kam immer näher. Einzelne Ratsmitglieder in langen, den alten römischen Togen ähnlichen Gewändern aus rotem Tuche traten aus dem Palazzo Vecchio auf die Ringhiera heraus.

„Signori! Signori!“ mit diesem Rufe lief ihnen geschäftig ein alter Mann mit großer, runder Brille, eine Gänsefeder hinter dem Ohre, nach, augenscheinlich der Sekretär des Rates. „Die Sitzung ist noch nicht zu Ende. Bitte, es wird abgestimmt . . .“

„Mögen sie zum Teufel gehen mit ihren Abstimmungen!“ rief einer der Ratsherren. „Ich habe es satt. Die Ohren klingen einem von all diesem Unsinn.“

„Und worauf warten sie?“ bemerkte ein anderer. „Wenn sie einmal so gern verbrennen wollen, so laßt sie doch ins Feuer, und dann hat's ein Ende!“

„Um Himmels willen — das wäre ja Mord!“

„Unsinn! Was würde es schaden, wenn auf der Welt zwei Narren weniger wären?“

„Ihr sagt, verbrennen. Aber es ist notwendig, daß sie nach allen Regeln der Kirche, nach allen kanonischen Satzungen verbrennen — das ist die Sache. Das ist eine ganz heikle, theologische Sache!“

„Wenn es theologisch ist — überlasse man es dem Papste!“

„Was kommt es hier darauf an, ob Papst oder Nichtpapst, ob Mönche oder Nichtmönche! Die Ratsherren sollten an das Wohl des Volkes denken. Wenn es sich darum handelt, die Ruhe in der Stadt wiederherzustellen, so müßte man alle Pfaffen und Mönche nicht allein ins Feuer, sondern auch ins Wasser, in die Luft und in das Erdinnere jagen.“

„Das Wasser würde genügen. Mein Rat geht dahin: man hole zwei Kübel Wasser und tauche beide Mönche hinein. Wer von ihnen beiden trocken aus dem Wasser kommt, der hat auch recht. Es ist wenigstens gefahrlos.“

„Habt ihr schon gehört, Signori?“ mischte sich Paolo lichernd in das Gespräch ein. „Unser armer Rondinelli hat es mit der Angst bekommen, so daß er magenkrank geworden ist. Man hat ihm zur Ader gelassen, damit er nicht vor Angst stirbt.“

„Ihr treibt nur Scherz, Signori,“ sagte ein vornehmer Herr mit klugem und traurigem Gesichtsausdrucke, „wenn ich so über die ersten Leute meines Volkes reden höre, dann weiß ich nicht, was besser ist, zu leben oder zu sterben. Unsere Vorfahren, die Gründer unserer Stadt, hätten sicher die Hände in den Schoß gelegt, wenn sie es vorausgesehen hätten, welchen Schimpf ihre Nachkommen sich zuziehen würden.“

Die Kommissare huschten aus dem Rathause in die Loggia, aus der Loggia ins Rathaus; die Verhandlungen schienen kein Ende nehmen zu wollen.

Die Franziskaner behaupteten, Savonarola habe den Ornat des Domenico bezaubert. Dieser zog ihn aus. Doch das Zaubermittel konnte sich auch in dem Unterzeuge befinden. Domenico ging in den Palazzo Vecchio, zog sich nackt aus und legte die Kleider eines anderen Mönches an. Man verbot ihm, sich dem Frater Girolamo zu nähern, damit er ihn nicht wieder bezaubere. Man verlangte auch von ihm, daß er das Kreuz, das er in der Hand trug, weglege. Domenico willigte ein, erklärte aber, daß er den Scheiterhaufen ohne das heilige Sakrament in seinen Händen nicht betreten werde. Die Franziskaner verkündeten nun, daß die Schüler Savonarolas den Leib und das Blut Christi verbrennen wollten. Vergeblich versuchten Domenico und Girolamo zu beweisen, daß das Heilige Abendmahl nicht verbrennen, daß das Feuer wohl das Symbol, aber niemals die ewige Substanz vertilgen könne. Es begann ein scholastischer, nicht enden wollender Streit.

Der Himmel bedeckte sich mit Wolken. Die Menge murrte. Plötzlich erscholl hinter dem Palazzo Vecchio aus einem Hause der Via dei Leoni, in dem in einem aus Stein erbauten Zwinger Löwen, die heraldischen Tiere von Florenz, gehalten wurden, ein langgedehntes Geheul. Man hatte die Tiere in der Unruhe der Vorbereitungen vermutlich zu füttern vergessen.

Es schien, als ob der bronzene Marzocco über den seinem Volke angetanen Schimpf zornig brülle.

Auf das Gebrüll der Tiere antwortete das noch schrecklichere menschliche Geheul: „Rascher, rascher! In's Feuer! Frater Girolamo! Das Wunder! Das Wunder! Das Wunder!“

Savonarola, der vor der Monstranz betete, trat, als ob er aus einer langen Betäubung erwache, an den äußersten Rand der Loggia und erhob mit herrschsüchtiger Miene seine Arme, um dem Volke Ruhe zu gebieten. Aber das Volk schwieg nicht.

In den hinteren Reihen rief jemand aus der Reihe der „Wütenden“: „Ihm ist bange geworden!“

Der Ruf verbreitete sich unter der ganzen Menge. Gegen die hinteren Reihen drängten sich die Panzerreiter. Die „arrabbiati“ wollten sich durch die Menge hindurch zur Loggia drängen, Savonarola überfallen und ihn im Gedränge erschlagen. „Schlagt sie tot! Schlagt sie tot, die Scheinheiligen!“ erscholl es von allen Seiten.

Vor Giovanni's Blicken tauchten wilde, tierische Gesichter auf. Er schloß die Augen, um nichts zu sehen; er fürchtete, daß sie den Frater Girolamo ergreifen und in Stücke reißen würden. In diesem Augenblick flammte der Himmel vom Blitze, ein Donnerschlag ertrachtete; ein Platzregen ergoß sich, wie man ihn in Florenz lange nicht erlebt hatte. Er währte nicht lange. Als er aber aufhörte, war an die Feuerprobe nicht mehr zu denken; aus dem Durchgange durch die beiden Stapel Holz strömten wie aus einer Gasse wilde Wogen heraus.

„Ach, die Mönche,“ lachte die Menge, „sie wollten ins Feuer und sind ins Wasser geraten.“

Eine Abteilung Soldaten begleitete Savonarola durch die wutentbrannte Volksmenge. Das Herz Voltraffios zog sich schmerzhaft zusammen, als er den Frater Girolamo im Regen mit eiligen, stolpernden Schritten dahinschreiten sah. Er ging gekrümmt, seine Kapuze über's Gesicht gezogen; sein weißes Gewand war vom Straßenschmutze besudelt. Leonardo bemerkte das bleiche Gesicht Giovanni's, nahm ihn bei der Hand und führte ihn wie damals bei der „Verbrennung des weltlichen Landes“ aus der Menge heraus.

* * *

Am anderen Tage bewies Leonardo in dem Zimmer, das einer Schiffskajüte glich, dem Messer Guido Berardi das Unsinnige jener Ansichten über das irdische Paradies auf der Warze der birnenförmigen Erde.

Anfangs hörte Guido aufmerksam zu. Dann bestritt er die Ansichten seines Gegners, wurde aber plötzlich schweigsam und traurig, als ob er Leonardo der Wahrheit wegen zürne. Bald darauf klagte er über Schmerzen in den Füßen und ließ sich in sein Schlafzimmer tragen.

„Warum habe ich ihn denn betrübt?“ dachte Leonardo. „Er braucht die Wahrheit nicht, ebenso wie die Schüler Savonarolas, sondern bloß das Wunder.“

In einem seiner Notizbücher, die er durchblätterte, fielen ihm die Zeilen in die Augen, die er an jenem verhängnisvollen Tage niedergeschrieben hatte, als der Böbel, der den heiligsten Nagel forderte, sein Haus stürmte:

D über die bewunderungswürdige Gerechtigkeit von Dir, erster Urheber der Bewegung . . .

Er erinnerte sich an das „Heilige Abendmahl“ und das Antlitz Christi, das er immer gesucht und nicht gefunden hatte, er fühlte jetzt, daß zwischen diesen Worten über den Urbeweger, über die göttliche Notwendigkeit und der vollkommenen Weisheit dessen, der gesagt hatte: „Einer unter euch wird mich verraten“, ein gewisser Zusammenhang bestehe.

Abends kam Giovanni zu ihm und berichtete ihm über die Ereignisse des Tages.

Die Regierung hatte die Fratres Girolamo und Domenico aus der Stadt verwiesen. Als die „Wütenden“ erfuhren, daß beide mit ihrer Abreise zögerten, zogen sie bewaffnet und mit Kanonen, von einer großen Volksmenge begleitet, vor das Kloster San Marco und stürmten in die Kirche, wo die Mönche den Vespergottesdienst abhielten. Die Mönche verteidigten sich mit brennenden Kerzen, Leuchtern, hölzernen und kupfernen Kreuzfigen. Im dichten Pulverqualm, im Scheine der entfachten Feuersbrunst erschienen sie lächerlich wie zornige Tauben, fürchterlich wie Teufel. Einer war auf das Dach der Kirche geklettert und warf von dort Steine herab. Ein anderer war auf den Altar gesprungen, stand unter dem Kreuzfigur und schoß aus einer Arkebuse, nach jedem Schusse laut schreiend: „Es lebe Christus!“

Das Kloster wurde erstürmt. Die Fratres beschworen Sabonara zu fliehen. Doch ergab er sich mit Domenico seinen Feinden. Man führte sie ins Gefängnis.

Die Söldner der Regierung versuchten vergeblich — oder gaben sich den Schein — sie vor den Mißhandlungen des Böbels zu schützen. Einige aus der Menge schlugen Frater Girolamo von hinten auf die Backen und näselten, den Kirchengesang der „Greiner“ nachäffend: „Nun verkünde, Mann Gottes, wer dich geschlagen hat, verkünde es!“

Anderere krochen auf allen Vieren vor seinen Füßen, als ob sie im Schmutze etwas suchten, und grunzten: „Das Schlüsselchen, das Schlüsselchen! Hat niemand Girolamos Schlüsselchen gesehen?“ Sie spielten damit auf den in seinen Predigten oft erwähnten Schlüssel an, mit dem er die geheimen Fächer der römischen Schändlichkeiten zu öffnen drohte.

Die Kinder, die früheren kleinen Inquisitoren und Soldaten der Heilsarmee, bewarfen ihn mit faulen Äpfeln und Eiern. Diejenigen,

die sich nicht herandrängen konnten, schrien von weitem, bis sie nicht mehr konnten, und wiederholten immer dieselben Schimpfworte, als ob sie sich nicht genug darin tun könnten:

„Feigling! Feigling! Feigling! Judas der Verräter! Sodomit! Zauberer! Antichrist!“

Giovanni begleitete Savonarola bis an die Tür des Gefängnisses im Palazzo Vecchio. Zum Abschied, als Frater Girolamo die Schwelle des Gefängnisses, aus dem er nur zur Hinrichtung wieder herauskommen sollte, überschritt, gab ihm noch ein Spasmacher einen Tritt und rief: „Seht, hietaus kamen seine Prophezeiungen! Egli ha la profezia nel forame!“

Am anderen Morgen verließen Leonardo und Giovanni Florenz.

Sobald er in Mailand angekommen war, vertiefte sich Leonardo in die Arbeit, die er im Laufe von achtzehn Jahren immer wieder verschoben hatte: Das Antlitz des Herrn im „Heiligen Abendmahl“.

* * *

Am Tage der verunglückten Feuerprobe, dem Vorabende des Palmsonntages, am 7. April 1498, starb König Karl VIII. von Frankreich plötzlich zu Amboise. Die Nachricht von seinem Tode erschreckte Moro, denn der Herzog von Orleans, der Karl VIII. als Ludwig XII. auf dem Throne nachfolgte, war der schlimmste Feind des Hauses Sforza. Ein Enkel der Valentine Visconti, der Tochter des ersten Herzogs von Mailand, hielt er sich für den einzigen rechtmäßigen Erben der Lombardei und beabsichtigte, diese wieder zu erobern und das „räuberische Nest der Sforza“ bis auf den Grund zu zerstören.

Noch vor dem Tode Karls VIII. hatte am Hofe Moros in Mailand ein „gelehrter Wettstreit“ — scientifico duello — stattgefunden, der dem Herzoge so gefallen hatte, daß zwei Monate darauf ein zweiter angelegt wurde. Viele dachten, der Herzog würde diese Veranstaltung wegen des bevorstehenden Krieges verschieben, aber sie täuschten sich, da Lodovico, erfahren in den Verstellungskünsten, es für vorteilhafter hielt, seinen Feinden zu zeigen, daß er sie nicht fürchte, und daß während der kurzen Regierungszeit der Sforza Wissenschaften und Künste, die „Früchte eines goldenen Friedens“, in der Lombardei zu größerer Entwicklung gekommen seien als je zuvor. Sein Thron sollte nicht allein durch Waffen, sondern auch durch den Ruhm, der aufgeklärteste Fürst Italiens, der Beschützer der Musen zu sein, geschützt werden.

Im großen Ballspielsaale der Rocchetta hatten sich die Doktoren, Dekane und Magister der Universität Pavia versammelt. Sie trugen



Kopf des heiligen Michael

Aus Botticinis Tobiasbild. Vielleicht Bildnis Leonardos

viereckige, rote Mützen, seidene, ponceaufarbene Schultertragen, die mit Hermelin besetzt waren, und violette, sämischlederne Handschuhe. An ihrem Gürtel hingen goldbesetzte Beutel. Die Hofdamen waren in prächtigem Ballstaate. Zu Füßen Moros, zu beiden Seiten des Thrones, saßen Madonna Lucrezia und die Gräfin Cecilia.

Die Versammlung wurde durch eine Rede Merulas eröffnet. Er verglich den Herzog mit Perikles, Epaminondas, Scipio, Cato, Augustus, Mäcenas, Trajan, Titus und einer Menge anderer berühmter Männer und erbrachte den Beweis, daß das neue Athen-Mailand das alte übertrage.

Darauf folgte ein theologischer Streit über die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria und ein medizinischer über die Fragen: „Sind schöne Frauen fruchtbarer als häßliche?“ — „War die Heilung des Tobias durch die Fischgalle natürlich?“ — „Ist das Weib eine unvollkommene Schöpfung der Natur?“ — „In welchem inneren Teile des Körpers hat sich das Wasser gebildet, das aus der Wunde des Heilands geflossen ist, als er mit dem Spieße angestochen wurde?“ — „Ist das Weib wollüstiger als der Mann?“

Dann folgte eine philosophische Erörterung, ob der Urstoff vielgestaltig oder einheitlich gewesen sei.

Leonardo hörte wie immer einsam und schweigend zu; nur zuweilen spielte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund.

* * *

Die Gräfin Cecilia wies auf Leonardo hin und flüsterte dem Herzoge etwas zu. Dieser rief ihn heran und bat ihn, sich an diesem gelehrten Streite zu beteiligen.

„Messer“ wandte sich die Gräfin selbst an ihn, „seid so liebenswürdig, tut es meinertwegen!“

„Du siehst, die Damen bitten dich,“ sagte der Herzog. „Ziere dich nicht. Es macht dir ja keine Mühe! Erzähle uns etwas Unterhaltendes aus deinen Beobachtungen über die Natur. Ich weiß ja, solche herrliche Trugbilder erfüllen dich beständig.“

„Erlaucht, entbindet mich davon. Ich wäre erfreut, Madonna Cecilia, Euch dienen zu können, aber ich kann es wirklich nicht, ich verstehe es nicht!“

Leonardo verstellte sich nicht; in der That, er verstand und liebte auch nicht, öffentlich zu reden. Zwischen seinen Gedanken und seinen Worten bestand ein ewiger Gegensatz. Es schien ihm, als ob er mit jedem Worte übertriebe oder das, was er sagen wollte, nicht vollständig wiedergäbe, verändere oder fälsche. Wenn er seine Beobachtungen ins Tage-

buch einschrieb, arbeitete er die Aufzeichnungen stets um, strich sie durch und verbesserte sie. Selbst in Gesprächen stockte er, verwirrte sich und brach ab — er suchte nach Worten und fand sie nicht. Die Redner und Schriftsteller nannte er „Schwäzer“ und „Federfuchser“, im geheimen aber beneidete er sie. Ein glatter Redefluß bei sonst oft ganz beschränkten Menschen verdroß und entzückte ihn zugleich.

Aber je entschiedener Leonardo sich weigerte, desto zudringlicher wurden die Damen.

„Messere,“ zwitscherten sie im Chor um ihn herum, „bitte, bitte! Wir alle, wie Ihr seht, beschwören Euch darum, gebt uns doch etwas Hübsches zum besten.“

„Erzählt uns doch, wie die Menschen werden fliegen können,“ schlug das Edelräulein Fiordalisa vor.

„Nein, lieber etwas von der Magie,“ fiel das Edelräulein Ermellina ein, „von der schwarzen Magie. Das ist interessant! Nekromantie — die Kunst, wie man die Toten aus den Gräbern zitiert.“

„Bitte, Madonna, ich kann Euch die Versicherung geben, ich habe noch nie Tote zitiert.“

„Nun, es ist einerlei, dann von etwas anderem. Nur etwas recht Schreckliches und ohne Mathematik . . .“

Leonardo konnte niemandem etwas abschlagen, wer und worum man immer ihn bat.

„Ich weiß wirklich nicht, Madonna,“ sagte er verwirrt.

„Er willigt ein! Er willigt ein!“ rief Ermellina, in die Hände klatschend. „Messere Leonardo wird reden. Aufgepaßt!“

„Was ist los? Ah! Wer?“ fragte ein vom Alter geisteschwach gewordener, schwerhöriger Dekan der theologischen Fakultät.

„Leonardo!“ schrie ihm sein Nachbar, ein junger Magister der Medizin, ins Ohr.

„Über die Mathematik Leonardo Pisanos, nicht wahr?“

„Nein, Leonardo da Vinci will reden.“

„Da Vinci? Doktor oder Magister?“

„Weder Doktor noch Magister, selbst kein Baccalaureus, sondern nur ein Künstler — Leonardo, der das „Heilige Abendmahl“ gemalt hat.“

„Ein Künstler? Über Malerei?“

„Es scheint über Naturwissenschaftliches . . .“

„Über Naturwissenschaften? Sind denn die Künstler jetzt Gelehrte geworden? Leonardo? . . . Habe nie von ihm gehört . . . Was hat er denn für Werke geschrieben?“

„Gar keine. Er gibt nichts heraus.“

„Gibt nichts heraus?“

„Man sagt, er schreibe alles mit der linken Hand,“ mischte sich ein anderer Nachbar ein, „mit einer besonderen Schrift, damit es niemand entziffern kann.“

„Damit es niemand entziffern kann? Mit der linken Hand?“ wiederholte mit wachsendem Erstaunen der Dekan. „Seine Rede wird etwas sehr Komisches werden. Wie? Ich denke mir zur Erholung von der Arbeit, zur Unterhaltung des Herzogs und der schönen Frauen.“

„Wahrscheinlich wird es etwas Komisches werden. Warten wir es ab.“

„So, so! Das hättet Ihr gleich sagen können ... Selbstverständlich, es sind Hofleute, man muß sich gut unterhalten. Nun, ein lustiges Böllchen sind diese Künstler — verstehen einen zu erheitern! Buffal-macco soll ja auch ein Schalk und lustiger Geselle gewesen sein ... Hören wir zu, hören wir zu, was Leonardo für einer ist.“ Er wuschte sich die Brille ab, um das bevorstehende Schauspiel besser beobachten zu können.

Einen letzten flehenden Blick warf Leonardo auf den Herzog. Lächelnd zog dieser die Stirne kraus. Die Gräfin Cecilia drohte mit dem Finger.

„Vielleicht erzürne ich sie durch meine Weigerung,“ dachte Leonardo. „Ich muß bald um die Bronze für das Reiterstandbild bitten. Einerlei, ich erzähle ihnen das erste Beste, was mir einfällt — nur, um sie loszuwerden.“

Mit verzweifelter Entschlossenheit bestieg er das Katheder und sah sich die gelehrte Versammlung an.

„Ich muß bedorworten, meine Herrschaften,“ fing er stotternd und errötend an, „es kommt mir ganz unerwartet. ... Nur auf dringendes Verlangen des Herzogs ... Das heißt, ich will reden ... mir scheint. . . nun mit einem Wort — ich werde über die Muscheln reden.“

Er fing an von den versteinerten Seetieren, den Abdrücken der Wasserpflanzen und Korallen zu erzählen, die in Höhlen und auf Bergen, weitab vom Meere gefunden würden, Zeugen der in undenklicher Vorzeit geschehenen Umgestaltung der Erde. Da, wo jetzt festes Land und Berge zu finden wären, seien früher Ozeane gewesen. Das Wasser, der Bewegter der Natur, „ihr Lenker“, erschaffe und zerstöre Berge. Die Ufer näherten sich der Mitte des Meeres, und die inneren Mittelmeere entfüllten inuner mehr Bodensfläche, bis nur das Bett einer sie durchlaufenden Strömung übrig bleibe, die sich als Fluß in den Ozean ergieße. So würde der Po, der die ganze Lombardei entwässert habe, in späteren Zeiten vielleicht ebenso durch das ganze ausgetrocknete Adriatische Meer fließen. Der Nil würde sich, wenn das ganze Mittelmeer in Sandhügel und Ebenen, wie Agypten und Libyen, verwandelt sein würde, bei Gibraltar in den Ozean ergießen. „Ich bin davon über-

zeugt," schloß Leonardo, „daß das Studium der versteinerten Tiere und Pflanzen, das von den Gelehrten bis jetzt so vernachlässigt wird, den Anstoß zu einer neuen Erkenntnis der Erde, ihrer Vergangenheit und Zukunft geben wird.“

Diese Gedanken waren so klar und so bestimmt, trotz der Bescheidenheit, mit der sie vorgetragen wurden, sie glichen so gar nicht den unklaren pythagoreischen Phantastereien des Pacioli, der toten Scholastik der gelehrten Doktoren, daß, als Leonardo seinen Vortrag beendet hatte, sich Erstaunen auf allen Gesichtern ausdrückte. Wie sollte man sich dazu verhalten? Was tun? Loben oder lachen? War das eine neue Wissenschaft oder das selbstgefällige Gerede eines Unwissenden?

„Es würde uns sehr lieb sein, lieber Leonardo," sagte der Herzog mit herablassendem Lächeln, wie Erwachsene zu Kindern reden, „es würde uns sehr lieb sein, wenn deine Prophezeiung in Erfüllung ginge, daß das Adriatische Meer austrocknet und unsere Feinde, die Venetianer, wie Krebse auf Sandbänken in ihren Lagunen stecken blieben.“

Alle brachen ehrfurchtsvoll in ein großes Gelächter aus. Die Richtung war gegeben. Die höfischen Wetterfahnen drehten sich nach dem Winde. Der Rektor der Universität zu Pavia, Gabriele Pirovano, ein silberhaariger Greis mit einem hübschen, aber nichtsagenden Gesicht, sagte, indem er die herablassende Art des Herzogs nachzuahmen suchte:

„Die von Euch mitgeteilten Kenntnisse sind sehr interessant, Messer Leonardo. Ich erlaube mir nur zu bemerken, ob die Entstehung dieser kleinen Muscheln nicht viel einfacher — als eine zufällige, unterhaltende, ja man darf sagen reizende, aber völlig unschuldige Spielerei der Natur zu erklären, oder ob sie nicht, wie es bis jetzt geschehen ist, auf die Sintflut zurückzuführen wäre.“

„Ja, ja, die Sintflut!" fiel Leonardo ein, er sprach jetzt ohne jegliche Verwirrung, mit einer Ungezwungenheit, die vielen übermäßig frei, selbst frech erschien. „Ich weiß, man sagt: Die Sintflut. Doch taugt diese Erklärung nichts. Urteilt selbst! Das Wasserniveau während der Flut stand nach den Worten desjenigen, der es gemessen hat, 10 Ellen über den höchsten Gipfeln der Erde. Daher hätten sich die Muscheln, die von den stürmischen Wogen herumgetragen wurden, auf die Gipfel der Berge herunterlassen müssen, und auch in Unordnung, nach den Launen der Wogen, und nicht überall in ein und demselben Niveau, nicht in aufeinanderfolgenden Schichten, wie wir es beobachten können. Und achtet wohl darauf — dies ist sehr bemerkenswert — die Tiere, die herdenweise leben, die Gienmuscheln, die Riesmuscheln und Austern, liegen ebenso zusammen; die aber, die einzeln leben, liegen ebenso vereinzelt, wie wir es noch heute am Meeresstrande beobachten können.

Ich selbst habe die Lagen dieser versteinerten Muscheln in Toskana, in der Lombardei und in Piemont beobachtet können. Wenn Ihr aber behaupten wolltet, daß die Muscheln nicht durch die Wogen der Sintflut umhergestreut, sondern dem allmählichen Sinken des Wassers gefolgt wären, so ist auch dieser Einwand leicht zu entkräften, da die Muschel ein ebenso langames oder gar noch langsameres Tier ist als die Schnecke. Sie schwimmt niemals, sie kriecht nur mit dem fleischigen Fuße auf dem Sande oder den Steinen; die größte Entfernung, die sie in einem Tage zurücklegen kann, sind drei bis vier Ellen. Wie stellt Ihr es Euch nun vor, Messer Gabriele, daß sie in den vierzig Tagen, die nach dem Zeugnisse des Moses die Sintflut gedauert hat, die große Strecke durchkrochen haben kann, die die Hügel von Montferrat vom Adriatischen Meere trennen? Eine solche Behauptung kann nur der aufstellen, der die Versuche und Beobachtungen mißachtet, der die Natur nach Büchern beurteilt, nach den Klügeleien der Schwärzer und Literaten, und sich nicht einmal bemüht hat, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wovon er spricht.“

Ein ungemüthliches Schweigen trat ein. Alle empfanden, daß die Entgegnung des Rectors nur schwach gewesen, und daß er nicht berechtigt sei, auf Leonardo, sondern weit eher Leonardo auf ihn, wie ein Lehrer auf seinen Schüler herabzusehen.

Endlich schlug der Hofastrologe, der Liebling Godovicos, Messer Gian della Rosate, indem er sich auf Plinius den Älteren stützte, eine andere Erklärung vor: Die Versteinerungen, die nur das Aussehen der Meerestiere hätten, wären im Innern der Erde durch die magischen Einflüsse der Sterne entstanden.

Bei dem Worte „magisch“ spielte ein spöttisches Lächeln um die Lippen Leonardos.

„Wie erklärt Ihr aber dann, Messer Rosate,“ entgegnete er, „daß der Einfluß derselben Sterne auf demselben Orte nicht allein verschiedenartige, sondern auch verschiedenalterige Tiere hervorgebracht hat? Ich habe nämlich beim Durchschneiden der Muscheln gefunden, daß man an ihnen, wie an den Hörnern der Rinder und Schafböcke, ebenso wie in den Durchschnitten der Bäume, nicht allein die Jahre, sondern auch die Monate ihrer Lebensdauer genau erkennen kann. Wie erklärt Ihr, daß einzelne Muscheln ganz sind, andere zerbrochen, wieder andere mit Sand, Schlamm, Krabberscheren, Fischgräten und Zähnen gefüllt? Und die versteinerten, zarten Abdrücke von Blättern auf den höchsten Bergen? Und die an den Muscheln anhängenden, versteinerten Büschel von Meerespflanzen? Woher kommt das alles? Von dem Einflusse der Sterne? Wenn man so urteilen wollte, Messere, so glaube ich,

daß es in der ganzen Natur keine Erscheinung gibt, die nicht auf den Einfluß der Sterne zurückzuführen wäre — und dann sind alle Wissenschaften außer der Astrologie eitel!"

Ein alter Doktor der Scholastik erbat sich das Wort, und als man es ihm erteilt hatte, bemerkte er, daß der Streit wider alle Regeln der Kunst geführt werde. Eins von beiden sei nur möglich: Entweder gehörten die ausgegrabenen Tiere der niederen, ‚mechanischen‘ Wissenschaft, die der Metaphysik fremd wäre, an, dann wäre überhaupt kein Wort über sie zu verlieren, da sie hier nicht zusammengekommen seien, um über nichtphilosophische Fragen zu streiten; oder sie gehörten zu der wahren, höheren Wissenschaft der Dialektik; in diesem Falle müßten sie auch nach den Regeln der Dialektik erörtert werden, indem man die Gedanken zu geistiger Anschauung erhöhe.

„Ich weiß,“ sagte Leonardo mit noch spöttischerer Miene als vorher, „ich weiß, was Ihr sagen wollt, Messere. Ich habe auch darüber viel nachgedacht. Aber alles dies ist nicht richtig.“

„Nicht richtig?“ lachte der Alte und machte ein giftiges Gesicht. „Wenn es aber nicht richtig sein sollte, Messere, so erleuchtet uns doch, seid so gut und belehret uns, was richtig ist.“

„Ach nein, ich wollte keineswegs ... Ich versichere Euch ... Ich sprach nur über die Muscheln ... Seht, ich denke ... Mit einem Wort: Es gibt keine ‚höhere‘ und ‚niedere‘ Wissenschaft, es gibt nur eine, die dem Versuche entspringt!“

„Ah! Dem Versuche! ... Nun, wie steht es aber, gestattet mir die Frage, mit der Metaphysik des Aristoteles, des Plato, des Plotin, aller alten Philosophen, die über Gott, über den Geist, über das Dasein geredet haben — sollte wirklich das alles ...?“

„Ja, das ist alles keine Wissenschaft,“ entgegnete Leonardo ruhig. „Ich erkenne die Größe der Alten an, aber ich finde sie nicht in ihrer Wissenschaft. In dieser haben sie eine falsche Bahn eingeschlagen. Sie haben das unerreichbare Wissen erstrebt und das erreichbare mißachtet. Sie haben sich und andere für Jahrhunderte verwirrt gemacht. Denn wenn Leute über etwas streiten, was sich nicht beweisen läßt, so ist das Zustandekommen einer Einigkeit ausgeschlossen. Da, wo vernünftige Beweise fehlen, werden sie durch Geschrei ersetzt. Wer da aber weiß, braucht nicht zu schreien. Ein einziges Wort der Wahrheit, und das Geschrei der Zanfenden muß verstummen. Streitet man etwa in der Mathematik darüber, ob zweimal drei sechs oder fünf, ob die Summe der Winkel in einem Dreieck gleich zwei rechten Winkeln ist? Verschwindet hier nicht jeder Streit vor der Wahrheit, so daß sich die Zuhörer in Frieden an ihr erfreuen können, was niemals bei eingebildeten, sophistischen Wissenschaften der Fall sein kann?“

Er wollte noch etwas hinzufügen, schwieg aber, als er in das Gesicht seines Gegners sah.

„Nun haben wir uns ausgesprochen, Messer Leonardo,“ lachte der Doktor der Scholastik noch giftiger. „Ich wußte es übr'gens im voraus, daß wir übereinkommen würden. Nur eins verstehe ich nicht — Ihr müßt es meinem Alter zugute halten — wie verhält sich das? Sind denn alle unsere Erkenntnisse von Gott, von der Seele und von deren zukünftigen Leben, welche einem natürlichen Versuche nicht unterliegen, die sich also nicht beweisen lassen, aber von dem unwiderlegbaren Zeugnis der Heiligen Schrift bestätigt werden...“

„Darüber rede ich nicht,“ unterbrach ihn Leonardo finster, „ich scheide alle von Gott eingegebenen Bücher, da sie die höchste Wahrheit enthalten, aus jedem Streite aus.“

Man ließ ihn nicht ausreden. Es entstand eine allgemeine Verwirrung. Einzelne schrien, andere lachten, viele sprangen von ihren Plätzen auf, um ihm drohende Blicke zuzuworfen. Wieder andere wandten sich achselzuckend von ihm ab.

„Genug! Genug!“ — „Laßt mich ihm antworten, Messere!“ — „Was gibt es da zu antworten!“ — „Unsinn!“ — „Ich bitte ums Wort!“ — „Plato und Aristoteles!“ — „Die ganze Sache ist keinen Pfifferling wert!“ — „Wie kann man so etwas zugeben? Die Wahrheiten unserer heiligen Mutter, der Kirche!“ — „Ketzeri, Ketzeri! Gottlosigkeit!“ —

Leonardo schwieg, sein Gesicht war ruhig und finster. Er sah sich vereinsamt unter allen den Menschen, die sich für die Leuchten der Wissenschaft hielten, sah die unüberbrückbare Kluft zwischen sich und ihnen und war ärgerlich — nicht über seine Gegner, aber über sich selbst, weil er nicht zur rechten Zeit geschwiegen, sich nicht dem Streite entzogen, sondern sich der einfältigen Hoffnung hingegeben hatte, es genüge, den Leuten die Wahrheit zu sagen, damit sie sie annähmen.

Der Herzog, die hohen Würdenträger und die Hofdamen folgten noch immer mit Vergnügen dem Streite, obgleich sie schon lange nichts mehr davon verstehen konnten.

„Herrlich!“ rief Lodovico erfreut und rieb sich die Hände. „Eine wirkliche Schlacht! Seht nur, Madonna, sie werden sich gleich in den Haaren liegen! Dort jener Alte fährt aus der Haut, zittert am ganzen Körper, droht mit den Fäusten, hat seine Mütze vom Kopfe gerissen und fuchtelt damit in der Luft herum. Und jener Schwarze, der da hinter ihm steht, hat Schaum vor dem Munde. Und warum das alles? Wegen ein paar versteinertes Muscheln. Ein wunderliches Volk — diese Gelehrten! Man hat seine liebe Not mit ihnen. Unser Leonardo aber, was ist das für ein Mensch! Und erst stellte er sich so furchtbar an...“

Alle lachten und ergötzten sich am Wettstreit der Gelehrten wie an einem Hahnenkampfe.

„Jetzt gehe ich, meinen Leonardo zu retten,“ sagte der Herzog, „sonst hätten ihn diese Rotmützen noch ganz entzwei.“

Er trat in die Mitte der erbitterten Gegner. Sie verstummten und traten auseinander; wie das besänftigende Öl das stürmische Meer glättet, so bedurfte es nur eines Lächelns Lodovicos, um die Metaphysik mit den Naturwissenschaften zu versöhnen.

Er lud die Gäste zum Abendessen ein und fügte liebenswürdig hinzu:

„Nun, Signori, ihr habt miteinander gestritten, euch ereifert, jetzt ist es genug! Man muß auch für neue Kräfte sorgen. Ich hoffe, meine gesottenern Tiere aus dem Adriatischen Meere, ehe es noch ganz ausgetrocknet ist, werden weniger Streit erregen als die versteinerten Tiere Leonardos.“

* * *

Beim Abendessen flüsterte Luca Pacioli, der neben Leonardo saß, diesem ins Ohr:

„Verzeiht mir, mein Freund, daß ich geschwiegen habe, als jene über Euch herfielen. Sie haben Euch mißverstanden. Tatsächlich aber hättet Ihr Euch mit ihnen einigen können, denn eins hindert das andere nicht — nur muß man nicht gleich bei einer Sache bis aufs Äußerste gehen, und überall kann man Frieden stiften, alles vereinen ...“

„Ich stimme Euch bei, Frater Luca,“ sagte Leonardo.

„Nun, um so besser. In Frieden und Eintracht. Ich bitte Euch, warum sich streiten! Die Metaphysik ist gut, die Mathematik ist auch gut. Für alle ist Raum. Ihr gebt uns nach, wir Euch. Ist es nicht so, mein Feuerster?“

„Ganz Eurer Meinung, Frater Luca.“

„Nun, das ist ja vortrefflich. Das bedeutet, daß gar keine Mißverständnisse eintreten können. Jedem das Seine!“

„Ein schmeichelndes Kalb saugt zwei Mütter aus,“ dachte Leonardo und sah in das kluge, verschmitzte Gesicht des Mönch-Mathematikers mit den mäuseartigen Augen, der Pythagoras mit Thomas a Kempis zu versöhnen wußte.

„Auf Euer Wohl, Messere!“ sagte ein anderer Nachbar, der Archimist Galeotto Sacrobosco, mit der Miene eines Beteiligten und hob seinen Becher hoch. „Der Teufel soll mich holen, Ihr habt sie geschickt mit der Angel erwischt! Eine fein durchdachte Allegorie!“

„Was für eine Allegorie?“

„Schon wieder! Das ist nicht schön, Messere! Bei mir braucht Ihr doch keine List anzuwenden, scheint mir. Gott sei Dank, wir sind Eingeweihete! Werden uns gegenseitig nicht verraten ...“

Galeotto blinzelte listig mit den Augen.

„Was für eine Allegorie, fragt Ihr? — Nun diese: Das trodrene Band bedeutet den Schwefel, die Sonne das Salz, die Wogen des Ozeans, die einst die Gipfel der Berge bedeckten, bedeuten das Quecksilber. Wie? War es nicht so?“

„So ist es, Messer Galeotto, tatsächlich, so ist es!“ Leonardo brach in Lachen aus. „Es ist erstaunlich, wie richtig Ihr meine Allegorie verstanden habt!“

„Ich habe sie, wie Ihr seht, begriffen. Auch wir verstehen etwas. Die versteinerten Muscheln — das ist eben der Stein der Weisen, das große Geheimnis der Alchimisten, der aus der Verbindung der Sonne (des Salzes), des trockenen Landes (des Schwefels) und des Wassers (des Quecksilbers) entsteht. Die göttliche Verwandlung der Metalle!“

Der Alte erhob seinen Zeigefinger, zog seine am Feuer des alchimistischen Herdes versengten Augenbrauen in die Höhe und brach in ein kindlich einfältiges Lachen aus.

„Unsere Gelehrten,“ fuhr er fort, „die Rotmützen, haben nichts begriffen. Nun, trinken wir auf Euer Wohl, Messer Leonardo, und auf das Gedeihen unserer Mutter, der Alchimie!“

„Mit Freuden, Messer Galeotto. Ich sehe jetzt ein, daß man sich vor Euch nicht verstellen kann, und gebe Euch mein Wort, mich Euch gegenüber nie wieder zu verstellen.“

Nach dem Abendessen gingen die Gäste. Nur eine kleine, auserwählte Gesellschaft lud der Herzog in sein kühles, behagliches Gemach ein, wohin Obst und Wein gebracht wurden.

„Ach, es war herrlich, herrlich!“ rief das Edelfräulein Ermellina aus. „Ich hätte mir nie vorgestellt, daß es so unterhaltend sein könne. Ich muß gestehen, ich dachte, es würde langweilig sein. Das ist ja aber schöner als alle Bälle. Ich würde mit Vergnügen jeden Tag einem solchen gelehrten Wettstreite beiwohnen. Wie haben sie sich über Leonardo geärgert, wie haben sie geschrien, schade, sie ließen ihn nicht aussprechen. Ich hätte so gern gehört, wenn er uns etwas über seine Zauberei, über die Nekromantie erzählt hätte.“

„Ich weiß nicht, ob es wahr ist — vielleicht ist es bloß leeres Geschwätz,“ sagte ein älterer hoher Würdenträger, „daß Leonardo sich solche keckerische Ideen angeeignet hat, daß er nicht mehr an Gott glaubt. Indem er sich den Naturwissenschaften hingibt, glaubt er, es sei besser, Philosoph als Christ zu sein.“

„Unsinn!“ entschied der Herzog. „Ich kenne ihn. Er hat ein goldenes Herz. Er tut nur tapfer mit Worten, in der That aber scheut er sich, einen Floh tot zu machen. Man sagt, er sei ein gefährlicher Mensch. Nun, so mag man ihn denn fürchten! Die Patres der Inquisition

mögen schreien, wie es ihnen gefällt, ich werde meinen Leonardo nicht tränken lassen!"

"Die Nachkommen," sagte mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung Baldassare Castiglione, ein reicher Edelmann vom Hofe zu Urbino, der zum Besuche nach Mailand gekommen war, "die Nachkommen werden Ew. Erlaucht danken, daß Ihr einen so ungewöhnlichen, man darf wohl sagen in der Welt einzigen Künstler beschützt habt. Aber schade bleibt es doch, daß er seine Kunst vernachlässigt, indem er so sonderbaren Ideen, so wunderbaren Hirngespinnsten nachgeht."

"Ihr habt recht, Baldassare," stimmte Lodovico ein. "Wie oft habe ich ihn ermahnt: Entsage deiner Philosophie. Aber Ihr wißt doch, die Künstler sind ein so eigentümliches Volk. Man erreicht bei ihnen nichts. Man kann auch nichts von ihnen verlangen. Sie sind wunderbare Heilige!"

"Erlaucht haben das Richtige zum Ausdruck gebracht," fiel ein anderer hoher Beamter, der Hauptkommissar der Salzsteuern, ein, der bereits lange darauf gewartet hatte, etwas über Leonardo erzählen zu können — "tatsächlich, wunderbare Heilige! Sie denken sich oft Sachen aus, worüber man sich nur wundern kann. So trete ich neulich in Leonardos Werkstätte ein — ich brauchte eine kleine allegorische Zeichnung zu einer Hochzeitslade. 'Ist der Meister zu Hause?' fragte ich. — 'Nein, er ist fortgegangen, er ist sehr beschäftigt und nimmt keine Aufträge an.' — 'Womit ist er denn so beschäftigt?' — 'Er wiegt die Schwere der Luft.' — Ich dachte damals, sie machten sich über mich lustig. Später treffe ich Leonardo selbst. 'Ist es wahr, Messere, daß Ihr die Schwere der Luft wiegt?' fragte ich ihn. Da bejahte er es und sah auf mich wie auf einen Toren. — Die Schwere der Luft! Wie gefällt euch das, Madonnas? Wieviel Pfund, wieviel Gran der Frühjahrsäther wiegt!"

"Das ist noch gar nichts!" bemerkte ein junger Kammerherr mit einem ziemlich dummen, selbstgefälligen Gesicht. "Da hörte ich, er habe ein Boot erfunden, das stromaufwärts ohne Ruder fahren kann."

"Ohne Ruder? Ganz von allein?"

"Ja, mit Rädern, durch die Dampfkraft."

"Ein Boot mit Rädern! Wahrscheinlich habt Ihr das Märchen selbst erfunden ..."

"Ich versichere Euch bei meiner Ehre, Madonna Cecilia, ich habe es vom Frater Luca Pacioli erfahren, der die Zeichnung zur Maschine selbst gesehen hat. Leonardo behauptet, der Dampf besäße eine solche Kraft, daß er nicht allein Boote, sondern auch große Schiffe treiben könnte."

"Nun, nun, da seht ihr es! Habe ich es nicht immer gesagt, es gäbe eine schwarze Magie?" rief das Edelfräulein Ermellina.

„Ein wunderbarer Kauz, ich muß es offen gestehen,“ schloß der Herzog mit gutmütigem Lächeln das Gespräch. „Dennoch liebe ich ihn, er ist heiter im Verkehr, und man langweilt sich niemals in seiner Gesellschaft.“

* * *

Auf dem Heimwege ging Leonardo durch eine einsame Straße der Vorstadt Bercelli. An den Grenzrainen zupften die Ziegen das Gras ab. Ein von der Sonne gebräunter, in Lumpen gehüllter Knabe trieb mit einem Stecken eine Herde Gänse vor sich her. Es war ein schöner Abend. Nur im Norden über den unsichtbaren Alpen türmten sich schwere, wie aus Stein gemeißelte Wolken auf, deren Ränder in goldigem Scheine erglänzten. Mitten unter ihnen flackerte am Himmel ein einsamer Stern.

Als Leonardo die beiden Kämpfe, denen er beigewohnt hatte, einfielen: Der Wettstreit über das Wunder des Glaubens in Florenz und der Wettstreit über das Wissen in Mailand, überlegte er sich, wie verschieden und doch einander ähnlich, gleich Doppelgängern, sie gewesen seien.

Auf einer steinernen Treppe, die an ein baufälliges, hölzernes Haus von außen angebaut war, saß ein etwa sechsjähriges Mädchen und aß einen mit gebratenen Zwiebeln gefüllten Fladen.

Leonardo blieb stehen und winkte es zu sich heran. Erschrocken sah ihn die Kleine an. Aber durch sein freundliches Lächeln beruhigt, fing sie selbst zu lächeln an und ging vorsichtig mit ihren nackten, braunen Füßchen die steinernen Stufen herab, auf denen Küchenabfälle, Eier- und Krebschalen, herumlagen. Er nahm eine sorgfältig in Papier gewickelte, überzuckerte und vergoldete Pomeranze aus seiner Tasche, eine Leckerei, wie sie bei Hofe herumgereicht wurde und die er häufig in die Tasche steckte, um sie bei seinen Spaziergängen unter die Straßenkinder zu verteilen.

„Ein goldener Ball!“ jubelte das Mädchen.

„Kein Ball, sondern eine Pomeranze. Kostet sie, sie ist süß.“

Zum Kosten entschloß das Kind sich aber nicht, es betrachtete nur mit entzückten Blicken die unbekannte Leckerei.

„Wie heißt du?“ fragte Leonardo.

„Maja.“

„Weißt du wohl, Maja, wie der Hahn, der Bock und der Esel zusammen Fische fangen gegangen sind?“

„Nein.“

„Soll ich es dir erzählen?“

Er strich mit seiner mädchenhaft zarten, feinen, langen Hand über ihre zerzausten, weichen Haare.

„Nun setzen wir uns. Warte mal, hier habe ich noch Anisplätzchen; denn ich sehe wohl, daß du die goldene Pomeranze nicht essen willst.“

Er suchte in seinen Taschen.

An der Haustür erschien eine junge Frau. Sie warf einen Blick auf Leonardo und Maja, nickte ihnen freundlich zu und begann zu spinnen. Eine alte, gebeugte Frau, mit ebenso hellen Augen wie die Majas, wahrscheinlich ihre Großmutter, trat bald danach aus dem Hause. Sie warf gleichfalls einen Blick auf Leonardo. Plötzlich schlug sie die Hände zusammen, als ob sie ihn erkannt hätte, beugte sich zur Spinnerin und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Diese sprang auf und rief:

„Maja, Maja! Komm rasch her!“

Das Mädchen zögerte.

„So komm doch, Taugenichts! Warte, ich werde dich ...“

Die erschrockene Maja sprang die Treppe hinauf. Die Großmutter entriß ihr die goldene Pomeranze und warf sie über die Mauer in den Hof des Nachbarn, wo die Schweine grunzten. Das kleine Mädchen fing an zu weinen. Die Alte wies aber auf Leonardo und flüsterte ihr etwas zu. Maja verstummte sofort und sah ihn mit weit geöffneten, erschrockenen Augen an.

Leonardo wandte sich ab, senkte den Kopf und eilte schweigend hinweg.

Er fühlte, daß die Alte ihn von Angesicht kannte. Sie hatte vermutlich gehört, daß er ein Zauberer sei, und so fürchtete sie, er könne Maja mit dem bösen Blick bezaubern.

Er entfernte sich so eilig, als ob er vor etwas fliehe, so verwirrt, daß er noch immer seine Taschen nach den jetzt unnütz gewordenen Plätzchen durchsuchte. Ein zerstreutes Lächeln umspielte seine Lippen.

Vor diesen erschrockenen Blicken des unschuldigen Kindes fühlte er sich vereinsamter als vor dem großen Haufen, der ihn als einen Gottlosen zu erschlagen drohte, und vor den versammelten Gelehrten, die die Wahrheit wie das Fallen eines Unsinnigen belachten; er fühlte sich ebenso fern von den Menschen wie der einzige Abendstern an dem weiten, heiteren Himmel.

Als er heimgekehrt war, ging er in sein Arbeitszimmer; mit den verstaubten Büchern und den wissenschaftlichen Instrumenten erschien es ihm ebenso finster wie ein Gefängnis. Er setzte sich an den Tisch, zündete ein Licht an, nahm eins seiner Hefte zur Hand und vertiefte sich in eine unlängst begonnene Untersuchung der Bewegungsgesetze von Körpern auf einer schiefen Ebene.

Die Mathematik übte eine ebenso beruhigende Wirkung auf ihn aus wie die Musik. Auch an diesem Abende gewährte sie seinem Geist die bekannte Erquickung.

Nachdem er die Berechnungen vollendet hatte, zog er aus dem Geheimfache seines Arbeitstisches sein Tagebuch hervor und schrieb mit der linken Hand in verkehrter Schrift, die man nur im Spiegel entziffern konnte, die Gedanken nieder, die die Versammlung der Gelehrten in ihm wachgerufen hatte.

„Die Büchermenschen und Literaten, Schüler des Aristoteles, Krähen in Pfauensedern, öffentliche Ausschreier und Ausbieter fremden Geistes, verachten mich, den Erfinder. Ich konnte ihnen aber, wie Marius den römischen Patriziern, antworten: Ihr selbst brüsstet euch mit fremden Taten, mir wollt ihr aber die Früchte meiner eigenen nicht gönnen.

Zwischen den Naturforschern und den Nachahmern der Alten besteht derselbe Unterschied wie zwischen einem Gegenstande und seinem Spiegelbilde.

Sie glauben, weil ich kein Literat wie sie bin, habe ich auch kein Recht, über die Wissenschaft zu schreiben und zu sprechen, da ich meine Gedanken nicht, wie es sich gehört, äußern kann. Sie wissen nicht, daß meine Kraft in der Erfahrung liegt, dem Lehrer aller, die gut geschrieben haben.

Ich will nicht, und verstehe es auch nicht wie sie, mich auf die Bücher der Alten beziehen; ich berufe mich auf die Erfahrung, den Lehrmeister aller Lehrmeister, die wahrhaftiger ist als alle Bücher.“

Das Licht brannte düster. Der einzige Freund seiner schlaflosen Nächte, der Kater, sprang auf den Tisch, schmeichelte sich an Leonardo heran und schnurrte. Der einsame Stern schien ihm jetzt durch die bestaubten Fenster noch entfernter, noch hoffnungsloser zu sein. Er blickte ihn an, er erinnerte sich der erschrockenen Augen Majas, aber es stimmte ihn nicht mehr traurig; er war wieder heiter und fest in seiner Einsamkeit geworden. Nur in den geheimsten Kammern seines Herzens, die er selbst nicht kannte, regte sich wie eine warme Quelle im Grunde eines mit Eis bedeckten Flusses ein unverständlicher Kummer, eine Art Gewissensvorwurf, als ob er sich vor Maja in der Tat einer Schuld bewußt wäre. — Er wollte sich selbst davon losprechen und konnte es nicht.

* * *

Am anderen Morgen wollte Leonardo ins Kloster Santa Maria delle Grazie gehen, um am Antlitz des Heilands zu malen. Der Mechaniker Boroastro erwartete ihn mit Hefen, Pinseln und einem Farbkasten an der Haustüre. Als er auf den Hof heraustrat, sah er den Stallknecht Nastagio, der unter einem Vordache eine Apfelschimmelstute striegelte.

„Was macht Giannino?“ fragte Leonardo. Giannino war sein Lieblingspferd.

„Alles gut,“ antwortete der Stallknecht. „Aber die Schecke geht lahm.“

„Die Schecke?“ sagte Leonardo verdrießlich. „Seit wann denn?“

„Den vierten Tag.“

Ohne Leonardo weiter zu beachten, striegelte Mastagio schweigend und erboßt das Hinterteil des Pferdes weiter, und zwar so kräftig, daß das Pferd unruhig bald das eine, bald das andere Bein hob.

Leonardo wollte die Schecke sehen; Mastagio führte ihn in den Stall.

Als Giovanni Boltraffio auf den Hof hinaustrat, um sich am Brunnen zu waschen, hörte er die durchdringende, einer Frauenstimme ähnliche Stimme Leonardos, die ihm in den Anfällen eines plötzlichen, heftigen Zornes eigen war. Dergleichen Aufwallungen kamen gelegentlich bei ihm vor, brachten aber niemandem Gefahr.

„Wer hat dich — sprich, du Esel, du verjoffener Kerl! — wer hat dich geheißt, das Pferd vom Roßarzt behandeln zu lassen?“

„Entschuldigt, Messere, kann man denn ein krankes Pferd ohne Behandlung lassen?“

„Behandlung! Du glaubst wohl, Esel, mit dieser stinkigen Salbe . . .“

„Nicht mit der Salbe, aber es gibt so ein Wort — eine Besprechung — Ihr begreift so etwas nicht, darum ereifert Ihr Euch auch so.“

„Geh zum Teufel mit all deinen Besprechungen! Wie kann so ein Unwissender, so ein Schinder kurieren wollen, wenn er von dem Körperbau, von der Anatomie nichts versteht?“

Mastagio hob seine gedunsenen, trägen Augen, sah mürrisch seinen Herrn an und sagte mit verächtlicher Miene:

„Anatomie?“

„Zaugenichts! . . . Fort, fort aus meinem Hause! . . .“

Der Stallknecht zuckte nicht einmal mit den Brauen; aus alter Erfahrung wußte er, daß, wenn der plötzliche Ausbruch des Zornes vergangen wäre, der Herr ihn wieder bitten würde zu bleiben, da er ihn als großen Kenner und Pferdeliebhaber schätzte.

„Ich wollte auch so wie so um meine Entlassung bitten,“ sagte Mastagio. „Gew. Gnaden schulden mir noch den Gehalt von drei Monaten. Was das Heu anbetrifft, so ist es nicht meine Schuld. Marco gibt mir kein Geld, um Hafer zu kaufen.“

„Was ist denn das schon wieder? Wie kann er wagen, kein Geld zu geben, wenn ich es befohlen habe?“

Der Stallknecht zuckte mit den Achseln, wandte sich, zum Zeichen, daß er nicht weiter reden wolle, ab, ging geschäftig hin und her und fing dann wieder das Pferd zu striegeln an, als ob er an ihm seinen Unwillen auslassen wollte.

Giovanni hörte mit lebhafter Neugierde zu und rieb sich sein vom kalten Wasser gerötetes Gesicht ab.

„Nun, wie steht's Meister? Gehen wir oder gehen wir nicht?“ fragte Zoroastro, dem das Warten lästig wurde.

„Gedulde dich,“ sagte Leonardo, „ich muß erst Marco befragen, ob dieser Spitzbube die Wahrheit sagt . . .“

Er ging ins Haus. Giovanni folgte ihm.

Marco arbeitete in der Werkstätte. Die Vorschriften seines Meisters mit mathematischer Genauigkeit befolgend, maß er mit einem kleinen Blechlöffel schwarze Farbe zu Schatten ab und prüfte die Richtigkeit seiner Messung auf einem mit Zahlen vollgeschriebenen Papiere. Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, die Adern am Halse waren angeschwollen. Er keuchte, als ob er einen Stein bergaufwärts wälze. Die fest zusammengebissenen Zähne, der gekrümmte Rücken, der eigensinnig emporstehende Haarschopf, die roten Hände mit den krumm gewachsenen, dicken Fingern schienen dafür zeugen zu wollen, daß Geduld und Mühe alles überwinden.

„Ah, Messer Leonardo, Ihr seid noch da! Bitte prüft diese Berechnung. Es scheint, als ob ich mich geirrt hätte.“

„Es ist gut, Marco, später. Jetzt wollte ich dich fragen: Ist das wahr, daß du kein Geld zum Ankauf von Hafer für die Pferde hergibst?“

„Ich gebe keins.“

„Wieso denn, Freund? Ich sagte dir doch,“ fuhr Leonardo fort, und seine Blicke, mit denen er in das strenge Gesicht seines Hausverwalters sah, wurden immer furchtsamer und unentschlossener, „ich sagte dir doch, du solltest Geld zum Ankauf des Hafers für die Pferde unweigerlich herausgeben. Erinnerst du dich dessen nicht mehr?“

„Ich erinnere mich wohl, aber es ist kein Geld da.“

„Nun, das habe ich mir gedacht — wieder kein Geld! Ich bitte dich, Marco, überlege es dir doch selbst, können denn die Pferde ohne Hafer bleiben?“

Marco erwiderte nichts, sondern warf nur zornig den Pinsel fort. Giovanni sah mit Spannung, wie sich die Gesichtszüge der beiden änderten; jetzt glich der Lehrer einem Schüler, der Schüler einem Lehrer.

„Bitte, hört mich an, Meister,“ sagte Marco endlich. „Ihr batet mich, Euch den Haushalt zu führen und Euch nicht damit zu belästigen. Warum fangt Ihr jetzt selbst wieder davon an?“

„Marco!“ rief Leonardo vorwurfsvoll, „Marco, ich gab dir ja erst vorige Woche dreißig Fiorini.“

„Dreißig Fiorini! Davon gingen ab, rechnet selbst nach: Vier für eine Schuld bei Pacioli, zwei an den zudringlichen Galeotto Sacrobosco, fünf an den Scharfrichter, der die Leichen für Eure anatomischen Studien

vom Galgen herunterstiehl, drei für Reparatur der Gläser und Öfen im Warmhause, in dem Ihr die Amphibien und Fische aufbewahrt, ganze sechs Fiorini für den Ankauf dieses gestreiften Teufels ...“

„Du wolltest sagen — der Giraffe.“

„Nun ja, der Giraffe. Haben selbst nichts zu beißen und füttern noch so ein verdammtes Geschöpf! Und Ihr könnt mit ihm machen, was Ihr wollt, es kriecht doch ...“

„Es tut nichts, Marco, mag es eingehen,“ antwortete Leonardo bescheiden, „ich werde es sezieren. Seine Halswirbel sind zu interessant ...“

„Halswirbel! Ach, Meister, in welchem Übersfluß könntet wir leben, wir brauchten uns vor niemandem zu demütigen, wenn alle diese Schrullen — Pferde, Leichen, Giraffen, Fische und Amphibien — nicht wären. Ist da ein Stück täglichen Brotes nicht viel besser?“

„Das tägliche Brot! Als ob ich etwas verlangte, das nicht zu meinem täglichen Brote gehörte. Übrigens, ich weiß, Marco, es würde dir eine große Freude bereiten, wenn alle meine Tiere, die ich mit so viel Aufwand von Zeit und Geld erstehende und die ich so notwendig brauche, wie du es dir gar nicht vorstellen kannst, verendet. Du willst nur immer deinen Willen durchsetzen.“

Hilflose Bekränktheit klang aus den Worten des Meisters heraus.

Marco schwieg finster, die Augen niedergeschlagen.

„Und was soll denn das heißen?“ fuhr Leonardo fort. „Was soll denn aus uns werden, Marco? Es gibt keinen Hafer! Es ist doch kein Scherz, so etwas zu sagen. So weit sind wir herunter. Noch nie ist so etwas bei uns vorgekommen!“

„Es ist immer so gewesen und wird immer so sein,“ entgegnete Marco. „Wie soll es auch anders sein? Seit länger als einem Jahre haben wir keinen Soldo vom Herzog erhalten. Ambrogio Ferrario vertröstet Euch alle Tage von heute auf morgen, er scheint sich über Euch lustig zu machen ...“

„Nein, nein!“ rief Leonardo. „Ich werde ihm zeigen, wie man sich über mich lustig macht. Ich werde mich beim Herzog beschweren. Ich werde diesen Spitzbuben Ambrogio ins Bodshorn jagen. Mag der Heiland ihm ein schlechtes Ostern bescheren!“

Marco winkte nur mit der Hand ab, als ob er damit sagen wollte, wenn jemand einen ins Bodshorn jagen könne, so dürfte es sicher nicht Leonardo sein, der so mit dem herzoglichen Schatzmeister verfahren werde.

„Gebt es auf, Meister, gebt es lieber auf,“ sagte er, und plötzlich nahmen seine harten, eckigen Gesichtszüge einen freundlichen, zärtlichen, fast gönnerhaften Ausdruck an. „Gott ist gnädig, wir werden schon durchkommen. Wenn Ihr es durchaus wollt — nun so werde ich es schon einrichten, daß es auch zu Hafer für die Pferde reicht ...“

Er wußte, daß er dazu von dem eigenen Gelde, das er seiner alten, kranken Mutter schickte, werde nehmen müssen.

„Hier handelt es sich nicht um den Hafer!“ rief Leonardo und setzte sich vor Erschöpfung auf einen Stuhl.

Seine Augen blinzelten und zogen sich wie bei starkem, kaltem Winde zusammen.

„Höre, Marco. Ich habe dir noch nichts darüber gesagt. Ich brauche nächsten Monat notwendig siebenzig Fiorini, denn ... ich habe sie geliehen ... Sieh mich nicht mit solchen Augen an ...“

„Bei wem habt Ihr sie geliehen?“

„Beim Wechseler Arnolbi ...“

Verzweifelt schlug Marco die Hände über dem Kopfe zusammen; sein roter Schopf wackelte hin und her.

„Beim Wechseler Arnolbi! Nun, da wünsche ich Euch Glück zu dieser Bekanntschaft. Wißt Ihr denn nicht, daß er eine schlimmere Bestie ist als irgend ein Jude oder Maure? Das ist kein Christ mehr! Ach Meister, Meister, was habt Ihr da angestellt! Warum habt Ihr es mir nicht gesagt?“

Leonardo ließ den Kopf hängen.

„Ich brauchte das Geld sehr notwendig. Sei mir nicht böse.“

Nach einer kleinen Pause fügte er in kläglichem Tone hinzu:

„Bringe mir die Rechnungsbücher, Marco. Vielleicht finden wir doch noch einen Ausweg.“

Marco war überzeugt, daß sie nichts finden würden; da aber der Meister nicht anders zu beruhigen war, als daß man seiner plötzlichen, vorübergehenden Erregung Rechnung trug, so ging er gehorsam, die Bücher zu holen.

Als Leonardo sie von weitem sah, zuckte sein Gesicht krampfhaft zusammen; er blickte auf das dicke, grün eingebundene Buch wie auf eine klaffende Wunde.

Er vertiefte sich in die Rechnungen, wobei der große Mathematiker Fehler über Fehler beim Addieren und Subtrahieren beging. Plötzlich fiel ihm der Verlust einer über mehrere Tausend Dukaten lautenden Rechnung ein. Er suchte, durchwühlte Schatullen, Kästen und staubige Papierhaufen, doch an Stelle der gesuchten Rechnung fand er nur wertlose, unbedeutende, von seiner eigenen Hand sorgfältigst aufgeschriebene Notizen, wie beispielsweise über Salainos Mantel:

Silberbrokat	15 Lire 4 Soldi
Roten Samt zum Besatz	9 " — "
Schnüre	— " 9 "
Knöpfe	— " 12 "

Zornig zerriß er sie und warf sie schimpfend unter den Tisch.

Giovanni beobachtete den Ausdruck der menschlichen Schwäche auf dem Gesichte des Meisters, und die Worte eines der Verehrer Leonardos fielen ihm ein: „Ein neuer Gott Hermes Trismegistos hat sich in ihm mit einem neuen Titanen Prometheus vereint.“

Lächelnd sprach er zu sich: „Weder Gott, noch Titan, er ist ein gewöhnlicher Mensch wie wir alle. Und ich fürchtete mich vor ihm. Oh, der Arme! Der Liebe!“

* * *

Es vergingen zwei Tage, und was Marco vorausgesehen hatte, trat ein. Leonardo vergaß seine Geldsorgen, als ob er nie an sie gedacht hätte. Schon am dritten Tage bat er um drei Fiorini zum Ankauf einer vorjüngstlichen Versteinerung und brachte sein Anliegen mit so sorgloser Miene an, daß Marco nicht den Mut fand, ihn durch die Absage zu betrüben, und ihm die drei Fiorini von seinem eigenen Gelde, das er für die Mutter beiseite gelegt hatte, gab.

Der Schatzmeister hatte trotz aller Bitten Leonardos das Gehalt noch nicht ausgezahlt; der Herzog brauchte selbst Gelder zu seinen Rüstungen gegen Frankreich.

Leonardo borgte überall, wo er nur borgen konnte, selbst bei seinen eigenen Schülern.

Lodovico gewährte ihm nicht einmal die Mittel, um das Denkmal Sforzas beendigen zu können. Das tönernerne Modell, die Form mit dem eisernen Gestell, die Rinne für das flüssige Metall, die Herde, die Schmelzöfen — alles war bereit. Als aber der Künstler den Anschlag über die nötige Bronze einreichte, erschraf, ja erzürnte Lodovico so sehr, daß er sich weigerte, ihn zu empfangen.

Ende November 1498 schrieb Leonardo, von der äußersten Not getrieben, einen Brief an den Herzog. Unter den Papieren Leonardos fand sich später ein Konzept dieses Briefes. Es waren unzusammenhängende Bruchstücke, die dem Stammeln eines Mannes glichen, der, von Beschämung ergriffen, nicht versteht, um etwas zu bitten:

„Obgleich ich weiß, daß Ew. Erlaucht von wichtigeren Geschäften in Anspruch genommen sind, indessen aber auch befürchte, daß mein Schweigen mir den Zorn meines allergnädigsten Beschützers zuziehen könnte — wage ich es, an meinen Notstand und an meine Kunst, die zum Bruchliegen verurteilt ist, zu erinnern ... Seit zwei Jahren habe ich mein Gehalt nicht erhalten ... Andere Leute, die im Dienste Ew. Erlaucht stehen und Nebeneinkünfte haben, können warten, ich aber mit meiner Kunst, die ich übrigens mit etwas Vorteilhafterem zu vertauschen wünschte ... Mein Leben steht Ew. Erlaucht zu Diensten, ich bin immer bereit, mich zu unterwerfen ... Das Denkmal erwähne ich nicht, da

ich weiß, daß die Zeiten nicht danach sind ... Es ist traurig, daß ich meine Arbeit unterbrechen, mich mit Possen beschäftigen muß, weil die Not mich zwingt, mir meinen Lebensunterhalt zu erwerben. Ich habe sechsundfünfzig Monate lang sechs Menschen ernähren müssen und besaß nur 50 Dukaten ... Ich bin unentschlossen, worauf ich meine Kräfte verwenden soll: Auf die Erwerbung von Ruhm oder von täglichem Brot."

* * *

Eines Abends im November kehrte Leonardo ermüdet nach Hause zurück. Er hatte den ganzen Tag in geschäftlichen Unterredungen mit dem freigebigen hohen Würdenträger Gaspare Visconti, dem Wechselser Arnoldi und dem Scharfrichter verbracht. Der letztere forderte für zwei Leichen schwangerer Frauen Bezahlung und drohte im Nichtzahlungsfalle mit einer Anzeige bei der heiligsten Inquisition. Heimgekehrt, betrat der Meister zuerst die Küche, um seine Kleider zu trocknen, ließ sich dann von Zoroastro den Schlüssel geben und ging nach seinem Arbeitszimmer. Als er sich demselben näherte, hörte er darin sprechen.

„Die Türe ist verschlossen,“ überlegte er sich, „was kann das bedeuten? Sollten es Diebe sein?“

Er horchte, erkannte die Stimmen seiner Schüler Giovanni und Cesare und erriet, daß sie seine geheimen Papiere, die er nie und niemandem zeigte, untersuchten; er wollte die Tür öffnen, plötzlich fiel ihm aber ein, was für Augen sie, so plötzlich überrascht, machen würden, und er schämte sich vor ihnen; auf den Beinen, errötend und sich wie ein Schuldiger umsehend, schlich er hinweg, durchschritt die Werkstätte und rief am anderen Ende derselben so laut, daß sie es hören mußten: „Astro! Astro! Bring mir Licht! Wo seid ihr denn alle hingerauscht? Andrea, Marco, Giovanni, Cesare!“ Die Stimmen im Arbeitszimmer verstummten. Es gab einen Klang, als ob herabgefallenes Glas zersplitterte. Ein Fensterrahmen knarrte. Leonardo horchte noch immer und zögerte hineinzugehen. In seinem Herzen regte sich weder Zorn noch Schmerz, er fühlte nur Verdruß und Abscheu.

Er hatte sich nicht getäuscht. Giovanni und Cesare waren vom Hofe aus durchs Fenster eingestiegen, wühlten in den Schubladen seines Arbeitstisches und beschäftigten sich mit seinen geheimen Papieren, Zeichnungen und seinem Tagebuche. Voltraffio, dessen Gesicht ganz blaß war, hielt den Spiegel; Cesare hatte sich gebückt und las die verkehrte Schrift Leonardos darin.

„Laude del Sole“ — „Lob der Sonne.“

„Ich muß dem Epikur Vorwürfe machen, weil er behauptete, daß die Sonne wirklich nur so groß sei, wie sie erscheine; ich wundere mich über Sokrates, der, eine so große Leuchte herabsetzend, sie nur als einen feurigen Stein bezeichnete. Ich möchte genügend scharfe Worte finden, um diejenigen zu tadeln, die die Vergötterung des Menschen der Vergötterung der Sonne vorziehen ...“

„Soll ich das übergehen?“ fragte Cesare.

„Nein, ich bitte dich, lies alles bis zu Ende,“ sagte Giovanni.

„Diejenigen, die Götter in Menschengestalt anbeten,“ fuhr Cesare fort, „befinden sich in großem Irrtume, da der Mensch, wenn er auch die Größe der Erdfugel hätte, nur kleiner als der kleinste Planet, ein kaum erkennbarer Punkt im Weltall sein würde. Überdies sind alle Menschen der Verwesung unterworfen ...“

„Sonderbar!“ staunte Cesare. „Wie kommt das? Die Sonne betet er an, und den, der durch seinen Tod den Tod besiegt hat, erwähnt er nicht.“

Er schlug das Blatt um.

„Hier steht noch etwas — höre zu.“

„An allen Enden Europas wird man den Tod eines im Orient verstorbenen Mannes beklagen.“

„Verstehst du?“

„Nein,“ flüsterte Giovanni.

„Der Karfreitag,“ erklärte Cesare.

„Oh, Mathematiker,“ las er weiter, „kärt doch diesen Irrtum auf. Der Geist kann nicht ohne Körper bestehen, und da, wo es kein Fleisch, Blut, Knochen, Zungen und Muskeln gibt, ist auch keine Stimme, keine Bewegung.“ Die folgende Stelle war durchstrichen, unleserlich, das Ende aber lautete: „Was nun die anderen Auslegungen des Geistes betrifft, so überlasse ich sie den heiligen Vätern, den Lehrern des Volkes, die durch Eingebung von oben die Geheimnisse der Natur erkannt haben.“

„Um, es würde Messer Leonardo nicht gut ergehen, wenn diese Aufzeichnungen in die Hände der heiligen Väter, der Inquisitoren, gelangten ... Jetzt kommt wieder eine Weisfagung.“

„Ohne die Hände zu rühren, Armut und Arbeit verachtend, werden viele Menschen in Luxus, in palastähnlichen Gebäuden wohnen, sie werden behaupten, dies sei die Gott wohlgefälligste Art, und werden sichtbare Schätze durch unsichtbare erwerben.“

„Ablass,“ rief Cesare. „Viel Savonarola Ähnliches. Ein Stein des Anstoßes im Garten des Papstes ...“

„Die vor tausend Jahren Verstorbenen werden die Lebenden ernähren.“

„Nun, das verstehe ich nicht. Das ist schwierig ... Übrigens — ja, ja, es liegt klar auf der Hand. Die ‚vor tausend Jahren Verstorbenen‘ sind die Märtyrer und Heiligen, in deren Namen die Mönche das Geld zusammenscharren. Ein ausgezeichnetes Rätsel.“

„Sie werden mit denen reden, die nicht hören können, Lampen vor denen entzünden, die Augen haben und doch nicht sehen können.“

„Die Heiligenbilder!“

„Die Weiber werden alle ihre Lüste, alle ihre schändlichen Handlungen Männern gestehen.“ — „Die Beichte. Wie gefällt es dir, Giovanni? Ein wunderbarer Mann! Stelle dir nur vor, für wen macht er diese Rätsel? Eine wirkliche Bosheit enthalten sie ja nicht. Nur so eine kleine Unterhaltung — ein frebles Spiel ...“

Nachdem Cesare wieder einige Blätter umgeschlagen hatte, las er aufs neue:

„Viele, die mit vermeintlichen Wundern handeln, betrügen den sinnlosen Pöbel und richten diejenigen hin, die ihren Betrug aufdecken.“ — „Damit scheint die Feuerprobe des Frater Girolamo und die Wissenschaft, die den Glauben an die Wunder zerstört, gemeint zu sein.“

Er legte das Heft beiseite und sah Giovanni an.

„Nun ist es wohl genug! Was willst du noch für Beweise? Es scheint mir ganz klar zu sein!“

Boltraffio schüttelte den Kopf.

„Nein, Cesare, es ist alles nicht das Richtige. Wenn man nur eine Stelle finden könnte, wo er geradeheraus spricht ...“

„Geradeheraus? Nun, Bruder, darauf wirst du vergeblich warten. Immer ist er zweideutig, immer gebraucht er List und Ausreden wie ein Weib. Nicht umsonst liebt er die Rätsel. Erwische ihn nur! Er kennt sich ja selbst nicht aus. Er ist sich selbst das größte Rätsel.“

„Cesare hat recht,“ dachte Giovanni, „lieber offene Zauberei, als diesen Spott, dieses Lächeln des ungläubigen Thomas, der seine Finger in die Wunden des Heilandes legt.“

Cesare zeigte ihm eine kleine, mitten unter den Maschinen und Berechnungen aufgefundene Zeichnung, orangefarbige Kreide auf blauem Papier, die die Jungfrau mit dem Christuskinde in der Wüste darstellte. Sie saß auf einem Stein und zeichnete mit den Fingern auf dem Sande Dreiecke, Kreise und andere Figuren: Die Mutter Gottes lehrte den Sohn Geometrie — die Quelle aller Weisheit. —

Giovanni betrachtete lange diese wunderbare Zeichnung. Er wollte die Überschrift entziffern und hielt den Spiegel vor das Blatt. Cesare sah auf die Abspiegelung der Schrift und hatte kaum die ersten fünf Worte: ‚Die Notwendigkeit — eine ewige Lehrmeisterin‘

entziffern können, als aus der Werkstätte die Stimme Leonardos erscholl:

„Astro! Astro! Bring mir Licht! Wo seid ihr denn alle hingegeraten? Andrea, Marco, Giovanni, Cesare!“

Giovanni fuhr zusammen, erblaßte und ließ den Spiegel fallen, der in Stücke zersprang.

„Ein schlechtes Vorzeichen!“ spottete Cesare.

Wie ertappte Diebe hasteten sie, legten die Papiere in den Kasten, hoben die Spiegelscherben auf, öffneten das Fenster, sprangen aufs Fensterbrett und kletterten an der Traufrinne und an den dicken Zweigen der das Haus umwuchernden Reben auf den Hof hinunter. Cesare griff fehl, fiel herunter und verstauchte sich den Fuß.

* * *

An diesem Abend empfand Leonardo nicht die gewöhnliche Befriedigung in der Beschäftigung mit der Mathematik. Bald stand er eilig auf und ging im Zimmer auf und ab; bald setzte er sich, fing eine Zeichnung an und warf sie gleich wieder beiseite. Eine unbestimmte Unruhe, als ob er etwas entscheiden müsse und nicht könne, hatte ihn ergriffen. Die Gedanken kehrten immer wieder auf denselben Gegenstand zurück.

Er dachte daran, wie Giovanni Boltraffio zu Savonarola geflohen und dann wieder zu ihm zurückgekehrt war und sich zeitweise beruhigt hatte, indem er sich vollständig der Kunst hingab. Nach der unheilvollen Feuerprobe aber und besonders von dem Tage an, wo die Kunde von dem Untergange des Propheten nach Mailand gelangte, war er noch trauriger, noch zerstreuter geworden.

Leonardo sah, wie er litt, wie er weggehen wollte und nicht konnte, er erriet den Kampf, der in der Seele seines Schülers vorging — dieser Seele, die viel zu tief war, um nicht zu empfinden, und viel zu schwach, um die Widersprüche zu besiegen. Zuweilen schien es dem Meister, daß er ihn von sich stoßen, ihn wegstreuen müsse, um ihn zu retten, aber dazu fehlte ihm der Mut.

„Wenn ich nur wüßte, womit ich ihm helfen könnte,“ dachte Leonardo. Er lächelte mit bitterem Spott.

„Ich habe ihn an mich gezogen und verdorben! Die Leute mögen wohl recht haben, wenn sie mir den bösen Blick zuschreiben . . .“ Er stieg die steilen Stufen einer dunklen Treppe empor, klopfte an eine Tür, und als keine Antwort erfolgte, öffnete er sie.

Die enge Zelle war dunkel. Der Regen klatschte auf das Dach, der Herbstwind heulte. Eine Lampe flackerte in der Ecke vor dem Bilde der Madonna. Ein schwarzes Kreuzifix hing an der weißen Wand.

Boltraffio lag angekleidet, wie ein krankes Kind zusammengekümmert, mit angezogenen Knien auf dem Bette, das Gesicht ins Kissen gedrückt.

„Giovanni, schläfst du?“ fragte Leonardo.

Boltraffio sprang empor, schrie leise auf und stierte Leonardo mit irren, weit aufgerissenen Augen an. Er streckte seine Arme abwehrend vor, und seine Augen drückten denselben grenzenlosen Schrecken aus, der in den Blicken Majas gelegen hatte.

„Was fehlt dir, Giovanni? Ich bin es!“

Boltraffio kam zu sich selbst, langsam strich er sich mit der Hand über die Augen.

„Ihr seid es, Messer Leonardo ... Es schien mir ... Ich habe einen schrecklichen Traum gehabt ... Also Ihr seid es wirklich?“ sagte er, ihn anstarrend, als ob er es immer noch nicht für wahr hielte.

Der Meister setzte sich auf den Bettrand und legte ihm seine Hand auf die Stirn. „Du fieberst, du bist schwer krank. Warum hast du mir nichts gesagt?“

Giovanni wollte sich abwenden, plötzlich sah er aber Leonardo an; seine Lippen zuckten, er faltete seine Hände wie zum Gebet und flehte:

„Meister, jagt mich fort! ... Ich gehe sonst nicht fort, und ich darf nicht länger bei Euch bleiben, denn ich ... ich bin ... ich habe gemein an Euch gehandelt ... bin ein Verräter!“

Leonardo umarmte ihn und zog ihn an seine Brust.

„Was fehlt dir, Knabe? Der Herr sei mit dir! Sehe ich denn nicht, wie du dich quälst? Wenn du dir einer Schuld gegen mich bewußt bist, so vergebe ich dir alles; vielleicht vergibst du mir auch einmal ...“

Giovanni richtete langsam seine großen, erstaunten Augen auf ihn; plötzlich drückte er sich an ihn und verbarg sein Gesicht an seiner Brust, in seinem seideweichen Barte.

„Wenn ich jemals,“ beteuerte er unter schluchzenden Lauten, die seinen ganzen Körper erzittern machten, „wenn ich jemals von Euch weggehe, so glaubt nicht, Meister, daß ich Euch nicht liebe! Ich weiß selbst nicht, was mit mir vorgeht ... Ich habe so schreckliche Gedanken, als ob ich wahnsinnig würde ... Gott hat mich verlassen ... Nur, glaubt nicht ... nein ich liebe Euch über alles in der Welt, mehr als Fra Benedetto. Niemand kann Euch so lieben wie ich!“

Leonardo strich ihm mit sanftem Lächeln über die von den Tränen nassen Wangen und tröstete ihn wie ein Kind:

„Nun, nun, es ist genug, höre auf. Als ob ich nicht wüßte, daß du mich lieb hast, mein armer, törichter Knabe!“

„Cesare hat dich wohl wieder aufgeheitert?“ fügte er hinzu. „Warum hörst du auf ihn. Er, der Kluge und Arme — liebt mich auch, obgleich er sich einbildet, mich zu hassen. Er begreift vieles nicht ...“

Giovanni verstummte plötzlich, er hörte zu weinen auf, sah mit einem sonderbaren, prüfenden Blick in die Augen seines Meisters und schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er langsam, als ob er nur mit Mühe die Worte hervorbrächte, „nein, nicht Cesare — ich selbst — nein, nicht ich selbst, sondern Er . . .“

„Wer ist Er?“ fragte der Meister.

Giovanni drückte sich fester an seine Brust heran, Schrecken spiegelte sich wieder in seinen Augen.

„Es ist nicht nötig,“ lallte er kaum verständlich, „ich bitte Euch, redet nicht von Ihm . . .“

Leonardo fühlte, wie Giovanni in seinen Armen zitterte.

„Höre, mein Kind,“ sagte er mit strenger, liebevoller, etwas verstellter Stimme, wie Ärzte mit Kranken reden, „ich sehe, du hast etwas auf dem Herzen. Du mußt mir alles sagen. Ich will alles wissen, Giovanni, hörst du, alles. Dann wird es dir auch leichter zumute werden.“

Er dachte ein wenig nach und fügte hinzu: „Sage mir, von wem du eben sprachst.“

Giovanni sah sich furchtsam um, legte seine Lippen an Leonardos Ohr und flüsterte ihm leise zu: „Von Eurem Doppelgänger . . .“

„Von meinem Doppelgänger? Was soll das heißen. Hast du geträumt?“

„Nein, ich habe ihn wachend gesehen.“

Leonardo sah ihn scharf an, es schien ihm, als ob Giovanni phantasiere.

„Ihr waret doch vorgestern, Messer Leonardo, nicht bei mir, am Dienstag in der Nacht?“

„Nein. Erinnerst du dich selbst nicht mehr daran?“

„Nein, ich weiß es . . . Seht, Meister, jetzt ist es ganz sicher, Er war es.“

„Wieso nimmst du an, daß ich einen Doppelgänger habe? Wie ist das gekommen?“

Leonardo hatte die Empfindung, daß Giovanni selbst gern erzählen wollte, und hoffte, daß das Geständnis ihn erleichtern würde.

„Wie es gekommen ist? Ich will's sagen. Er kam zu mir, wie Ihr heute zu mir gekommen seid, um dieselbe Stunde, setzte sich auf mein Bett, wie Ihr jetzt sitzt, und sprach und tat alles, wie Ihr. Sein Gesicht war wie das Euerige, aber nur wie ein Spiegelbild. Er war kein Linker. Sofort fiel mir deshalb ein, daß Ihr es vielleicht nicht wäret; und Er wußte, daß ich es dachte. Aber Er gab sich nicht den Anschein, daß Er es wußte, Er stellte sich, als ob wir beide nichts argwöhnten. Nur beim Weggehen drehte Er sich noch nach mir um und

sagte: „Giovanni, du hast noch niemals meinen Doppelgänger gesehen? Wenn du ihn sehen wirst, so fürchte dich nicht vor ihm.“ Da begriff ich alles.“

„Und du glaubst daran, Giovanni?“

„Wie soll ich nicht daran glauben, da ich Ihn gesehen habe, so wie ich Euch jetzt sehe? ... Er sprach auch mit mir ...“

„Vorüber?“

Giovanni bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Sage es lieber,“ bemerkte Leonardo, „sonst wirst du darüber grübeln und dir immer wieder neue Qualen bereiten.“

„Es war nichts Gutes,“ sagte Boltraffio und warf einen hoffnungslos flehenden Blick auf den Meister. „Er sprach Furchtbares. Als ob die Mechanik das einzige auf der Welt wäre, als ob alles wie jene schreckliche Spinne mit den sich drehenden Krallen wäre, die Er — das heißt nicht Er, sondern Ihr erfunden habt ...“

„Welche Spinne? ... Ach so, ich erinnere mich. Du sahst bei mir die Zeichnung der Kriegsmaschine?“

„Dann sagte Er noch,“ fuhr Giovanni fort, „daß das, was die Menschen Gott nennen, die ewige Kraft sei, durch die die schreckliche Spinne mit ihren eisernen, bluttriefenden Krallen getrieben würde, und daß Gott alles gleich sei, ob Wahrheit oder Lüge, gut oder böse, Leben oder Tod, und daß man ihn nicht umstimmen könnte, da er wie die Mathematiker immer beständig und unabänderlich sei.“

„Nun gut, schon gut. Quäle dich nicht, Giovanni. Es ist genug. Ich weiß schon ...“

„Nein, Messer Leonardo, wartet noch, Ihr wißt noch nicht alles. Hört nur zu, Meister! Er sagte auch, daß Christus vergeblich gekommen sei — er wäre gestorben und nicht auferstanden, er habe den Tod nicht mit dem Tode besiegt — er wäre im Grabe verweilt. Als Er das sagte, fing ich an zu weinen. Ich tat ihm leid, und Er tröstete mich: ‚Weine nicht,‘ sprach Er, ‚mein armer Knabe, es gibt keinen Christus, aber es gibt eine Liebe; eine große Liebe — die Tochter einer großen Erkenntnis; wer alles weiß, liebt alles ...‘ Seht also, Eure eigenen Worte! Früher kam die Liebe aus der Schwäche, dem Wunder, der Unkenntnis, jetzt aber aus der Stärke, der Wahrheit, der Erkenntnis, denn die Schlange hat nicht gelogen, als sie sprach: Esset vom Baum der Erkenntnis, und ihr werdet sein wie Gott.“ Nach diesen Worten begriff ich, daß Er vom Teufel gesandt war, ich fluchte Ihm und Er ging fort, sagte aber, daß Er wiederkommen würde ...“

Leonardo hörte so aufmerksam zu, als ob es nicht mehr Phantasien eines Kranken wären. Er fühlte, wie ihm der jetzt ruhige, anklagende Blick Giovannis in die verborgensten Winkel seines Innern drang.

„Und das Schrecklichste,“ flüsterte der Schüler, indem er sich langsam aus der Umarmung des Meisters befreite und ihn mit starrem, durchdringendem Blicke ansah, „das Allerwiderwärtigste war Sein Lächeln, während Er alles dieses zu mir sagte. Er lächelte — ja ... ja ganz so wie Ihr jetzt lächelt ... wie Ihr.“

Giovannis Gesicht erblaßte plötzlich, es verzerrte sich. Er stieß Leonardo zurück und schrie wild und wahnsinnig auf:

„Du ... Du ... Du bist wieder! ... Du hast Dich verstellt ... Im Namen Gottes ... verschwinde, verschwinde, hebe Dich fort, Verfluchter!“

Der Meister stand auf, sah ihn mit großem, bezwingendem Blicke an und sagte:

„Gott sei mit dir, Giovanni! Ich sehe es ein, es ist besser für dich, wenn du von mir gehst. Erinnerst du dich, in der Heiligen Schrift heißt es: Wer sich aber fürchtet, ist nicht völlig in der Liebe. Wenn du mich völlig liebtest, würdest du dich nicht fürchten. Du würdest erkennen, daß alles nur Phantasien, nur Traumbilder deiner vom Zweifel gequälten Seele sind, daß ich nicht der bin, für den mich die Menschen halten, daß ich keinen Doppelgänger habe, daß ich vielleicht mehr an Christus, meinen Herrn und Heiland, glaube, als diejenigen, die mich einen Knecht des Antichrist schimpfen. Lebe wohl, Giovanni! Des Herrn Stecken und Stab möge dich trösten ... Fürchte dich nicht ... Der Doppelgänger Leonardo wird nie wieder zu dir zurückkehren ...“

Seine Stimme erzitterte von grenzenlosem, unsäglichem Schmerz, und er schickte sich an wegzugehen.

„Ist es wirklich so? Habe ich ihm die Wahrheit gesagt?“ hielt er sich vor und fühlte in demselben Augenblicke, daß er zur Lüge bereit sei, wenn diese notwendig wäre, Giovanni zu retten.

Boltraffio fiel auf die Knie und küßte die Hände seines Meisters. „Nein, nein, ich werde nicht mehr! ... Ich weiß, daß es Wahnsinn ist ... Ich glaube an Euch ... Ihr werdet sehen, daß ich diese schrecklichen Gedanken von mir weise ... Verzeiht mir, verzeiht mir nur, Meister, und verstoßt mich nicht!“

Leonardo blickte ihn mit innigem Mitleid an, beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn.

„Nun, sieh dich vor, Giovanni, vergiß es nicht, was du mir versprochen hast. Jetzt aber,“ fuhr er in seinem gewöhnlichen, ruhigen Tone fort, „gehen wir rasch nach unten. Hier ist es kalt. Ich lasse dich nicht eher wieder hierher, als bis du ganz hergestellt bist. Ich habe eine eilige Arbeit, und du kannst mir dabei helfen.“

Leonardo führte ihn in das neben der Werkstätte gelegene Schlafzimmer und fachte schnell das Feuer im Kamine an. Als die Flamme knisterte und das Zimmer mit einem behaglichen Lichtschein erfüllte, sagte er, daß er noch ein Brett zu einem Gemälde fertig zu machen habe.

Leonardo hoffte, daß die Arbeit den Kranken beruhigen werde. So geschah es auch. Allmählich kam Giovanni auf andere Gedanken. Aufmerksam, als ob er die interessanteste, wichtigste Arbeit zu verrichten habe, half er dem Meister, das Brett mit einer Lösung von doppel-schwefeligem Arsenik und Sublimat in Spiritus zu durchtränken, um es so vor dem Holzwurm zu schützen. Dann wurden alle Risse und Astlöcher des Holzes sorgfältig mit einem Kitt aus Gips, Zypressenharz und Mastix ausgefüllt, alle Unebenheiten mit einem Schabmesser geglättet und endlich das Brett mit einem feinen Seidenstoff bezogen. Die Arbeit gedieh unter den Händen Leonardos spielend wie immer. Dazwischen gab er Ratschläge, lehrte wie man Pinsel anfertigen müsse, von den größten, aus den allerstärksten und härtesten Borsten in einer Blecheinfassung, bis zu den feinsten aus Marderhaaren, die in einen Federkiel eingeschlossen wurden, oder wie man der Beize, damit sie rascher trockne, venetianischen Grünspan und rötlichen Eisenoxyd beigegeben müsse.

Im Zimmer verbreitete sich ein durchdringender, scharfer Geruch nach Terpentin und Mastix. Giovanni rieb mittels eines ledernen Läppchens mit allen Kräften heißen Firnis in das Brett ein. Es wurde ihm warm dabei, das Fieber war ganz verschwunden. Einen Augenblick hielt er, um Atem zu schöpfen, inne und sah sich mit gerötetem Gesichte nach seinem Meister um.

„Nun, nun, spute dich, halte dich nicht auf,“ trieb ihn Leonardo an, „wenn der Firnis kalt wird, zieht er nicht mehr ein.“

Giovanni richtete sich auf, wechselte seine Stellung, preßte die Lippen zusammen und machte sich wieder eifrig an die Arbeit.

„Nun, wie fühlst du dich jetzt?“ fragte Leonardo.

„Gut,“ antwortete Giovanni mit fröhlichem Lächeln.

Auch die anderen Schüler versammelten sich um den großen, steinernen, von dem Ruß wie mit einer schwarzen Samtdecke überzogenen lombardischen Kamin, aus dem das Geheul des Windes und das Klatschen des Regens herauströnte. So kamen der stets frierende, aber immer sorglose Andrea Salaino, der einäugige Hyklop Zoroastro da Peretola, Marco d'Oggionno und Giacomo herbei. Nur Cesare da Sesto fehlte wie gewöhnlich im Freundeskreise.

Nachdem Leonardo das Brett zum Austrocknen beiseite gestellt hatte, zeigte er die beste Art und Weise, reines Öl zu den Farben zu gewinnen. Man brachte eine große, irdene Schüssel herbei, in der sich ein Brei von sechsmal in frischem Wasser eingeweichten Rüssen befand,

der einen Saft ausschied, auf dessen Oberfläche eine dicke Schicht bernsteinklaren Fettes herumschwamm. Leonardo nahm Löschpapier, drehte daraus lange Zöpfe nach Art der Lampendochte und legte das eine Ende in die Schüssel, das andere in einen Trichter, der in die Mündung einer Glasflasche gesetzt war. Die Flüssigkeit saugte sich in das Löschpapier ein und tropfte als goldhelles Öl in die Flasche.

„Seht, seht, wie rein!“ rief Marco entzückt. „Bei mir bleibt es trübe, so oft ich es auch durchseihe!“

„Wahrscheinlich hast du die obere Haut nicht von den Nüssen entfernt,“ bemerkte Leonardo, „sie tritt dann auf der Leinwand wieder hervor und macht die Farben dunkel.“

„Hört ihr wohl?“ triumphierte Marco. „Das größte Kunstwert kann durch so eine Kleinigkeit, wie die Haut einer Nuß, zugrunde gerichtet werden! Ihr lacht aber immer, wenn ich euch rate, die Regeln mit mathematischer Genauigkeit zu befolgen.“

Die Schüler, die mit gespannter Aufmerksamkeit der Filtration des Öles folgten, plauderten und scherzten zugleich, und trotz der späten Stunde wollte niemand schlafen gehen. Obwohl Marco über jedes Stück Holz murrte, warfen sie doch eins nach dem andern ins Feuer. Es herrschte große Fröhlichkeit, wie sie öfters bei solchen zufälligen Zusammenkünften vorzukommen pflegte.

„Laßt uns etwas erzählen!“ schlug Salaino vor, und er erzählte als erster das Abenteuer eines Geistlichen, der am Sonnabend vor Ostern in den Häusern umherging und in der Werkstätte eines Malers ein Gemälde mit Weihwasser besprengte. ‚Warum hast du das getan?‘ fragte ihn der Künstler. ‚Weil ich dir wohl will; denn es steht geschrieben: Aller Segen kommt von oben.‘ Der Künstler schwieg; als aber der Pater das Haus verlassen hatte und draußen am Fenster vorüberging, goß er ihm einen Kübel kalten Wassers über den Kopf mit dem Rufe: ‚Hier ist der Segen von oben für deine gute Tat, mir mein Gemälde verdorben zu haben!‘

Erzählung reihte sich an Erzählung, Anekdote an Anekdote, eine immer toller als die andere. Alle vergnügten sich vortrefflich, am allermeisten aber Leonardo.

Giovanni beobachtete gern, wie er lachte. Seine Augen zogen sich dabei zusammen, und sein ganzes Gesicht nahm einen kindlich einfältigen Ausdruck an. Den Kopf schüttelnd und die Tränen in den Augen trocknend, verfiel er in ein zu seinem hohen Wuchse und dem mächtigen Körperbau in eigentümlichem Mißverhältnis stehendes, feines Lachen, aus dem derselbe schrille, hohe Ton herausklang, wie man ihn hörte, wenn er zornig war.

Gegen Mitternacht spürte man Hunger. Ohne noch etwas genossen zu haben, wollte man nicht zu Bette gehen, um so weniger, als Marco

sie auch beim Abendessen sehr karg gehalten hatte. Zoroastro schleppte alles, was die Vorratskammer enthielt, herbei: Spärliche Überreste eines Schinkens, Käse, etwa vier Duzend Oliven und den Rest eines trockenen Weizenbrotes — Wein gab es nicht.

„Hast du das Fäßchen gehörig gekippt?“ fragten ihn die Kameraden.
„Seid unbesorgt, ich habe es gehörig gekippt, nach allen Seiten gedreht, aber es ist kein Tropfen darin.“

„Marco, Marco, wie behandelst du uns? Was sollen wir ohne Wein anfangen?“

„Da heißt es immer: Marco und Marco! Bin ich denn schuld, wenn kein Wein da ist?“

„Geld ist da und Wein wird auch kommen!“ rief Giacomo und ließ ein Goldstück in seiner flachen Hand sehen.

„Woher hast du das wieder, kleiner Satan? Wieder gestohlen? Warte, ich werde dich bei den Ohren nehmen!“ drohte ihm Leonardo mit dem Finger.

„Nein, Meister, wahrhaftig, ich habe es nicht gestohlen. Ich soll an dieser Stelle in die Erde versinken und meine Zunge soll verdorren, wenn ich es nicht im Würfelspiel gewonnen habe!“

„Nun, nimm dich in acht, wenn du uns etwa mit Diebeswein hier bewirten wolltest.“

Giacomo lief in den Weinkeller „Zum grünen Adler“, der in der Nachbarschaft gelegen und noch nicht geschlossen war, weil dort die ganze Nacht über die schweizerischen Söldner verkehrten. Bald kam er mit zwei zinnernen Krügen zurück.

Der Wein erhöhte die fröhliche Stimmung. Gleich Ganymed goß der Knabe den Wein aus dem hochgehaltenen Krüge so ein, daß der rote im Becher rosig, der weiße goldig schäumte. Beglückt durch den Gedanken, für sein Geld den Wirt spielen zu können, wurde Giacomo immer ausgelassener, riß Poffen, sprang herum und sang mit verstellter, heiserer Stimme, die betrunkenen Goliarden nachäffend, bald das verwegene Lied der Baganten:

Zum Teufel die Rutte, der Rosenkranz,
Ha-ha-ha, ha-ha-ha!
Ihr hübschen Mädel, auf zum Tanz,
Zum Lieben seid ihr da!

bald die Haupthymne aus der von fahrenden Schülern verfaßten lateinischen Bacchusmesse:

Wer Wasser trinkt mit Wein vermischt,
Wird naß und — glaubet mir —
Wein das Höllefeuer kann
Ihn trocken nach Gebühr.

Giovanni dünkte es, er habe noch nie so gut gegessen und getrunken wie an diesem ärmlichen Tische Leonardos, besetzt mit steinhartem Käse, ausgedörrtem Brote und dem zweifelhaften, vielleicht von einem Diebstahle herrührenden Weine Giacomos.

Man trank auf die Gesundheit des Meisters, auf den Ruhm der Werkstätte, die Erlösung aus dem Notstande; man trank sich gegenseitig zu.

Zum Schlusse sagte Leonardo, nachdem er seine Schüler genustert hatte, mit freundlichem Lächeln:

„Ich hörte, meine Freunde, daß Franz von Assisi die Verzagtheit als das größte Laster bezeichnet und behauptet habe, daß derjenige, der Gott wohlgefällig sein wolle, immer fröhlich sein müsse. Trinken wir daher auf die Weisheit des Franz von Assisi — auf die ewige Fröhlichkeit in Gott.“ Alle erstaunten. Giovanni verstand aber, was der Meister damit sagen wollte.

„Meister,“ meinte Zoroastro, vorwurfsvoll den Kopf schüttelnd, „Ihr sagt Fröhlichkeit; wie können wir fröhlich sein, wenn wir wie Käfer oder Würmer auf der Erde herumkriechen. Mögen die anderen trinken, auf was sie wollen, ich trinke auf das Wohl der menschlichen Flügel, auf die Flugmaschine! Wenn sich die geflügelten Menschen zu den Wolken erheben werden, dann wird die Fröhlichkeit beginnen. Der Teufel mag alle Gesetze der Schwere — der Mechanik holen, die uns nur hindern . . .“

„Nein, nein, Freund,“ unterbrach ihn der Meister lachend, „ohne Mechanik wirst du nicht weit fliegen.“

Als alle auseinandergingen, ließ Leonardo Giovanni nicht wieder auf sein Zimmer; er half ihm, sich ein Lager in der Nähe des Kamins zu bereiten, suchte eine kleine Buntstiftzeichnung hervor und reichte sie dem Schüler.

Das auf der Zeichnung dargestellte Bild eines Jünglings kam Giovanni so bekannt vor, daß er es anfänglich für ein Porträt hielt; es schien ein Jugendbildnis des Frater Savonarola zu sein, ähnelte aber auch dem sechzehnjährigen Sohne des reichen, allgemein gehaßten Mailänder Bucherers, des alten Juden Barucco — einem kränklichen, schwärmerischen Jünglinge, der in die Geheimnisse der Kabbala eingeweiht war und bei seinen Lehrern, den Rabbinern, als eine zukünftige Leuchte der Synagoge galt.

Als aber Boltraffio diesen jüdischen Knaben mit den dichten, rötlichen Haaren, der niedrigen Stirn, den dicken Lippen genauer betrachtete, erkannte er in ihm Christus — nicht wie er auf Heiligenbildern dargestellt wird; es war ihm, als ob er ihn selbst so gesehen, ihn wiederum vergessen hätte und als ob er jetzt plötzlich in seiner Erinnerung wieder auftauchte.

Sein einer Blume auf einem zu schwachen Stiele gleichender gebeugter Kopf, seine kindlich unschuldigen, niedergeschlagenen Augen ließen jene letzten Stunden auf dem Ölberge vorausahnen. Jene Stunden, in denen er voller Schrecken und Gram zu seinen Jüngern die Worte sprach: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod“, wo er ein wenig fürbaß ging, auf die Erde niederfiel und betete: „Abba, mein Vater, ist es möglich, so lasse diesen Kelch an mir vorübergehen, doch nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe!“

In der Anfechtung betete Christus so inbrünstig, daß ihm der Schweiß wie Blutstropfen zur Erde fiel.

„Was erbat er?“ begann Giovanni zu grübeln. „Wie konnte er darum bitten, daß das nicht eintrete, was doch unmöglich nicht sein durfte, was sein eigener Wille war, wozu er Mensch geworden war? Erlag auch er der Last so sehr wie ich, hat auch er bis zum blutigen Schweiß mit den furchtbaren Zweifeln gerungen?“

„Nun, wie geht's?“ fragte Leonardo, als er wieder ins Zimmer, das er für einen Augenblick verlassen hatte, zurückkehrte. „Du scheinst mir wieder ...“

„Nein, nein, Meister! Oh, wenn Ihr wüßtet, wie gut und leicht mir zumute ist ... Jetzt ist alles vorbei ...“

„Gottlob, Giovanni! Ich sagte dir ja, daß es vorübergehen würde. Sieh dich vor, daß es niemals wiederkehre ...“

„Es wird nicht wiederkehren, fürchtet nichts! Jetzt sehe ich es,“ er wies auf die Zeichnung hin, „daß Ihr ihn mehr liebt als ein anderer Mensch ...“

„Und wenn Euer Doppelgänger,“ fügte er hinzu, „mich wieder auffuchen sollte, so weiß ich, wie ich ihn verjage; ich werde ihn bloß an diese Zeichnung erinnern.“

* * *

Giovanni hatte von Cesare erfahren, daß Leonardo das Gesicht des Heilandes im „Heiligen Abendmahle“ vollende; er wünschte es zu sehen. Viele Male hatte er den Meister darum gebeten, dieser versprach es ihm stets, verschob es aber immer wieder.

Endlich nahm er ihn mit sich in das Refektorium des Klosters von Santa Maria delle Grazie. Giovanni erblickte an der ihm so bekannten, im Laufe von sechzehn Jahren leergebliebenen Stelle, zwischen den Jüngern Johannes und Jakobus dem Älteren, mitten im Viereck des offenstehenden Fensters, auf dem stillen Hintergrunde des abendlichen Himmels und der Hügel, das Antlitz des Heilandes.

Wenige Tage darauf ging er abends durch das einsame Stadtviertel längs des Cantarana-Kanals heim. Er kehrte von einem Gange

zum Alchimisten Galeotto Sacrobosco zurück, wohin der Meister ihn nach einem seltenen Buche über Mathematik gesandt hatte. Nach Tauwetter und Sturm waren Frost und Windstille eingetreten. Die Pfügen in den ausgefahrenen Wagengleisen hatten sich mit Eis überzogen, und niedrig ziehende Wolken schienen an die kahlen Gipfel der Lärchenbäume mit den zerstörten Dohlennestern anzustoßen. Es wurde schnell finster. Nur ein kupfergelber Streifen der trüben Abendröte zog am Horizonte hin. Das ruhige, schwere, wie Gußeisen schwarze Wasser des Kanals, das eisfrei war, schien bodenlos tief zu sein.

Obgleich Giovanni sich selbst seine Gedanken nicht eingestehen wollte und sie mit allen Kräften zu verschweigen suchte, so standen doch immer die beiden Darstellungen Leonardos vom Antlitz des Herrn vor seinem Geiste. Er brauchte nur die Augen zu schließen, um sie wie lebend vor sich zu sehen: Das eine Antlitz — das ihm verwandte, mit dem Ausdruck menschlicher Ohnmacht, das Bild dessen, der auf dem Ölberge blutigen Schweiß vergossen und in kindlichem Gebete das Wunder erleht hatte; das andere — übermenschlich ruhig, weise, fremd und furchtbar.

Giovanni dachte, daß trotz des zwischen den beiden Darstellungen bestehenden Widerspruches beide vielleicht die Wahrheit enthalten könnten. Seine Gedanken verwirrten sich wie im Traume. Sein Kopf glühte. Er setzte sich auf einen Stein am Rande des schmalen, schwarzen Kanals, sank vor Erschöpfung zusammen und stützte seinen Kopf auf die Hände.

„Was machst du hier? Du siehst dem Schatten eines Verliebten am Ufer des Acheron ähnlich,“ flüsterte eine spöttische Stimme hinter ihm. Er fühlte eine Hand auf seiner Schulter, zuckte zusammen, wandte sich um und erblickte Cesare.

In der winterlichen, grauen Dämmerung, unter den kahlen, dunklen Lärchenbäumen mit den zerstörten Dohlennestern erschien der lange, hagere Cesare mit seinem schmalen, blaßgrauen, krankhaften Gesicht, in einen grauen Mantel gehüllt, wie ein Unglück verheißendes Gespenst.

Giovanni erhob sich, und schweigend setzten beide ihren Weg fort. Nur die dürren Blätter raschelten unter ihren Füßen.

„Weiß er,“ fragte Cesare endlich, „daß wir neulich unter seinen Papieren gekramt haben?“

„Er weiß es,“ antwortete Giovanni.

„Und ist selbstverständlich darüber nicht böse. Ich dachte es mir. Amnestie!“ lachte Cesare höhnisch und gezwungen.

Sie schwiegen beide wieder. Eine heifer krächzende Krähe flog über den Kanal.



Das Heilige Abendmahl. Nach dem Stiche von Raffael Morghen

„Cesare,“ sprach Giovanni leise, „hast du das Antlitz des Heilandes auf dem ‚Heiligen Abendmahle‘ gesehen?“

„Ja.“

„Nun, wie ist's? ... Wie gefällt es dir?“

Cesare wandte sich schnell nach ihm um.

„Wie gefällt es denn dir?“

„Ich weiß es nicht ... Es will mir scheinen ...“

„Sprich offen heraus, es gefällt dir wohl nicht?“

„Nein, das nicht. Ich weiß nicht. Es will mir nur scheinen, daß es] vielleicht nicht — Christus ist ...“

„Nicht Christus? Wer denn sonst?“

Giovanni antwortete nicht, sondern verlangsamte nur seine Schritte und ließ den Kopf hängen.

„Höre mal,“ sagte er nach geraumer Weile, „hast du die andere Darstellung des Christuskopfes, die mit Buntstift ausgeführte Zeichnung, gesehen, auf der er fast noch als Kind dargestellt ist?“

„Ich weiß, als ein jüdischer Knabe, rothhaarig, mit dicken Lippen, niedriger Stirn — mit einem Gesichte wie das des Judenbengels, des Sohnes des alten Barucco. Nun, was soll's damit? Dir gefällt das wohl besser?“

„Nein ... Ich denke mir nur, wie verschieden sie voneinander sind, die beiden Antlitz Christi.“

„Verschieden?“ rief Cesare, mit einer Gebärde des Erstaunens. „Ich bitte dich, das ist doch ein und dasselbe Gesicht! Im ‚Heiligen Abendmahle‘ ist es nur um fünfzehn Jahre älter ... Übrigens kannst du ja vielleicht auch recht haben. Sollten aber beide nicht ein und derselbe Christus sein, so gleichen sie sich wie Doppelgänger ...“

„Doppelgänger!“ wiederholte Giovanni, zuckte zusammen und blieb stehen. „Wie sagtest du, Cesare — Doppelgänger ...?“

„Nun ja. Warum erschrickst du so? Hast du es denn nicht schon selbst bemerkt?“

Sie gingen schweigend weiter.

„Cesare!“ rief plötzlich Giovanni in einer unbändigen Anwendung von Leidenschaftlichkeit aus, „siehst du es denn nicht? Konnte denn jemals der Allmächtige und Allwissende, wie ihn der Meister im ‚Heiligen Abendmahle‘ dargestellt hat, konnte der sich auf dem Obergerge so bis zum blutigen Schweiß abgrämen, konnte der wohl menschlich wie Kinder um ein Wunder beten: ‚Laß das nicht geschehen, weswegen ich auf die Welt gekommen bin — was, wie ich weiß, nicht zu vermeiden ist: Abba, mein Vater, laß diesen Kelch an mir vorübergehen.‘ — In diesem Gebet ist doch alles, alles enthalten, Cesare; ohne dasselbe gibt es keinen Heiland, und ich gebe es für keine Weisheit dieser

Welt hin. Wer dieses Gebet nicht gebetet hat, ist kein Mensch gewesen, der hat nie gelitten, der ist nicht gestorben — wie wir.“

„Also so meinst du es,“ sagte Cesare langsam. „In der That. Ja, ich verstehe dich! Der Christus im ‚Heiligen Abendmahle‘ konnte selbstverständlich nicht so beten.“

Es war dunkel geworden. Giovanni erkannte nur notdürftig das Gesicht seines Begleiters, und es schien ihm, daß es sich ganz eigen tümlich verändert habe.

Blöblich blieb Cesare stehen, erhob seine Hände und sprach mit feierlichem Tone:

„Du willst wissen, wen er dargestellt hat, wenn nicht den, der auf dem Ölberge gebetet hat — deinen Christus? Höre: ‚Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbige war im Anfange bei Gott. Alle Dinge sind durch daselbige gemacht, und ohne daselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist. Und das Wort ward Fleisch.‘ Mitten unter seinen Jüngern, die sich über seine Worte: ‚Einer unter euch wird mich verraten‘, sehr betrüben, die erschrocken und unwillig sind, ist er allein ruhig; er ist allen gleich nahe und fernstehend — dem Johannes, der an seiner Brust lehnt, dem Judas, der ihn verrät. Denn es gibt für ihn nicht mehr Böses oder Gutes, Leben oder Tod, Liebe oder Haß — nur den Willen seines Vaters, die ewige Notwendigkeit: ‚Nicht wie ich will, sondern wie Du willst.‘ Dies hat auch dein Heiland gesprochen, der auf dem Ölberge um ein Wunder betete. Daher sagte ich, sie sind Doppelgänger. ‚Die Sinne gehören der Erde an; die Vernunft steht außerhalb der Sinne, wenn sie betrachtet‘ — erinnerst du dich? Es sind Worte Leonardos. In den Gesichtern, in den Bewegungen der Jünger hat er alle irdischen Gefühle dargestellt; aber derjenige, der gesagt hat: ‚Ich habe die Welt besiegt — Ich und der Vater sind eins‘, das ist die außerhalb der Sinne stehende Vernunft. Erinnerst du dich auch der anderen Worte Leonardos über die mechanischen Gesetze: ‚O bewunderungswürdige Gerechtigkeit von Dir, erster Urheber der Bewegung!‘ Sein Christus ist der Urbeweger, der Anfang und Mittelpunkt jeder Bewegung, der aber selbst unbeweglich bleibt; sein Christus ist die ewige Notwendigkeit, die sich selbst im Menschen erkennt, als göttliche Gerechtigkeit, als den Willen des Vaters erkannt hat: ‚Gerechter Vater, die Welt kennet Dich nicht; ich aber erkenne Dich, und ich habe ihnen Deinen Namen kundgetan, und ich will ihn kundtun, auf daß die Liebe, damit Du mich liebst, sei in ihnen und ich in ihnen.‘ Hörst du wohl: Die Liebe aus der Erkenntnis. ‚Die große Liebe ist die Tochter der großen Erkenntnis.‘ Leonardo ist der einzige unter den

Menschen, der diese Worte des Herrn verstanden und in seinem Christus, der alles liebt, weil er alles weiß, zur Darstellung gebracht hat.“

Cesare verstummte, und lange gingen sie in der atemlosen Stille der dichter werdenden, frostigen Dämmerung schweigend nebeneinander her.

„Erinnerst du dich, Cesare?“ sagte Giovanni endlich. „Vor drei Jahren ging ich mit dir wie heute durch die Vorstadt Vercelli, wir stritten um das ‚Heilige Abendmahl‘. Du spottetest über den Meister und behauptetest, er würde niemals das Antlitz des Herrn vollenden. Ich trat dir entgegen. Jetzt bist du für ihn — gegen mich. Weißt du, ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß du, gerade du so über ihn reden könntest . . .“

Giovanni wollte ihm ins Gesicht sehen, doch er wandte sich eiligst ab.

„Ich bin froh,“ schloß Giovanni, „daß du ihn liebst; ja, du liebst ihn, Cesare, vielleicht noch inniger als ich — du willst ihn hassen, und dennoch liebst du ihn!“

Cesare wandte ihm sein bleiches, verzerrtes Gesicht zu.

„Was glaubst du denn? Selbstverständlich liebe ich ihn. Wie sollte ich ihn nicht lieben? Ich möchte ihn hassen, muß ihn aber lieben, weil das, was er im ‚Heiligen Abendmahle‘ dargestellt hat, niemand, er selbst nicht einmal, besser begreift als ich — sein schlimmster Feind!“ Wieder brach er in sein gezwungenes Lachen aus. „Aber du wirst dich wundern, wie sonderbar das Menschenherz beschaffen ist. Wenn es sich schon einmal darum handelt, so will ich dir die Wahrheit sagen, Giovanni, ich liebe ihn dennoch nicht, vielleicht jetzt noch viel weniger als damals . . .“

„Weshalb?“

„Nun meinetwegen deshalb, weil ich selbständig bleiben will; hörst du? Wenn auch als Letzter unter den Letzten; das ist besser als nur sein Ohr oder sein Auge! Die Schüler Leonardos sind Rüchlein im Adlerhorste! Die Regeln der Wissenschaft, die Löffelchen zum Abmessen der Farben, die Tabellen für die Nasen — möge sich Marco an ihnen erfreuen! . . . Ich hätte wohl sehen mögen, wie Leonardo mit seinen Regeln das Angeficht des Heilandes hätte schaffen können. Er lehrt uns, seinen Rüchlein, den Adlerflug — aber aus Gutherzigkeit; er hat Mitleid mit uns wie mit den blinden Jungen der Haushündin, der lahmen Schindermähre oder dem Verbrecher, den er zum Schafott begleitet, um die Zuckungen seines Gesichtes zu beobachten; Mitleid wie mit der Grille, deren Flügel im Herbst erstarren. Den Überfluß seiner Gnade gießt er wie die Sonne auf alle aus. Nur hat jeder seinen Geschmack für sich, lieber Freund. Dem einen gefällt es, Grille oder Wurm zu sein, die der Meister vom Boden aufhebt und auf ein Blatt legt,

damit die Vorübergehenden sie nicht zertreten. Andere aber ... weißt du, Giovanni, es wäre mir lieber, wenn er mich einfach, ohne viel zu klügeln, zerträte ..."

„Cesare, wenn es an dem ist, warum gehst du dann nicht fort?“

„Warum gehst du denn nicht fort? Du hast dir die Flügel wie eine Motte am Lichte versengt, aber flatterst immer wieder ins Feuer. Nun, vielleicht werde auch ich in dem Feuer verbrennen ... Übrigens wer weiß? Ich habe noch immer eine Hoffnung ...“

„Was für eine Hoffnung?“

„Oh, die allernüchternste — meinetwegen auch unsinnigste. Nein, es ist nichts, ... aber dennoch denkt man: Wenn ein anderer käme, nicht Perugino, nicht Borgognone, nicht Botticelli, selbst nicht der berühmte Mantegna — ich weiß den Meister zu schätzen; keiner von ihnen ist ihm gefährlich — aber ein bis jetzt Unbekannter! Ich brauchte nur auf den Ruhm eines anderen zu achten, nur Messer Leonardo daran zu erinnern, daß auch die aus Gnaden unzertretenen Insekten, wie ich, einen anderen ihm vorziehen — denn trotz seines Schafspelzes, trotz seines Mitleids, seiner Amnestie besitzt er doch einen teuflischen Hochmut!“

Cesare brach ab; Giovanni fühlte, wie er mit zitternder Hand die seinige erfaßte.

„Ich weiß,“ fuhr er in einem anderen, beinahe schüchternen und flehenden Tone fort, „ich weiß — es wäre dir niemals in den Sinn gekommen. Wer sagte dir, daß ich ihn liebe?“

„Er selbst,“ antwortete Giovanni.

„Er selbst? So!“ sagte Cesare in unaussprechlicher Verwirrung. „Also er glaubt ...“ Seine Stimme stockte.

Sie sahen sich beide in die Augen und begriffen beide, daß sie sich nichts mehr zu sagen hätten, daß ein jeder mit seinen Gedanken und Dualen genug zu tun habe.

Schweigend, ohne voneinander Abschied zu nehmen, trennten sie sich am nächsten Kreuzwege.

Giovanni setzte seinen Weg unsicheren Schrittes weiter fort, gesenkten Hauptes sah und wußte er nicht, wohin; er ging über die öden Plätze, zwischen den kahlen Lärchenbäumen am Ufer des geraden, langen Kanals, in dessen trübem, wie Gußeisen schwarzem Wasser sich kein Stern abspiegelte, dahin und wiederholte, vor sich hinflüsternd: „Doppelgänger ... Doppelgänger!“

* * *

Anfang März 1499 erhielt Leonardo vom herzoglichen Rentamte ganz unerwartet das rückständige Gehalt für zwei Jahre.

Zu jener Zeit ging das Gerücht, daß Moro, erschreckt durch die Nachricht von dem Abschluß eines Dreibundes zwischen Venedig, dem Papste und dem Könige von Frankreich gegen ihn, die Absicht habe, beim ersten Erscheinen der französischen Truppen in der Lombardei zum Kaiser nach Deutschland zu fliehen. Um sich der Treue seiner Untertanen während seiner Abwesenheit zu versichern, ermäßigte der Herzog die Abgaben und Steuern, bezahlte seine Gläubiger und überschüttete die ihm Nahestehenden mit Geschenken. Kurze Zeit darauf wurde Leonardo durch einen neuen Gnadenbeweis des Herzogs erfreut:

„Lodovico Maria Sforza, Herzog von Mailand, verleiht dem Leonardo da Vinci, dem Florentiner, dem berühmtesten Künstler, sechzehn Acker Land, die vom Kloster des heiligen Viktor, das in der Vorstadt an der Porta Verzelliana gelegen ist, erworben worden sind.“ So stand in der Schenkungsurkunde.

Der Künstler ging zum Herzoge, um ihm für die Schenkung zu danken. Die Zusammenkunft war auf den Abend angesetzt. Leonardo mußte aber bis tief in die Nacht warten, weil Lodovico beschäftigt war. Den ganzen Tag hatte dieser in langweiligen Unterredungen mit seinen Kämmerern und Sekretären, mit der Durchsicht der Rechnungen für Kriegsvorräte, Kugeln, Kanonen, Pulver verbracht. Er hatte an der Lösung alter und Knüpfung neuer Maschen in dem Netze der Betrügereien und Verrätereien gearbeitet, das ihm, solange er es gleich einer Spinne beherrschte, gefallen hatte, und in dem er sich jetzt wie eine gefangene Fliege vorfam.

Nachdem der Herzog seine Geschäfte beendet hatte, begab er sich in die Galerie Bramante, die an einem der Gräben der Mailänder Festung erbaut war.

Die Nacht war still. Nur zuweilen hörte man den Klang eines Signalhornes, den gedehnten Ruf der Wachtposten, das Klirren der verrosteten eisernen Ketten der Zugbrücke.

Der Page Ricciardetto brachte zwei Fackeln herbei, steckte dieselben in die gußeisernen, an der Wand befestigten Leuchter und reichte dem Herzoge einen goldenen Teller mit kleingeschnittenem Brote. Aus ihrem Winkel kamen, vom Fackelscheine angelockt, weiße Schwäne auf der dunklen Wasserfläche herangeschwommen. Lodovico lehnte sich an das Geländer, warf den Tieren Brotsstücke zu und freute sich, wie sie danach haschten und den stillen Wasserspiegel mit ihrer Brust durchschnitten.

Die Markgräfin Isabella d'Este, die Schwester der verstorbenen Beatrice, hatte ihm diese Schwäne aus Mantua zum Geschenk gesandt; sie kamen aus den flachstrigen Gewässern des Mincio, die, mit Schilf und Trauerweiden umwachsen, von jeher den Schwänen eine Zufluchts-

stätte geboten hatten. Er hatte sie immer gern gehabt; in letzter Zeit empfand er aber eine besondere Vorliebe für sie und fütterte sie jeden Abend eigenhändig. Es war seine einzige Erholung von den quälenden Gedanken über Staatsgeschäfte, Krieg, Politik, über eigenen und fremden Verrat. Die Schwäne erinnerten ihn an seine Kindheit, in der er zuweilen auf den stillen, mit grünen Wasserlinsen bewachsenen Teichen Bigebanos die königlichen Wasservögel gefüttert hatte.

Hier im Festungsgraben des Mailänder Schlosses, zwischen den schrecklichen Schießscharten, Türmen, Pulverkammern, Kugelpyramiden und Kanonenmündungen, im bläulichen Silberscheine des Mondes erschienen ihm die stolzen, reinweißen Tiere noch schöner. Die Wasserfläche, in der sich der Sternhimmel spiegelte, war kaum zu erkennen. Die langen Hälse hin und her wiegend, glitten die Schwäne wie Erscheinungen, von allen Seiten von Sternen umgeben, geheimnisvoll zwischen zwei Himmeln dahin, Himmel über ihnen, Himmel unter ihnen.

Hinter dem Herzoge knarrte eine kleine Tür; der Kopf des Kammerdieners Pusterla erschien in derselben. Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung näherte sich der Diener Lodovico und übergab ihm ein Papier.

„Was ist das?“ fragte der Herzog.

„Vom Schatzmeister, Messer Borgonzio Botto — eine Rechnung für Kriegsvorräte, Pulver und Kugeln. Messer Botto läßt sich entschuldigen, daß er gezwungen ist, Ew. Erlaucht zu stören ... Aber die Wagen nach Mortara sollen vor Tagesanbruch wegfahren.“

Moro ergriff das Papier, zerknitterte es und warf es weg.

„Wie oft habe ich dir verboten, mir nach dem Abendessen noch mit Geschäften zu kommen! O Gott, es scheint, sie werden mir auch im Bett keine Ruhe mehr gönnen!“

Der Kammerdiener, immer noch in gebückter Stellung, zog sich nach der Tür zurück und flüsterte so leise, daß es der Herzog, wenn er wollte, überhören konnte: „Messer Leonardo ...“

„Ach ja — Leonardo. Warum hast du mich nicht längst an ihn erinnert? Bitte ihn, einzutreten.“

Sich aufs neue zu den Schwänen wendend, dachte er: „Leonardo wird mich nicht stören.“

Auf seinen Lippen spielte ein freundliches Lächeln.

Als Leonardo die Galerie betrat, warf Lodovico immer noch Brotstücke in das Wasser und wandte sich mit demselben Lächeln Leonardo zu.

Leonardo wollte seine Knie beugen, aber der Herzog hinderte ihn daran und küßte ihn auf die Stirn.

„Willkommen! Wir haben uns lange nicht gesehen. Wie geht es dir, Freund?“

„Ich komme, um Ew. Erlaucht zu danken ...“

„Daß gut sein. Du verdienst andere Geschenke! Laß mir nur Zeit — ich werde dich, wie es deinen Verdiensten entspricht, belohnen.“

Er unterhielt sich dann mit dem Künstler über dessen letzte Arbeiten, Erfindungen und Pläne, wobei er absichtlich diejenigen erwähnte, die ihm als die unmöglichsten, fabelhaftesten vorkamen: die Taucherglocke, die Wasserschuhe und die menschlichen Flügel. Sobald Leonardo von Geschäften, von der Befestigung des Schlosses, von dem Martesana-Kanale, von dem Denkmalsgusse zu reden begann, brach er mit gelangweilter Miene die Unterhaltung ab.

Plötzlich schien er sich auf etwas zu besinnen, verstummte und ließ den Kopf hängen. Sein Gesicht nahm einen so nachdenklichen Ausdruck an, als ob er den Künstler ganz vergessen hätte.

Leonardo wollte sich verabschieden.

„Nun, so geh mit Gott — der Allmächtige behüte dich!“ nickte er ihm zerstreut zu; als aber der Künstler bereits an der Türe war, rief er ihn zurück, trat auf ihn zu, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihm mit bangem, traurigem Blick in die Augen.

„Lebe wohl,“ sagte er mit zitternder Stimme, „lebe wohl, mein Leonardo! Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen werden.“

„Erlaucht wollen uns verlassen?“

Lodovico seufzte schwer und gab keine Antwort.

„Lieber Freund,“ sagte er nach einer kleinen Weile, „sechzehn Jahre haben wir miteinander gelebt, und ich habe nichts als Gutes an dir wahrgenommen, nun, ich glaube, auch du nichts anderes an mir. Mögen die Leute reden, was sie wollen, wenn in späteren Jahrhunderten Leonardo genannt werden wird, so wird auch des Herzogs Lodovico freundlich gedacht werden!“

Der Künstler, der keine Gefühlsergüsse liebte, sprach die einzigen Worte, deren er sich in den Fällen, wo höfische Redekunst am Plage war, zu bedienen pflegte:

„Erlaucht, ich wünschte, ich hätte mehr als ein Leben, um sie alle in Eurem Dienste hingeben zu können.“

„Ich glaube es dir,“ erwiderte Moro. „Auch du wirst dich einst meiner erinnern und mich bemitleiden . . .“

Schluchzen unterbrach ihn, er schloß Leonardo in seine Arme und küßte ihn auf den Mund.

„Nun, gebe dir Gott, gebe dir Gott . . .“

Nachdem Leonardo sich entfernt hatte, saß der Herzog noch lange in der Galerie Bramante und sah den Schwänen zu. In seiner Brust regte sich ein Gefühl, das er mit Worten nicht wiederzugeben vermocht hätte. Es war ihm, als ob in seinem dunklen, vielleicht verbrecherischen Leben Leonardo eine ähnliche Erscheinung gewesen sei wie die Schwäne

im dunklen Wasser des Mailänder Festungsgrabens, zwischen den schrecklichen Schießcharten, Thürmen, Pulverkammern, Kugelpyramiden und Kanonennündungen — ebenso nutzlos und schön, ebenso rein und jungfräulich.

Von den Fackeln, die auf die Neige gingen, tropfte das Pech herab. Sonst hörte man in der tiefen Stille der Nacht keinerlei Geräusch. In dem rosigem, mit dem bläulichen Lichte des Mondes zusammenfließenden Scheine der Fackeln zogen die Schwäne mit ihren langen Hälsen, wie Erscheinungen hin und her gleitend, auf dem dunklen Wasserspiegel dahin, auf allen Seiten von Sternen umgeben, geheimnisvoll zwischen zwei Himmeln, Himmel über ihnen, Himmel unter ihnen.

* * *

Trotz der späten Stunde ging Leonardo vom Herzoge noch ins Kloster des heiligen Franziskus, in dem sich sein kranker Schüler Giovanni Boltraffio befand. Dieser war vor vier Monaten, bald nach der Unterhaltung mit Cesare über die beiden Darstellungen des Antlitzes des Heilandes, an einem Nervenfieber erkrankt.

Giovanni traf in der zweiten Hälfte des Dezembers des Jahres 1498, als er eines Tages seinen alten Lehrer Fra Benedetto besuchte, bei diesem einen Gast aus Florenz, den Dominikanermönch Frater Pagolo. Auf Bitten Fra Benedettos und Giovanni's berichtete ihnen dieser über den Tod Savonarolas.

Die Vollstreckung des Todesurteils war auf den 23. Mai 1498 um neun Uhr vormittags anberaumt. Sie wurde auf der Piazza della Signoria, vor dem Palazzo Vecchio, auf derselben Stelle, wo die Verbrennung des weltlichen Landes und die Feuerprobe stattgefunden hatten, vollzogen.

Am Ende eines langen Lauffteges war ein Scheiterhaufen errichtet, aus dem ein Galgen — ein dicker, in die Erde gegrabener Balken mit einem Querholze, an dem drei Schlingen und Ketten hingen — hervorragte. Ungeachtet den Anstrengungen der Zimmerleute, die das Querholz bald verlängerten, bald verkürzten, sah der Galgen einem Kreuze ähnlich.

Eine unzählige Volksmenge, gleichwie am Tage der Feuerprobe, füllte den Platz, die Fenster, Loggien und Dächer der Häuser.

Aus dem Tore des Palazzo Vecchio traten die Verurtheilten, Girolamo Savonarola, Domenico Buonvicini und Sylvester Maruffi, heraus. Nachdem sie einige Schritte auf dem Laufftege zurückgelegt hatten, blieben sie vor der Tribüne des päpstlichen Legaten Alexanders VI. stehen. Der Bischof erhob sich, nahm den Frater Girolamo

bei der Hand und sprach mit zitternder Stimme die Exkommunikation über ihn aus. Er richtete dabei seine Augen nicht auf Savonarola, der ihm gerade ins Gesicht sah. Die letzten Worte fälschte er absichtlich:

„Separo te ab Ecclesia militante atque triumphante — Ich stoße dich aus der streitenden und triumphierenden Kirche aus!“

„Militante, non triumphante — hoc enim tuum non est — aus der streitenden, aber nicht aus der triumphierenden, denn das liegt nicht in deiner Macht,“ verbesserte ihn Savonarola.

Den Exkommunizierten wurden die Kleider heruntergerissen; halbnaakt, nur mit dem Hemd bekleidet, setzten sie ihren Weg weiter fort; noch zweimal mußten sie stehen bleiben, vor der Tribüne der apostolischen Kommissäre, die das Urteil des geistlichen Gerichtshofes verlasen, und vor der des Rates der Zwölf, der im Namen der Republik Florenz das Todesurteil fällte.

Während dieses letzten Ganges stolperte Frater Sylvester und wäre beinahe gefallen; Domenico und Savonarola stolperten gleichfalls.

Es stellte sich später heraus, daß Straßenjungen, Soldaten der ehemaligen Heißarmee der jungen Inquisitoren, sich unter den Laufsteg geschlichen hatten, um durch die Ritzen hindurch Pfeile zu stecken und dadurch die zum Tode Gehenden zu verwunden.

Der närrische Frater Sylvester Maruffi sollte als erster den Galgen besteigen. Mit irrsinnigem Gesichtsausdruck, als ob er nicht ahne, was mit ihm vorgehe, kletterte er hinauf. Als der Scharfrichter ihm die Schlinge um den Hals gelegt hatte, klammerte er sich an der Leiter fest, erhob seine Augen zum Himmel und rief: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Dann sprang er ohne Hilfe des Scharfrichters mit einer verständigen, furchtlosen Bewegung von der Leiter.

Frater Domenico trat, während er darauf wartete, daß die Reihe an ihn käme, in freudiger Ungeduld von einem Fuß auf den anderen. Als man ihm das Zeichen gab, stürzte er sich eilends auf den Galgen, sein Gesicht strahlte vor Glückseligkeit, als ob er sofort ins Paradies gelangen würde.

Der Körper des Sylvester hing an dem einen, der des Domenico an dem anderen Ende des Querholzes, der mittlere Platz war für Savonarola bestimmt.

Als dieser die Leiter bestiegen hatte, blieb er stehen; seine Blicke schweiften über die Menge.

Es herrschte eine ebensolche Stille wie ehemals vor Beginn seiner Predigten im Dome Santa Maria del Fiore. Als er aber seinen Kopf in die Schlinge steckte, erscholl eine Stimme:

„Tue ein Wunder! Tue ein Wunder, Prophet!“

Niemand wußte, ob es Hohn oder ein Schrei wahnsinnigen Glaubens sei.

Der Scharfrichter stieß ihn von der Leiter.

Ein alter Handwerker mit sanftem, gottesfürchtigem Antlitz, der bereits mehrere Stunden am Scheiterhaufen gewartet hatte, bekreuzigte sich, sobald er Frater Girolamo hängen sah, und warf eine brennende Fackel in den Holzstoß. Er sprach dabei die Worte, mit denen einst Savonarola den Scheiterhaufen des weltlichen Landes entzündete:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!“

Die Flamme loderte empor, aber ein Windstoß trieb sie seitwärts. Die Volksmenge wurde erregt, von Schrecken erfaßt; viele flohen und drängten einander. Es wurden Stimmen laut: „Ein Wunder, ein Wunder! Sie brennen nicht!“

Der Wind legte sich. Die Flamme züngelte empor und umfing die Leichen. Sie löste den Strick, mit dem die Hände des Frater Girolamo gefesselt waren, daß diese frei wurden, herabfielen und sich im Feuer bewegten. Vielen deuchte es, daß er zum letztenmal das Volk segnete.

Als der Scheiterhaufen erloschen war und nur noch verkohlte Knochen und Fleischklumpen an den Ketten hingen, drängten sich die Schüler Savonarolas heran, um die Überbleibsel der Märtyrer zu sammeln. Die Wachen trieben sie zurück, luden die Asche auf einen Wagen und fuhren sie nach dem Ponte Vecchio, um sie in den Fluß zu werfen. Aber auf dem Wege gelang es den „Greinern“, einige Pfisen Asche und angeblich einzelne Fesseln von dem nicht verbrannten Herzen Savonarolas zu erbeuten.

Als Frater Pagolo seinen Bericht vollendet hatte, zeigte er seinen Zuhörern ein Amulett mit jener Asche. Fra Benedetto küßte es lange und benezte es mit seinen Tränen.

Beide Mönche gingen zum Vespergottesdienste. Giovanni blieb allein zurück.

Als sie zurückkehrten, fanden sie ihn bewusstlos vor dem Kreuzifix liegen; in den steifen Fingern hielt er das Amulett.

Während dreier Monate schwebte Giovanni in Todesgefahr, Fra Benedetto verließ ihn keinen Augenblick. Zuweilen, in schlaflosen Nächten, die er am Kopfende des Krankenbettes verbrachte, erfüllten ihn die Phantasien des Kranken mit Schrecken.

Giovanni phantasierte über Savonarola, Leonardo da Vinci, über die Mutter Gottes, die, mit den Fingern geometrische Figuren in den Sand zeichnend, das Christuskind die Gesetze der ewigen Notwendigkeit lehrte.

„Um was bittest du?“ fragte einmal der Kranke mit unaussprechlichem Kummer. „Oder weißt du nicht, daß es kein Wunder gibt, daß dieser Kelch nicht an dir vorübergehen kann, genau wie eine gerade Linie auch nur die ist, die die kürzeste Verbindung zweier Punkte darstellt?“

Auch ein anderes Phantasiegebilde quälte ihn — die beiden entgegengesetzten und doch ähnlichen Antlitze des Heilandes: das eine mit dem Ausdruck menschlicher Leiden und Ohnmacht, das Angesicht dessen, der auf dem Ölberge um ein Wunder gebetet hatte; das andere, das strenge, fremdartige des allwissenden und allmächtigen, fleischgewordenen Wortes, des ersten Urhebers der Bewegung. Sie standen einander gegenüber wie Gegner im ewigen Zweikampfe. Während Giovanni sich in sie vertiefte, verdunkelte sich das Antlitz des Demütigen und Betrübten, es verzerrte und veränderte sich zu jenem Dämon, als welchen Leonardo einst Savonarola gezeichnet hatte, und es bezeichnete seinen Doppelgänger als Antichristen.

Fra Benedetto rettete Boltraffio das Leben. Anfang Juni 1499 kehrte Giovanni, sobald er sich so kräftig fühlte, um wieder gehen zu können, trotz aller Ermahnungen und Bitten des Mönches in die Werkstatt Leonardos zurück.

Ende Juli desselben Jahres betrat das Heer des französischen Königs Ludwig XII. unter dem Oberbefehle Aubignys, Louis von Luxembourgs und Gian Giacomo Trivulzios, nachdem es die Alpen überschritten hatte, den Boden der Lombardei.



Zehntes Kapitel.

Ruhige Wellen.

1499—1500.

Eine kleine eisenbeschlagene Thür an der alten, dicken, steinernen Mauer des nordwestlichen Turmes der Rocchetta führte zu steinernen Stufen, auf denen man in ein schmales, langes Gewölbe gelangte. In diesem stand eine große Anzahl eichener Kisten. Es war die Schatzkammer des Herzogs Lodovico.

In der ersten Nacht des September 1499 entnahmen der Hofschatzmeister Ambrogio Ferrario und der Verwalter der herzoglichen Einkünfte Borgonzio Botto mit einigen Gehilfen diesen Kisten Geld und

Perlen, die sie wie Getreide mit Kellen schöpften, und andere Kostbarkeiten, verpackten sie in lederne Säcke und siegelten diese zu; Diener trugen sie in den Garten und luden sie auf Maultiere. Zweihundert- und vierzig Säcke waren bereits gefüllt, dreißig Maultiere beladen, und doch ließen die herabgebrannten Kerzen noch Haufen von Dukaten in der Tiefe der Kisten erglänzen.

Lodovico saß am Eingange der Schatzkammer an einem mit Rechnungsbüchern bedeckten Schreibtische; ohne auf die Arbeit der Beamten des Schatzes zu achten, stierte er mit sinnlosem Blick in die Flamme des Lichtes.

Seit dem Tage, an dem er von der Flucht seines Hauptfeldherrn, des Signor Galeazzo Sanseverino, und von dem Nahen der Franzosen Kunde erhalten hatte, war er in diese schreckliche Teilnahmlosigkeit, die an Irzsinn grenzte, versunken.

Nachdem alle Kostbarkeiten aus der Schatzkammer verladen waren, fragte ihn der Schatzmeister, ob er das silberne und goldene Tafelgerät mit sich zu nehmen wünsche. Der Herzog sah ihn an, verzog sein Gesicht, als ob er sich anstrengen müßte, ihn zu verstehen, um was es sich eigentlich handle; dann winkte er ihm mit der Hand, wandte sich ab und starrte wieder ins Licht. Als Messer Ambrogio seine Frage wiederholte, beachtete der Herzog sie gar nicht mehr. Die Schatzbeamten entfernten sich, ohne eine Antwort erhalten zu haben. Lodovico blieb allein.

Der alte Kammerdiener Marcolo Buserla meldete ihm die Ankunft des neuen Festungskommandanten Bernardino da Corte. Der Moro strich sich mit der Hand über das Gesicht, stand auf und sagte:

„Selbstverständlich führe ihn herein.“

Da er den Nachkommen vornehmer Geschlechter mit Mißtrauen begegnete, so liebte es der Herzog, Leute aus dem Volke emporzuheben, die Ersten zu Letzten, die Letzten zu Ersten zu machen. Unter seinen höheren Beamten waren Söhne von Heizern, Gemüsegärtnern, Köchen und Maultiertreibern. Bernardino, der Sohn eines Hoflakaien, späteren Küchenrechnungsführers, hatte in seiner Jugend selbst die Lakaienlibree getragen. Der Moro hatte ihn zu den höchsten Staatswürden emporgehoben und ihm jetzt das höchste Vertrauen bewiesen, indem er ihm die Verteidigung der Mailänder Zitadelle, des letzten Stützpunktes seiner Macht in der Lombardei, übertragen hatte.

Der Herzog empfing den neuen Kommandanten aufs huldvollste und nötigte ihn zum Eiden. Dann legte er ihm die Pläne der Zitadelle vor und teilte ihm die Kriegszeichen für die Verständigung der in der Festung befindlichen Mannschaften mit den Einwohnern der Stadt mit. Die Notwendigkeit baldiger Hilfe bezeichnete am Tage ein am Hauptturm der Festung herausgehängtes krummes Gartenmesser, nachts

traten an dessen Stelle drei brennende Fackeln; den Verrat der Soldaten zeigte ein am Turme der Bona di Savoja ausgehängtes Laken an; den Mangel an Pulver ein aus einer Schießscharte an einem Stricke herabgelassener Stuhl; den Mangel an Wein ein Frauenrock; den Mangel an Brot eine Männerhose aus schwarzem Stoffe; den Ruf nach einem Arzte ein irdenes Nachtgeschirr.

Moro hatte diese Zeichen selbst ausgedacht und freute sich über sie, als ob auf ihnen seine ganze Hoffnung auf Rettung beruhe.

„Denke daran, Bernardino,“ schloß er seine Erklärungen, „alles ist vorgeesehen, du bist mit allem reichlich versehen: mit Geld, Pulver, Lebensmitteln, Feurgewehren; dreitausend Söldner sind im voraus bezahlt; in deinen Händen liegt die Verteidigung der Festung, die drei Jahre lang einer Belagerung widerstehen kann, ich bitte dich, halte sie nur drei Monate; kehre ich in der Zeit nicht zurück, um dich zu entsetzen, so tue, was dir am besten dünkt. So ist denn, glaube ich, alles gesagt. Lebe wohl! Gott schütze dich, mein Sohn!“

Er umarmte ihn zum Abschiede.

Als der Kommandant sich entfernt hatte, befahl Lodovico dem Bagen, das Bett aufzuschlagen, betete und legte sich hin, aber er konnte nicht einschlafen. Er zündete das Licht wieder an, holte aus seiner Reisetasche ein Päckchen Papiere heraus und suchte das Gedicht, das der Nebenbuhler Bellincionis, ein gewisser Antonio Cammelli da Bisloja, verfaßt hatte, als er dem Herzog untreu geworden und zu den Franzosen übergelaufen war. In dem Gedichte wurde der Krieg Moros mit Frankreich als ein Kampf der geflügelten Schlange mit dem alten gallischen Hahne dargestellt.

Ich schau' den Kampf des Hahnes mit der Schlange:
 Sie haben ineinander sich verbissen,
 Ein Auge hat der Hahn der Schlang' entrisßen,
 Die sich vergebens loszuwinden strebt.
 Mit seinen Krallen schließt er ihr den Rachen,
 So daß ihr Leib in wildem Schmerze bebt.
 Die Schlange stirbt, es siegt der gall'sche Hahn,
 Und sie, die sich gebläht in stolzem Wahn,
 Ist der Verachtung aller preisgegeben,
 Selbst jener Raben, die vom Abfall leben.
 Den Feigling gab es stets; doch uns in Zwietracht
 Erschien des Feiglings Herz noch mutentfacht.
 Weil du den Feind ins Vaterland gerufen,
 Geraubt dem Neffen, angemacht dir Macht,
 Darum, o Moro, ward dir Leid gesendet,
 Dem nur der Tod allein noch Heilung spendet.
 Und wenn du nicht so ganz dein Glück vergessen,
 Dann, Lodovico, wird es möglich dir,
 Daß tiefe Leiden jener zu ermessen,
 Die von sich sagen: Glücklich waren wir!

Ein trauriges, zugleich aber auch fast wollüstiges Gefühl der un-
verdienten Kränkung erfüllte Lodovicos Herz. Die slavische Hymne
desselben Antonio Cammelli da Pistoja, die dieser früher zu seinem
Lobe angestimmt, kam ihm ins Gedächtnis zurück:

Wer Moros Ruhm erschaut, der muß erstarren
In heil'ger Scheu, als schaut' er die Meduse.
Du, Herr von Krieg und Frieden, stüttest ja
Den Himmel wie die Erd' mit deinem Fuße.

Wenn du, o Herzog, nur den Finger hebst,
Genügt dir's, zu vollbringen jede Tat;
Du, Vornehmster nach Gott, regierst mit Macht
Der Welten Steuer und Fortunas Rad.

Mitternacht war vorüber. Die Flamme des niedergebrannten
Lichtes flackerte im Erlöschen, als der Herzog im düstern Turme der
Schatzkammer noch immer auf und ab ging. Er dachte an seine Leiden,
an die Ungerechtigkeit des blinden Schicksals, an die Undankbarkeit der
Menschen.

„Was habe ich ihnen getan? Warum hassen sie mich? Böfewicht,
Mörder nennen sie mich; dann sind ja aber auch Romulus, der seinen
Bruder getötet, auch Cäsar und Alexander, die Helden des Altertums,
Böfewichte und Mörder! Ich wollte ihnen ein neues Goldenes Zeit-
alter geben, wie die Völker es seit den Tagen des Augustus, des Trajan
und des Antoninus nicht gesehen haben. Nur noch kurze Zeit — und
unter meiner Herrschaft hätten im geeinten Italien die Lorbeerbäume
Apollos, die Olivenbäume der Pallas geblüht, das Zeitalter des ewigen
Friedens, das Reich der göttlichen Musen wäre angebrochen. Als erster
der Herrscher habe ich die Größe nicht in blutigen Heldentaten, sondern
in den Früchten des goldenen Friedens — in der Aufklärung gesucht.
Bramante, Pacioli, Caradosso, Leonardo und wieviel andere: Unter
den entferntesten Nachkommen werden ihre Namen zusammen mit
dem Namen Sforza erklingen. Und noch vieles mehr hätte ich geleistet,
zu welcher Höhe und Pracht hätte ich, der neue Perikles, mein neues
Athens erhoben, wenn dies wilde Heer der nordischen Barbaren nicht
gekommen wäre! Weshalb, weshalb, o mein Gott!“

Er ließ seinen Kopf auf die Brust sinken und wiederholte die Verse:

Dann, Lodovico, wird es möglich dir,
Das tiefe Leiden jener zu ermessen,
Die von sich sagen: Glücklich waren wir!

Das Licht flackerte noch einmal auf, warf einen Schein auf ein
Bild des Gottes Merkur, der über dem Eingange zur Schatzkammer
thronte — es war ein Werk Leonardos —, und verlösch. Der Herzog
zuckte zusammen, da das Erlöschen des niedergebrannten Lichtes eine

böse Vorbedeutung schien. Um Ricciardetto nicht zu wecken, tappte er im Dunkeln nach seinem Bette, zog sich aus, legte sich nieder und schlief diesmal sogleich ein.

Er träumte, er kniee vor Madonna Beatrice, die, soeben von seinem Liebesverhältnisse zu Lucrezia benachrichtigt, ihn auszankte und auf die Backen schlug. Es tat ihm weh, aber es kränkte ihn nicht. Er war froh, daß sie lebte und gesund war. Gehorsam seine Backen den Schlägen hinhaltend, suchte er ihre kleinen, bräunlichen Hände zu haschen, um sie an seine Lippen zu pressen, und weinte vor Liebe, vor Mitleid zu ihr. Plötzlich stand aber nicht mehr Beatrice, sondern der Gott Merkur, derselbe, der auf dem Freskobilde Leonardos über der eisenbeschlagenen Tür angebracht war, wie ein drohender Geist vor ihm. Der Gott hatte ihn an den Haaren erfaßt und schrie: „Du Einfältiger! Dummer! Worauf hoffst du noch? Glaubst du etwa, daß deine Ränke dir helfen, daß sie dich vor der Strafe Gottes erretten können? Mörder!“ Als Lodovico erwachte, schien die Morgenröthe schon zum Fenster herein. Die Ritter, die höheren Beamten, die Krieger und die deutschen Söldner, die ihn nach Deutschland begleiten sollten, im ganzen gegen dreitausend Reiter, erwarteten den Herzog in der Hauptallee des Parkes und auf der großen Straße nach dem Norden, nach den Alpen.

Lodovico stieg zu Pferde und ritt nach dem Kloster Santa Maria delle Grazie, um zum letztenmal am Grabe seiner Frau zu beten.

Bei Sonnenaufgang setzte sich der traurige Zug in Bewegung, um über Como, Bellagio, Vornio, Bozen, Briren nach Innsbruck zu gelangen.

* * *

Infolge des herbftlichen Unwetters und der schlechten Wege zog sich die Reise länger als zwei Wochen hin.

Am 18. September spät abends, bei einem der letzten Paßübergänge, entschloß sich der kranke und ermüdete Herzog, auf der Höhe in einer Höhle, die den Hirten als Zufluchtsstätte diente, zu übernachten. Es wäre nicht schwer geworden, einen ruhigeren und bequemeren Zufluchtsort zu finden, aber der Herzog hatte absichtlich diese wilde Stelle zu einer Begegnung mit den ihm entgegenkommenden Gesandten des Kaisers Maximilian gewählt.

Ein brennender Holzstoß erleuchtete die Stalaktiten, die von der Decke der Höhle herabhängen. Am Spieße der Feldküche wurden Fasane zum Abendessen gebraten. Eingehüllt, mit einer Wärmflasche an den Füßen, saß der Herzog auf einem Feldstuhle. Neben ihm bereitete die immer heitere und stille Madonna Lucrezia mit der Wiene der Hausfrau eine Mischung zum Auspülen schmerzhafter Zähne, die,

nach ihrer eigenen Erfindung, aus Wein, Pfeffer, Melken und anderen scharfen Gewürzen bestand; der Herzog litt an Zahnweh.

„So geht es, Messer Oboardo,“ sagte er zum kaiserlichen Gesandten, nicht ohne sich im geheimen selbstgefällig an der Größe seiner Leiden zu weiden, „Ihr könnt nun dem Kaiser melden, wo und wie Ihr den rechtmäßigen Herzog der Lombardei angetroffen habt.“

Er befand sich in einer jener Anwandlungen von Geschwägigkeit, die sich seiner jetzt öfter nach langem Schweigen und vollkommener Teilnahmslosigkeit bemächtigten.

„Die Füchse haben ihre Baue, die Krähen ihre Horste, ich aber besitze keinen Fleck auf der Erde, wo ich mein Haupt niederlegen kann!“

„Corio,“ wandte er sich an den Hofannalenschreiber, „wenn du die Chronik zusammenstellst, so erwähne auch dieses Nachtlagers in der Höhle der Hirten, des letzten Zufluchtsortes für den Nachkommen der edlen Sforza, den Abkömmling des trojanischen Helden Anglus, des Begleiters des Aneas.“

„Erlaucht, Euer Unglück ist der Feder eines neuen Tacitus wert,“ bemerkte Oboardo.

Lucrezia reichte Moro das Zahnwasser. Er blickte sie an und konnte sich an ihr nicht satt sehen. Bläß, aber im rosigen Widerscheine der Flamme frisch aussehend, mit ihren glatt über die Ohren gekämmten Haaren, mit dem Diamanten auf dem schmalen Reifen des Diadems über der Stirn, sah sie ihn mit mütterlich besorgten Blicken ihrer aufmerksamen, feuchtschimmernden und kindlich unschuldigen Augen an.

„Oh, die Geliebte! Sie wird mich nicht verraten, mir nicht untreu werden,“ dachte der Herzog und sagte, nachdem er seine Zähne ausgespült hatte:

„Corio, merke es dir — im Schmelzofen der großen Leiden wird die wahre Freundschaft erkannt, wie das Gold im Feuer.“

Der Zwergnarr Janacchi trat zum Herzoge:

„Gevatterchen, Gevatterchen,“ sagte er, indem er sich zu Füßen des Herzogs niedersetzte und freundschaftlich dessen Knie klopfte, „warum läßt du deine Nase hängen, wie die Maus in der Grütze? Wirf es von dir, es taugt nichts. Für jeden Schmerz, mit Ausnahme des Todes, gibt es eine Arznei. Und es heißt: Besser ein lebender Esel als ein toter Löwe.“ — „Kikeriki, kikeriki!“ krächte er plötzlich wie ein Hahn und zeigte mit der Hand auf einen Haufen Pferdegeschirr, das auf der Erde lag. „Sättel, Gevatterchen. Sieh mal an die Eselsättel!“

„Was macht dir denn so viel Spaß?“ fragte der Herzog.

„Eine alte Fabel fiel mir ein! Es würde nicht schaden, sie auch dir in Erinnerung zu bringen. Willst du, so erzähle ich sie.“

„Meinetwegen, erzähle sie.“

Der Zwerg sprang auf, daß alle Schellen an seinen Kleidern klirrten, und schwang seinen Narrenstab, an dessen Ende eine mit getrockneten Erbsen gefüllte Blase hing.

„Es war einmal,“ fing er an, „beim König Alfonso von Neapel ein Maler namens Giotto. Diesem befahl einst der König, das Königreich Neapel auf eine Schloßwand zu malen. Da malte Giotto einen Esel, der einen Sattel mit königlichem Wappen, goldener Krone und Zepter auf dem Rücken trug und einen anderen, ihm zu Füßen liegenden, ebenso geschmückten Sattel beschnupperte. ‚Was soll das heißen?‘ fragte Alfonso. ‚Euer Volk, Herr,‘ antwortete der Künstler, ‚das Tag für Tag sich einen neuen neuen Herrscher wünscht. — Das ist meine ganze Fabel, Gebatterchen. Wenn ich auch ein Narr bin, so ist doch mein Wort Wahrheit: Der französische Sattel, den die Mailänder jetzt beschnuppern, wird ihnen bald genug den Rücken wundreiben — laß deinem Eselchen nur Zeit, sich zu ergötzen, und das Alte wird wieder neu und das Neue — wieder alt.“

„Stulti aliquando sapientes — die Narren sind manchmal Weise,“ sagte der Herzog mit finsternem Lächeln. „Corio, schreibe es dir auf . . .“ Diesmal gelang es ihm nicht, die bemerkenswerten Worte auszusprechen. Am Eingange zur Höhle erschollen Pferdegewieher, Hufschläge und dumpfe Stimmen. Der Kammerdiener Marcolo Pusterla kam mit erschrockener Miene hereingestürzt und flüsterte dem ersten Sekretär Bartolomeo Calco etwas ins Ohr.

„Was ist geschehen?“ fragte Lodovico.

Alle wurden still und blickten zur Erde.

„Erlaucht . . .“, stammelte der Sekretär; seine Stimme zitterte, er konnte nicht weiter und wandte sich ab.

„Erlaucht,“ sagte Luigi Marliani, indem er sich dem Herzoge näherte, „der Herr schütze Euch! Macht Euch auf alles gefaßt. Böse Nachrichten. . .“

„Sprecht, sprecht rascher!“ rief Lodovico und erblaßte plötzlich. Am Eingange zur Höhle gewahrte er mitten unter Soldaten und Höflingen einen Mann in hohen, lederen Stiefeln, der von oben bis unten mit Straßenkot bespritzt war. Alle traten schweigend zurück. Der Herzog stieß Messer Luigi von sich, stürzte zum Boten, riß diesem den Brief aus den Händen, brach ihn auf, durchslog ihn und fiel zu Boden. Pusterla und Marliani konnten ihn nicht auffangen.

Borgonzio Botto benachrichtigte Moro, daß am 17. September der Verräter Bernardino da Corte die Mailänder Zitadelle dem Marschalle des Königs von Frankreich, Gian Giacomo Trivulzio, übergeben habe.

Der Herzog liebte und verstand es, in Ohnmacht zu fallen. Er benutzte zuweilen dieses Mittel aus diplomatischer Schlaueit. Aber diesmal war die Ohnmacht keine erkünstelte.

Man konnte ihn lange nicht zum Bewußtsein bringen. Endlich schlug er die Augen auf, seufzte tief, bekreuzigte sich gottesfürchtig und sprach:

„Von Judas an bis auf den heutigen Tag gab es keinen größeren Verräter als Bernardino da Corte.“

Das war alles, was er an diesem Tage äußerte.

Zwei Tage darauf befand sich Lodovico zu später Nachtstunde allein mit seinem ersten Sekretär Bartolomeo Calco in einem der Schloßgemächer zu Innsbruck, wo ihn Kaiser Maximilian sehr gnädig empfangen hatte. Er ging im Zimmer auf und ab und diktirte Messer Bartolomeo Beglaubigungsschreiben für zwei Gesandte, die er heimlich nach Konstantinopel an den türkischen Sultan zu senden beabsichtigte.

Das Gesicht des alten Sekretärs drückte nichts als Aufmerksamkeit aus; seine Feder glitt eilig über das Papier, und es fiel ihm schwer, der raschen Rede des Herzogs Lodovico zu folgen.

„Indem Wir,“ diktirte Moro, „in Unseren guten Vorsätzen und Beziehungen zu Ew. Majestät stets fest und treu beharren, besonders, da Wir jetzt zur Wiedererlangung unseres Reiches auf den großmütigen Beistand des hohen Beherrschers des türkischen Reiches hoffen, haben Wir beschlossen, zwei Gilboten auf verschiedenen Wegen an Ew. Majestät zu senden, damit doch wenigstens einer von ihnen Unsere Aufträge ausführe.“

Im Verlaufe des Schreibens beschwerte sich der Herzog beim Sultan über Papst Alexander VI.

„Der Papst, der von Natur aus arglistig und böse ist ...“

Die Feder des Sekretärs stockte; er zog die Augenbrauen hoch, runzelte die Stirn und fragte nochmals, da er glaubte, sich verhöhrt zu haben:

„Der Papst? ...“

„Ja, ja, schreibe nur weiter.“

Der Sekretär beugte seinen Kopf noch tiefer auf das Papier, und die Feder kratzte weiter.

„Der Papst, wie es Ew. Majestät bekannt, ist von Natur aus arglistig und böse, er hat den König von Frankreich zu einem Kriege gegen die Lombardei aufgestachelt.“

Die Siege der Franzosen wurden beschrieben.

„Als Wir davon erfuhren, erfasste Uns Angst,“ gestand Lodovico ein, „und Wir hielten es fürs beste, Uns zum Kaiser Maximilian zu begeben, um da auf die gnädige Hilfe Ew. Majestät zu warten. Alle haben Uns verraten und betrogen, am meisten aber Bernardino ...“

Bei diesem Namen überlief den Herzog ein Bittern.

„Bernardino da Corte — eine Schlange, die Wir an Unserem Busen gehegt haben, ein Sklave, den Wir mit Gnadenbeweisen und Geschenken überhäuft haben, der Uns, gleichwie Judas den Erlöser, verkauft hat ..“

„Übrigens, halte ein, Judas ist nicht nötig,“ unterbrach sich Moro; ihm war eingefallen, daß er an einen ungläubigen Türken schriebe.

Indem er all sein Unglück schilderte, flehte er den Sultan an, zu Wasser und zu Lande Venedig zu überfallen, und versprach den sicheren Sieg und die Vernichtung des uralten Feindes des türkischen Reiches, der Republik von San Marco.

„Wir tun Ew. Majestät zu wissen,“ schloß er seinen Brief, „daß in diesem Kriege, wie in jeder Eurer anderen Unternehmungen, alles, was Wir haben, Ew. Majestät, die kaum in ganz Europa einen stärkeren und treueren Bundesgenossen finden kann, zur Verfügung steht.“

Er trat an den Tisch heran, wollte etwas hinzufügen, winkte aber bloß mit der Hand und ließ sich in einen Sessel nieder. Bartolomeo streute Sand auf die letzte Seite. Plötzlich richtete er seine Blicke auf seinen Herrn.

Der Herzog hielt seine Hände vors Gesicht und weinte. Der Rücken, die Schultern, das gedunsene Doppelkinn, die bläulichen, rasierten Backen, die glatte Kopffrisur, alles zuckte unter dem Schluchzen krampfhaft zusammen.

„Weshalb, weshalb? Wo ist denn, Herr, Deine Gerechtigkeit?“ Er wandte sein runzliges Gesicht, das in diesem Augenblicke dem einer verweinten alten Frau glich, seinem Sekretär zu und flüsterte: „Bartolomeo, ich vertraue dir, sage mir auf dein Gewissen, ob ich recht tue oder nicht?“

„Erlaucht meinen wegen der Gesandtschaft nach der Türkei?“

Lodovico nickte mit dem Kopfe.

Calco, der alte Politiker machte ein besorgtes Gesicht, spitzte die Rippen und runzelte die Stirn: „Selbstverständlich, einesteils muß man, wenn man unter Wölfen lebt, mit ihnen heulen, andererseits wage ich, Ew. Erlaucht den Rat zu geben — noch etwas warten zu wollen ...“

„Um keinen Preis!“ rief Lodovico aus. „Ich habe lange genug gewartet. Ich werde ihnen zeigen, daß man den Mailänder Herzog nicht wie einen unmützen Bauern im Schachspiel herauswerfen kann; denn — siehst du wohl, Freund — wenn ein Gerechter so beleidigt wird wie ich, wer will ihm Vorwürfe machen, wenn er sich mit der Bitte um Hilfe nicht bloß an den Türken, sondern auch an den Teufel selbst wendet?“

„Erlaucht,“ erwiderte verstohlen der Sekretär, „muß man aber nicht befürchten, daß ein Einfall der Türken in Europa unerwartete Folgen nach sich ziehen könnte, beispielsweise für die christliche Kirche?“

„Oh, Bartolomeo, glaubst du wirklich, daß ich das nicht vorausgesehen habe? Lieber will ich tausendmal sterben, ehe ich unserer heiligen Mutter Kirche irgendwelchen Schaden zufügen könnte. Gott bewahre mich davor!“

„Du kennst noch nicht alle meine Pläne,“ fügte er mit seinem früheren schlaun und raubgierigen Lächeln hinzu. „Warte nur, wir brocken eine solche Suppe ein, werden unseren Feinden solche Netze stellen, daß sie das Gotteslicht nicht sehen werden! Eins nur sage ich dir: Der großmächtige Türke ist nur ein Werkzeug in meinen Händen. Es wird eine Zeit kommen, wo wir auch ihn vernichten werden; die unreine Sekte der Mohammedaner wird verschwinden und das Heilige Grab von den Ungläubigen befreit werden!“

Bartolomeo erwiderte nichts; niedergeschlagen blickte er zu Boden. „Es steht schlecht mit ihm,“ dachte er, „ganz schlecht! Er fängt an zu schwärmen. Wo bleibt da die Politik?“

Mit inbrünstigem Glauben und in der Hoffnung auf die Hilfe der Türken betete der Herzog in dieser Nacht lange vor seinem liebsten Heiligenbilde, dem von der Hand Leonardos, auf welchem die Mutter Gottes in Gestalt seiner schönen Maitresse, der Gräfin Cecilia Bergamini, dargestellt war.

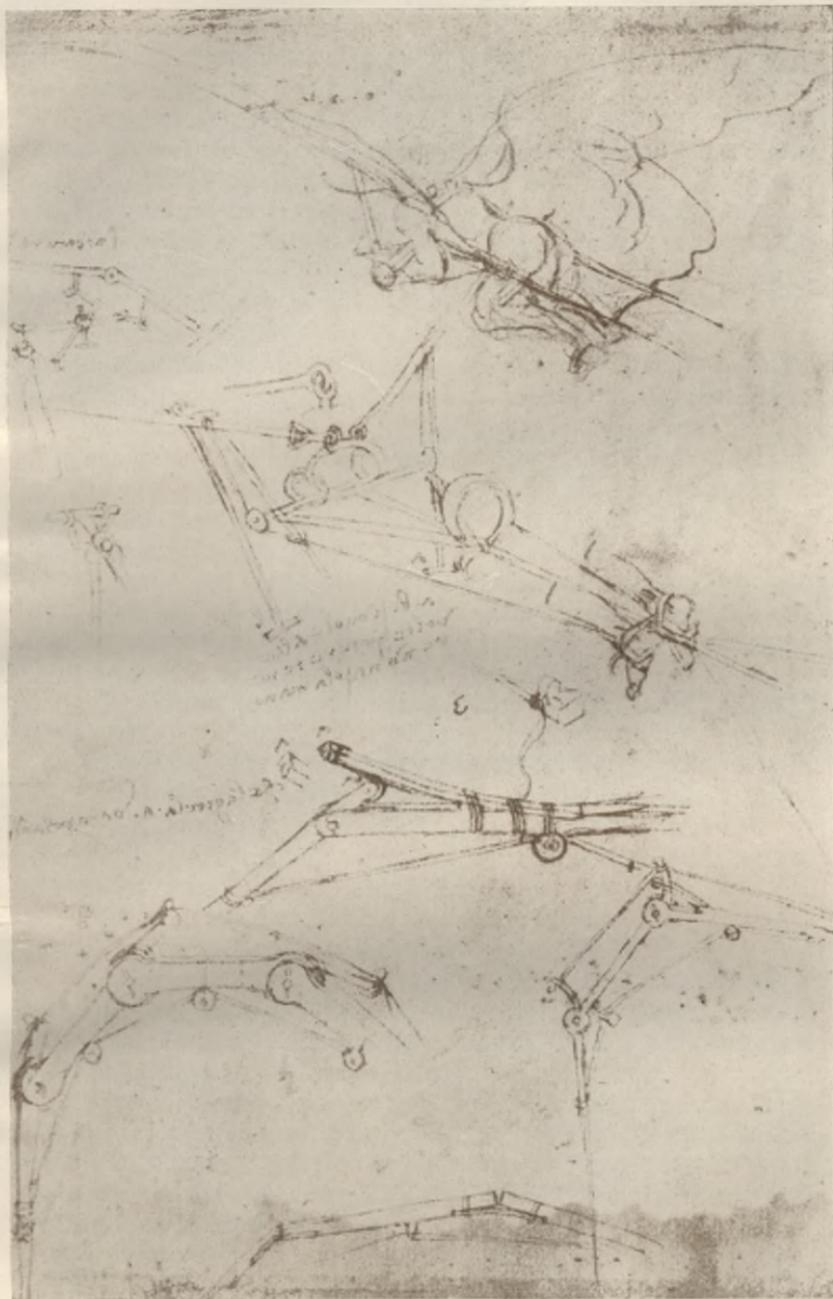
* * *

Behn Tage vor der Übergabe der Mailänder Zitadelle hielt Marschall Tribulzio unter den Freudentufen des Volkes: „Frankreich! Frankreich!“ und unter dem Geläute der Kirchenglocken seinen Einzug in Mailand, wie in eine eroberte Stadt.

Die Ankunft des Königs war auf den 6. Oktober festgesetzt worden, und die Bürger bereiteten ihm einen festlichen Empfang.

Zum Festzuge hatten die Vertreter der Handelsstände aus der Schatzkammer des Domes zwei Engel geliehen, die fünfzig Jahre vorher, zur Zeit der Ambrosianischen Republik, die Freiheitsgenien der Republik dargestellt hatten. Die alten Federn, die die vergoldeten Flügel in Bewegung setzten, waren schwach geworden. Der Syndikus gab sie zur Ausbesserung an den Mechaniker des früheren Herzogs, an Leonardo da Vinci.

Zu dieser Zeit beschäftigte sich Leonardo mit der Erfindung einer neuen Flugmaschine. Eines Tages saß er früh, als es noch dunkel war, vor seinen Zeichnungen und mathematischen Berechnungen. Das leichte Gestell war mit einem Seidentaffet überzogen, der so dünn wie Spinnweben war. Es glich nicht mehr einer Fledermaus, wie die letzte Flugmaschine, sondern einer Riesenschwalbe. Der eine Flügel war fertig, und das dünne, spitze, überaus zierliche Gestell reichte von der Erde



Flugmaschine
Federzeichnung Leonardos

bis zur Decke. Zoroastro war damit beschäftigt, die zerbrochenen Federn der beiden hölzernen Engel auszubessern.

Dieses Mal hatte sich Leonardo entschlossen, den Körperbau der Vögel, in dem die Natur selbst das beste Modell für eine Flugmaschine bietet, möglichst nachzuahmen. Er hoffte noch immer, das Wunder des Fliegens auf mechanische Gesetze zurückführen zu können. Augenscheinlich wußte er alles, was zu wissen möglich war, und doch fühlte er, daß im Fliegen ein Geheimnis läge, das er auf keine Gesetze der Mechanik zurückführen könne. Immer stieß er wie bei früheren Versuchen auf die Gegensätze zwischen der Schöpfung der Natur und den menschlichen Nachwerken — zwischen dem lebenden Körper und einer toten Maschine, und es schien ihm, als ob er etwas Unsinniges erstrebe.

„Gott sei Dank, das ist fertig!“ rief Zoroastro und zog die Federn auf.

Die Engel schwingen ihre schweren Flügel; ein Windzug entstand im Zimmer, von dem der feine, leichte Flügel der Niesenschwalbe bewegt wurde, so daß er wie ein lebendiger Flügel rauschte. Der Schmied sah ihn mit außergewöhnlicher Zärtlichkeit an.

„Wieviel Zeit habe ich mit diesem Spielzeug vergeudet!“ brummte er vor sich hin, auf die Engel zeigend. „Nun, wie Ihr wollt, Meister, aber ich gehe nicht eher von hier fort, bis ich meine Flügel beendet habe. Gebt mir, bitte, die Zeichnung vom Schwanz.“

„Sie ist noch nicht fertig, Astro. Warte noch, ich muß erst alles überlegen.“

„Wie, Meister, Ihr hattet es mir doch bereits zu vorgestern versprochen!“

„Da ist nichts zu machen. Du weißt, der Schwanz unseres Vogels ist das Steuerruder. Der kleinste Fehler, und alles ist verloren!“

„Na ja, es ist gut, Ihr müßt es besser wissen. Ich werde warten, unterdessen nehme ich den zweiten Flügel vor . . .“

„Astro,“ sprach der Meister, „du tätest besser, damit zu warten. Ich fürchte, wir müssen am Ende noch etwas ändern.“

Der Schmied antwortete nicht. Vorsichtig hob er das Rohrgerüst, das mit einem Neze von Faden aus Rindssehnen überspannt war, auf und besah es von allen Seiten; dann wandte er sich an Leonardo und sagte mit dumpfer, zitternder Stimme:

„Meister, Meister, seid mir nicht böse, aber wenn Ihr mit Euren Berechnungen wieder dazu gelangen werdet, daß wir mit dieser Maschine nicht fliegen können, dann werde ich doch fliegen — trotz Eurer Mechanik. Fliegen — ich kann nicht länger warten, meine Geduld reicht dazu nicht aus! Denn ich weiß, wenn es diesmal nichts wird . . .“

Er redete nicht aus und wandte sich ab. Leonardo sah ihm in das breitbuckige, stumpfe und eigensinnige Gesicht, in dem nur dieser eine, unsinnige, alles andere verzehrende Gedanke ausgeprägt war.

„Messere,“ fuhr Zoroastro fort, „sagt es lieber gerade heraus: Werden wir damit fliegen können oder nicht?“

Es lag bei aller Furcht doch so viel Hoffnung in seinen Worten, daß Leonardo nicht den Mut fand, ihm die Wahrheit zu sagen.

„Selbstverständlich läßt sich nichts Bestimmtes darüber sagen,“ erwiderte er verlegen, „aber ich glaube, Astro, daß wir fliegen werden . . .“

„Nun, das genügt mir!“ sagte Zoroastro und suchte ganz begeistert mit den Armen herum. „Weiter will ich nichts wissen! Wenn Ihr sagt, daß wir fliegen werden — so ist es ganz sicher!“

Er wollte sich augenscheinlich zusammennehmen, aber er brachte es nicht fertig und brach in ein glückliches, kindliches Lachen aus.

„Was hast du?“ fragte Leonardo erstaunt und etwas unwillig.

„Verzeiht, Meister. Ich bin Euch immer im Wege. Es soll das letztemal gewesen sein — ich werde es nicht wieder tun. Glaubt mir wohl, wenn mir die Mailänder, die Franzosen, der Herzog Lodovico und der König einfallen, komme ich mir viel glücklicher vor, und ich werde ganz berauscht. Sie erscheinen mir lächerlich und bemitleidenswert; die Armen quälen sich geschäftig ab, streiten sich und glauben wohl gar, daß sie große Taten verrichten — diese kriechenden Würmer, diese flügellosen Käfer! Niemand von ihnen ahnt, was für ein Wunder sich vorbereitet. Stellt Euch nur vor, was für Augen sie machen, wie sie ihren Mund aufsperrten werden, wenn sie uns, die Geflügelten, in der Luft werden fliegen sehen! Das sind nicht mehr hölzerne Engel, die zum Ergötzen des Volkes mit den Flügeln wedeln! Sie werden es sehen und nicht daran glauben. Es sind Götter, werden sie sich sagen. Mich allerdings werden sie nicht für einen Gott halten, eher für einen Teufel, aber Ihr werdet mit den Flügeln wahrlich wie ein Gott aussehen. Oder sie sagen vielleicht: Es ist der Antichrist. Sie werden einen Schreck bekommen, niederfallen und Euch anbeten, sie werden alles tun, was Ihr wollt. Dann, glaube ich, Meister, wird es weder Krieg noch Geseze, weder Herren noch Knechte mehr geben — alles wird sich verändern, neue Zeiten, an die wir jetzt gar nicht zu denken wagen, werden anbrechen. Die Völker werden sich vereinigen und werden, wie Engel auf Flügeln dahinschwebend, „Hosianna! Hosianna!“ anstimmen . . . Oh, Messere Leonardo! Gott, o Gott! Sollte es wirklich wahr sein?“

Er sprach wie im Fiebertraume.

„Der Arme!“ dachte Leonardo. „Wie fest er daran glaubt! Wozu kann es führen? Er wird in der That noch wahnsinnig werden. Was soll ich mit ihm anfangen? Wie soll ich ihm die Wahrheit beibringen?“

In diesem Augenblicke erscholl der eiserne Klopfer an der Haustür; dann wurden Schritte und Stimmen laut, und schließlich wurde an die verschlossene Thür der Werkstätte geklopft.

„Wer kommt denn schon wieder? Der Teufel soll ihn holen!“ murmelte der Schmied zornig. „Wer ist da? Der Meister ist nicht zu sprechen. Er ist verreist.“

„Ich bin es, Astro! Ich, Luca Pacioli. Um Gottes willen, öffne rasch!“

Der Schmied öffnete die Tür und der Mönch trat ein.

„Was fehlt Euch, Frater Luca?“ fragte Leonardo, als er das bestürzte Gesicht Paciolis erblickte.

„Mir fehlt nichts, Messer Leonardo — übrigens ja, mir auch, doch davon später, jetzt aber ... Messer Leonardo! Euer Kolosz ... Die gasconner Bogenschützen, ich komme eben aus dem Kastell und habe es mit eigenen Augen gesehen ... die Franzosen zerstören Euer Werk ... Eilen wir, eilen wir!“

„Wozu?“ erwiderte Leonardo ruhig, obgleich Totenblässe sein Gesicht überzog. „Was können wir dabei tun?“

„Wie? Ich bitte Euch, Ihr werdet doch nicht hier sitzen bleiben und die Hände müßig in den Schoß legen, wenn Euer Werk zugrunde gerichtet wird. Ich weiß eine Hintertür zum Sire de La Trémouille. Wir müssen uns Mühe geben ...“

„Einerlei, wir kommen doch nicht mehr zur rechten Zeit,“ erwiderte Leonardo.

„Wir kommen noch zurecht. Wir laufen quersfeldein durch die Gemüsegärten, über die Zäune weg. Nur rasch, rasch!“

Leonardo ließ sich vom Mönche überreden, verließ das Haus, und sie eilten fast fliegend nach dem Schloßplatz.

Unterwegs erzählte ihm Frater Luca seinen eigenen Schmerz. In der Nacht vorher hatten Landsknechte den Keller des Kanonikus von San Simpliciano, bei dem Pacioli wohnte, ausgeplündert. Sie hatten sich betrunken, Unfug getrieben und unter anderem kristallene Darstellungen geometrischer Körper, die sie in einer der Zellen gefunden und für teuflische Erfindungen der schwarzen Magie angesehen hatten, in Stücke zerschlagen.

„Was haben ihnen meine unschuldigen Kristalle angetan?“ jammerte Pacioli.

Als sie den Platz vor dem Schlosse betraten, sahen sie am südlichen Haupttor, auf der Zugbrücke Battiponte, an der Torre di Filarete, einen jungen, stutzerhaft gekleideten Franzosen stehen, der von seiner Suite umgeben war.

„Maitre Gilles!“ rief Frater Luca und erklärte Leonardo, dieser Maitre Gilles sei ein Vogelsteller, ein sogenannter „Vogellocher“, der Zeisige, Elstern, Papageien Seiner allerchristlichsten Majestät zum Singen, Sprechen und zu anderen Kunststücken abrichte und bei Hofe eine an-

gesehene Stellung einnehme. Es ging das Gerücht, daß in Frankreich nicht bloß die Elstern nach der Pfeife des Maitre Gilles tanzten. Pacioli hatte bereits seit langem die Absicht, ihm seine Schriften „Die göttliche Proportion“ und „Die Gesamtheit der Arithmetik“ in kostbaren Einbänden zu überreichen.

„Bitte, nehmt keine Rücksicht auf mich, Frater Luca,“ sagte Leonardo. „Geht nur zu Maitre Gilles, ich werde mir schon allein zu helfen wissen.“

„Nein, ich gehe später zu ihm,“ erwiderte Pacioli verlegen. „Oder wißt Ihr was? Ich gehe auf einen Augenblick zu Maitre Gilles, frage ihn nur, wohin er geht, und kehre gleich zu Euch zurück. Ihr selbst aber geht direkt zum Sire de La Trémouille . . .“

Der stinke Mönch raffte seine braune Kutte zusammen, er klapperte mit den hölzernen Sandalen an den nackten Füßen, als er dem Vogelocker des Königs nachsief.

Leonardo betrat den inneren Hof des Mailänder Schlosses.

* * *

Der Morgen war nebelig. Die Feuer der Holzstöße waren im Erlöschen. Der Platz und die ihn umgebenden Gebäude glichen einer riesigen Kaserne. Überall standen und lagen Kanonen, Kugeln, Lagergeräte, Haferfäcke, Strohbindel und Misthaufen umher. Aus den Marktenderbuden und den Feldküchen, in denen die vollen und leeren Tonnen den Spielern als Tische dienten, ertönten Geschrei, Gelächter, Flüche, fremdsprachiges Geschimpfe, Gotteslästerungen und Gesänge Trunkener. Zuweilen, wenn Vorgesetzte vorübergingen, verstummte der Lärm; Trommelwirbel und die Klänge messingener Trompeten der rheinischen und schwäbischen Landsknechte, untermischt mit den Alpenhörnern der Söldner aus den unabhängigen Kantonen Uri und Unterwalden, wurden laut. Als Leonardo sich bis zur Mitte des Platzes hindurchgedrängt hatte, sah er seinen Koloss fast noch unverkehrt.

Der große Herzog, der Eroberer der Lombardei, Francesco Sforza, mit seinem kahlen, einem römischen Imperator gleichenden Kopfe, mit dem Ausdruck des Löwenmutes und der Fuchschlauheit im Gesichte, saß noch wie früher auf seinem Pferde, das sich bäumte und einen am Boden liegenden Krieger mit den Hufen zu zertreten drohte.

Schwäbische Arkebusiere, graubündener Schützen, pikardische Schleuderer, gasconner Armbrustschützen drängten sich um das Denkmal, schrien, ohne sich gegenseitig zu verstehen, und ergänzten ihre Worte durch Zeichen. Leonardo entnahm daraus, daß es sich um den Wettkampf zweier Schützen, eines Deutschen und eines Franzosen, handle. Sie sollten nacheinander auf eine Entfernung von fünfzig Schritt

schießen, nachdem jeder von ihnen vier Krüge starken Weins ausgetrunken hätte. Als Ziel sollte ein Muttermal auf der Wade Francesco Sforzas dienen. Die Schritte wurden ausgemessen und die Reihenfolge ausgewürfelt. Die Marktenderin füllte die Krüge. Der Deutsche trank die vier verabredeten Krüge hintereinander aus, trat zur Seite, zielte, drückte ab und schoß vorbei. Der Pfeil streifte die Wade, riß das linke Ohrläppchen ab, berührte aber das Muttermal nicht.

Der Franzose legte die Armbrust an die Schulter, als in der Menge plötzlich eine Bewegung entstand. Die Soldaten traten zur Seite und ließen einen Zug reichgekleideter Herolde, die einen Ritter umgaben, hindurch. Dieser ritt vorüber, ohne die Belustigung der Schützen weiter zu beachten.

„Wer ist das?“ fragte Leonardo einen neben ihm stehenden Schleuderer.

„Sire de La Trémouille.“

„Noch ist es nicht zu spät!“ dachte Leonardo. „Soll ich ihm nachlaufen, ihn bitten ...“

Er rührte sich aber nicht von der Stelle. Fast erstarrt und zu jeder Handlung ohnmächtig, schien es ihm, als ob er keinen Finger heben könnte, auch wenn es sich in diesem Augenblicke um sein eigenes Leben handeln sollte. Furcht, Scham, Widerwillen bemächtigten sich seiner bei dem bloßen Gedanken, er müsse sich durch die Schar der Diener und Reitknechte durchzwängen, um dem französischen Befehlshaber, wie Luca Pacioli dem Bogellocker, nachzulaufen.

Der Gascoigner drückte ab, der Pfeil schwirrte und saß mitten im Muttermale.

„Bigorre! Bigorre! Montjoie Saint-Denis!“ schrien die Soldaten und schwenkten ihre Hüte. „Frankreich hat gesiegt!“ Die Schützen umringten den Koloss und setzten den Wettstreit fort.

Leonardo wollte sich entfernen; aber, an die Stelle gebannt, sah er, wie von einem furchtbaren Traume befangen, der Zerstörung des Werkes, das ihn sechzehn seiner besten Lebensjahre gekostet hatte, vielleicht des erhabensten Bildwerkes seit der Zeit des Praxiteles und Phidias, ruhig zu.

Unter dem Hagel der Kugeln, Pfeile und Steine zerfiel der Ton in Klumpen, in feinen Sand und flog in den Wind, so daß das Eisenskelett, das Gerippe des Ganzen, bloßgelegt wurde.

Die Sonne trat hinter den Wolken hervor. Von dem freudigen Glanze derselben übergossen, erschienen die Ruinen des Kolosses, mit dem hauptlosen Körper des Herzogs auf dem verstümmelten Pferderrumpf, dem gebrochenen Zepter in der unversehrten Hand und der Schrift „Ecco Deus!“ am Fuße, noch bejammernswerter.

In diesem Augenblicke schritt der Feldherr des Königs von Frankreich, Gian Giacomo Trivulzio, über den Platz. Als er den Koloss erblickte, blieb er verwirrt stehen, sah ihn nochmals an, indem er die Augen mit der Hand vor den Sonnenstrahlen schützte, wandte sich dann an seinen Begleiter und fragte ihn:

„Was ist denn das?“

„Monseigneur,“ sagte einer der Offiziere unterwürdig, „der Kapitän Cocksburn hat es den Armbrustschützen aus eigener Machtvollkommenheit gestattet ...“

„Das Denkmal Sforzas,“ rief der Marschall, „ein Werk Leonardo da Vincis, eine Scheibe für die gasconner Schützen! ...“

Er näherte sich eilig dem Haufen der Soldaten, die sich von ihrem Schießen so hatten hinreißen lassen, daß sie nichts sahen noch hörten, ergriff einen pikardischen Schleuderer am Kragen, warf ihn zur Erde und erging sich in zornigen Schimpfworten.

Das Gesicht des alten Marschalls glühte, die Adern am Halse schwellen an.

„Monseigneur,“ stammelte der Soldat auf den Knien und zitterte am ganzen Leibe, „Monseigneur, wir wußten nicht ... Der Kapitän Cocksburn ...“

„Wartet, ihr Halunken!“ schrie Trivulzio. „Ich werde euch den Kapitän Cocksburn anstreichen ... Ich hänge euch alle an den Weinen auf!“

Er zog den Degen, schwang ihn und hätte zugeschlagen, wenn ihn nicht Leonardo mit der linken Hand so kräftig am Arm über der Handwurzel erfaßt hätte, daß der kupferne Handschuh — „bracciale“ — verbogen wurde.

Der Marschall versuchte vergeblich sich zu befreien und warf einen erstaunten Blick auf Leonardo.

„Wer seid Ihr?“ fragte er.

„Leonardo da Vinci,“ erwiderte dieser ruhig.

„Wie könnt Ihr es wagen? ...“ fing der Marschall wütend an, verstummte aber, als er dem heiteren, milden Blicke des Künstlers begegnete.

„Also Ihr seid Leonardo,“ sagte er, dessen Gesicht aufmerksam prüfend ... „Laßt die Hand los — Ihr habt den bracciale verbogen. — So eine Stärke! Nun, Ihr seid wahrlich ein kühner Mensch!“ —

„Monseigneur, ich bitte Euch, zürnt nicht mehr, vergebt jenen Unwissenden,“ bat der Künstler ehrerbietig.

Der Marschall sah ihn noch aufmerkamer an, lächelte und schüttelte den Kopf.

„Wunderbarer Raub! Sie haben Euer bestes Werk zertrümmert, und Ihr bittet für sie?“

„Monseigneur, welchen Nutzen würde es mir und meinem Werke bringen, wenn Ihr sie alle aufknüpfen liebet? Sie wissen ja nicht, was sie tun.“

Tribulzio wurde nachdenklich. Sein Gesicht klärte sich plötzlich auf; in seinen kleinen, klugen Augen lag der Ausdruck von Güte.

„Hört, Messer Leonardo, eins verstehe ich nicht. Wie kommt Ihr hier ruhig stehen und zusehen? Warum habt Ihr es mich nicht wissen lassen, warum Euch nicht bei mir oder Sire de La Trémouille beschwert? Er muß ja hier vor kurzem vorbeigeritten sein.“

Leonardo schlug die Augen nieder und stotterte, wie ein Schuld- bewußter errötend: „Ich besann mich nicht darauf ... Ich kenne den Sire de La Trémouille nicht von Angesicht ...“

„Es ist schade,“ sagte Tribulzio und blickte auf die Ruinen. „Hundert meiner besten Leute würde ich für Euren Koloß hingeben ...“

Auf dem Wege nach Hause bemerkte Leonardo, als er über die Brücke an der prächtigen Galerie Bramante ging, wo die letzte Unterredung zwischen ihm und Moro stattgefunden hatte, wie französische Pagen und Stallknechte auf die Schwäne Jagd machten. Die Mutwilligen schossen aus Armbrüsten. In dem engen, von hohen Mauern umgebenen Graben schwammen die Schwäne ängstlich umher. Zwischen ihnen und weißen Daunnen und Federn trieben auf der Oberfläche schon blutige Leichen. Ein verwundeter Schwan streckte mit durchdringendem, kläglichem Schrei seinen langen Hals und schlug mit den Flügeln, als ob er vor dem Tode noch einmal aufstiegen wollte.

Leonardo wandte sich ab und eilte rasch vorüber. Es dünkte ihn, er sei selbst ein verwundeter Schwan.

* * *

Sonntag den 6. Oktober zog König Ludwig XII. von Frankreich durch die Porta Ticinese in Mailand ein. In seiner Begleitung befand sich Cesare Borgia, Herzog von Valentinois, der Sohn des Papstes. Während des Zuges vom Domplatz nach dem Schlosse schlugen die Engel des Mailänder Rates ganz regelrecht mit den Flügeln.

Von dem Tag an, wo der Koloß zerstört worden war, nahm Leonardo die Arbeit an der Flugmaschine nicht wieder auf. Zoroastro beendigte das Gestell allein. Der Künstler besaß nicht den Mut, ihm mitzuteilen, daß auch diese Flügel nichts taugen.

Augenscheinlich mied auch der Schmied den Meister. Er sprach kein Wort mehr über den bevorstehenden Aufflug und blickte ihn nur zuweilen im geheimen mit seinem einzigen Auge, in dem das Feuer düsteren Wahnsinns brannte, vorwurfsvoll an.

Eines Morgens in der zweiten Hälfte des Oktobers erhielt Leonardo von Pacioli die Botschaft, daß der König ihn bei sich im Schlosse sehen wolle. Der Künstler ging ungern. Beunruhigt wegen des abermaligen Mißlingens der Flugmaschine, fürchtete er, daß Zoroastro, der sich um jeden Preis zu fliegen vorgenommen hatte, etwas Böses anstiften könnte.

Als Leonardo die ihm so wohlbekannten Säle der Rocchetta betrat, empfing Ludwig XII. gerade die Ältesten und die Syndici von Mailand.

Der Künstler warf einen Blick auf seinen zukünftigen Herrscher, den König von Frankreich. Ludwig hatte in seinem Äußeren nichts Fürstliches, vielmehr einen hinfalligen, schwachen Körper, schmale Schultern, eine eingedrückte Brust, ein häßliches, runzliges Gesicht mit leidenden, durch das Leiden aber keineswegs geadelten Zügen. Eine gewisse einfach-bürgerliche Gutmütigkeit war auf ihnen ausgeprägt.

Auf der obersten Stufe des Thrones stand ein junger, etwa zwanzigjähriger Mann; sein schwarzes Kleid war ohne weiteren Bierat, nur die Aufschläge seines Baretts wiesen Perlenstickereien auf; auf der Brust trug er die goldene Muscheltette des Ordens des heiligen Erzengels Michael. Er hatte lange, blonde Locken, ein kleines, dunkelblondes, leicht geteiltes Bärtchen, eine bleiche Gesichtsfarbe und dunkelblaue, freundlich-fluge Augen.

„Sagt mir, Frater Luca,“ flüsterte Leonardo seinem Begleiter zu, „wer ist dieser junge Edelmann?“

„Der Sohn des Papstes,“ erwiderte der Mönch, „Cesare Borgia, Herzog von Valentinois.“

Leonardo hatte von den Verbrechen Cesares sprechen hören. Obgleich keine überführenden Beweise vorlagen, zweifelte doch niemand daran, daß er seinen Bruder Giovanni Borgia ermordet habe, weil er es überdrüssig geworden sei, immer als Jüngerer zu gelten, und weil er den Kardinals purpur mit dem Titel eines Heerführers — „Gonfaloniere“ — der römischen Kirche habe vertauschen wollen. Es gingen noch unglaublichere Gerüchte — als ob die Ursache dieses Brudermordes nicht bloß in der Eifersucht über die Gnadenbeweise des Vaters gelegen habe, sondern auch in der sündhaften Leidenschaft beider Brüder zu ihrer leiblichen Schwester Madonna Lucrezia. „Es kann nicht wahr sein,“ dachte Leonardo, als er in das ruhige Gesicht, in die furchtlos klaren, unschuldigen Augen des Jünglings blickte.

Cesare, der wahrscheinlich den auf ihn gerichteten Blick wahrgenommen hatte, sah sich um, beugte sich zu einem neben ihm stehenden alten Manne in einem langen, schwarzen Gewande, wahrscheinlich seinem Sekretär, herab und flüsterte ihm, auf Leonardo deutend,

etwas ins Ohr. Als der Greis geantwortet hatte, sah Cesare Leonardo scharf an, und ein kaum bemerkbares, spöttisches Lächeln umspielte seinen Mund. In diesem Augenblicke kam es Leonardo in den Sinn:

„Es kann doch sein — alles kann wahr sein! Vielleicht ist er noch schlechter, als man von ihm redet.“

Der älteste Syndikus trat, nachdem er seine einförmige Rede beendet hatte, vor den Thron, beugte seine Knie und überreichte dem König eine Bittschrift. Der König ließ die Pergamentrolle aus Versehen fallen. Der Syndikus schickte sich an, sie aufzuheben; Cesare kam ihm aber zuvor, rasch und gewandt hob er die Rolle auf und übergab sie dem König.

„Lafai!“ flüsterte jemand hämisch hinter Leonardos Rücken in den Reihen der französischen Edelleute. „Er freut sich darüber, daß er gleich beispringen kann!“

„Ihr habt recht, Messere,“ fiel ein anderer ein. „Der Sohn des Papstes erfüllt ausgezeichnet die Pflichten eines Lafaien. Ihr solltet nur sehen, wie er morgens, wenn der König aufsteht, ihm aufwartet und das Hemd wärmt. Ich glaube, er würde selbst keinen Anstand nehmen, den Stall auszumisten!“

Leonardo hatte die kriecherische Handlung Cesares bemerkt. Sie machte aber auf ihn einen mehr schrecklichen als niedrigen Eindruck, gleich der verräterischen Zuorkommenheit eines Raubtieres.

Indessen mühte sich Pacioli ab, regte sich auf und stieß seinen Begleiter an. Da er aber sah, daß Leonardo in seiner gewohnten Schüchternheit wohl den ganzen Tag im Gedränge stehen könnte, ohne die Gelegenheit zu suchen, des Königs Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, entschloß er sich, entschiedene Maßregeln zu ergreifen. Er erfaßte die Hand des Künstlers und stellte ihn, sich tief verbeugend, dem Könige vor, indem er ihn unter einem Schwall von Worten als „stupendissimo“, „prestantissimo“ und „invincibile“ bezeichnete.

Der König brachte das Gespräch auf das „Heilige Abendmahl“; er lobte die Darstellung der Apostel, am meisten aber zeigte er sich über die Perspektive der Decke entzückt.

Frater Luca wartete von Augenblick zu Augenblick, daß Seine Majestät Leonardo auffordern würde, in seine Dienste zu treten; aber ein Page trat ein und überreichte dem Könige ein Schreiben, das eben aus Frankreich eingetroffen war.

Der König erkannte die Handschrift seiner Gemahlin, seiner vielgeliebten Anna von Bretagne; es war die Nachricht von ihrer Entbindung. Die Würdenträger beglückwünschten ihn. Die Menge schob Leonardo und Pacioli zur Seite. Der König sah sie an, wollte etwas sagen, vergaß es aber sofort wieder. Er lud die Damen aufs liebens-

würdigste ein, ein Glas Wein auf das Wohl der hohen Wöchnerin zu trinken, und begab sich ins anstoßende Gemach.

Pacioli ergriff den Arm Leonardos und zog ihn hinter sich her.

„Munter! Munter!“

„Nein, Frater Luca, ich danke Euch für Eure Bemühungen, aber ich bin nicht gesonnen, mich in Erinnerung zu bringen; Majestät hat jetzt an ganz anderes zu denken,“ erwiderte Leonardo ruhig und verließ das Schloß.

Auf der Zugbrücke Battiponte am südlichen Tore des Kastells holte ihn der Sekretär Cesare Borgias, Messer Agapito, ein. Im Namen des Herzogs bot er ihm die Stellung des „Ersten Baumeisters“ — *ingegnere ducale* — an, dieselbe, die Leonardo bei Lodovico inne gehabt hatte. Leonardo versprach, sich in einigen Tagen entscheiden zu wollen.

Als er sich seinem Hause näherte, erblickte er vor demselben eine Menge Menschen und beschleunigte seine Schritte. Giovanni, Marco, Salaino und Cesare trugen, in Ermangelung einer Tragbahre, auf dem zerknitterten, zerrissenen und gebrochenen Flügel der neuen Flugmaschine ihren Kameraden Zoroastro da Peretola. Seine Kleider waren zerrissen und mit Blut bedeckt, sein Gesicht totenbleich.

Es war geschehen, was der Meister befürchtet hatte. Der Schmied hatte sich entschlossen, die Riesenflügel zu erproben und war aufgeflogen, hatte zwei bis drei Schwingungen gemacht, war dann herabgestürzt und hätte sein Leben eingebüßt, wenn sich nicht der eine Flügel der Maschine in den Zweigen eines Baumes verfangen hätte.

Leonardo half den Kranken ins Haus tragen und legte ihn vorsichtig zu Bett. Als er sich über ihn beugte, um die Wunden zu untersuchen, erwachte Zoroastro aus seiner Betäubung, warf einen Blick auf Leonardo und sprach mit flehendem Tone:

„Bergebt mir, Meister!“

* * *

Nach großartigen Festlichkeiten, die zu Ehren der neugeborenen Tochter veranstaltet worden waren, reiste Ludwig XII. in den ersten Tagen des November nach Frankreich zurück. Die Mailänder hatten ihm den Eid der Treue geleistet. Der Marschall Tribulzio wurde zum Statthalter der Lombardei ernannt.

Im Dome hatte man eine Dankfugungsmesse abgehalten. Die Ruhe in der Stadt war aber nur äußerlich hergestellt. Das Volk haßte Tribulzio wegen seiner Strenge. Die Anhänger Lodovicos wiegelten das Volk auf und verbreiteten untergeschobene Briefe. Diejenigen, die ihn noch vor kurzem bei seiner Flucht verhöhnt und beschimpft hatten, priesen ihn jetzt als den besten Herrscher.

In den letzten Tagen des Januar zerstörte das Volk die Wohnungen der französischen Steuereinnehmer vor der Porta Ticinese. Am selben Tage hatte ein französischer Soldat in der Villa Lardirago bei Pavia ein Attentat auf die Ehre einer jungen lombardischen Bäuerin begangen. Sie hatte sich gewehrt und den Beleidiger mit dem Besen ins Gesicht geschlagen, worauf sie der Soldat mit der Art bedrohte. Auf ihr Geschrei kam der Vater mit einem Knüttel herbei, der Franzose aber erschlug den Greis. Ein Menschenhaufe lief zusammen und tötete den Soldaten. Die Franzosen griffen die Lombarden an, erschlugen eine Menge Volk und verwüsteten den Ort. In Mailand wirkte diese Nachricht wie ein Funke im Pulverfaß. Das Volk erfüllte die Plätze, die Straßen, die Märkte mit wütendem Geheul: „Nieder mit dem König! Nieder mit dem Statthalter! Schlagt die Franzosen tot, schlägt sie tot! Es lebe Moro!“

Tribulzio besaß zu wenig Truppen, um sich gegen die mehr als dreimalhunderttausend Köpfe zählende Bevölkerung der Stadt zu verteidigen. Er ließ Kanonen auf den Glockenturm des Domes bringen, ließ die Mündungen aufs Volk richten und befahl, auf das erste Zeichen hin, zu schießen; er selbst wollte einen letzten Versuch machen, Frieden zu stiften, und trat zur Menge heraus. Der Pöbel hätte ihn beinahe erschlagen. Er mußte ins Rathaus fliehen und wäre hier umgebracht worden, wenn ihm nicht aus der Zitadelle eine Abteilung schweizerischer Söldner zu Hilfe gekommen wäre.

Es begannen Brandstiftungen, Morde, Plünderungen, Torturen und Hinrichtungen der in die Hände der Auführer gefallenen Franzosen, sowie der Bürger, die des Einverständnisses mit ihnen verdächtig waren.

In der Nacht zum ersten Februar entfernte sich Tribulzio heimlich aus der Zitadelle, ihre Verteidigung zweien seiner Kapitäne überlassend. In derselben Nacht jubelten die Einwohner von Como dem aus Deutschland heimkehrenden Lodovico entgegen. Die Bürger Mailands warteten auf ihn wie auf ihren Erlöser.

In den letzten Tagen des Auführs war Leonardo aus Besorgnis vor den Kanonen, die schon einige Häuser in der Nachbarschaft zerstört hatten, in den Keller übergesiedelt. Er hatte Kamme angelegt und einige behagliche Räume eingerichtet.

In diese kleine Festung war alles hinuntergebracht worden, was nur im Hause Wertvolles war — Bilder, Zeichnungen, Handschriften, Bücher und Lehrmittel.

Zu dieser Zeit entschied sich Leonardo endgültig, in die Dienste des Cesare Borgia zu treten. Ehe er sich aber nach der Romagna begab, wo er nach der mit Messer Agapito getroffenen Verabredung

sich nicht später als in den Sommermonaten 1500 einzufinden hatte, beabsichtigte er, seinen alten Freund Girolamo Melzi zu besuchen, um bei diesem in dessen einsamer Villa in Vaprio, in der Nähe Mailands, die gefährlichen Zeiten des Krieges und Aufruhrs abzuwarten.

Am 2. Februar morgens, am Tage Mariä Reinigung, kam Frater Luca zu Leonardo gestürzt und teilte ihm mit, daß das Schloß überschwemmt sei. Ein Mailänder, Luigi da Porto, der bei den Franzosen im Dienst gestanden habe, sei zu den Aufständischen übergelaufen und habe nachts die Schleusen der Kanäle aufgezogen, die die Festungsgräben speisten. Das Wasser sei über die Ufer getreten, habe die Mühle an der Parkmauer der Rocchetta überschwemmt und sei in die Gewölbe, wo das Pulver, Öl, der Wein und die übrigen Vorräte lagerten, gedrungen; wenn es den Franzosen nicht gelungen wäre, einen Teil dieser Vorräte zu bergen, so würde sie der Hunger bald nötigen, die Zitadelle zu übergeben, was Messer Luigi auch beabsichtigt habe. Während der Überschwemmung seien auch die in der Nähe der Festung gelegenen Kanäle der Vorstadt Vercelli aus den Ufern getreten und hätten die sumpfige Gegend des Klosters Santa Maria delle Grazie überschwemmt. Frater Luca teilte Leonardo seine Bedenken mit, daß das Wasser dem „Heiligen Abendmahle“ geschadet haben könnte, und schlug ihm vor, gemeinschaftlich hinzugehen, um sich zu überzeugen, ob es noch unverfehrt sei.

Mit verstellter Gleichgültigkeit entgegnete Leonardo, daß er keine Zeit habe und für das „Heilige Abendmahl“ keine Gefahr fürchte, weil das Bild so hoch angebracht sei, daß keine Feuchtigkeit hinanreichen könne. Sobald ihn aber Pacioli verlassen hatte, eilte Leonardo ins Kloster.

Als er den Speisesaal betrat, sah er auf dem steinernen Estrich schmutzige Pfützen, die Spuren der Überschwemmung, stehen. Es roch nach Feuchtigkeit. Einer der Mönche erzählte ihm, das Wasser hätte eine Viertelelle hoch gestanden.

Leonardo näherte sich der Wand mit dem „Heiligen Abendmahle“. Die Farben waren scheinbar unverändert geblieben.

Durchsichtig, zart, keine Wasserfarben, wie solche gewöhnlich zum Bemalen der Wände verwandt wurden, sondern Ölfarben, waren sie Leonardos eigene Erfindung. Er hatte auch die Wand besonders dazu vorbereitet. Zuerst hatte er eine mit Wacholderlack und Firnis gemischte Tonsschicht hergestellt und die Wand damit überzogen. Dann hatte er auf die erste Lage eine zweite Schicht aus Mastix, Teer und Gips aufgetragen. Erfahrene Meister hatten ihm die geringe Dauerhaftigkeit der Ölfarben auf der feuchten Wand mit dem sumpfigen Untergrunde vorausgesagt; er aber, durch seine leidenschaftliche Neigung zu neuen Versuchen, zu noch nicht erprobten Bahnen in der Kunst

verleitet, hatte darauf bestanden, ohne die Ratsschläge und Warnungen weiter zu beachten. Er war gegen die Anwendung von Wasserfarben, weil die Arbeit auf der feuchten Kalkschicht schnell und entschlossen ausgeführt werden mußte, zwei Eigenschaften, die ihm gänzlich fremd waren. „Ein Maler, der nicht zweifelt,“ wiederholte er immer, „erreicht nur wenig.“ Dieses für ihn notwendige Zweifeln, dieses Schwanken, Verbessern, Herumtasten, diese endlose Unentschlossenheit waren nur bei der Anwendung von Ölmalerei möglich.

Er untersuchte die Oberfläche des Bildes mit einem Vergrößerungsglase. Plötzlich entdeckte er in der linken unteren Ecke, unter dem Tischstuche, hinter dem die Apostel saßen, an den Füßen des Bartholomäus einen kleinen Riß und daneben auf den kaum verblaßten Farben einen weißen, reisartigen Anflug von emporwachsenden Schimmelpilzen.

Leonardo erblaßte vor Schreck, hatte sich aber sofort wieder gefaßt und untersuchte um so sorgfältiger das ganze Bild.

Die erste tönernerne Schicht hatte sich infolge der Feuchtigkeit von der Wand gelöst, die obere Gipslage mit dem feinen Farbenüberzuge gehoben und so dem Auge kaum wahrnehmbare Risse hervorgebracht, aus denen jetzt die salpetrige Feuchtigkeit der alten porösen Steine herausströmte.

Das Schicksal des „Heiligen Abendmahles“ war entschieden; wenn auch der Künstler selbst das Verbleichen seiner Farben nicht erleben würde, da sie sich vierzig, ja fünfzig Jahre halten konnten — so war doch nicht mehr an der schrecklichen Gewißheit zu zweifeln, daß das größte seiner Werke der Vernichtung preisgegeben war.

Ehe er den Speisesaal verließ, warf er noch einen letzten Blick auf das Angesicht des Herrn und fühlte, als ob es ihm jetzt zum erstenmal klar würde, wie teuer es seinem Herzen war.

Mit der Zerstörung des „Heiligen Abendmahles“ und des Kolosses rissen alle Bande, die Leonardo mit den lebenden Menschen verknüpften, wenn auch nicht gerade mit seinen nächsten, so doch mit den fernen Freunden in zukünftigen Jahrhunderten; seine Vereinsamung wurde nur noch hoffnungsloser.

Der tönernerne Staub war vom Winde verweht worden; auf der Wand würde an Stelle des Antlitzes Christi ein Schimmelpanzer die verblaßten Farben bedecken — alles, wofür er gelebt hatte, würde wie ein Schatten verschwinden.

Er kehrte heim und ging in seine unterirdische Wohnung. Als er durch das Zimmer, in dem Zoroastro lag, schritt, blieb er einen Augenblick stehen. Voltraffio machte dem Kranken kalte Umschläge.

„Fiebert er wieder?“ fragte Leonardo.

„Ja, er phantasiert.“

Leonardo beugte sich herab, um nach dem Verbande zu sehen, und horchte auf das ununterbrochene, zusammenhanglose Fallen.

„Höher, höher. Gerade zur Sonne. Nur daß die Flügel nicht versengen. Kleiner! Woher kommst du? Wie heißt du? Mechanik? Habe noch niemals gehört, daß der Teufel Mechanik genannt wird. Warum fletschst du die Zähne? Nun laß es gut sein. Genug des Spases. Er schleppt, schleppt mich ... Warte, ich kann nicht mehr — laß mich zu Atem kommen ... Das ist mein Tod! ...“

Das Gesicht des Kranken drückte Kummer aus. Ein Schrei des Schreckens entfuhr seiner Brust. Es schien ihm, als ob er in einen Abgrund stürze. Dann lallte er wieder:

„Nein, nein, verspottet ihn nicht. Es ist meine Schuld. Er sagte mir ja, die Flügel wären noch nicht fertig. Es ist vorbei ... Ich habe meinen Meister beschimpft, ihn blamiert ... hört ihr? ... Was ist das? Ich kenne ihn, den kleinen, den gewichtigsten aller Teufel — die Mechanik.“ — — —

„Und er führte ihn gen Jerusalem,“ fuhr er in singendem Tone, wie in der Kirche, fort, „und stellte ihn auf des Tempels Zinne und sprach zu ihm: Bist Du Gottes Sohn, so laß Dich von hinnen hinfunter; denn es steht geschrieben: Er wird befehlen seinen Engeln von Dir, daß sie Dich bewahren und auf den Händen tragen, auf daß Du nicht etwa Deinen Fuß an einen Stein stohest. Jetzt aber habe ich vergessen, was er dem Teufel Mechanik erwiderte! Weißt du es nicht, Giovanni?“ Er sah Boltraffio mit einem ängstlich fragenden Blicke an.

Dieser schwieg, da er glaubte, daß er noch immer phantasiere.

„Weißt du es nicht?“ bedrängte ihn der Kranke.

Um ihn zu beruhigen, führte Giovanni den 12. Vers des 4. Kapitels des Evangeliums Lucä an:

„Jesus antwortete und sprach zu ihm: ‚Es ist gesagt, du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.‘“

„Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen!“ wiederholte Zoroastro in einem nicht zu beschreibenden Tone und fing wieder aufs neue zu phantasieren an:

„Blau, blau, kein Wölkchen. Eine Sonne gibt es nicht und wird es auch nicht geben — oben und unten ist nichts wie blauer Himmel! Auch bedarf es keiner Flügel. Oh, wenn der Meister es doch ahnte, wie weich man in den Himmel fällt.“

Leonardo sah ihn an und dachte:

„Ich, ich bin schuld an seinem Tode! Ich habe ihn verführt, wie ich Giovanni verführt habe!“

Er legte ihm die Hand auf die brennende Stirn. Der Kranke beruhigte sich allmählich und schlief ein.

Leonardo trat in seine unterirdische Zelle, zündete ein Licht an und vertiefte sich in Berechnungen.

Um neue Fehler bei der Konstruktion der Flügel zu vermeiden, studierte er jetzt die Mechanik des Windes, der Luftströmungen, im Vergleich zur Mechanik der Wellen, der Wasserströmungen.

„Wenn du zwei gleichgroße Steine in einiger Entfernung voneinander in ruhiges Wasser wirfst,“ schrieb er in sein Tagebuch nieder, „so bilden sich an der Oberfläche zwei auseinandergehende Kreise. Wenn nun die Kreise immer weiter an Umfang zunehmen und sich miteinander berühren, so frage ich mich, ob einer den anderen verdrängen, ihn gleichsam durchschneiden wird, oder ob die Wellen am Berührungspunkte unter gleichen Winkeln zurückgeworfen werden?“

Die Einfachheit, mit der die Natur diese Frage der Mechanik gelöst hatte, entzückte ihn so, daß er an den Rand schrieb: „Questo è bellissimo, questo è sottile! Welche überaus schöne und feine Frage!“

„Auf Grund der gemachten Versuche,“ fuhr er fort, „beantworte ich die Frage dahin: Die Kreise werden sich, ohne ineinander überzugehen, zerschneiden, sie werden sich nicht miteinander vermengen und immer die Stelle, wo die Steine hineinfielen, als Mittelpunkt behalten.“

Nachdem er die Berechnung vollendet hatte, überzeugte er sich, daß die Mathematik mit der inneren Notwendigkeit der Vernunft diese natürliche Notwendigkeit der Mechanik bestätigte.

Die Stunden vergingen unbemerkt. Der Abend brach an.

Nachdem Leonardo zu Abend gegessen und mit seinen Schülern geplaudert hatte, setzte er sich wieder an die Arbeit.

An der Schärfe und Klarheit seiner Gedanken ahnte er, daß ihm eine große Entdeckung bevorstände.

„Beobachte, wie der Wind die Getreidewellen auf dem Felde dahinjagt, sie wogen hintereinander her, die Halme aber, sich auf und nieder beugend, bleiben, wo sie sind. So laufen auch die Wellen auf dem unbeweglichen Wasser; dieses Kräuseln vom hereingeworfenen Steine oder vom Winde ist eher als ein Zittern denn als eine Fortbewegung des Wassers zu bezeichnen, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man einen Strohalm auf die auseinandergehenden Kreise der Wellen wirft; er wird schwanken, sich aber nicht von der Stelle bewegen.“

Der Versuch mit dem Strohalm erinnerte ihn an einen anderen, den er gemacht hatte, als er die Schwingungsgesetze der Töne studiert hatte. Auf den Anschlag einer Glocke antwortet eine andere, benachbarte mit schwachem Zittern und Klänge; eine auf einer Laute klingende Saite läßt auf einer anderen Laute die gleichtönende Saite erklingen; wenn man einen Strohalm auf die letztere legen würde, so würde man auch diesen erzittern sehen.

Mit unaussprechlicher Erregung fühlte er die Verwandtschaft dieser beiden einander anscheinend so fremden Erscheinungen. Eine unentdeckte Welt zwischen diesen beiden erzitternden Strohhalmen, dem einen auf den kleinen Wellen des Wassers, dem anderen auf der klingenden Saite.

Plötzlich durchzuckte ein heller, wie ein Blitz blendender Gedanke seinen Geist.

„Es ist ein und dasselbe Gesetz der Mechanik hier wie dort! Wie die Wellen, die auf dem Wasser durch einen hineingeworfenen Stein hervorgerufen werden, so gehen auch die Klangwellen in der Luft auseinander, kreuzen sich, ohne ineinander überzugehen, und behalten als Mittelpunkt den Entstehungsort eines jeden Tones. Aber das Licht? Wie das Echo ein Rückschlag der Tonwellen ist, so ist das Zurückwerfen der Lichtstrahlen im Spiegel ein Echo des Lichtes. Einzig ist das Gesetz der Mechanik in allen Erscheinungen der Naturkraft. Einzig ist Dein Wille, Deine Gerechtigkeit, o erster Urheber der Bewegung. Das Verhältnis zwischen dem Sinus des Einfallswinkels und dem Sinus des Brechungswinkels bleibt immer dasselbe.“

Sein Gesicht war blaß, seine Augen brannten. Er fühlte, daß er aufs neue und diesmal so nahe wie noch niemals in einen Abgrund hineinsähe, in den vor ihm noch kein Sterblicher geblickt hatte. Er wußte, daß diese Entdeckung, wenn der Versuch sie bestätigte, die größte in der Mechanik seit der Zeit des Archimedes sein würde. Als Leonardo vor zwei Monaten einen Brief vom Messer Guido Berardi erhalten hatte, in dem die eben erst in Europa eingetroffene Kunde stand, daß Vasco da Gama die südlichste Spitze Afrikas umschiffte, zwei Ozeane durchkreuzt und einen neuen Weg nach Indien gefunden habe, hatte er den Entdecker beneidet.

Jetzt hatte er das Recht, von sich zu sagen, daß er eine größere Entdeckung gemacht habe als Kolumbus oder Vasco da Gama.

Hinter der Wand erscholl das Stöhnen des Kranken. Leonardo horchte auf, und alle seine fehlgeschlagenen Hoffnungen fielen ihm ein — die unsinnige Zerstörung des Kolosses, der traurige Untergang des „Heiligen Abendmahles“, der dumme und schreckliche Absturz Zoroastros.

„Wäre es denn möglich,“ dachte er, „daß auch diese Entdeckung so spurlos und so unrühmlich vorbeigeht, wie alles, was ich beginne? Soll denn niemals meine Stimme gehört werden, soll ich denn ewig so vereinsamt bleiben wie jetzt — im Dunkeln, unter der Erde, wie lebendig begraben — ich, der ich von Flügeln geträumt habe?“

Doch diese Gedanken erstickten seine Freudigkeit nicht.

„Meinetwegen — vereinsamt. Sei es in der Dunkelheit, im Schweigen, in der Vergessenheit! Mag auch niemand etwas davon erfahren. Ich weiß es!“

Ein Gefühl der Kraft und des Sieges erfüllte seine Seele, als ob die Flügel, nach denen er sein ganzes Leben gestrebt hatte, bereits erfunden wären und ihn in die Höhe hoben.

Es wurde ihm in seiner unterirdischen Zelle zu enge; er sehnte sich nach Himmel und Freiheit.

Er verließ das Haus und schlug den Weg nach dem Domplatz ein.

* * *

Die Nacht war heiter, mondhell. Über den Dächern der Häuser leuchtete der rötliche Widerschein der Feuerbrünste. Je näher Leonardo dem Mittelpunkte der Stadt, dem Broletto, kam, desto dichter wurde die Volksmenge. Bald im bläulichen Scheine des Mondes, bald im rötlichen der Feuerbrünste tauchten wutentstellte Gesichter vor ihm auf, flatterten die weißen, mit dem roten Kreuze versehenen Fahnen der Mailänder Kommune, bewegten sich Stangen mit darangehängten Laternen; Arkebuzen, Musketen und andere Schießwaffen, Keulen, Palisadenpfähle, Spieße, Hellebarden, Sensen, Heugabeln und Morgensterne waren zu sehen. Wie Ameisen mühten Menschen sich ab, um eine mit Ochsen bespannte Bombe weiterzuschaffen. Die Sturmglöcke erdröhnte, Kanonen donnerten. Die französischen Söldner, die die Zitadelle besetzt hielten, beschossen die Straßen Mailands. Die Belagerten prahlten, ehe sie sich ergäben, würde in der Stadt kein Stein auf dem andern bleiben. Das Geläute der Glocken, der Donner der Kanonen übertönten das Wutgeschrei des Volkes:

„Schlagt die Franzosen tot! Nieder mit dem Könige! Es lebe Moro!“

Alles, was Leonardo sah, glich einem furchtbaren, unsinnigen Traume.

Am Broletto, auf dem Fischmarkte, schickte man sich an, einen in Gefangenschaft geratenen, pikardischen Trommler, einen Jungen von 16 Jahren, aufzuhängen. Er stand auf einer an die Wand gelehnten Leiter. Der lustige Goldsticker Mascarello versah das Amt eines Scharfrichters. Nachdem er dem Jungen die Schlinge um den Hals gelegt und ihm einen leichten Schlag auf den Kopf versetzt hatte, rief er feierlich: „Der Knecht Gottes, der französische Fußsoldat ‚Spring über den Busch‘ mit dem Beinamen ‚Alles auf dem Leibe und nichts im Leibe‘ wird zum Ritter des hanfenen Halsbandes ernannt. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!“

„Amen!“ brüllte die Menge.

Der Trommler begriff augenscheinlich nicht, was mit ihm vorgenommen wurde, er blinzelte mit den Augen wie ein Kind, das zu weinen anfangen will, krümmte sich und zupfte an der Schlinge, die

seinen dünnen Hals umschloß. Ein seltsames Lächeln spielte unaufhörlich um seine Lippen. Plötzlich, als ob er aus einem Starrkrampf erwache, wandte er noch im letzten Augenblicke sein erstauntes, blasses, hübsches Gesicht dem Volke zu. Er schien etwas sagen, um etwas bitten zu wollen. Der Volkshaufe erhob aber ein Wutgeheul. Der Knabe winkte schwach mit der Hand, zog aus seinem Busen ein silbernes Kreuzchen an einem blauen Bande, ein Geschenk der Schwester oder Mutter, heraus, küßte es eilig und bekreuzigte sich. Mascarello stieß ihn von der Leiter und rief lustig:

„Nun zeige einmal, Ritter des hanfenen Halsbandes, wie man die französische Gaillarde tanzt!“

Unter allgemeinem Gelächter zuckte der an einem Fackelringe aufgehängte Körper des Knaben im letzten Todeskampfe wie tanzend zusammen.

Nachdem Leonardo einige Schritte weitergegangen war, sah er eine in Lumpen gekleidete Frau, die vor einem durch die Kugeln schon halb zerstörten, alten Häuschen stand. Haufen von Küchengeräth, Hausgerät, Federbetten und Kissen lagen aufgetürmt auf der Straße um sie herum. Sie rang die nackten, mageren Arme und wehklagte:

„Oh, oh! Helft mir, helft mir!“

„Was fehlt dir denn?“ fragte der Schuhmacher Corbolo. „Weßhalb weinst du?“

„Mein Junge — mein Junge ist verschüttet worden. Er lag in seinem Bett. Der Fußboden stürzte ein ... Vielleicht, vielleicht lebt er noch ... Oh, oh! Helft mir!“

Eine eiserne Kugel zischte und pffte durch die Luft und schlug in das bereits schief gewordene Dach des Häuschens ein. Die Balken krachten. Eine Staubwolke stieg auf. Das Dach stürzte ein, die Alte verstummte für immer.

Leonardo ging nach dem Rathause. Vor der Loggia des Ausonius, an den Ständen der Geldwechsler, stand auf einer Bank ein Scholar, mutmaßlich ein Student der Universität zu Pavia, und hielt eine Rede über die Macht des Volkes, über die Gleichheit der Armen und Reichen, über die Niederwerfung der Tyrannen. Die Volksmenge hörte ungläubig zu.

„Mitbürger!“ schrie er und schwang ein Messer, das ihm für gewöhnlich zu anderen, friedlichen Zwecken diente, wie zum Spitzen der Gänsefedern oder zum Anschneiden der weißen Gehirnwurst „Cervellata“. In den benachbarten Wäldern mochte er damit wohl auch pfeildurchbohrte Herzen und Namen von Schenkemädeln in die Rinde der Bäume eingeschnitten haben. Jetzt bezeichnete er es als den „Dolch der Nemesis“. „Mitbürger, sterben wir für die Freiheit! Tauchen wir

den Dolch der Nemesis in das Blut der Tyrannen! Es lebe die Republik!"

"Was lügt er uns da vor?" erschollen Stimmen in der Menge. "Wir kennen die Freiheit, die ihr im Kopfe habt, ihr Verräter, ihr französischen Spione! Zum Henker mit der Republik! Es lebe der Herzog! Schlagt sie tot, die Verräter!"

Als der Redner seine Gedanken durch Hinweise auf Cicero, Tacitus und Livius erläutern wollte, stieß man ihn von der Bank herab, warf ihn zur Erde, schlug auf ihn ein und schrie:

"Da hast du was für die Freiheit, da für die Republik! So, so, gebt ihm nur eins in den Nacken! Du treibst Kündereien, Brüderchen. Pfeif dir was, uns betrügt du nicht. Du sollst daran denken, was das heißt, das Volk gegen den rechtmäßigen Herrn aufzuwiegen!"

Als Leonardo die Piazza dell'Arrengo betrat, sah er den Wald der stalaktitenähnlichen Pfeilerspitzen und Türme des Domes vor sich. Er strahlte in doppeltem Lichte — in dem bläulichen des Mondes, in dem rötlichen der Feuerbrünste. Vor dem erzbischöflichen Palaste erschollen aus der Volksmenge, die einem Haufen übereinanderliegender Körper glich, schreckliche Angstschreie.

"Was geht da vor?" fragte Leonardo einen alten Handwerker mit erschrockenem, gutmütigem Gesicht.

"Wer kann dahinterkommen? Sie wissen es ja selbst nicht. Es soll ein von den Franzosen erkaufter Spion sein, der Vertreter des Marktantes, Jacopo Crotto. Er soll mit vergifteten Lebensmitteln das Volk gemordet haben. Vielleicht ist es auch ein anderer gewesen. Wer dem Volke zuerst in die Hände fällt, den schlagen sie. Schreckliche Zeiten! Herr Jesus Christus, sei uns armen Sündern gnädig!"

Aus der Menge sprang der Glasbläser Gorgoglio heraus und schwang eine lange Stange, auf deren Spitze ein blutiger Kopf saß, wie eine Trophäe.

Der Straßenjunge Farfaniccio sprang hinter ihm her und gröhlte: "Den Hunden ein hündischer Tod! Tod den Verrätern!"

Der Alte bekreuzigte sich gottesfürchtig und betete: "Herr, erlöse uns von der Wut des Volkes!"

Von der Zitadelle her ertönten Hörnersignale, Trommelwirbel, das Geknatter der Arkebusen und das Geschrei der stürmenden Soldaten. Plötzlich erdröhnte ein Schuß von einer der Bastionen der Festung, die ganze Erde zitterte, die Stadt schien unterzugehen. Es war ein Schuß aus der kupfernen Riesenbombe, die die Franzosen „Margot la Folle“, die Deutschen „Die tolle Grete“ benannt hatten.

Die Kugel schlug in ein brennendes Haus hinter dem Borgo Nuovo ein. Eine Feuerfäule stieg gen Himmel, und ein rötlicher Schein erleuchtete den Platz.

Wie schwarze Schatten drängten sich die Menschen zusammen und liefen von Schreden erfüllt durcheinander.

Leonardo beobachtete dieses gespensterhafte Treiben. Seine Entdeckung fiel ihm ein, und er glaubte in dem Aufblitzen des Feuers, im Geschrei des Volkes, im Dröhnen der Sturmglode, im Donner der Kanonen Licht- und Tontwellen zu sehen, die sich ebenso gleichmäßig schwangen wie die Wellen des vom hineingeworfenen Steine bewegten Wassers, die an der Oberfläche auseinander gingen, sich durchschnitten, nicht ineinander liefen und den Ort ihrer Entstehung immer als Mittelpunkt behielten. Eine große Freude erfüllte sein Herz bei dem Gedanken, daß Menschen niemals dieses Spiel nach ihrem Willen ändern könnten, diese Harmonie der endlosen unsichtbaren Wellen und dieses alles überragende Gesetz der Mechanik, in welchem der einzige Wille des Schöpfers zum Ausdruck gelangt, wonach das Verhältnis zwischen dem Sinus des Einfallswinkels und dem Sinus des Brechungswinkels immer dasselbe bleibt.

Die Worte, die er einst in sein Tagebuch geschrieben und die er so oft später wiederholt hatte, klangen in seinen Ohren: „O mirabile giustizia di te, primo motore!“ — „O über die bewunderungswürdige Gerechtigkeit von Dir, erster Urheber der Bewegung ... O staunenswerte Notwendigkeit!“

Mitten unter dem wahnsinnig gewordenen Volke bewahrte der Künstler die ewige Ruhe der Betrachtung, die dem stillen Mondschein glanze über dem roten Widerscheine der Feuersbrünste glich.

Am 4. Februar 1500 morgens kehrte Lodovico durch die Porta Nuova nach Mailand zurück.

Am Tage vorher war Leonardo nach Vaprio gereist.

* * *

Girolamo Melzi hatte einst am Hofe der Sforzas gedient. Er hatte vor zehn Jahren, als seine junge Frau starb, den Hof verlassen und war in seine einsame Villa am Fuße der Alpen, fünf Stunden nordwestlich von Mailand, gezogen. Hier lebte er fern von den Weltwirren als Philosoph, bebaute mit eigenen Händen seinen Garten und ergab sich dem Studium der geheimen Wissenschaften und der Musik, die er leidenschaftlich liebte. Man erzählte sich, daß Messer Girolamo Melzi die schwarze Magie nur betreibe, um den Schatten seiner verstorbenen Frau aus dem Jenseits zurückzurufen. Der Alchimist Galeotto Sacrobosco und Frater Luca Pacioli waren oft seine Gäste; man verbrachte ganze Nächte im Streite über Platonische Ideen und über die

Pythagoreische Zahlentheorie. Am meisten aber freute sich Melzi über den Besuch Leonardos.

Während des Baues des Martesana-Kanals war der Künstler oft in dieser Gegend gewesen und hatte die herrliche Villa lieb gewonnen.

Baprio lag am linken, steilen Ufer der Adda. Felsentriffe hinderten hier die Strömung des Flusses, und beständig hörte man das Brausen des Wassers, das an das Dröhnen der Meeresbrandung erinnerte. Zwischen den steilen Ufern aus verwittertem Sandstein wälzte die Adda wild und ungebändigt ihre grünen Wogen; neben ihr glitt das spiegelglatte, ruhige, gleich grüne Wasser des Kanals lautlos zwischen den ebenen Ufern dahin. Diesem Gegensatz schien Leonardo eine tiefe Bedeutung innezuwohnen; er verglich und konnte zu keiner Entscheidung gelangen, was schöner sei, die Schöpfung des menschlichen Verstandes und Willens, sein eigenes Werk, der Martesana-Kanal, oder dessen stolze, wilde Schwester, die schäumende Adda; beide standen seinem Herzen gleich nahe, beide Strömungen waren ihm gleich verständlich.

Von dem oberen Plateau des Gartens konnte man die ganze grüne Ebene der Lombardei zwischen Bergamo, Treviglio, Cremona und Brescia übersehen. Im Sommer duftete es von den weiten Kieselwiesen nach Heu. Auf den fruchtbaren Feldern ragten die Roggen- und Weizenhalme bis zu den Gipfeln der durch Weinreben miteinander verbundenen Obstbäume heran, so daß sich die Ähren mit Birnen, Äpfeln, Kirschen und Pflaumen berührten. Die ganze Ebene glich einem großen Garten. Im Norden erhoben sich die Berge von Como; über ihnen wurden im Halbkreise die Ausläufer der Alpen sichtbar, und noch weiter ragten die goldig-rosigen Schneefelder bis in die Wolken hinein. Zwischen der heiteren Ebene der Lombardei, wo jeder Winkel von der menschlichen Hand bebaut war, und den wilden, einsamen Alpenriesen fühlte Leonardo denselben Gegensatz und dieselbe Harmonie, wie zwischen dem stillen Gewässer der Martesana und der wildtobenden Adda heraus.

Zu gleicher Zeit mit Leonardo waren auch Frater Luca Pacioli und der Alchimist Sacrobosco, dessen Haus an der Porta Berzelliana von den Franzosen zerstört worden war, als Gäste in der Villa. Leonardo, der die Einsamkeit liebte, hielt sich von ihnen fern und befreundete sich mit dem kleinen Francesco, dem Sohne Melzis.

Furchsam und schüchtern wie ein Mädchen, scheute sich der Knabe lange Zeit vor ihm. Eines Tages aber, als er im Auftrage des Vaters Leonardos Zimmer betrat, gewahrte er die bunten Gläser, mit denen der Künstler die Geseze der Komplementärfarben studierte. Leonardo forderte ihn auf, durch die Gläser hindurchzusehen. Das gefiel dem Knaben. Die bekanntesten Gegenstände nahmen ein märchenhaftes

Aussehen an, bald sahen sie finster, bald heiter, bald drohend, bald freundlich aus, je nachdem er sie durch ein gelbes, blaues, rotes, lila oder grünes Glas ansah.

Auch eine andere Erfindung Leonardos machte ihm viel Freude — die Camera obscura. Francesco wußte nicht, was er vor Entzücken beginnen sollte, er klatschte in die Hände, wenn auf dem Bogen weißen Papiers ein lebendes Bild erschien, in dem er deutlich die sich drehenden Windmühlenflügel, die den Kirchturm umkreisenden Dohlen, die im Winde schwankenden Wipfel der Pappeln, den mit Reißig schwer beladenen, auf dem schmutzigen Wege bedächtig einherschreitenden, grauen Esel des Holzhackers Beppo erkennen konnte.

Am meisten aber interessierte sich der Knabe für den „Regenmesser“. Dieser bestand aus einem kupfernen, mit Feilstrichen versehenen Ringe und einem Stabe, an dem wie an einem Wagebalken zwei Glasfügel hingen, von denen die eine mit Wachs überzogen, die andere mit Baumwolle umwickelt war. Wenn nun die Luft feucht war, so sog die Baumwolle die Feuchtigkeit ein, die mit ihr umwickelte Kugel wurde schwerer und zog die mit Wachs überzogene um einige Feilstriche in die Höhe, so daß man den Grad der Feuchtigkeit leicht bestimmen konnte. Auf diese Weise zeigte die Schwankung des Wagebalkens die Witterung ein bis zwei Tage im voraus an. Der Knabe hatte sich seinen eigenen Regenmesser angefertigt und freute sich, wenn seine Wetterprophetie zum größten Erstaunen seiner Angehörigen eintrafen.

In der Dorfschule Don Lorenzos, des alten Abbatens im nächsten Kanonikat, war Francesco einer der Faulsten; die lateinische Grammatik lernte er nur mit Widerwillen auswendig, und bei dem Anblicke des mit Tinte beschmierten, grünen Rechenheftes verzog sich sein Gesicht. Aber Leonardos Wissenschaft war anders, sie schien dem Knaben interessanter als ein Märchen zu sein. Die mechanischen, optischen, akustischen und hydraulischen Apparate lockten ihn wie Zauberspielzeug. Er ermüdete nicht, von früh bis spät den Erzählungen Leonardos zu lauschen. Erwachsenen gegenüber war Leonardo verschlossen, da er wußte, daß ihm jedes unvorsichtige Wort Verdächtigungen und Spott eintragen konnte. Mit Francesco aber plauderte er vertrauensvoll und offen. Er belehrte ihn nicht bloß, sondern lernte auch von ihm. An die Worte des Heilandes gedenkend: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen,“ fügte er jetzt noch hinzu: „und tretet nicht ein in das Reich der Erkenntnis.“

In dieser Zeit schrieb er sein Buch über die Sterne.

In den März Nächten, wo der Frühlingsodem schon die kalte Luft durchhauchte, stand er mit Francesco auf dem Dache der Villa, beob-

achtete den Gang der Gestirne und zeichnete die Mondflecke ab, um sie später miteinander zu vergleichen und so zu ergründen, ob sie sich veränderten.

Eines Tages durchstach er ein Stück Papier mit einer Nadel und ließ den Knaben durch die Öffnung sehen. Francesco erblickte die Sterne ihrer Strahlen entkleidet, sie glichen hellen, runden, unendlich kleinen Punkten oder Kugeln.

„Diese kleinen Punkte,“ sagte Leonardo, „sind ungeheuer groß, viele derselben hundert-, ja tausendmal größer als unsere Erde, die übrigens nicht weniger fein und ebenso beachtenswert ist. Die Gesetze der Mechanik, die unsere Welt beherrschen und vom menschlichen Verstande entdeckt worden sind, regieren auch die übrigen Welten und Sonnen. Den Bewohnern anderer Planeten erscheint unsere Erde als ein ebenso unvergänglicher Stern, als ein ebenso helles Staubkorn, wie uns jene Welten.“

Francesco verstand den Sinn vieler von Leonardos Worten nicht. Als er aber, den Kopf hintenüber neigend, auf den Sternhimmel sah, wurde es ihm ängstlich zumute.

„Was ist denn da hinter den Sternen?“ fragte er.

„Andere Welten, Francesco, andere Sterne, die wir nicht sehen können.“

„Und hinter diesen?“

„Wieder andere.“

„Aber ganz zuletzt am äußersten Ende?“

„Es gibt kein Ende.“

„Wie — kein Ende?“ wiederholte der Knabe; Leonardo fühlte, wie die Hand des Knaben in der seinen erzitterte. Beim Scheine der ruhigen Flamme der Lampe, die auf einem kleinen Tische mitten unter astronomischen Instrumenten stand, gewahrte Leonardo, wie das Gesicht des Kindes plötzlich erblaßte.

„Wo ist denn,“ sagte Francesco langsam, mit steigendem Zweifel, „wo ist denn das Paradies, Messer Leonardo — die Engel, die Heiligen, die Madonna und der auf dem Throne sitzende Gott Vater und der Sohn und der Heilige Geist?“

Leonardo wollte ihm erwidern, daß Gott überall, sowohl in jedem Sandkörnchen wie auch auf den Sonnen, im ganzen Weltgebäude sei, aber er schwieg, weil er den kindlichen Glauben schonen wollte.

* * *

Als die Bäume auszuschlagen begannen, blieben Leonardo und Francesco tagelang im Garten der Villa und in den benachbarten Wäldern, um das Erwachen des Pflanzenlebens beobachten zu können.

Zuweilen zeichnete Leonardo einen Baum oder eine Blume; er bemühte sich, wie bei einem Porträt, das Lebensvolle, Eigentümliche und in keinem anderen Wesen wieder Vorkommende darzustellen.

Er lehrte Francesco, an den Jahresringen eines Baumes dessen Alter zu bestimmen und an der größeren oder geringeren Stärke derselben die Feuchtigkeit der betreffenden Jahre zu erkennen.

Er erzählte ihm, wie der Saft zwischen der grünen inneren Haut des Stammes, dem „Hemdchen“ — *camicia* —, und der äußeren Rinde letztere auseinandertreibe, runzle, in den vorjährigen Ritzen neue, tiefere bilde und so den Umfang des Baumes vergrößere. Wenn man einen Ast oder ein Stück Rinde abschneide, so führe die heilende Lebenskraft der verwundeten Stelle mehr Nahrungsaft als anderen Stellen zu, so daß mit der Zeit die Wunde mit einer dickeren Rinde überzogen würde. Der Strom dieses Lebensaftes sei so stark, daß er, die verletzte Stelle erreichend, sich nicht gleich unterbrechen könne, sich über die Wunde erhebe und nach außen trete als knotenartiger Auswuchs, „wie Blasen siedenden Wassers“.

Leonardo sprach über die Natur streng wissenschaftlich und sachlich, nur bemüht, sich klar auszudrücken. Die zarten Einzelheiten des Frühlingslebens der Pflanzen erklärte er mit einer so nüchternen Peinlichkeit, als ob es sich um eine tote Maschine handle. „Der vom Stamm und Ast gebildete Winkel ist um so spitzer, als der Zweig jünger und feiner ist.“ Auf die Gesetze der abstrakten Mathematik führte er die den Kristallen eigene, kornartige Bildung und Lage der Fichten-, Kiefern- und Tannennadeln zurück.

Francesco fühlte aber aus diesen ruhigen, gemessenen Worten Leonardos Liebe zu allem Lebenden heraus, sowohl zu dem jämmerlich, gleich dem Gesicht eines Neugeborenen zusammengeschrumpften kleinen Blättchen, als auch zu den mächtigen Ästen, die sich wie betende Hände aus dem Schatten zur Sonne emporstrecken, und zu der Stärke der Lebensäfte, die wie lebendes, siedendes Blut der verwundeten Stelle zusfließen.

Zuweilen blieb Leonardo im Waldesdickicht stehen und beobachtete lächelnd, wie aus den alten, vorjährigen, welken Blättern ein neues Pflänzchen sich hervordrängte, oder wie eine Biene sich abmühte, in den noch nicht ganz geöffneten Kelch eines Schneeglöckchens einzudringen.

Es herrschte so große Stille ringsumher, daß Francesco die Schläge seines eigenen Herzens hören konnte. Furchtsam erhob er seine Augen zu dem Meister empor. Durch die noch halb durchsichtigen Zweige der Bäume beschien die Sonne die blonden Haare Leonardos, seinen langen Bart und seine dichten Brauen; sie umgab seinen Kopf wie mit einem Glorionscheine; sein Gesicht war friedlich und schön. Er

glich in diesem Augenblicke dem alten Gotte Pan, der dem Wachsen des Grases, dem Gemurmel der Quellen und dem Erwachen aller geheimnisvollen Lebenskräfte lauscht.

Alles lebte und webte um ihn her; das ganze Weltall erschien ihm wie ein großer Körper und der menschliche Körper wie ein kleines Weltall.

In dem Taotropfen erblickte er das Ebenbild der die Erde umfassenden Wassersphäre. An den Schleusen des Städtchens Trezzo, das dicht bei Vaprio lag, da wo der Martesana-Kanal begann, beobachtete er die Wasserfälle und Strudel, die er mit den Wellen der Frauenlocken verglich.

„Beobachte,“ sagte er, „wie die Haare nach zwei Richtungen hin streben — die einen der Haupttrichtung nach, die durch ihre eigene Schwere bedingt wird, und die anderen sich zu Locken windend. Dasselbe ist auch beim Wasser der Fall, der eine Teil strebt in die Tiefe, der andere bildet die Strudel und die Wirbel, die den Locken gleichen.“

Diese räthelhaften Ähnlichkeiten, diese Gleichlänge in den Naturerscheinungen zogen Leonardo an.

Als er die Entstehung des Regenbogens erklärte, bemerkte er, daß dieselben Farbenspiele zuweilen im Gefieder der Vögel, in den Edelsteinen, im stehenden Wasser in der Nähe faulender Bäume, im auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden Fett und in alten, trüb gewordenen Gläsern vorkämen. In den Umrissen des Reifes auf den Bäumen und auf den eingefrorenen Fensterscheiben fand er Ähnlichkeiten mit lebenden Blättern, Blumen und Gräsern heraus; als ob der Natur bereits in diesen Kristallen der Eiszwelt wahr sagende Träume der Pflanzenwelt erschienen wären.

Zuweilen dünkte es ihm, als ob er sich einer neuen Welt der Erkenntnisse nähere, die vielleicht nur späteren Geschlechtern offenbar werden würde. So schrieb er über die Kraft des Magneten, des mit Tuch geriebenen Bernsteins, in sein Tagebuch: „Ich sehe keine Möglichkeit ein, daß der menschliche Geist sich diese Erscheinung erkläre. Ich halte den Magnetismus für eine von den vielen vom Menschen noch ungenügend erschöpften Kräften. Die Welt ist voll von unzähligen Möglichkeiten, die sich noch niemals offenbart haben.“

Eines Tages besuchte sie der in der Nähe von Vaprio, in Bergamo, wohnende Dichter Guidotto Prestinari. Er fühlte sich gekränkt, daß Leonardo seine Verse nicht genug gelobt hatte, und brach beim Abendessen einen Streit vom Baune über die Vorzüge der Dichtkunst vor der Malerei. Lange schwieg Leonardo. Schließlich erheiterte ihn die Aufregung des Dichters, und scherzend erwiderte er letzterem: „Die Malerei übertrifft die Dichtkunst schon deswegen, weil sie die Schöpfungen

Gottes darstellt und nicht menschliche Erfindungen, mit denen sich die Dichter, wenigstens die unserer Zeit, begnügen. Sie stellen nichts dar, sondern beschreiben nur, sie ahmen alles nur anderen nach und schmücken sich nur mit fremden Federn; sie dichten nur, indem sie den alten Krimstrams verschiedener Wissenschaften sammeln; man könnte sie mit den Händlern gestohlener Waren vergleichen ...“ Frater Luca, Girolamo Melzi und Galeotto bekämpften seine Worte. Leonardo ließ sich allmählich hinreißen und erwiderte nunmehr in vollen Ernste:

„Das Auge bietet dem Menschen eine größere Erkenntnis der Natur als das Ohr. Das Gesehene ist zuverlässiger als das Gehörte. Daher steht die Malerei — die stumme Dichtkunst — der Wissenschaft näher als die Dichtkunst — die blinde Malerei. Die Dichtkunst gibt nur einzelne aufeinanderfolgende Bilder wieder; in der Malerei stellen die wie Töne ineinander verschmolzenen Farben ein fertiges Ganze dar; daher besitzt sie wie die Musik einen weit höheren Grad der Harmonie als die Dichtkunst. Wo aber die Harmonie fehlt, gibt es keine Schönheit. Fragt doch den Verliebten, was er wohl lieber haben möchte: Das Bildnis seiner Geliebten oder eine Beschreibung derselben, selbst aus der Feder der größten Dichter.“

Unwillkürlich lachten alle über diesen Beweis.

„Folgenden Fall habe ich selbst erlebt,“ fuhr Leonardo fort: „Ein Frauenantlitz auf einem meiner Bilder gefiel einem Florentiner Jünglinge so sehr, daß er das Bild kaufte; er wollte alle Merkmale, daß es ein Heiligenbild darstelle, entfernen lassen, um es, ohne Furcht eine Gotteslästerung zu begehen, küssen zu können. Aber sein Gewissen besiegte die Leidenschaft. Er entfernte das Bild aus dem Hause, da er anders keine Ruhe finden konnte. Nun, ihr Poeten, versucht mit euren Gedichten eine derartige Leidenschaft zu wecken! Ja, meine Herren — ich spreche nicht von mir, ich weiß, mir fehlt noch viel — aber von einem Künstler, der die Vollkommenheit erreicht hat: Durch die Macht seiner Anschauung ist er wahrlich kein Mensch mehr. Will er die himmlische Herrlichkeit, wunderbare, komische, traurige, schreckliche Bilder schauen — über alles gebietet er wie ein Gott!“

Frater Luca tadelte den Meister, daß er seine Werke nicht sammle und drucken lasse. Der Mönch schlug ihm vor, einen Verleger zu suchen. Leonardo weigerte sich aber hartnäckig.

Er ließ sich nicht überreden; nicht eine einzige Zeile wurde von ihm, solange er lebte, gedruckt. Und doch schrieb er alle seine Gedanken nieder, als ob er sich mit dem Leser unterhielte. In einem seiner Tagebücher entschuldigte er im voraus das unordentliche Durcheinander, die Wiederholung seiner Aufzeichnungen: „Schilt mich nicht, Leser, deshalb, die Gegenstände sind zu zahlreich und mein Gedächtnis zu

schwach, um alles behalten zu können, was und wie ich es bereits besprochen habe, um so mehr, als ich mit großen Unterbrechungen in verschiedenen Lebensjahren schreibe.“

Um die Entwicklung des menschlichen Geistes darzustellen, zeichnete er eines Tages eine Reihe Tetraeder auf; der erste warf im Fallen den zweiten um, der zweite den dritten, der dritte den vierten und so weiter bis ins Unendliche. Als Unterschrift setzte er: „Einer drängt den anderen!“; dann fügte er noch hinzu: „Diese Tetraeder stellen das menschliche Leben und die Erkenntnis der Menschen dar.“

Auf einer anderen Zeichnung stellte er einen die Erde aufreißenden Pflug mit der Unterschrift „Ostinato rigore“ — „Eigensinnige Starrheit“ — dar.

Er war überzeugt, daß auch an ihn die Reihe in den umstürzenden Tetraedern kommen würde — daß die Menschen auch noch einmal seinen Ruf beantworten würden.

Er glich einem Menschen, der in der Finsternis zu früh erwacht war, während die anderen noch alle schliefen.

Einsam unter seinen Zeitgenossen, schrieb er seine Tagebücher mit geheimen Buchstaben für die entfernten Mitmenschen, für den Leser zukünftiger Jahrhunderte; für diesen zog der einsame Pflüger in der Morgendämmerung die geheimnisvollen Furchen mit „eigensinniger Starrheit“.

* * *

Ende März trafen in der Villa Melzi recht beunruhigende Nachrichten ein. Das Heer Ludwigs XII. hatte unter dem Oberbefehle des Sire de La Trémouille wieder die Alpen überschritten. Lodovico fürchtete den Verrat seiner Soldaten und vermied eine entscheidende Schlacht. Abergläubische Vorahnungen hatten ihn zu einem feigen alten Weibe gemacht.

Wie ein schwaches, entferntes Gewitter drangen die Gerüchte über Krieg und Frieden in die Villa Melzi.

Leonardo dachte weder an den König von Frankreich noch an den Herzog, er irrte mit Francesco auf den benachbarten Hügeln, in Tälern und Wäldern umher. Zuweilen verfolgten sie den Lauf eines Flusses bis in die walddreichen Berge hinein. Hier nahm er Arbeiter an und veranstaltete Nachgrabungen nach vorsintflutlichen Muscheln, versteinerten Seetieren und Pflanzen.

Eines Tages, als sie vom Spaziergange heimkehrten, setzten sie sich unter eine alte Linde am steilen Ufer der Adda. Die endlose Ebene mit den fruchtbaren Feldern und Wiesen lag zu ihren Füßen. Aus der Abenddämmerung leuchteten die hübschen, weißen Häuser Bergamos hervor. Die schneeigen Spitzen der Alpen schienen in der

Luft, die rein und klar war, zu schweben. Nur in weiter Ferne, fast am Rande des Horizontes, stiegen einige Wölkchen empor.

„Was ist das?“ fragte Francesco.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Leonardo. „Vielleicht gibt es eine Schlacht. Sieh da die Feuerblitze! Vielleicht sind es Kanonenschüsse. Sollte es ein Zusammenstoß der Franzosen mit den Unsrigen sein?“

In den letzten Tagen waren solche zufällige Scharmügel immer häufiger, bald hier, bald da in der Ebene der Lombardei vorgekommen.

Eine Zeitlang betrachteten beide diese auftauchenden Wölkchen mit Stillschweigen. Dann vergaßen sie dieselben und untersuchten aufmerksam die Ausbeute der letzten Ausgrabungen. Der Meister nahm einen spitzen, noch mit Erde bedeckten Knochen, der anscheinend einem vorjaintstulischen Fische angehört hatte, in die Hand.

„Wie viele Völker,“ sagte er nachdenklich vor sich hin und lächelte, „wie viele Herrscher mögen seit jener Zeit untergegangen sein, wo dieser Fisch in den tiefen Ausbuchtungen der Höhle, in der wir ihn heute gefunden haben, eingeschlafen ist? Wie viele Tausende von Jahren sind darüber hingegangen, wieviel Umwälzungen haben stattgefunden, während er so im Verborgenen ruhte und, von allen Seiten bedeckt, mit seinem von der Zeit zernagten Gerippe die schweren Erdklumpen stützte!“

Er zeigte mit der Hand auf die weite, vor ihnen liegende Ebene.

„Alles, was du hier siehst, Francesco, war einst der Meeresboden jenes Ozeans, der den größten Teil Europas, Afrikas und Asiens bedeckte. Die Meerestiere, die wir hier in den Bergen finden, sind Zeugen jener Zeiten, da die Gipfel der Apenninen nur Inseln in diesem großen Meere waren, und da, wo jetzt die Vögel über den Ebenen Italiens schweben, schwammen damals die Fische.“

Die in der Ferne blitzartig auftauchenden Rauchwölkchen fielen ihnen wieder in die Augen; sie erschienen ihnen jetzt, im rosigen Scheine der Abendröte, so unendlich klein, so friedlich, daß ihnen der Gedanke, sie rührten von einer Schlacht her, in der Leute sich gegenseitig hinhordeten, schwer fiel.

Ein Zug Vögel flog vorüber. Francesco verfolgte sie mit seinen Blicken, er dachte an die Fische, die einst die Wellen des großen Meeres, das ebenso tief, einsam und den Menschen unergründlich wie der Himmel selbst war, belebt hatten.

Beide schwiegen und dachten in diesem Augenblicke an ein und dasselbe: „Es ist doch ganz einerlei, wer den anderen besiegt — die Franzosen die Lombarden oder die Lombarden die Franzosen, einerlei, ob der König den Herzog oder die Unsrigen die Fremden. Vaterland, Politik, Ruhm, Krieg, Untergang der Reiche, Aufruhr der Völker, alles, was den Menschen groß und mächtig dünkt, gleicht es nicht dem im



Madonna in der Grotte
London

Abendrote glänzenden Wölkchen Pulverrauches mitten in der unendlichen Klarheit des ganzen Weltalls?“

* * *

In der Villa Melzi in Vaprio beendete Leonardo ein Gemälde, das er lange Zeit vorher, noch in Florenz begonnen hatte. Die mitten unter Felsen in einer Höhle sitzende Madonna umarmte mit der Rechten den kleinen Johannes den Täufer, mit der Linken beschattete sie ihr eigenes Kind; sie schien beide, den Menschen und den Gott, mit einer Liebe umfassen zu wollen. Johannes hatte andächtig die Hände gefaltet und kniete vor Jesus, der ihn mit zwei aufgehobenen Fingern segnete. An der Art und Weise, wie das Heilandskind ganz nackt auf der bloßen Erde saß, wie es das eine rundliche Beinchen unter das andere geschoben hatte, wie es sich auf die ausgestreckten Finger der fleischigen Hand stützte, ersah man, daß es noch nicht gehen, sondern nur kriechen konnte. Sein Gesicht drückte aber schon die vollkommenste Weisheit aus, die zu gleicher Zeit auch die kindlichste Einfalt ist. Der knieende Engel stützte mit der einen Hand den Heiland, mit der andern wies er auf Johannes hin. Das zarte, freundliche Gesicht, auf dem eine schmerzliche Ahnung ausgedrückt war, hatte er dem Beschauer zugewendet. Im Hintergrunde beschien die Sonne durch Regennebel hindurch die bläulichen Spitzen stalaktitenähnlicher Felsen. Diese vom Salzwasser zernagten, ausgehöhlten Felsen erinnerten an den ausgetrockneten Grund des Ozeans. In der Höhle herrschte ein tiefer Schatten wie unter dem Wasser. Das Auge konnte kaum die unterirdische Quelle, die breiten Blätter der Wasserpflanzen, die kleinen Rische der bleichen Frisblüten erkennen. Es schien, als ob man die von oben herabfallenden Wassertropfen, die sich aus den überhängenden, schwarzen Dolomitschichten durch das Dickicht von Schlingpflanzen, Schachtelhalmen und Efeu hindurchdrängten, hören könne. Nur das kindliche, fast jungfräuliche Gesicht der Madonna leuchtete im Halbdunkel wie feiner, von einer Flamme umgebener Marmor. Die Himmelkönigin erschien den Menschen zum ersten Male in einem geheimnisvollen Dunkel, in einer unterirdischen Höhle — vielleicht einem Zufluchtsorte des alten Pan und seiner Nymphen — dicht am Herzen der Natur; sie, das Geheimnis aller Geheimnisse, die Mutter des Gottmenschen im Innern der Mutter Erde.

Es war das Werk eines großen Künstlers und eines großen Gelehrten zu gleicher Zeit. Leonardo hatte die Verschmelzung von Schatten und Licht, die Gesetze des Pflanzenlebens, den Bau des menschlichen Körpers, die Gesetze des Faltenwurfes und des Fallens der Frauenlocken, die sich wie Wasserstrudel ringelten, beobachtet. Alles aber, was der Gelehrte mit „eigenfönniger Starrheit“ erprobt und mit strenger

Genauigkeit wie eine leblose Maschine gemessen hatte, hatte der Künstler zu einem göttlichen Ganzen vereinigt, in eine lebendige Schönheit, in eine stumme Musik, in eine geheimnisvolle Hymne auf die allerreinste Jungfrau, die Mutter alles Daseins, verwandelt. Mit gleicher Liebe und Erkenntnis hatte er die feinen Aderchen auf den Kelchblättern der Iris, die Grübchen am rundlichen Ellbogen des Kindes, die tausendjährigen Risse im Dolomitgestein, das Zittern des tiefen Wassers in der unterirdischen Quelle und das Zittern des tiefen Schmerzes auf dem Antlitz des Engels dargestellt.

Er wußte alles und liebte alles, weil die große Liebe die Tochter der großen Erkenntnis ist.

* * *

Der Alchimist Galeotto Sacrobosco war auf den Einfall gekommen, einen Versuch mit dem „Stabe des Merkur“ anzustellen. So nannte man Stöcke aus Myrten-, Mandel-, Tamarinden- oder anderem „astrologischen“ Holze, das angeblich den Metallen verwandt war. Diese Stäbe dienten dazu, um in den Bergen kupferne, goldene und silberne Adern aufzufinden.

Zu diesem Zwecke begab er sich mit Messer Girolamo Melzi an das östliche Ufer des Leccoer Sees, das als reich an Metallen bekannt war. Leonardo begleitete sie, obgleich er an den Stab des Merkur nicht glaubte und ihn ebenso verspottete wie die anderen Hirngespinnste der Alchimisten.

Nicht weit vom Dorfe Mandello, am Fuße des Berges Campione, befand sich eine Eisengrube. Die Bewohner der Umgegend erzählten sich, daß darin vor einigen Jahren der Boden durchgebrochen sei und eine Menge Arbeiter hinabgestürzt wären, daß Schwefeldämpfe in der Tiefe aus den Spalten der Felsen hervordrängen, und daß ein hineingeworfener Stein mit allmählich dumpfer werdendem Gepolter den Grund nicht erreichen könne, weil der Abgrund überhaupt keinen Boden besäße.

Diese Erzählungen weckten die Neugierde Leonardos. Er beschloß, die verlassene Grube zu erforschen, während seine Gefährten die Versuche mit dem Stabe des Merkur anstellten. Die Landleute weigerten sich aber, ihn dorthin zu begleiten, weil sie der Meinung waren, daß ein böser Geist in der Grube herrsche. Endlich erklärte sich ein alter Bergmann dazu bereit.

Ein steiler, dunkler, brunnenähnlicher Gang mit halbzerfallenen, glatten Stufen führte in der Richtung nach dem See zu in die Schächte hinein. Der Begleiter ging mit einer Laterne voraus, ihm folgte Leonardo, Francesco auf den Armen tragend. Trotz der Vorstellungen des Vaters und Leonardos Weigerung hatte der Knabe darauf bestanden, mitgehen zu dürfen.

Der unterirdische Gang wurde immer enger und steiler. Sie hatten bereits zweihundert Stufen gezählt, es ging noch immer tiefer, es schien, als würde es kein Ende haben. Eine dumpfe Feuchtigkeit stieg von unten empor. Leonardo klopfte mit einem Spaten an die Wände, horchte auf den Klang, untersuchte die Steine, die Erdschichten, die Glimmeradern im Granit.

„Du fürchtest dich wohl?“ fragte Leonardo mit freundlichem Lächeln, als er fühlte, wie der Knabe sich an ihn schmiegte.

„Nein, bei Euch fürchte ich mich nicht.“

Nach einer kleinen Pause fügte Francesco leise hinzu: „Ist es wahr, Messer Leonardo, der Vater sagt, Ihr wolltet uns bald verlassen?“

„Ja, Francesco.“

„Wo wollt Ihr hin?“

„Nach der Romagna, in den Dienst Cesares, des Herzogs von Valentinois.“

„In die Romagna? Ist das weit von hier?“

„Einige Tagereisen von hier.“

„Einige Tagereisen?“ wiederholte Francesco. „Das bedeutet soviel, als daß wir uns nie wiedersehen werden?“

„Nein, weshalb? Ich werde euch wieder besuchen, sobald meine Zeit es mir gestatten wird.“

Der Knabe wurde nachdenklich, dann umschlang er mit seinen beiden Armen zärtlich den Hals Leonardos, schmiegte sich noch fester an ihn heran und flüsterte:

„Oh, Messer Leonardo, nehmt mich mit Euch!“

„Was fällt dir ein, Knabe? Wie wäre das möglich? Dort herrscht ja der Krieg ...“

„Mag Krieg sein! Ich sage Euch ja, bei Euch fürchte ich mich vor nichts ... Hier ist es ja schrecklich, aber wenn es auch noch schrecklicher wäre — ich fürchte mich nicht. Ich werde Euer Diener sein, die Kleider reinigen, die Stuben ausfegen, die Pferde warten, auch — Ihr wißt es ja — verstehe ich Muscheln zu suchen und Kohlenabdrücke von den Pflanzen zu nehmen. Ich werde wie ein Erwachsener alles tun, was Ihr mir befehlen werdet ... Nehmt mich nur mit, Messer Leonardo, verstoßt mich nicht!“

„Was würde dein Vater dazu sagen? Oder glaubst du, daß er dazu seine Einwilligung geben würde?“

„Er wird mich von sich lassen! Ich werde ihn darum bitten. Er ist gut. Er wird es mir nicht abschlagen, wenn ich weinen werde ... Wenn er aber nicht einwilligen sollte, so gehe ich heimlich fort ... Sagt nur, daß Ihr es mir gestattet ... Darf ich?“

„Mein, Francesco — ich weiß, du sagst es nur so leichtfertig hin, du wirst deinen Vater nicht verlassen. Er ist alt, unglücklich! Du mußt Mitleid mit ihm haben.“

„Sicher würde er mir leid tun — aber Ihr ja auch. Messer Leonardo, Ihr wißt es ja nicht, Ihr haltet mich für ein Kind; aber ich weiß alles. Die Tante Bona sagt, Ihr wäret ein Zauberer; auch der Schullehrer Don Lorenzo sagt, Ihr wäret schlecht — ich könnte meine Seele im Umgange mit Euch einbüßen. Einst, als er Euch schlecht machte, habe ich ihm eine derartige Antwort gegeben, daß er mich beinahe geschlagen hätte. Alle fürchten sich vor Euch ... Ich aber fürchte mich nicht, denn ich weiß, Ihr seid besser als alle anderen, ich will immer bei Euch bleiben!“

Leonardo streichelte ihm schweigend das Haar; es fiel ihm plötzlich ein, daß er vor wenigen Jahren einen kleinen Knaben, jenen, der am Feste des Moro das Goldene Zeitalter dargestellt hatte, ebenfalls in seinen Armen getragen hatte.

Die Augen Francescos trübten sich plötzlich, er ließ die Lippe herunterhängen und flüsterte leise:

„Nun, wie denkt Ihr? Mag es sein, wie es will! Ich weiß ja, warum Ihr mich nicht mit Euch nehmen wollt. Ihr liebt mich nicht ... Ich aber ...“

Er fing heftig zu schluchzen an.

„Höre auf, Knabe. Schämst du dich denn nicht? Paß lieber auf, was ich dir sagen werde. Wenn du älter sein wirst, nehme ich dich unter meine Schüler auf, wir werden herrlich miteinander leben und uns nie mehr voneinander trennen.“

Francesco schlug seine Augen zu ihm empor, auf seinen Wimpern glänzten noch die Tränen; er sah ihn mit einem langen, prüfenden Blicke an.

„Ist es wahr, daß Ihr mich aufnehmen werdet? Vielleicht sagt Ihr es bloß, um mich zu beruhigen, und vergeßt es dann wieder?“ —

„Nein, ich verspreche es dir, Francesco.“

„Ihr versprecht es mir? In wieviel Jahren nehmt Ihr mich auf?“

„Nun, nach acht bis neun, wenn du fünfzehn Jahre alt sein wirst ...“

„Neun“ — zählte er sich an den Fingern ab — „und dann trennen wir uns niemals wieder?“

„Niemals, bis an unser Ende.“

„Nun gut — wenn es gewiß ist, und gewiß muß es sein — nach neun Jahren?“

„Ja, du kannst dich darauf verlassen.“

Francesco lächelte glücklich; er liebte ihn nach Art der Katzen, indem er sich mit der Wange an seinem Gesichte rieb.

„Denkt Euch, Messer Leonardo, wie wunderbar! Einst träumte mir, ich stiege im Dunkeln lange, lange Treppen hinab, gerade wie jetzt; mich dünkte, daß es immer so fortgehen, daß es kein Ende haben würde. Jemand trug mich auf den Armen. Ich erkannte kein Gesicht. Aber ich weiß, daß es meine Mutter war. Ich kann mich ja ihres Aussehens nicht mehr erinnern. Sie starb, als ich noch ganz klein war. Und jetzt — ist dieser Traum Wahrheit geworden. Nur Ihr seid es und nicht mein Mütterlein. Aber ich fühle mich bei Euch ebenso wohl wie bei ihr; auch fürchte ich mich nicht . . .“

Leonardo sah ihn mit großer Zärtlichkeit an. In der Dunkelheit leuchteten die Augen des Kindes in einem geheimnisvollen Glanze. Es streckte ihm seine roten, halbgeöffneten Lippen vertrauensvoll, als ob er wirklich die Mutter wäre, entgegen. Der Meister küßte sie — ihm schien es, als ob Francesco ihm in diesem Kusse seine ganze Seele dahingebe. Er fühlte, wie das Herz des Kindes an seiner Brust schlug. Mit festem Schritte und unermüdlicher Behutsamkeit stieg Leonardo, der Laterne seines Führers folgend, immer tiefer die schrecklichen Stufen der Eisengrube in die Unterwelt hinab.

* * *

Als sie nach Hause zurückkehrten, wurden die Bewohner Baprios durch die Nachricht von der Annäherung des französischen Heeres erschüttert.

Der König hatte im Zorn über den Verrat und die Empörung Mailand der Plünderung der Söldner preisgegeben. Wer irgend konnte, flüchtete in die Berge. Auf den Landstraßen drängten sich die mit Hausgerät, Frauen und Kindern beladenen Wagen. Nachts konnte man aus den Fenstern der Villa den „roten Hahn“, den Widerschein der Feuersbrünste in der Ebene, erblicken. Von Tag zu Tag erwartete man eine Schlacht unter den Mauern Novaras, die das Schicksal der Lombardei entscheiden mußte.

Eines Tages verkündete Frater Luca Pacioli, der in der Stadt gewesen und wieder zurückgekehrt war, die letzten furchtbaren Ereignisse. Auf den 10. April war die Schlacht angesetzt. Morgens, als der Herzog Lodovico, aus Novara kommend, sein Heer in Schlachtdrängung stellte, weigerte sich seine Hauptmacht, die Schweizer Söldner, die vom Marschall Tribulzio bestochen waren, ihm in die Schlacht zu folgen. Mit Tränen in den Augen beschwor sie der Herzog, ihn nicht zu verderben, und schwur, ihnen im Falle des Sieges einen Teil seines Besitzes zu geben. Sie ließen sich jedoch nicht erbitten. Lodovico versuchte im Gewande eines Mönches zu fliehen. Aber ein Schweizer aus Luzern, namens Schattenhalb, verriet ihn den Franzosen. Der Herzog wurde gefangen genommen und vor den Marschall geführt, der den Schweizern 30000 Dukaten, die „dreißig Silberlinge Judas des Verräters“, auszahlen ließ.

Ludwig XII. beauftragte Sire de La Trémouille, den Gefangenen nach Frankreich überzuführen. Derjenige, der nach den Worten eines Hofpoeten der „Bornehmste nach Gott“ gewesen war, der „Der Welten Steuer und Fortunas Rad“ gelenkt hatte, wurde auf einem Leiterwagen, in einem eisernen Käfige, wie ein gefangenes Raubthier nach Frankreich gebracht. Man erzählte sich, der Herzog habe sich bei seinen Aufsehern die besondere Gnade ausgebeten, Dantes „Göttliche Komödie“ zum Studium mitnehmen zu dürfen.

Der Aufenthalt in der Villa wurde mit jedem Tage gefährlicher. Die Franzosen verheerten die Romellina, die Landsknechte Seprio, die Venetianer die Umgegend von Martesana. Räuberhorden zeigten sich in der Nähe von Baprio. Messer Girolamo Melzi reiste mit Francesco und der Tante Bona nach Chiavenna.

Leonardo brachte in der Villa Melzi die letzte Nacht zu. Nach seiner Gewohnheit verzeichnete er in seinem Tagebuch alles Interessante, was er im Laufe des Tages gesehen oder gehört hatte.

„Wenn der Vogel einen kurzen Schwanz,“ schrieb er in jener Nacht, „aber breite Flügel besitzt, so schwingt er dieselben kräftig und dreht sich gegen den Wind, damit derselbe ihm unter die Flügel wehe und ihn so emporhebe, wie ich es an dem Fluge eines jungen Habichtes am Kirchturm von Baprio, links von der Straße nach Bergamo, am 14. April 1500 beobachtet habe.“

Gleich daneben schrieb er:

„Der Herzog verlor sein Land, sein Vermögen und seine Freiheit, und keins seiner Werke wurde von ihm vollendet.“

Er fügte kein Wort hinzu — als ob ihm der Untergang eines Mannes, mit dem er sechzehn Jahre verlebt hatte, und der Sturz des mächtigen Hauses Sforza weniger beachtenswert und interessant erschienen wären als der einsame Flug eines Raubvogels.



Elftes Kapitel.

Die Flügel werden kommen.

1500.

In Toskana, zwischen Pisa und Florenz, unweit des Städtchens Empoli, am westlichen Abhange des Monte Albano, lag das Dorf Vinci, der Geburtsort Leonardos.

Nachdem Leonardo seine Geschäfte in Florenz geordnet hatte, wollte er vor seiner Reise in die Romagna zu Cesare Borgia dieses

Dorf noch einmal besuchen. Es lebte daselbst sein alter Onkel Francesco da Vinci, ein Bruder seines Vaters, den die Seidenzucht reich gemacht hatte. Von allen Verwandten liebte dieser allein seinen Neffen. Leonardo wünschte ihn zu sehen und wenn möglich den Mechaniker Zoroastro da Peretola, der sich noch immer nicht von seinem schrecklichen Sturze erholt hatte, in seinem Hause unterzubringen. Dem armen Zoroastro stand die Aussicht bevor, sein ganzes Leben lang Krüppel zu bleiben. Die Bergluft, die ländliche Stille und Ruhe sollten ihm, so hoffte der Meister, bessere Dienste leisten als jede ärztliche Behandlung.

Allein, auf einem Maultiere reitend, zog Leonardo aus Florenz durch die Porta al Prato, dem Laufe des Flusses Arno folgend. Beim Städtchen Empoli verließ er die Flußniederung mit der großen nach Pisa führenden Landstraße und schlug einen Seitenweg ein, der sich an den einförmigen Hügeln schlangenartig dahinwand. Der Tag war trübe und nicht besonders heiß. Die mattweiße, im Nebel verschwommene Sonnenscheibe verkündete mit ihrem spärlichen, trüben Scheine Nordwind.

Die Fernsicht erweiterte sich zu beiden Seiten der Straße. Die Hügel stiegen gleichmäßig, wellenförmig empor, und hinter ihnen erhoben sich die Berge. Auf den kleinen Wiesen wuchs spärliches, blasses Gras. Die ganze Umgegend war grünlich-grau verschwommen, fast ärmlich aussehend, an den Norden erinnernd — die Felder mit ihren blassen Halmen, die endlosen mit Mauern umgebenen Weinberge, die in regelrechten Vierecken voneinander abstehenden Olivenbäume, deren krumme Stämme Spinnengewebe ähnliche Schatten auf die Erde warfen — alles stand im schärfsten Gegensatze zu den üppigen, fruchtbaren Tälern und Hügelungen der Lombardi. Ab und zu traten vor einer einsamen Kapelle oder vor einem öden Landhause, mit Gitterfenstern an den gelben Wänden und einem ziegelgedeckten Vorbaue für die ländlichen Geräte, die Reihen der schwarzen, spindelähnlichen Zypressen klar und deutlich hervor; sie ähnelten denen, die auf den Bildern der alten Florentiner Meister dargestellt sind.

Die Berge schienen zu wachsen, ein allmählicher, aber ununterbrochener Aufstieg war erkennbar. Es atmete sich freier. Der Reisende ritt an Sant' Afano, Calistri, Lucardi und der Kapelle San Giovanni vorüber. Während es allmählich zu dunkeln begann, die Wolken sich verzogen und die Sterne sichtbar wurden, erhob sich ein frischer Wind, der kalte, scharf heulende Nordwind, Tramontana genannt.

Plötzlich tauchte hinter einer scharfen Ecke das Dorf Vinci auf. Hier gab es fast keine ebene Fläche mehr. Die Hügel wurden zu Bergen, die Ebene zu Hügeln. Auf einem derselben lag der aus Steinhäusern bestehende, enge Ort. Am Abendhimmel zeichnete sich der schwarze

Turm einer alten Festung ab. In den Fenstern der Häuser schimmerte Licht.

Am Fuße des Hügels brannte vor einer in einer Mauernische stehenden, aus Ton gebrannten und mit weißer und blauer Glasur überzogenen Madonna, die Leonardo von Kindheit an bekannt war, eine ewige Lampe. Vor dem Muttergottesbilde kniete ein Weib in einem dunklen, ärmlichen Kleide — wahrscheinlich eine Bäuerin. Sie hatte sich ganz niedergebückt und das Gesicht mit den Händen bedeckt. „Caterina,“ flüsterte Leonardo. Es war der Name seiner verstorbenen Mutter, einer einfachen Bauersfrau aus Vinci.

Als er die Brücke, die über einen reißenden Bach führte, hinter sich hatte, schlug er einen engen, zwischen Gartenmauern sich hinziehenden Pfad ein. Hier war es bereits ganz finster. Ein über die Mauer hängender Rosenzweig streifte, als ob er ihn in der Dunkelheit küssen wollte, sein Gesicht. Ein frischer Wohlgeruch erfüllte die Luft.

Vor einem in der Mauer befindlichen, hölzernen Tore stieg Leonardo aus dem Sattel, nahm einen Stein und schlug an die eiserne Klammer. Es war das Haus, das einstmals seinem Großvater, Antonio da Vinci, gehört und in dem Leonardo seine Kindheit verlebt hatte, das jetzige Eigentum seines Onkels Francesco.

Es erfolgte keine Antwort. Nur das Rauschen des Gebirgsbaches in der Schlucht unterbrach die Stille. Oben im Dorfe fingen die vom Klopfen aufgeschreckten Hunde zu bellen an, und vom Hofe her antwortete das heisere, abgerissene Geheul eines vermutlich sehr alten Rötters.

Endlich kam ein zusammengegebückter, silberhaariger Greis mit einer Laterne. Er war taub und verstand lange Zeit nicht, was Leonardo von ihm wollte. Als er ihn aber endlich erkannte, fing er vor Freude zu weinen an, ließ beinahe die Laterne fallen, küßte die Hände des Herrn, den er vor vierzig oder noch mehr Jahren auf seinen Armen getragen, und wiederholte unter Tränen: „O Signore, Signore, Leonardo mio!“ Der Haushund wedelte indes träge mit dem Schweife. Giambattista — so hieß der alte Gärtner — teilte mit, daß Messer Francesco abwesend sei und erst nach ein oder zwei Tagen wiederkehren werde. Leonardo entschloß sich zum Bleiben, um so mehr, als am andern Morgen Zoroastro und Boltraffio aus Florenz eintreffen sollten.

Der Greis führte ihn ins Haus, das augenblicklich ganz leer war — die Kinder Francesco's lebten in Florenz —, machte sich emsig zu schaffen und rief seine sechzehnjährige, blondlockige Enkelin, bei der er das Abendessen bestellte; Leonardo hat aber bloß um Brot, eine Flasche heimischen Weins und einen Krug Quellwasser von der Besitzung seines Onkels

das wegen seiner Frische berühmt war. Messer Francesco lebte trotz seines guten Auskommens wie sein Großvater und Urahne so einfach, daß es den Leuten, die an die Bequemlichkeiten der Großstadt gewöhnt waren, fast ärmlich erscheinen mußte.

Leonardo betrat die ihm bekannte untere Stube, die zugleich als Wohnzimmer und Küche diente. Sie enthielt wenige, plumpe Stühle, Bänke und Laden aus geschnitztem Holze, das vom Alter dunkel und spiegelblank geworden war. An der Wand stand auf einem Regal schweres zimmernes Gerät; die Balken, an denen Bündel getrockneter Arzneikräuter hingen, waren vom Rauche geschwärzt, ein mächtiger Herd stand auf dem steinernen Fußboden. Die einzige Neuerung waren die einförmigen, dicken, grünen Scheiben, aus denen die Fenster bestanden. Leonardo erinnerte sich, daß in seiner Kindheit diese Fenster, wie in allen anderen Häusern der toskanischen Bauern, mit gewachster Leinwand verhängt wurden, so daß selbst am Tage nur Dämmerung in den Zimmern herrschte. In den Räumen des oberen Stockes, die als Schlafzimmer benutzt wurden, waren die Fenster aber nur durch Holzladen verschlossen, und es kam daher an den Wintermorgen oft vor, daß das Wasser im Waschbecken eingefroren war. Denn die Kälte tritt in diesen Gegenden nicht selten äußerst grimmig auf.

Der Gärtner machte ein Feuer aus wohlriechendem Gebirgsheidekraut und Wacholder und zündete eine kleine Lampe an, die an einer kupfernen Kette hing. Es war eine Tonlampe mit engem Halse und Handgriff, wie man sie in den alten etruskischen Gräbern häufig findet. Ihr zarter Schein nahm sich in der ärmlichen Stube noch prächtiger aus. Hier, in dem weltfernen Winkel Toskanas, hatten sich in der Sprache, im Hausgerät, in den Volksgebräuchen noch Spuren des Altertums erhalten.

Während das junge Mädchen das runde, flache, einem Fladen ähnliche Brot, eine Schüssel mit Lattichsalat in Essig, einen Krug Wein und getrocknete Feigen emsig herbeibrachte und auf den Tisch stellte, ging Leonardo ins obere Stockwerk. Auch hier war alles beim Alten geblieben. In der Mitte des niedrigen, aber geräumigen Gemaches stand noch dieselbe mächtige, viereckige Bettstelle, in der eine ganze Familie Unterkommen finden konnte und in der vor Zeiten die Großmutter Nonna Lucia, die Frau des Antonio da Vinci, mit dem kleinen Leonardo geschlafen hatte. Noch ebenso wie damals hingen ein Kreuzifix, ein Bild der Madonna, eine Weihwassermuschel, ein Bündel grauen, getrockneten Grases, das „nebbia“ — „Nebel“ — genannt wurde, und ein altes Blatt Papier, das mit einem lateinischen Gebete beschrieben war, an der Wand.

Leonardo kehrte ins untere Zimmer zurück, setzte sich an das Feuer, trank den mit Wasser gemischten Wein aus einer hölzernen Schale, die

noch nach frischem Olivenholz duftete, und blieb, als Giambattista und seine Enkelin zur Ruhe gegangen waren, noch lange in Gedanken versunken sitzen.

* * *

Er dachte an seinen Vater, den Notarius der Florentiner Gemeinde, Ser Piero da Vinci, den er vor wenigen Tagen in Florenz in seinem bequem eingerichteten Hause auf der lebhaften Via Ghibellina gesehen hatte, einen siebzigjährigen, rüstigen Greis mit rotem Gesicht und weißem, lockigen Haar. Leonardo war in seinem ganzen Leben keinem zweiten Menschen begegnet, der so am Leben geblieben hätte als Ser Piero. In den längst vergangenen Jahren hegte der Notarius eine väterliche Liebe zu seinem natürlichen Erstgeborenen. Als aber die beiden ältesten legitimen Söhne, Antonio und Giuliano, heranwuchsen, fürchteten sie, daß der Vater sie zugunsten des Ältesten am Erbe schmälern würde, und bemühten sich, Leonardo mit dem Vater zu entzweien. Bei seinem letzten Zusammensein mit seiner Familie fühlte sich Leonardo als Fremder. Eine besondere Betrübniß über das zu jener Zeit verbreitete Gerücht seiner Gottlosigkeit trug sein Bruder Lorenzo zur Schau, der, an Jahren fast noch ein Knabe, ein gelehriger Schüler Savonarolas, „ein Greiner“, war, bereits ein Geschäft besaß und der Innung der Florentiner Wollkammer angehörte. Oft lenkte er in Gegenwart des Vaters das Gespräch mit Leonardo auf den christlichen Glauben, die Notwendigkeit der Buße, die Demut, warnte ihn vor den keßerischen Meinungen einzelner neuerer Philosophen und schenkte ihm zum Abschied ein von ihm selbst zur Seelenrettung verfaßtes Buch.

Jetzt, vor dem Kamine des alten Familienzimmers sitzend, zog Leonardo das sorgfältig geschriebene Buch hervor. „Tavola del confessionario descritto per me, Lorenzo di Ser Piero da Vinci, Fiorentino, mandata alla Nanna, mia cognata.“ — „Beichtbuch, von mir, Lorenzo di Ser Piero da Vinci, einem Florentiner, selbst verfaßt und Nanna, meiner Schwägerin, gewidmet.“ Diesem Titel war noch in kleinerer Schrift hinzugefügt: „Ein äußerst nützlichcs Handbuch für alle diejenigen, die ihre Sünden beichten wollen. Nimm dies Buch zur Hand und lies. Wenn du in der Inhaltsangabe auf deine Sünden stößt, so zeichne dir die Stelle an, lasse aus, worin du dich unschuldig fühlst, so wird es auch einem anderen von Nutzen sein, da du überzeugt sein kannst, daß auch tausend Zungen diesen Stoff nicht erschöpfen können.“

Es folgten ein von dem jungen Wollkammer mit wahrer Kleinrämerei zusammengestelltes Verzeichniß aller Sünden und acht gottesfürchtige Betrachtungen, „die jeder Christ in seiner Seele anstellen muß, wenn er an das Geheimniß der Beichte herantreten will“.

Mit theologischer Spitzfindigkeit erörterte Lorenzo die Frage, ob es eine Sünde sei, unverzollte Tuche und andere Wollwaren zu tragen. „Was die Seele anbetrifft, so kann ihr ein solches Tragen ausländischer Waren nicht schaden, wenn der Zoll ein ungerechtfertigter sein sollte. Daher mag, geliebte Brüder und Schwestern, euer Gewissen darüber beruhigt sein. Sollte aber jemand fragen wollen: „Lorenzo, worauf begründest du diese deine Ansicht über die ausländischen Tuche?“ so antwortete ich ihm: „Im vergangenen Jahre 1499 befand ich mich in Geschäften in der Stadt Pisa; da hörte ich in der Kirche San Michele eine Predigt des Dominikaner-Mönches Frater Zanobi, der mit erstaunlicher, fast unglaublicher Fülle von gelehrten Beweisen dasselbe über die ausländischen Tuche ausführte wie ich jetzt.“

Zum Schluß erzählte Lorenzo weitschweifig, wie ihn der „Dämon der Hölle“ — demonio infernale — vom Schreiben dieses für die Seele heilsamen Buches abgehalten habe. Unter anderem hätte er den Einwand geltend gemacht, daß Lorenzo nicht die notwendige Gelehrsamkeit und Redegewandtheit besäße, und daß es ihm, dem ehrsamem Wollkämmer, besser zieme, sich um sein Geschäft als um das Verfassen von geistlichen Büchern zu kümmern. Er habe aber die Versuchungen des Teufels überwunden und sei zu der Überzeugung gelangt, daß es bei einem solchen Werke weniger auf gelehrte Kenntnisse und Redegewandtheit als auf christliche Philosophie und Andacht ankäme. Infolgedessen habe er mit Gottes und der heiligen Jungfrau Maria Hilfe dieses Buch beendet, das er „seiner Schwägerin Nanna, sowie allen Brüdern und Schwestern in Christo“ widme.

Leonardo lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Beschreibung der vier christlichen Haupttugenden, die Lorenzo, wohl nicht ohne Hintergedanken in bezug auf seinen Bruder, den berühmten Künstler, den Malern unter folgenden Allegorien darzustellen anriet: die Klugheit mit drei Gesichtern, zum Zeichen, daß sie die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu erkennen vermag; die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage; die Kraft an eine Säule gelehnt; die Mäßigkeit: in der einen Hand den Zirkel, in der anderen die Schere, „mit der sie jeden Überfluß abschneidet“.

Aus diesem Traktat wehte Leonardo ein bekannter Geist entgegen, die bürgerliche Gottesfurcht, die seine Kinderjahre umgeben hatte und in der Familie von Geschlecht auf Geschlecht überging.

Schon hundert Jahre vor seiner Geburt waren die Ahnen seines Hauses ebenso ehrbare, sparsame, gottesfürchtige Beamte der Florentiner Gemeinde gewesen wie sein Vater Ser Piero. Schon im Jahre 1339 war zum erstenmal in den Akten der Urgroßvater des Künstlers, ein gewisser Ser Guido di Ser Michele da Vinci, als „Notajo“ der

Regierung erwähnt worden. Wie ein Lebender stand sein Großvater Antonio vor seinem Geiste. Die Lebensweisheit des Großvaters glich auf ein Haar der des Enkels Lorenzo. Er lehrte seine Kinder, nach nichts Erhabenem zu streben — weder nach Ruhm, nach Ehren, nach Staats- oder kriegerischen Ämtern, noch nach übermäßigem Reichtum oder Gelehrsamkeit.

„Die richtige Mitte einzuhalten,“ pflegte er zu sagen, „ist der sicherste Lebensweg.“

Leonardo glaubte die ruhige und nachdrückliche Stimme des Greises zu hören, mit der er diese Lebensregel von der „goldenen Mittelstraße“ verkündete.

„Meine Kinder, nehmt die Ameisen zum Vorbilde, die sich bereits heute um die Bedürfnisse des morgenden Tages sorgen. Werdet sparsam und mäßig. Mit wem soll ich einen guten Haushalter, einen guten Familienvater vergleichen? Ich vergleiche ihn mit einer Spinne, die im Mittelpunkte des weitausgespannten Gewebes sitzt und zur Hilfe herbeieilt, sobald sie das geringste Zittern eines Fadens wahrnimmt.“

Er verlangte, daß sich alle Familienglieder täglich zum abendlichen Ave-Maria-Läuten zusammenfänden. Er selbst ging ums ganze Haus herum, schloß die Pforte, trug die Schlüssel in die Schlafstube und versteckte sie unter das Kopfkissen. Nicht die geringste Kleinigkeit in der Wirtschaft entging seinen Blicken — ob den Stieren zu wenig Heu gereicht worden war, ob die Magd den Lampendocht zu sehr herausgezogen hatte und die Lampe somit mehr Öl verbrauchte — alles bemerkte er, um alles bekümmerte er sich. Geiz war ihm dabei aber fremd. Er selbst kaufte das beste Tuch zu seinen Kleidern und riet dies auch seinen Kindern; er scheute sich nicht vor der größeren Geldausgabe, da die Kleidung aus gutem Tuche, wie er richtig erklärte, dauerhafter wäre, nicht so oft gewechselt zu werden brauche und somit nicht allein anständiger, sondern auch billiger wäre.

Die Familie mußte nach Ansicht des Großvaters ungetrennt unter einem Dache leben; „denn,“ pflegte er zu sagen, „wenn alle an einem Tische essen, genügt ein Tischtuch, ein Licht, wenn sie aber zu zweien essen, brauchen sie zwei Tischtücher, zwei Lichter; wenn ein Kamin alle erwärmt, so reicht ein Bund Scheitholz, für zwei sind zwei notwendig, und so ist es in allen Stücken.“

Auf die Frauen sah er von oben herab: „Sie müssen sich um die Küche und um die Kinder kümmern, sich nicht in die Angelegenheiten des Mannes mischen; ein Tor, der auf Weiberklugheit baut.“

Mitunter hatte die Weisheit Ser Antonios etwas Spitzfindiges.

„Kinder,“ wiederholte er, „seid barmherzig, wie es unsere heilige Kirche von uns fordert; zieht aber die glücklichen Freunde den unglück-

lichen, die reichen den armen vor. Die höchste Lebenskunst besteht darin, wohlthätig zu erscheinen und durch Schlaueheit den Schlaunen zu übertrumpfen.“

Er wies sie an, Obstbäume auf den Grenzrain zu pflanzen, damit diese das Ackerfeld des Nachbarn beschatteten; er lehrte sie, auf liebenswürdige Art ein Darlehnsgefuch abzuschlagen. „Hier ist der Vorteil ein doppelter,“ flügte er hinzu, „ihr behaltet euer Geld und könnt den, der euch betrügen wollte, noch auslachen. Wenn aber der Bittsteller ein gebildeter Mann ist, so wird er euch verstehen und euch eurer Liebenswürdigkeit wegen, mit der ihr seine Bitte abschlugt, nur noch mehr achten. Ein Schelm — der nimmt, ein Tor — der gibt. Verwandten aber und Hausgenossen helfst nicht nur mit Geld, sondern auch mit Blut, Schweiß und eurer Ehre — mit allem, was ihr besitzt, schont sogar euer Leben nicht für das Wohlergehen der Familie, denn erinnert euch daran, meine Geliebten: Es gereicht dem Menschen zum größeren Ruhme und Vorteile, wenn er den Seinen Gutes erweist, als Fremden.“

Nach dreißigjähriger Abwesenheit wieder unter dem Dache seines großväterlichen Hauses sitzend, dem Geheul des Windes lauschend und die im Kamine verglimmenden Kohlen betrachtend, dachte Leonardo daran, wie sein ganzes Leben dieser haushälterischen Lebensweisheit seines Großvaters widersprach; wie es bloß ein ungestümer Überfluß, eine gesetzwidrige Unmäßigkeit gewesen sei, die nach Ansicht seines Bruders Lorenzo von der Göttin der Mäßigkeit mit ihrer eisernen Schere abgeschnitten werden mußte.

* * *

Am andern Morgen ganz zeitig verließ er, ohne den Gärtner zu wecken, das Haus, durchschritt das ärmliche Dorf Vinci mit seinen am Berge um die alte, zerstörte Festung herum liegenden alten, hohen und schmalen Häusern, deren steinerne Wände mit Lehm verputzt waren, und stieg auf einem schmalen, steilen Wege nach dem benachbarten Dorfe Anciano empor.

Wieder wie gestern schien die trübe, blasser, winterähnliche Sonne; der Himmel war wolkenlos, nur mit lilafarbigem Rändern, selbst zu dieser trüben Stunde, versehen. Die Tramontana war über Nacht stärker geworden. Sie kam aber nicht mehr stoßweise und in Wirbeln wie gestern, sondern blies gleichförmig aus dem Norden und piff eintönig um die Ohren. Wieder dieselben dürftigen Ackerfelder mit den spärlichen Halmen, die auf dieser Höhe noch mehr an den Winter erinnerten; dieselben dürftigen, stufenförmig an den Hügeln angelegten Weinberge, dünne, farblose Gräser, herabfallende Mohnblätter, staub-

graue Olivenbäume, deren schwere Äste vom Winde hin und her geschüttelt wurden, zeigten sich seinen Blicken.

Als Leonardo Anciano betrat, erkannte er es nicht wieder. Er erinnerte sich, daß hier ehemals die Ruine des mittelalterlichen Schlosses Adimari gestanden hatte und daß in dem einen der stehengebliebenen Türme eine ländliche Gastwirtschaft gewesen war. Jetzt stand auf dieser Stelle, dem Campo della Torraccia, mitten in Weinbergen ein neues stattliches Haus. Hinter der niedrigen Steinmauer umgrub ein Bauer die Reben mit einem Grabscheite. Er teilte Leonardo auf Befragen mit, daß der Besitzer der Gastwirtschaft gestorben sei, und seine Erben das Land an einen reichen Schafzüchter aus Orbignano verkauft hätten, der aber die Ruine eingerissen und auf dem Hügel einen Weingarten und Olivenhain angelegt habe.

Nicht ohne Grund hatte Leonardo sich nach dieser Ancianer Schenke erkundigt — er war in derselben geboren worden.

Hier, gleich am Eingange des armseligen Fleckens, dicht an der großen Landstraße, die, den Monte Albano überschreitend, aus dem Nievole-Tale nach Prato und Pistoja führte, hatte sich vor fünfzig Jahren eine lustige ländliche Gastwirtschaft — eine „Osteria“ — in die Ruinen der alten Ritterburg der Adimari eingemistet. Das in knarrenden, verrosteten Öfen hängende Schild mit der Aufschrift „Bottiglieria“ — Schankwirtschaft —, die offenstehende Tür, durch die man eine Reihe von Fässern, Binnkrüge und bauchige steinerne Flaschen sah, zwei glaslose vergitterte Fenster mit schwarz gewordenen Laden und die von den Füßen der Besucher ausgetretenen Stufen der Vortreppe lugten aus dem frischen Laube der überhängenden Weinreben heraus. Die Einwohner der benachbarten Orte, wenn sie nach oder von den Jahrmärkten zu San Miniato und Tucechio zogen, die Gensjäger, Maultiertreiber, florentinischen Grenzzollwächter und andere anspruchslöse Leute kehrten hier ein, um zu plaudern, eine Flasche herben Weines zu trinken, oder um Dame, Karten oder Würfel zu spielen.

Als Schenkknädchen waltete eine sechzehnjährige, vater- und mutterlose Waise, eine arme Bäuerin aus Vinci, namens Caterina. Eines Tages im Frühjahr 1451 wurde der junge Florentiner Notarius Piero di Ser Antonio da Vinci, der zum Besuche seines Vaters aus Florenz, wo er die größte Zeit des Jahres in Geschäften weilte, gekommen war, nach Anciano gerufen, um daselbst einen Vertrag über eine langfristige Pacht des sechsten Teils einer Östampe abzuschließen. Nachdem der Vertrag in gesetzlicher Form unterschrieben war, luden die Bauern den Notarius ein, mit ihnen ein Glas Wein in der Schenke auf dem Campo della Torraccia zu trinken. Ser Piero, ein einfacher, liebenswürdiger und auch mit kleinen Leuten umgänglicher Mann, ging bereitwilligst

darauf ein. Caterina bediente sie. Auf den ersten Blick verliebte sich wie er es später selbst eingestand, der junge Notarius in das reizende Naturkind. Unter dem Vorwande, auf Wachteln jagen zu wollen, verschob er seine Rückkehr nach Florenz bis auf den Herbst, wurde Stammgast der Schenke und machte Caterina den Hof. Sie erwies sich unzugänglicher, als er gedacht hatte. Aber Piero galt nicht ohne Grund als Besieger weiblicher Herzen. Er war vierundzwanzig Jahre alt; er kleidete sich stutzerhaft, war hübsch, gewandt und kräftig und besaß eine Rednergabe, die die einfachen Frauen für ihn einnahm. Caterina widerstand lange; sie flehte die Jungfrau Maria um Hilfe an, schließlich aber unterlag sie. Als die toskanischen Wachteln, die sich an den süßen Trauben gemästet hatten, aus dem Nievole-Tale weggezogen, fühlte sie sich Mutter.

Das Gerücht über das Verhältnis Pieros zu einer armen Waise drang zu den Ohren seines Vaters, des Ser Antonio; und dieser schickte ihn, nachdem er ihm mit dem väterlichen Fluche gedroht, sofort nach Florenz und verheiratete ihn alsbald — nach seinen eigenen Worten, „um den Kleinen gesetzt zu machen“ — mit der Madonna Albiera di Ser Giovanni Amadori, einem weder jungen noch hübschen Mädchen aus guter Familie und mit reichlicher Aussteuer. Caterina aber verschachtelte er an einen seiner Tagelöhner, einen Bauern aus Vinci, namens Accattabriga di Piero del Vacca, einen älteren, finsternen Mann, von dem man sich erzählte, daß er seine erste Frau zu Tode geprügelt habe. Dessen Sittenstrenge wurde durch die Zahlung von dreißig Fiorini und einem Stück Olivenhain beschwichtigt, so daß es ihm nicht allzu schwer fiel, die fremde Sünde mit seinem ehrlichen Namen zu decken. Caterina fügte sich ohne Widerpruch, verfiel aber vor Kummer in eine schwere Krankheit und wäre bei der Entbindung beinahe gestorben. Sie konnte ihr Kind nicht selbst stillen. Um Leonardo, so war das Kind getauft worden, zu ernähren, wurde eine Ziege vom Monte Albano herbeigeholt. Trotz seiner innigen Liebe zu Caterina und des Kummers um sie, unterwarf auch Piero sich dem Willen seines Vaters und bat ihn nur, Leonardo in seinem Hause groß zu ziehen. In jenen Tagen schämte man sich der unehelichen Kinder nicht; fast immer wurden sie mit den ehelichen zusammen erzogen, oft sogar letzteren vorgezogen. Der Großvater willigte ein, zumal die erste Ehe des Sohnes kinderlos blieb, und übergab den Knaben seiner Frau, der guten alten Großmutter Nonna Lucia di Piero Cosi da Bacaretto.

So trat Leonardo, der natürliche Sohn des vierundzwanzigjährigen Florentiner Notars und des von ihm verführten Schenkermädchens aus der Ancianer Schenke, in die gottesfürchtige Familie da Vinci ein.

Leonardo erinnerte sich seiner Mutter. Besonders deutlich stand ihm ihr ernstes, zartes, geheimnisvolles, wie schelmisches Lächeln vor Augen, das von ihrem strengen, schönen Gesicht seltsam abstach. Eines Tages fand er in Florenz eine kleine, kupferne Statue der Kybele, die in dem alten etruskischen Städtchen Arezzo ausgegraben worden war. Die Gesichtszüge dieser Erdgöttin wiesen dasselbe Lächeln auf, wie es der jungen Bäuerin aus Vinci, seiner Mutter, eigen war.

An Caterina dachte Leonardo, als er in seinem Buche über die Malerei folgendes niederschrieb: „Fällt es dir nicht auf, daß die Frauen des Gebirges in ihren groben und ärmlichen Gewändern die reichgekleideten an Schönheit übertreffen?“

Diejenigen, die seine Mutter in der Jugend gekannt hatten, behaupteten, Leonardo gleiche ihr. Besonders seine langen, feinen Hände, das seidenweiche Haar und sein Lächeln erinnerten an Caterina. Vom Vater hatte er den gewaltigen Körperbau, Gesundheit und Lebenslust geerbt — von der Mutter die frauenhafte Schönheit, die sein ganzes Wesen erfüllte.

Das Häuschen, in dem Caterina mit ihrem Manne wohnte, lag nicht weit von der Villa Ser Antonios. Mittags, wenn der Großvater ruhte und Accattabriga mit den Stieren zur Arbeit ins Feld ging, schlich sich der Knabe durch den Weinberg, kletterte über die Mauer und lief zur Mutter. Sie erwartete ihn an der Haustür, mit der Spindel in der Hand. Wenn sie ihn von weitem sah, streckte sie ihm die Arme entgegen. Er stürzte auf sie zu, und sie bedeckte sein Gesicht, seine Augen, Rippen und Haare mit ihren Küssen.

Noch mehr erfreuten ihn die nächtlichen Besuche. An den Abenden der Festtage begab sich der alte Accattabriga in die Schenke oder zu seinen Gevattern, um zu würfeln. Nachts stieg Leonardo dann vorsichtig aus dem breiten Familienbette, in dem er mit der Großmutter Lucia schlief, öffnete leise den Fensterladen, kletterte aus dem Fenster, ließ sich an den Ästen des alten Feigenbaumes zur Erde hinab und lief nach dem Hause Caterinas.

Der kalte Tau der Gräser, das Geschrei der Nachtvögel, das Brennen der Kesseln, die scharfen Steine, die seine nackten Füße verletzten, das Funkeln der Sterne und die Angst, die Großmutter würde erwachen und seine Abwesenheit bemerken, konnten ihm nicht das Wonnegefühl aufwiegen, das er empfand, wenn er sich zu der Mutter ins Bett legte und im Dunkeln unter der Decke seinen Körper an sie schmiegte.

Monna Lucia liebte und verzog den Enkel. Er erinnerte sich mit Nüchternheit an ihr immer gleiches, dunkelbraunes Kleid, an das weiße Tuch, das ihr freundliches, runzliges Gesicht umgab, an ihre Wiegenlieder und an den leckeren Geruch des ländlichen Gerichtes „berlingozzi“, das sie so gut zu bereiten verstand.

Aber mit dem Großvater konnte er sich nicht stellen. Zuerst unterrichtete ihn Ser Antonio selbst; der Knabe aber lernte ungern. Als er sieben Jahre alt geworden war, kam er in die Pfarrschule Santa Petronilla, die dicht bei Vinci gelegen war. Die lateinische Grammatik wollte ihm nicht in den Kopf. Oft schlich er sich morgens, statt in die Schule zu gehen, in eine wilde, mit Schilf bewachsene Schlucht, legte sich auf den Rücken und beobachtete mit qualvollem Reide die über ihn hinziehenden Störche, oder er nahm vorsichtig, ohne sie zu zerreißen, die Kelchblätter der Blumen auseinander und erfreute sich an dem zarten Bau der Narbe und der Pollenkörner. Wenn Ser Antonio nach der Stadt fuhr, dann lief der kleine Nardo, auf die Güte der Großmutter bauend, tagelang in die Berge und kletterte über steile Felswände, an Abgründen vorbei, auf Pfaden, die niemand bekannt waren und nur von Gamsen benutzt wurden, auf die kahlen Spitzen des Monte Albano empor, von wo unermessliche Wiesen, Wälder, Ackerstücke, der morastige See von Fuceschio, Pistoja, Prato, Florenz, die Schneegipfel der Apuanischen Alpen und bei heiterem Wetter ein schmaler, nebelblauer Streifen des Mittelmeeres zu sehen waren. Er kehrte zerschunden, abgerissen, staubig und braungebrannt, aber so lustig heim, daß Monna Lucia nicht den Mut fand, ihn deshalb zu strafen oder gar sich beim Großvater über ihn zu beschweren.

Der Knabe lebte einsam. Mit dem freundlichen Onkel Francesco und dem Vater, die beide die größte Hälfte des Jahres der Geschäfte wegen in Florenz verlebten, kam er selten zusammen, und mit seinen Schulkameraden konnte er sich gar nicht vertragen. Ihre Spiele waren ihm fremd. Wenn sie Schmetterlingen die Flügel ausrissen und sich darüber freuten, wie das arme Tier herumkroch, dann machte er ein finstres Gesicht und entfernte sich ärgerlich. Eines Tages sah er, wie die alte Haushälterin auf dem Viehhofe ein gemästetes Spanferkel, das um sich schlug und kläglich schrie, schlachtete. Darauf enthielt er sich lange Zeit, ohne den Beweggrund dafür anzugeben, zum großen Ärger des Großvaters des Fleischgenusses.

Eines Tages fingen die Schulknaben unter Führung eines gewissen Kosso, eines verwegenen und bösen Jungen, einen Maulwurf. Nachdem sie ihn lange Zeit genügend gequält hatten, banden sie ihm einen Faden ans Bein und wollten ihn von den Schäferhunden zerreißen lassen.

Leonardo stürzte sich in den Haufen der Knaben, warf sie zu Boden — er war stark und gewandt — und benutzte die augenblickliche Verblüfftheit der Schüler, die einen solchen Angriff von dem stillen und bescheidenen Nardo nicht erwartet hatten, um den Maulwurf zu ergreifen und mit ihm aufs freie Feld zu fliehen.

Als sie sich von ihrem ersten Erstaunen erholt hatten, stürzten ihm die Kameraden schreiend, lachend, pfeifend und schimpfend nach und warfen mit Steinen nach ihm. Der hochgewachsene Rosso — er war fünf Jahre älter als Nardo — ergriff ihn an den Haaren, und eine wilde Schlägerei begann. Wenn der Gärtner des Großvaters, Giambattista, nicht hinzugekommen wäre, so hätten sie ihn arg zugerichtet. Aber der Knabe hatte seinen Zweck erreicht; während der Schlägerei entkam der Maulwurf und rettete sich.

In der Hitze des Gefechtes hatte Leonardo, indem er sich gegen den Überfall Roscos verteidigte, dem Gegner in das Auge geschlagen. Der Vater des mutwilligen Jungen beschwerte sich beim Großvater. Ser Antonio wurde so böse, daß er den Enkel züchtigen wollte. Nur die Fürsprache der Großmutter rettete den Knaben vor der schimpflichen Strafe, und so wurde er nur für etliche Tage in die Kammer unter der Treppe gesteckt. In späterer Zeit, als sich Leonardo dieser Ungerechtigkeit, der ersten in der langen Reihe, die er erdulden mußte, erinnerte, fragte er sich in seinem Tagebuche:

„Wenn man dich bereits in der Kindheit ins Gefängnis gesetzt hat, weil du deine Schuldigkeit tatest, was wird nun jetzt mit dir, dem Erwachsenen, geschehen?“

In der dunkeln Kammer sitzend, sah der Knabe im Scheine eines durch eine Ritze hereinfallenden Lichtstrahles, wie eine Spinne eine Fliege, die sie in ihrem Gewebe gefangen hatte, ausaugte. Das Tier sträubte sich mit seinen Füßen, sein Summen wurde allmählich schwächer. Nardo hätte es retten können, wie er den Maulwurf gerettet hatte; aber ein dunkles Gefühl hielt ihn zurück; er störte die Spinne nicht im Verzehren ihres Opfers und beobachtete mit demselben reinen Interesse die Blutgier des wunderbaren Tieres, wie er vordem die Geheimnisse des zarten Pflanzenbaues untersucht hatte.

* * *

Nicht weit von Vinci erbaute der Florentiner Architekt Biagio da Ravenna, ein Schüler Albertis, eine große Villa für den Signor Pandolfo Rucellai. Leonardo besuchte die Baustelle sehr häufig, sah zu, wie die Arbeiter die Mauern aufführten, die Steinschichten mit dem Winkelmaß ebneten und die Lasten mit Maschinen heraufwanden. Eines Tages unterhielt sich Biagio mit dem Knaben und erstaunte über seinen klaren Verstand. Zuerst nur so nebenbei, halb im Scherze, später weil er selbst Freude darüber empfand, lehrte er ihn die Anfangsgründe der Arithmetik, Algebra, Geometrie und Mechanik. Die Leichtigkeit, mit der Leonardo alles gleichsam wie im Fluge auffaßte, setzte den

Architekten in Erstaunen; es schien ihm, als ob er ihn nur an Sachen erinnere, die er bereits früher gekannt habe.

Der Großvater sah mit scheelen Augen auf die Launen des Enkels. Es gefiel ihm gar nicht, daß er ein Linkser war, dies galt als ein schlechtes Zeichen. Man glaubte, daß Menschen, die dem Teufel verfallen waren, Zauberer und Schwarzkünstler, als Linkser geboren würden. Die feindselige Stimmung gegen das Kind steigerte sich noch, als Ser Antonio von einem im Geruche der Zauberei stehenden Weibe erfahren hatte, daß die Alte vom Monte Albano, der die schwarze Ziege, die Ernährerin Nardos, gehörte, eine Hexe wäre. Es konnte leicht möglich sein, daß die Hexe, um dem Teufel gefällig zu sein, die Milch von Nardos Ziege verzaubert hatte.

„Was wahr ist, muß wahr bleiben,“ dachte der Großvater. „Wie man den Wolf auch füttert, immer schießt er nach dem Walde. Nun, man erkennt den Willen Gottes. In jeder Familie kommt eine Mißgeburt vor.“

Mit Ungeduld erwartete der Alte, daß sein Lieblingssohn Piero ihn mit der Geburt eines geseglichen Enkels, eines würdigen Nachkommen, erfreuen würde, da Nardo ja bloß ein zufälliger Findling, ein unehelich Geborener war.

Die Bewohner des Monte Albano berichteten über eine Eigentümlichkeit ihrer Gegend, die nirgends sonst beobachtet worden war: die weiße Farbe vieler Pflanzen und Tiere. Derjenige, der es nicht mit eigenen Augen gesehen, hätte diesen Erzählungen keinen Glauben geschenkt, aber dem Wanderer, der die Wälder und Wiesen des öden Gebirges durchquert hatte, war es wohl bekannt, daß tatsächlich sehr häufig weiße Beilchen, weiße Erdbeeren, weiße Sperlinge vorkamen; daß sogar in den Nestern schwarzer Drosseln weiße Nestlinge zu finden waren. Aus diesem Grunde, so erzählte man sich, sei der Berg auch im grauen Altertume „der Weiße“ — Monte Albano — benannt worden. Der kleine Nardo war auch eins von diesen Wundern des Weißen Berges, eine Mißgeburt in der tugendhaften Familie der Florentiner Notare — ein weißer Nestling im Neste der schwarzen Drosseln.

* * *

Als der Knabe sein dreizehntes Jahr erreicht hatte, nahm ihn sein Vater aus Vinci in sein eigenes Haus in Florenz. Seit dieser Zeit hatte Leonardo nur selten seine Heimat besucht.

In einem der Tagebücher Leonardos aus dem Jahre 1494 — zu dieser Zeit befand er sich im Dienste des Mailänder Herzogs — ist eine kurze, aber wie gewöhnlich rätselhafte Eintragung verzeichnet:

„Caterina ist am 16. Juli 1493 eingetroffen.“

Man hätte annehmen können, daß es sich um eine Magd, die in den Dienst trat, gehandelt habe. Tatsächlich aber war es die Mutter Leonardos.

Nach dem Tode ihres Mannes Accatubriga fühlte auch Caterina, daß sie nicht lange mehr zu leben habe, und hatte das Verlangen, ihren Sohn vor ihrem Tode noch einmal zu sehen. Sie schloß sich den Pilgern an, die aus Toskana nach der Lombardei zogen, um die Gebeine des heiligen Ambrosius und den heiligsten Nagel zu verehren, und gelangte so nach Mailand. Leonardo nahm sie mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit auf. Er fühlte sich in ihrer Nähe wieder als der kleine Nardo, der nachts barfüßig zu ihr gelaufen, sich zu ihr ins Bett gelegt und sich an ihren Körper geschmiegt hatte.

Die Mutter wollte, nachdem sie ihren Sohn wiedergesehen hatte, heimkehren, aber er ließ es nicht zu, sondern mietete ihr eine Zelle im benachbarten Nonnenkloster Santa Chiara an der Porta Verzelliana, die er behaglich einrichtete. Sie erkrankte, mußte sich niederlegen, weigerte sich aber beharrlich, zu ihm in die Wohnung zu ziehen, um ihm keine Unruhe zu bereiten. Er brachte sie ins schönste Krankenhaus Mailands, ins Ospedale Maggiore, das, vom Herzoge Francesco Sforza erbaut, mehr einem Palast gleich, und besuchte sie daselbst täglich. In den letzten Tagen ihrer Krankheit verließ er sie gar nicht. Indessen wußte keiner seiner Freunde, sogar keiner seiner Schüler um die Anwesenheit Caterinas in Mailand. In seinen Tagebüchern erwähnte er sie nur einmal ganz nebensächlich bei Gelegenheit einer Bemerkung über das — wie er sich ausdrückte — „märchenhafte“ Gesicht eines jungen, schwer erkrankten Mädchens, das er zu derselben Zeit und in demselben Krankenhaus, in dem seine Mutter starb, beobachtet hatte.

„Giovannina — ein märchenhaftes Gesicht — frage bei Caterina im Krankenhause nach.“

Als er das leztmal seine Lippen auf die erkaltende Hand der Mutter drückte, schien es ihm, als ob er alles, was er besaß, dieser armen Bäuerin aus Vinci, dieser bescheidenen Bewohnerin der Berge, verdanke. Er richtete ein feierliches Begräbniß aus, als ob Caterina eine vornehme Frau und nicht das bescheidene Schenkermädchen der Ancianer Schenke gewesen wäre. Mit derselben Genauigkeit, die ihm vom Vater überkommen war und mit der er ganz unnötigerweise früher den Preis der Knöpfe, der Silberborten und des rosa Atlas zu einem neuen Gewande für Andrea Salaino eingetragen hatte, schrieb er auch die Begräbniskosten ein.

Einige Jahre später, im Jahre 1500, fand er in Mailand, bereits nach dem Sturze Lodovicos, als er seine Sachen vor der Abreise nach Florenz zusammenpackte, in einem der Schränke ein sorgfältig zusammen-

gebundenes kleines Päckchen. Es war das ländliche Geschenk, das ihm Caterina aus Vinci mitgebracht hatte: zwei Hemden aus grober, grauer, selbstgewebter Leinwand und drei Paar Strümpfe aus Ziegenwolle, die sie auch selbst gesponnen und daraus die Strümpfe gestrickt hatte. Er hatte sie niemals angezogen, weil er an teure und feine Wäsche gewöhnt war. Jetzt aber, als ihm dies unter wissenschaftlichen Büchern, mathematischen Instrumenten und Maschinen vergessene kleine Päckchen in die Hände fiel, fühlte er, wie sein Herz von Betrübniß erfüllt wurde.

Später, bei seinen fortwährenden, einsamen und mühevollen Kreuz- und Querzügen aus einer Gegend in die andere, aus einer Stadt in die andere, vergaß er niemals, dieses für ihn unnütze, ärmliche Päckchen mit sich zu nehmen. Jedesmal verbarg er es vor den Blicken der anderen und verpackte es sorgfältig mit den Gegenständen, die ihm am wertvollsten waren.

* * *

Diese Erinnerungen leuchteten in der Seele Leonardos auf, als er auf dem steilen Fußwege, der ihm von Kindheit an bekannt war, zum Monte Albano emporstieg.

Unter einem Felsvorsprung, wo es windstill war, setzte er sich auf einen Stein zum Ausruhen und sah sich um. Niedrige, krummgewachsene Eichen mit vorjährigen dünnen Blättern, kleine wohlriechende Blumen des dunkelgrünen Heidekrautes, das die Bewohner der dortigen Gegend „Wesen“ nannten, blasse Weilchen umgaben ihn, und darüber schwebte ein unbestimmbarer, frischer Duft, der nichts von der Lieblichkeit des Frühlings an sich hatte, sondern herb und streng war. In wellenförmigen Linien senkte sich vor ihm die Gebirgslandschaft zum Tale des Arno nieder.

Rechts ragten kahle Felsen mit gewundenen Schatten, schlangenähnlichen Rissen und graulilafarbigem Abgründen empor. Zu seinen Füßen lag Anciano im Sonnenschein. Weiter unten im Tale lebte an einem runden Hügel wie ein Wespennest das ärmliche Dorf Vinci mit dem alten Festungsturme, der ebenso spitz und schwarz war wie die beiden an der Landstraße nach Anciano stehenden Zypressen.

Nichts hatte sich verändert; es schien ihm, als ob er erst gestern hier herumgeklettert wäre. Auch heute wuchsen hier wie vor vierzig Jahren üppiges Heidekraut und weißliche Weilchen; unfreundlich rauschten die dunkelbraunen, dünnen Eichenblätter; in bläulicher Dämmerung lag der Monte Albano; die ganze Umgegend war einsam, ärmlich, blaß und öde, an den Norden erinnernd. Durch diese Einsamkeit und Armut schien zuweilen jene feine und kaum festzuhaltende Schönheit

des herrlichsten Landes der Welt, des einstigen Etruriens, des jetzigen Toskana, jenes Landes der ewigen Wiedergeburt des Frühlings, hervor, wie das eigentümliche, zarte Lächeln auf dem strengen, schönen Angesicht der jungen Bäuerin aus Vinci, der Mutter Leonardos.

Er stand auf und kletterte den steil bergauf führenden Pfad hinan. Je höher er stieg, um so heftiger und bösertiger wurde der Wind.

Wieder tauchten Erinnerungen in ihm auf, diesmal an seine frühesten Jugendjahre.

* * *

Das Geschäft des Notarius Ser Piero da Vinci blühte. Gewandt, heiter und gutmütig, verstand er es, mit allen auszukommen. Besonders schenkten ihm Personen des geistlichen Standes ihr Wohlwollen. Nachdem er der Vertrauensmann und Beirat des reichen Klosters der heiligen Maria Verkündigung und vieler anderer gottgefälliger Stiftungen geworden war, vermehrte sich sein Besitz zusehends. Er kaufte neue Felder, Häuser und Weinberge in der Nähe von Vinci, seine Lebensweise aber änderte er, in Übereinstimmung mit der Lebensweisheit des Ser Antonio, nicht. Nur zur Ausschmückung von Kirchen gab er gern Beiträge. Zur Verherrlichung seines Geschlechts verfaß er die Familiengruft der Vincis in der Florentiner Badia mit einer Grabplatte.

Als seine erste Frau Albiera Amadori gestorben war, tröstete sich der achtunddreißigjährige Witwer sehr bald und heiratete ein ganz junges, sehr schönes Mädchen, das beinahe noch ein Kind war: Francesca di Ser Giovanni Lanfredini. Auch diese zweite Ehe blieb kinderlos. Leonardo lebte damals bei seinem Vater in einem Hause, das von einem gewissen Michele Brandolini abgemietet und auf dem Platze San Firenze, unweit des Palazzo Vecchio, gelegen war. Ser Piero beabsichtigte, seinem unehelichen Erstgeborenen eine gute Erziehung zu geben, und geizte nicht mit dem Gelde, damit er ihn später, wenn er keine ehelichen Kinder haben sollte, zu seinem Nachfolger — ebenfalls zu einem Florentiner Notarius wie alle ältesten Söhne des Vincischen Geschlechts — machen könnte.

In Florenz wohnte zu jener Zeit ein berühmter Naturforscher, Mathematiker, Physiker und Astronom namens Paolo dal Pozzo Toscanelli. Dieser wandte sich mit einem Briefe an Christoph Columbus, in dem er ihm durch Berechnungen nachwies, daß der Seeweg nach Indien durch die Gegenden der Antipoden gar nicht so lang, wie man bisher vermutete, sein könne, munterte ihn zur Forschungsreise auf und verkündete ihm im voraus den Erfolg. Ohne die Hilfe und ohne das Drängen Toscanellis hätte Columbus seine Entdeckung schwerlich

fertig gebracht; der große Seefahrer war nur das gefügige Werkzeug in der Hand des stillen Denkers — führte nur das aus, was in der einsamen Zelle des Florentiner Gelehrten ausgedacht und berechnet worden war. Fern vom glänzenden Hofe Lorenzo de' Medicis, zurückgezogen von den eleganten und unfruchtbaren Schwärmern, den Neuplatonikern, den Nachäffern des Altertums, lebte Toscanelli nach den Angaben der Zeitgenossen wie ein Heiliger. Er war ein Schweiger, kein Geldgieriger, ein Faster, der nie Fleisch gekostet hatte und vollständig keusch und sittenrein geblieben war. Seine Gesichtszüge waren häßlich, fast abstoßend; nur seine hellen, ruhigen, kindlich-einfältigen Augen waren schön.

Als eines Abends im Jahre 1470 ein unbekannter junger Mensch, der fast noch Knabe war, an seinem Hause unweit des Palazzo Pitti klopfte, empfing ihn Toscanelli mürrisch und kalt. Er vermutete in dem Gaste einen müßigen Neugierigen. Als er sich aber mit Leonardo, denn dieser war es, in ein Gespräch einließ, erstaunte er, wie ehemals Biagio da Ravenna, über das mathematische Genie des Jünglings.

Paolo wurde sein Lehrer. In heiteren Sommernächten gingen sie auf einen in der Nähe von Florenz befindlichen Hügel, Poggio al Pino, der mit Heidekraut bedeckt und mit Wacholder und schwarzen, harzigen Tannen bestanden war, wo ein altes, halbzerfallenes Wacht haus dem großen Astronomen als Observatorium diente. Er erzählte dem Schüler alles, was er selbst von den Naturgesetzen wußte.

Aus diesen Unterhaltungen schöpfte Leonardo den Glauben an eine neue, den Menschen noch unbekannte Macht der Wissenschaft. Der Vater legte ihm keine Hindernisse in den Weg und riet ihm nur, sich einem einträglicheren Berufe hinzugeben.

Als Ser Piero den Sohn beständig formen und malen sah, trug er einzelne der entstandenen Arbeiten zu seinem alten Freunde, dem Goldschmiedemeister, Maler und Bildhauer Andrea del Verrocchio. Bald darauf trat Leonardo in dessen Werkstätte als Lehrling ein.

* * *

Verrocchio, der Sohn eines armen Ziegelstreichers, war im Jahre 1435 geboren, also siebzehn Jahre älter als Leonardo. Wenn er, die Brille auf der Nase und die Lupe in der Hand, am Arbeitstische seiner dunkeln Werkstätte, seiner „Bottega“ saß, die sich unweit des Ponte Vecchio in einem der alten, schiefen Häuser befand, deren Mauern von den trüben Wellen des Arno bespült wurden, dann glich Meister Andrea mehr einem gewöhnlichen Florentiner Krämer als einem großen Künstler. Sein Gesicht war unbeweglich, blaß, rund und gedunsen, mit einem Doppeltinn; nur aus seinen zusammengepreßten Lippen

und dem scharfen Blicke seiner kleinen Augen offenbarte sich sein reger, nüchtern und furchtlos neugieriger Verstand.

Der alte Meister Paolo Uccello war sein Lehrer gewesen. Verrocchio hielt ebenso wie dieser die Mathematik für die Grundlage der Wissenschaften und Künste. Er versicherte, daß die Geometrie, die ein Teil der Mathematik ist, die „Mutter aller Wissenschaften“ und zugleich die „Mutter der Zeichnung“ sei, die wiederum der „Vater aller Künste“ wäre. Vollständiges Wissen und vollständige Freude an der Schönheit bedeuteten für ihn ein und dasselbe.

Wenn er am menschlichen Körper etwas sah, das durch Mißgestaltung oder durch Schönheit auffiel, so wandte er sich nicht mit Ekel ab oder verlor sich in Bewunderung, wie es andere Künstler, z. B. Sandro Botticelli, taten, sondern studierte den Gegenstand und formte anatomische Abbildungen in Gips, was kein Künstler vor ihm getan hatte. Mit endloser Geduld verglich, maß, versuchte er, da er in den Schönheitsgesetzen die Gesetze der mathematischen Notwendigkeit suchte. Noch unermüdlicher als Botticelli forschte er nach neuer Schönheit, aber er suchte sie nicht im Wunder, nicht im Märchen, nicht in der unklaren Dämmerung, in der Olymp und Golgatha ineinander übergehen, sondern in einem solchen Eindringen in die Geheimnisse der Natur, wie es noch niemand gewagt hatte. Denn das Wunder war für Verrocchio nicht Wahrheit; aber die Wahrheit war das Wunder.

An dem Tage, an dem ihm der achtzehnjährige Leonardo in die Werkstätte zugeführt wurde, war beider Schicksal entschieden. Andrea wurde nicht bloß der Lehrer, sondern auch der Schüler seines neuen Schülers.

Auf dem Bilde, das Verrocchio im Auftrage der Mönche von Vallombrosa gemalt hatte, und das die Taufe des Heilandes darstellte, war der kniende Engel von Leonardo ausgeführt.

Alles, was Verrocchio nur unklar fühlte, was er durch Tasten wie ein Blinder suchte — hatte Leonardo in diesem Bilde erkannt, gefunden und dargestellt. Später hieß es, der Lehrer sei in Verzweiflung geraten, daß sein Schüler ihn überträte, und habe deshalb der Malerei entsagt. Tatsächlich bestand aber keine Feindschaft zwischen ihnen. Sie ergänzten sich einander; der Schüler besaß jene Leichtigkeit, die die Natur Verrocchio versagt hatte — der Lehrer besaß jene Beharrlichkeit, die dem vielseitigen und unbeständigen Leonardo fehlte. Ohne einander zu beneiden, ohne Nebenbuhler zu sein, wußte keiner von beiden, wieviel sie sich gegenseitig schuldig waren.

Zu dieser Zeit goß Verrocchio aus Kupfer das Standbild des Heilandes mit dem Jünger Thomas für die Kirche Or San Michele.

Im Gegensatz zu den paradiesischen Gesichtern des Fra Angelico und den märchenhaften Phantasien Botticellis war zum erstenmal in

der Gestalt des Thomas, der seine Finger in die Wunden des Heilandes legt, die Vermessenheit des Menschen vor Gott dargestellt — der prüfende Verstand vor dem Wunder.

* * *

Das erste Werk Leonardos war eine auf Karton in heller und dunkler Farbe mit dem Pinsel ausgeführte Zeichnung zu einem Vorhange, der in Flandern mit Goldfäden gestickt werden sollte — ein Geschenk der Florentiner Bürger an den König von Portugal. Die Zeichnung stellte den Sündenfall von Adam und Eva dar. Die Narbenringe der Blätter am gegliederten runden Stamme einer der Palmen des Paradieses waren mit so großer Naturwahrheit ausgeführt, daß nach dem Ausspruche eines Zeitgenossen „bei dem Gedanken, wie ein Mensch so viel Geduld haben könne, einem der Verstand getrübt wurde“. Das frauenähnliche Antlitz der Schlange strahlte verführerische Schönheit aus; es schien, als ob man ihre Worte hören könnte:

„Ihr werdet mit nichten des Todes sterben; sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist.“

Das Weib streckt seine Hand nach dem Baume der Erkenntnis mit demselben vermessenen Lächeln aus, mit dem der ungläubige Thomas des Verrocchio seine Finger in die Wunden des Gekreuzigten legt.

Eines Tages hat Ser Piero seinen Sohn, für seinen Nachbar, einen Landsmann aus Vinci, dem er wegen der Jagd und der Fischerei zu Dank verpflichtet war, irgend etwas auf einen runden, hölzernen Schild, eine sogenannte „Rotella“, zu malen. Solche Schilde mit allegorischen Darstellungen und Inschriften wurden zur Ausschmückung der Häuser verwendet.

Der Künstler beschloß, auf der Rotella ein Ungeheuer darzustellen, dessen Anblick dem Betrachter gleich einem Medusenhaupte Schrecken einjagen sollte.

In das Zimmer, das niemand außer ihm betrat, brachte er Eidechsen, Schlangen, Heimchen, Spinnen, Tausendfüßer, Nachtschmetterlinge, Skorpione, Fledermäuse und eine Menge anderer häßlicher Tiere. Indem er die verschiedenen Teile ihrer Körper sonderte, miteinander vereinigte und vergrößerte, gestaltete er ein übernatürliches Scheusal, das zugleich der Wirklichkeit und der Phantasie angehörte, und entwickelte allmählich aus dem wirklich Vorhandenen etwas nicht Bestehendes mit derselben Klarheit, mit der Euklides oder Pythagoras einen geometrischen Beweis aus dem anderen folgerten.

Man sah das Tier aus einer Felspalte kriechen und glaubte das Rasseln seines beschuppten, schwarzglänzenden Bauches, mit dem es

über die Erde glitt, zu vernehmen. Dem aufgesperrten Rachen entstieg ein glühender Hauch, die Augen sprühten Feuer, aus den Nasenlöchern kam Rauch. Am merkwürdigsten war, daß das Scheusal einen zugleich abstieß und wie etwas Schönes anzog.

Tage und Nächte lang verbrachte Leonardo in dem verschlossenen Zimmer, in dem die Luft durch den Geruch der verwesenden Tiere fast unerträglich geworden war. Der zu anderen Zeiten gegen jeden unangenehmen Geruch äußerst empfindliche Künstler schien jetzt nichts davon zu merken. Endlich teilte er seinem Vater mit, daß das Bild fertig sei und er es abholen lassen könne. Als Ser Piero kam, bat er ihn, einen Augenblick in einem anderen Zimmer zu bleiben, ging selbst in die Werkstätte, stellte das Bild auf eine Staffelei, drapierte es mit einem schwarzen Stoffe, schloß die Fensterladen, so daß das Licht gerade nur auf die Retella fiel, und rief ihn dann herein. Ser Piero trat über die Schwelle, sah das Bild, schrie auf und taumelte einige Schritte zurück. Er glaubte, ein schreckliches Ungeheuer vor sich zu haben. Der Künstler verfolgte mit gespannten Blicken, wie auf dem Gesichte des Vaters der Ausdruck des Schreckens dem der Bewunderung wich.

„Das Bild hat seinen Zweck erreicht; es wirkt gerade so, wie ich es beabsichtigt habe. Nehmt es, es ist fertig.“

Im Jahre 1481 erhielt Leonardo von den Mönchen zu San Donato a Scopeto den Auftrag, ihnen ein Altarbild, die Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande, zu malen. In dem Entwurf zu diesem Bilde offenbarte er eine derartige Kenntnis der Anatomie und verlieh den menschlichen Gefühlen durch die Bewegungen des Körpers einen so lebenswahren Ausdruck, wie es kein Meister vor ihm zuwege gebracht hatte.

Im Hintergrunde des Bildes erscheinen — wie Darstellungen aus dem hellenischen Leben — lustige Spiele, Reiterkämpfe, nackte Leiber schöner Jünglinge, die wüsten Trümmer eines Tempels mit halbzerfallenen Bogen und Treppen. Unter dem Schatten eines Olivenbaumes sitzt auf einem Steine die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde. Ein kindliches Lächeln umspielt ihre Wangen, als ob sie sich darüber wundere, daß die königlichen Pilger fremder Länder dem Neugeborenen in der Krippe Weihrauch, Myrrhen und Gold, alles Geschenke der irdischen Größe, darbringen. Ermüdet, niedergebeugt von der Bürde tausendjähriger Weisheit, senken die Könige ihr Haupt, halten ihre Hand über die Augen, fallen auf die Knie und blicken auf das Wunder, das alle Wunder überragt — auf die Menschwerdung Gottes, der einst sagen wird: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

In den beiden erwähnten Erstlingswerken schien Leonardo den ganzen Umfang seiner Anschauungen zu kennzeichnen, im Sündenfalle die Schlangenkugheit des vermessenen Verstandes — in der Anbetung der Weisen die Taubeneinfalt des demütigen Glaubens.

Er vollendete übrigens letzteres Bild ebensowenig, wie er später fast keins seiner Bilder beendet hat. Nach dem Unerreichbaren strebend, legte er sich Schwierigkeiten in den Weg, die sein Pinsel dann nicht bewältigen konnte. „Der übermäßige Wunsch hinderte die Befriedigung,“ sagte ein Zeitgenosse von ihm.

Die zweite Frau Ser Pios, Madonna Francesca, starb jung an Jahren. Er heiratete zum drittenmal, und zwar Margherita, die Tochter des Ser Francesco di Giacomo di Guglielmo, die ihm 365 Fiorini Mitgift einbrachte. Diese dritte Stiefmutter liebte Leonardo nicht, besonders seit der Zeit, da sie selbst Mutter wurde. Sie gebar ihrem Manne zwei Söhne, Antonio und Giuliano.

Leonardo war ein Verschwender. Ser Piero unterstützte ihn, wenn auch karglich. Monna Margherita peinigte ihren Mann beständig mit Vorwürfen, daß er seinen gesetzlichen Kindern ihr Erbe schmälere und den „Findling“, den „Milchbart“, das „Pflegetind der Hexenziege“, wie sie Leonardo nannte, unterstütze.

Auch unter den Genossen in der Werkstatt Verrocchios, wie überhaupt unter den Künstlern von Florenz, besaß Leonardo zahlreiche Feinde. Der eine derselben reichte eine anonyme Anklage wegen widernatürlicher Unzucht gegen ihn ein, die er mit der außergewöhnlichen Freundschaft zwischen Lehrer und Schüler begründete. Die Verleumdung war anscheinend um so glaubwürdiger, als Leonardo, einer der schönsten unter den Jünglingen von Florenz, den Frauen abhold war. „Aus seinem ganzen Wesen,“ sagte ein Zeitgenosse, „strahlt eine so herrliche Schönheit, daß ihr Anblick jede betrübte Seele erheitert.“

In demselben Jahre verließ Leonardo die Werkstätte Verrocchios und machte sich selbständig. Damals bereits verbreiteten sich Gerüchte über seine kezerischen Ansichten über den Glauben an Gott. Der Aufenthalt in Florenz wurde ihm immer lästiger.

Ser Piero verschaffte ihm einen sehr vorteilhaften Auftrag von Lorenzo de' Medici. Leonardo verstand es aber nicht, diesen Macht-haber zufrieden zu stellen. Lorenzo verlangte zwar von seiner Umgebung eine höhere, verfeinerte Bildung, vor allem aber immer kriecherische Verehrung. Zu dreiste, ungewöhnliche und freie Menschen konnte er nicht leiden.

Leonardo grämte sich über seine Untätigkeit. Er hatte sich durch Vermittelung des Gesandten des ägyptischen Sultans, der damals in Florenz war, in geheime Unterhandlungen mit dem Diodar von Syrien

eingelassen. Er sollte als erster Baumeister in die Dienste des Diobars treten. Er wußte, daß er in diesem Falle zum Islam übertreten mußte. Es war ihm aber gleich — nur fort aus Florenz. Er fühlte, daß er untergehen müsse, wenn er bliebe.

Der Zufall rettete ihn. Er erfand eine vielsaitige, silberne Laute, die die Gestalt eines Pferdeschädels hatte. Die ungewöhnliche Gestalt und der Klang dieser Laute gefielen Lorenzo de' Medici, dem Prächtigen, einem großen Musikfreunde. Er schlug dem Erfinder vor, nach Mailand zu reisen und die Laute als Geschenk dem Herzoge der Lombardei, Lodovico Sforza il Moro, zu überreichen.

Im Jahre 1482 verließ der dreißigjährige Leonardo Florenz und begab sich nach Mailand, nicht als Maler oder Gelehrter, sondern nur mit dem Titel eines Hofmusikus — sonatore di lira. Vor seiner Abreise schrieb er dem Herzog Lodovico einen Brief:

Erlauchtester Herr!

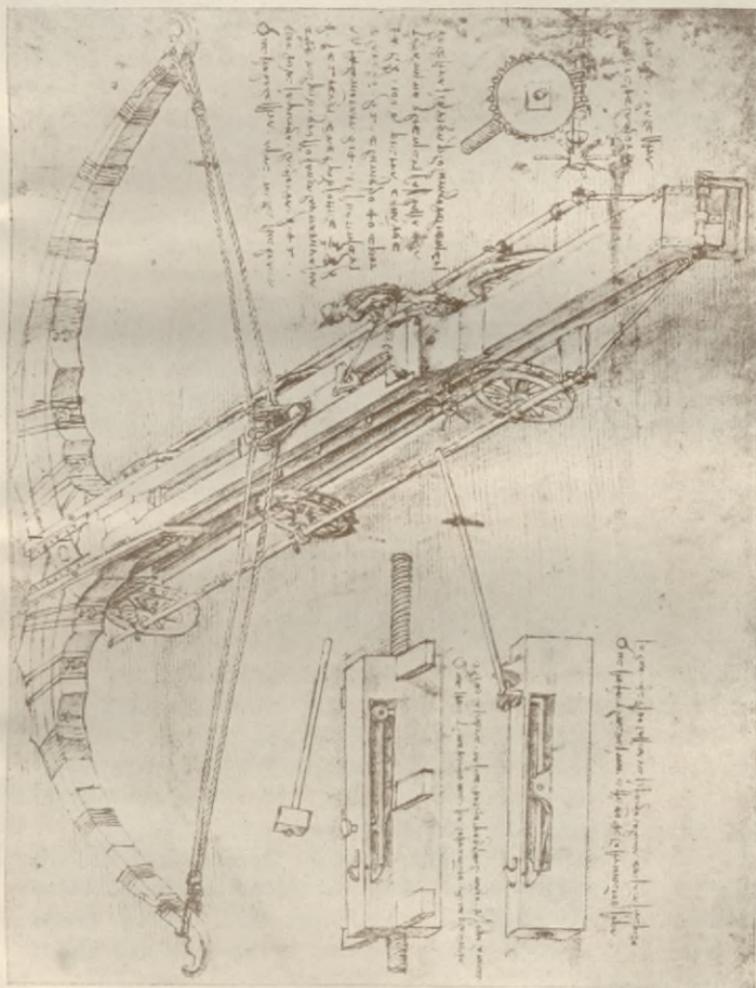
Da ich zur Genüge die Leistungen aller derer gesehen und geprüft habe, die als Meister und Erfinder von Kriegsinstrumenten betrachtet werden, und da die Erfindung und Tätigkeit vorgenannter Instrumente durchaus nicht von denen, die man gewöhnlich braucht, abweichen, so werde ich mich bemühen, ohne irgend jemand anderem Abbruch zu tun, mich Ew. Erlaucht verständlich zu machen, indem ich Euch meine Geheimnisse mittheile, und während ich sie bei gelegener Zeit Euren Belieben zu Gebote stelle, hoffe ich auf den guten Erfolg aller jener Dinge, die im gegenwärtigen kurz aufgeführt werden:

1. Habe ich Mittel, sehr leichte Brücken anzufertigen, die sich sehr bequem transportieren lassen und mit denen man die Feinde verfolgen sowie auch ihnen nach Gelegenheit entfliehen kann. Und andere, die gegen Feuer gesichert und von der Schlacht unverletzbar sind, sowie auch leicht und bequem wegzunehmen und wieder aufzuschlagen. Nicht minder auch Mittel, die Brücken der Feinde in Brand zu setzen und zu zerstören.

2. Bei der Belagerung eines Ortes verstehe ich, das Wasser der Gräben abzuschneiden und unendlich viele Brücken mit Stufen sowie andere Instrumente zu verfertigen, die zu einem solchen Unternehmen gehören.

3. Ebenso, wenn wegen der Höhe eines Walles oder wegen der Stärke eines Ortes und dessen Lage bei einer Belagerung die Tätigkeit der Bombarden nicht angewendet werden kann, so habe ich Mittel, jeden Turm oder andere Befestigung zu zerstören, es sei denn, daß sie auf Felsboden gegründet wären.

Belagerungs-
Armbrust
Federzeichnung
Leonardos



BIBLIOTEKA POLITECHNICZNA
KRAKÓW

4. Noch weiß ich eine Art von Bombarden, die sehr bequem und leicht zu tragen sind und mit denen man Hagel von Geschossen schleudern kann. Und mit dem daraus entstandenen Rauche verursachen sie den Feinden großen Schrecken, zu dessen großem Schaden und Verwirrung.

5. Ebenso weiß ich unter der Erde Höhlen und enge, gewundene Gänge anzulegen, die ohne Geräusch gemacht werden können und mit denen man zu einem bestimmten Ziele gelangen kann, wenn man auch unter Gräben oder unter einem Flusse passieren müßte.

6. Auch mache ich sichere und unverletzliche bedeckte Wagen, welche, mit ihrem Geschütz unter die Feinde geratend, auch die allergrößten Heeresmassen zum Weichen bringen können, und hinterher kann die Infanterie ganz sicher und ohne irgendein Hinderniß nachfolgen.

7. Ferner, wenn es nötig ist, mache ich Bombarden, Mörser und leichtes Feldgeschütz von sehr schöner und zweckmäßiger Form und gar nicht im gemeinen Gebrauch bekannt.

8. Wo die Tätigkeit der Bombarden nicht angewendet werden kann, werde ich Steinwurfmaschinen zusammensetzen, sowie Schleudern, Ballisten und andere Instrumente von wunderbarer Wirkung und ganz außergewöhnlicher Art, mit einem Worte, je nach der Verschiedenheit der Fälle werde ich verschiedene Angriffswaffen machen.

9. Und bei vorkommenden Fällen weiß ich zum Gebrauch auf dem Meere viele Instrumente, die zum Angriff wie zur Verteidigung sehr geeignet sind, und Schiffe, die der Gewalt jeder, auch der größten Bombarde Widerstand leisten können, sowie auch Staub und Rauch hervorzubringen geeignet sind.

10. In Friedenszeiten glaube ich im Vergleich mit jedem anderen sehr gut in der Baukunst Genüge zu leisten, sowohl in der Errichtung von öffentlichen und Privatgebäuden als auch in der Leitung des Wassers von einem Orte zum anderen.

Ebenso werde ich in der Marmor-, Bronze- und Tonskulptur arbeiten und ebenso in der Malerei alles leisten, was nur im Vergleich mit jedem anderen, wer er auch sei, geleistet werden kann. Noch werde ich auf das Bronzepferd meine Arbeit verwenden können, welches ein unsterblicher Ruhm und ewiges Ehrendenkmal des gesegneten Andenkens Eures Herrn Vaters und des berühmten Hauses Sforza sein wird.

Und wenn jemandem einige der vorbenannten Dinge unmöglich und unausführbar erscheinen sollten, so erbiete ich mich mit der größten Bereitwilligkeit, die Probe davon in Eurem Park oder an jedem anderen Orte zu machen, der Eurer Erlaucht genehm ist, welcher ich mich mit der größtmöglichen Ergebenheit empfehle.

Leonardo da Vinci.

Als er über der grünen Ebene der Lombardei zum erstenmal die schneeigen Gipfel der Alpen emporragen sah, hoffte er, daß ein neues Leben für ihn beginne und daß das fremde Land ihm zum Vaterlande werden würde.

* * *

So erinnerte sich Leonardo, als er zum Monte Albano hinaufstieg, an ein halbes Jahrhundert seines Lebens. Er war bereits dem Gipfel des Berges nahe und hatte die Wasserscheide überschritten. Jetzt ging der Pfad geradeaus, nicht mehr im Zickzack, zwischen dürren Sträuchern und hageren, krummgewachsenen Eichen mit den vorjährigen Blättern hindurch. Die Berge ringsum mit ihrem trübblaufarbenen Schimmer erschienen ihm wild und öde; sie schienen in der Luft zu schweben, gleichsam, als gehörten sie nicht mehr der Erde an, sondern einem anderen Planeten. Der Wind blies ihm ins Gesicht, es stach ihn wie mit eisigen Nadelspitzen, seine Augen waren geblendet. Zuweilen rollte mit lautem Getöse ein Stein unter seinen Füßen in den Abgrund.

Er stieg immer höher und höher, eine eigene, fast kindliche Freude bereitete ihm dieser Aufstieg, als ob er die rauhen, vom Winde umwehten Berge besiege; mit jedem Schritte wurde sein Gesichtskreis weiter und unbegrenzter.

Vom Frühling war nichts mehr zu spüren; die Bäume wiesen keine Knospen mehr auf, selbst das Gras grünte kaum mehr. Es duftete nur nach dem feuchten Moose. Aber noch höher hinauf, wohin er zuschritt, waren nur nackte Steine und der blasser Himmel. Das Thal auf der entgegengesetzten Seite, in dem Florenz lag, war nicht zu sehen. Aber die ganze unübersehbare Ebene nach Empoli zu lag vor seinen Augen, zunächst die rauhen, mattlila gefärbten Berge mit den breiten Schatten, Felsvorsprüngen und Abgründen, dann die endlose Hügelreihe von Livorno bis San Gimignano. Überall weite Flächen, Leere, Luft, als ob der enge Pfad unter seinen Füßen verschwände und er langsam mit unfühbarem Fluge über diesen welligen, unter ihm dahinsinkenden Fernen auf Riesenslügeln dahinschwebe. Hier schienen ihm die Flügel natürlich, unentbehrlich, ihr Fehlen verursachte Erstaunen und Schrecken, wie es der Mensch empfinden mag, der plötzlich die Beine einbüßt.

Es fiel ihm ein, wie er als Kind den Flug der Störche beobachtet hatte, und wie er, wenn ihr kaum hörbarer Schrei — wie eine Aufforderung: Fliegen wir, fliegen wir! — an sein Ohr drang, vor Neid geweint hatte. Er erinnerte sich, wie er die Stare und die braun-gefleckten Graßmücken im geheimen aus den Käfigen des Großvaters

herausgelassen und sich an der Freude der befreiten Gefangenen ergötzt hatte; wie der Schullehrer einst von Ikarus, des Dädalus' Sohne, erzählt hatte, daß er, um zu fliegen, sich Flügel aus Wachs angefertigt habe und zugrunde gegangen sei; wie er später auf die Frage des Lehrers, wer der größte unter den Helden des Altertums gewesen sei, geantwortet habe: „Ikarus, Dädalus' Sohn.“ Er erinnerte sich auch seines Erstaunens und seiner Freude, als er bei seiner ersten Besteigung des „Campanile“, des Glockenturms von Santa Maria del Fiore zu Florenz, daselbst unter den Basreliefs Giotto's eine komische, plumpe Gestalt erblickt hatte, die den fliegenden Mechaniker Dädalus, über und über mit Vogelfedern bedeckt, darstellte. Und noch eine andere Erinnerung aus seiner frühesten Kindheit tauchte vor seinem Geiste auf, eine von denen, die Fremden abgeschmackt erscheinen mögen, denen aber, die sie im Herzen bewahren, als ein prophetisches Geheimnis, als weis sagende Träume gelten.

„Es scheint, es ist mein Schicksal, mich immerwährend mit den Geiern zu beschäftigen,“ schrieb er in sein Tagebuch im Hinblick auf diese Erinnerung, „denn ich entsinne mich aus meiner frühesten Kindheit eines Traumes: Ich lag in der Wiege, ein gewaltiger Geier kam auf mich zugeflogen, öffnete mir den Mund und strich mit seinen Federn über denselben hin, als ob es zum Zeichen werden sollte, daß ich mein ganzes Leben von Flügeln sprechen würde.“

Die Prophezeiung war in Erfüllung gegangen. Menschliche Flügel bildeten das letzte Ziel seines ganzen Lebens. Auch jetzt, auf demselben Abhange des Monte Albano, empfand er, wie vor vierzig Jahren als Kind, das Fehlen der Flügel beim Menschen wie eine unerträgliche Kränkung.

„Wer alles versteht, kann alles“, dachte Leonardo. „Nur sie verstehen — und die Flügel werden da sein.“

* * *

An einer der letzten Biegungen des Pfades bemerkte Leonardo plötzlich, daß ihn jemand von hinten am Gewande zupfte — er drehte sich um und sah seinen Schüler Giovanni Boltraffio vor sich stehen.

Mit zusammengekniffenen Augen, den Kopf gebeugt und seinen Hut in der Hand haltend, kämpfte Giovanni gegen den Wind an. Er hatte bereits seit langem geschrien und gerufen, aber seine Stimme war im Winde verhallt. Als der Meister sich umwandte, erschien sein Gesicht mit dem herabwallenden langen Haar, dem langen, vom Winde über die Schulter geworfenen Barte, dem Ausdruck des unbeugsamen Willens in den Augen, den tiefen Runzeln auf der Stirn und den finster zusammengezogenen Brauen — auf dieser öden, toten Höhe — so fremd und schrecklich, daß ihn Giovanni kaum erkannte. Die breiten,

vom Winde aufgebauchten Falten seines roten Mantels glichen den Flügeln eines riesigen Vogels.

„Komme eben aus Florenz“, schrie Giovanni mit allen Kräften, aber im Sausen des Windes glich sein Schrei einem Flüstern, und man konnte nur einzelne Worte verstehen.

„Brief ... wichtig ... zu übergeben befohlen ... sofort ...“

Leonardo verstand, daß es sich um einen Brief des Cesare Borgia handle. Giovanni übergab ihm den Brief. Der Künstler erkannte die Handschrift des Messer Agapito, des Sekretärs vom Herzog.

„Kehre um!“ rief er, als er gewahrte, daß das Gesicht Giovannis von der Kälte blau angelaufen war. „Ich folge dir gleich ...“

Boltraffio begann den Abstieg. Er hielt sich an den Zweigen der Sträucher fest, glitt hilflos an den Steinen herab, krümmte und zog sich zusammen und schien so klein und so gebrechlich, als ob der Sturm ihn erfassen und wie ein Staubkörnchen entführen müsse.

Leonardo sah ihm nach. Der klägliche Anblick seines Schülers rief ihm das Gefühl seiner eigenen Schwäche zurück, den Fluch der Ohnmacht, der auf seinem ganzen Leben gelastet hatte — die endlose Reihe seiner mißlungenen Untersuchungen, die unsinnige Vernichtung des Kolosses, des „Heiligen Abendmahles“, den Sturz des Mechanikers Zoroastro, das Unglück aller derer, die ihn liebten, den Haß Cesares, die Krankheit Giovannis, den abergläubischen Schrecken in den Augen Majas und sein furchtbares, ewiges Alleinsein.

„Die Flügel,“ dachte er, „sollten auch diese untergehen, wie alles, was ich geschaffen habe?“

Die Worte, die der kranke Zoroastro in seinem Fiebertraume geflüstert hatte, fielen ihm ein — die Antwort des Menschensohnes an denjenigen, der ihn mit dem Schrecken des Abgrundes und dem Entzücken des Fliegens zu verführen versuchte:

„Du sollst Gott Deinen Herrn nicht versuchen.“

Er erhob seinen Kopf, preßte seine feinen Lippen fester aufeinander und zog seine Brauen noch finsterner zusammen. So stieg er, dem Winde und dem Berge trotzend, noch weiter empor.

Der Pfad war verschwunden; er ging jetzt auf den kahlen Felsen weiter, die vielleicht noch kein menschlicher Fuß betreten hatte.

Noch eine letzte Anstrengung, noch ein letzter Schritt — und er stand am Rande des Abgrundes. Weiter gehen konnte man nicht mehr, nur fliegen. Der Felsen war zu Ende, wie abgebrochen, und ein bis jetzt nicht sichtbarer, auf der anderen Seite gelegener Abgrund starrte ihm entgegen. Luftig, nebelig, trüblila leuchtete es von unten herauf, als ob auch unten, unter seinen Füßen nicht mehr die Erde, sondern derselbe Himmel, dieselbe Leere und Unendlichkeit sei wie oben über seinem Kopfe.

Der Wind erhob sich zum Sturme, heulte und pfiff um die Ohren, wie unaufhörliches Donnergetöse — als ob Züge um Züge unsichtbarer, böser Vögel vorbeiflogen und mit ihren Riesensflügeln rauschten.

Leonardo neigte sich vornüber und sah in den Abgrund hinein; stärker als jemals ergriff ihn das ihm von Kindheit an vertraute Gefühl der tatsächlichen Notwendigkeit, der Unvermeidlichkeit des Fliegens.

„Es werden Flügel kommen!“ flüsterte er leise. „Wenn nicht durch mich, so doch durch einen anderen — es bleibt sich gleich, der Mensch wird fliegen! Der Geist kann nicht lügen: Die Erkennenden, die Geflügelten werden wie die Götter sein!“

Und vor seinem Geiste stand der Beherrscher der Luft, der Überwinder aller Grenzen und Lasten, des Menschen Sohn, in seinem Ruhme und seiner Stärke, der große Schwan, der auf seinen weißen, wie Schnee glänzenden Riesensflügeln am blauen Himmelszelte dahin flog.

Freude, die dem Schrecken glich, erfüllte seine Seele.

* * *

Als er vom Monte Albano herabstieg, war die Sonne dem Untergange nahe, unter den dichten, gelben Strahlen erschienen die Zypressen kohlschwarz, die verschwindenden Bergspitzen zart und durchsichtig wie Amethyste. Der Wind hatte sich gelegt. Leonardo näherte sich Anciano. Plötzlich erblickte er bei einer Biegung des Weges unter sich das kleine Dorf Vinci.

Er blieb stehen, zog sein Notizbuch heraus und schrieb in dasselbe:

„Von dem Berge, der seinen Namen nach dem Besieger führt — vinci, vincere: siegen —, wird der große Vogel, der Mensch, auf dem Rücken eines großen Schwanes den Flug beginnen, er wird die Welt in Erstaunen setzen und alle Bücher mit seinem unsterblichen Namen erfüllen — ewiger Ruhm wird dem Neste werden, in dem er geboren!“

Nochmals auf seinen Geburtsort am Fuße des Monte Albano blickend, wiederholte er: „Ewiger Ruhm wird dem Neste werden, in dem der große Schwan geboren.“

* * *

Der Brief Agapitos forderte die sofortige Ankunft des neuen herzoglichen Mechanikus und Baumeisters im Lager Cesares, um die Belagerungsgeschütze zu dem bevorstehenden Angriffe auf Faenza bereitzustellen.

Nach zwei Tagen verließ Leonardo Florenz und begab sich nach der Romagna, zu Cesare Borgia.



Zwölftes Kapitel.

Entweder Cäsar — oder nichts.

1500—1503.

Wir, Cesare Borgia di Francia, von Gottes Gnaden Herzog der Romagna, Fürst von Andria, Herr zu Piombino usw. usw., Gonfaloniere der Heiligsten Römischen Kirche und Hauptbefehlshaber, befehlen hiermit allen Unseren Statthaltern, Kastellanen, Kapitänen, Kondottieri, Offizialen, allen Unseren Soldaten und Untertanen: den Vorzeiger dieses, den berühmten und von Uns geliebten, an Unserem Hofe angestellten Ersten Baumeister und Ingenieur Leonardo da Vinci aufs freundlichste aufzunehmen, ihm und allen seinen Begleitern freien Durchgang zu gewähren, ihm zu gestatten, jeden von ihm bezeichneten Gegenstand in Unseren Festungen und Schlössern zu messen, zu untersuchen, zu beurteilen, ihm jederzeit die nötigen Mannschaften zu stellen, ihm bereitwilligst jede Hilfe und Mitwirkung zu gewähren. Auf Wunsch des obengenannten Leonardo, dem Wir hiermit die Aufsicht über die in Unseren Ländern belegenen Festungen übertragen, befehlen Wir den anderen Ingenieuren, sich ins Einvernehmen mit ihm zu setzen.

Gegeben zu Pavia am 18. August im Jahre 1502 nach Christi Geburt, im zweiten Jahre Unserer Regierung in der Romagna.

Cesare, Herzog der Romagna.

So lautete der Paß Leonardos zur bevorstehenden Besichtigung der Festungen.

In diesen Jahren eroberte Cesare Borgia mit Hilfe von Verrat und Verbrechen, die unter der Protektion des römischen Erzpriesters und des allerchristlichsten Königs von Frankreich geschahen, den alten Kirchenstaat, den die Päpste angeblich vom Kaiser Konstantin dem Großen geschenkt erhalten haben sollten. Nachdem er die Stadt Faenza ihrem rechtmäßigen Herrscher, dem achtzehnjährigen Astorre Manfredi, die Stadt Forlì der Caterina Sforza entrißen hatte, warf er beide, den Jüngling wie die Frau, die seiner ritterlichen Ehre vertraut hatten, in den Turm der Engelsburg zu Rom. Mit dem Herzoge von Urbino, Guidobaldo da Montefeltro, schloß er ein Bündnis, um ihn, nachdem er ihn entwaffnet hatte, verräterischerweise zu überfallen und zu berauben, wie es die Räuber auf den Landstraßen zu tun pflegen.

Im Herbst 1502 unternahm er einen Feldzug gegen Bentivoglio, den Herrscher von Bologna, um diese Stadt, nachdem er sie erobert

hatte, zur Hauptstadt seines neuen Reiches zu machen. Schrecken ergriff die benachbarten Herrscher, die jetzt einsahen, daß sie früher oder später Cesare, der es darauf abgesehen hatte, seine Nebenbuhler zu beseitigen, um sich als einzigen Selbstherrscher Italiens aufzuwerfen, als Opfer in die Hände fallen würden.

Am 28. September versammelten sich die Feinde des Valentinois — der Cardinal Pagolo, der Herzog Orsini-Gravina, Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Gian Paolo Baglioni, der Herrscher von Perugia, Giordano da Benafro, der Gesandte der Stadt Siena, und Pandolfo Petrucci — in der Ebene von Carpi bei Reggio und schlossen daselbst ein geheimes Bündnis gegen Cesare Borgia. Unter anderem schwur Vitellozzo Vitelli unter dem Eide Hannibals, den gemeinsamen Feind binnen Jahresfrist entweder töten, gefangennehmen oder aus Italien vertreiben zu wollen.

Kaum hatte sich die Kunde von dem geschlossenen Bündnis verbreitet, als viele Fürsten, die von Cesare beleidigt worden waren, demselben beitraten.

Das Herzogtum Urbino empörte sich und fiel von ihm ab, und seine eigenen Truppen verweigerten ihm den Gehorsam. Der König von Frankreich zögerte mit seiner Hilfe. Cesare war dem Untergange nahe. Aber verraten, verlassen und entwaffnet, war er immer noch furchtbar. Nachdem seine Feinde in kleinlichem Wortstreit und Unentschlossenheit die günstigste Zeit, ihn zu vernichten, hatten verstreichen lassen, traten sie in Verhandlungen mit ihm ein und verstanden sich dazu, einen Waffenstillstand abzuschließen. Durch Schlaueit, Drohungen und Versprechungen überlistete er sie, machte sie uneinig und trennte sie. Mit der ihm eigenen großen Verstellungskunst brachte er viele auf seine Seite, und, um die neuen Freunde ganz für sich einzunehmen, lud er sie ein, an einem Feldzuge gegen Sinigaglia teilzunehmen, um ihnen seine Treue im gemeinsamen Feldzuge nicht bloß mit Worten, sondern auch mit der Tat zu beweisen.

Leonardo stand dem Cesare Borgia mit am nächsten. Im Auftrage des Herzogs schmückte er die eroberten Städte mit prachtvollen Gebäuden, Schlössern, Schulen, Bibliotheken, erbaute mächtige Kasernen für die Soldaten Cesares auf den Trümmern der zerstörten Festung „Castello Bolognese“, legte den Hafen „Porto Cesenatico“, den besten am westlichen Ufer des Adriatischen Meeres, an und verband ihn durch einen Kanal mit Cesena. Er erbaute die mächtige Festung in Piombino, erfand neue Kriegsmaschinen und zeichnete Karten.

Überallhin begleitete er den Herzog und war Zeuge aller blutigen Heldentaten Cesares. In Urbino, Pesaro, Imola, Faenza, Cesena, Forlì führte er seiner Gewohnheit nach ein kurzes, genaues Tagebuch,

Mit keiner einzigen Silbe erwähnte er darin Cesaress, als ob er nichts sähe oder sehen wollte von dem, was um ihn her geschah. Er schrieb jede Kleinigkeit, die ihm unterwegs auffiel, ein: die Art und Weise, wie die Landleute von Cesena ihre Obstbäume durch Reben verbanden, die Einrichtung der Hebel im Glockenturme des Domes von Siena, die eigentümliche, leise Musik der herabfallenden Strahlen des städtischen Springbrunnens in Ninini. Er zeichnete den Taubenschlag und den mit einer Wendeltreppe umgebenen Turm im Schlosse zu Urbino ab, aus dem eben erst der unglückliche, von Cesare beraubte Herzog Guidobaldo — nach dem Berichte der Zeitgenossen „im bloßen Hemde“ — entflohen war. Er beobachtete, wie in der Romagna am Fuße der Apenninen die Hirten den Klang ihrer Hörner verstärkten, indem sie das breite Ende derselben in die enge Öffnung einer tiefen Höhle steckten. Der Ton wird dadurch zu einem die ganze Ebene erfüllenden, donnerähnlichen Schall verstärkt, daß die Herden auch auf den entferntesten Bergen ihn hören können.

Tägelang beobachtete Leonardo einsam am Meeresufer zu Piombino, wie Welle auf Welle sich am Ufer brach und Geröll, Späne, Steine, Wasserpflanzen heranrollte oder hinwegspülte.

„So streiten sich die Wellen um die Beute, die dem Sieger verbleibt,“ schrieb Leonardo ein. Und während um ihn herum alle Geseze der menschlichen Gerechtigkeit verletzt wurden, studierte er, ohne diese Handlungen zu beurteilen oder zu rechtfertigen, in den scheinbar willkürlichen und zufälligen, in der That aber unwandelbaren und regelmäßigen Bewegungen der Wellen die unverletzlichen Geseze der wunderbaren Gerechtigkeit — der Mechanik, die vom Urbeweger festgesetzt waren.

Am 9. Juni 1502 fand man im Tiber in der Nähe Roms die Leichen des jugendlichen Herrschers von Faenza, Astorre, und seines Bruders, die mit Striden erwürgt und mit Steinen beschwert aus dem Turme der Engelsburg in den Fluß geworfen worden waren. Diese Leichen waren nach den Berichten der Zeitgenossen so schön, „daß unter Tausenden keine ähnlichen gefunden werden könnten“; sie trugen die Merkmale eines gewaltsamen Todes an sich. Die Volksstimme bezichtigte offen Cesare dieses Verbrechen. Indessen schrieb Leonardo in sein Tagebuch: „In der Romagna werden vierräderige Wagen benutzt; die beiden vorderen Räder sind klein, die hinteren groß. Diese Einrichtung ist dumm, da nach dem physikalischen Geseze — siehe den fünften Abschnitt meiner ‚Versuche über Mechanik‘ — die ganze Last auf den Vorderrädern ruht.“

So schwieg er über die größten Verletzungen der Geseze des moralischen Gleichgewichts und ereiferte sich über die Verletzung der mechanischen Geseze in der Einrichtung der romagnolischen Wagen.

In der zweiten Hälfte des Dezember 1502 siedelte der Herzog von Valentinois mit seinem ganzen Hofe und Heere aus Cesena in das am Ufer des Adriatischen Meeres gelegene, zwanzig Meilen von Sinigaglia entfernte Städtchen Fano über. Hier sollte eine Zusammenkunft mit den früheren Verschwörern Oliverotto da Fermo, Orsini und Vitelli stattfinden. Ende des Monats reiste auch Leonardo aus Pesaro zu Cesare.

Er fuhr morgens ab und hoffte, abends einzutreffen. Doch erhob sich ein Schneesturm, und die Berge wurden mit undurchdringlichem Schnee bedeckt. Die Maultiere stolperten fortwährend, ihre Hufe glitten auf den mit Eis überzogenen Steinen aus. In der Tiefe, zur linken Seite des schmalen, dicht am Abgrunde hinführenden Weges, lärmten die Wogen des Adriatischen Meeres, die am schneebedeckten Ufer brandeten. Zum Schrecken des Führers ging sein Maultier durch, es hatte die Leiche eines Erhängten gewittert, die an einer Espe hing.

Es wurde dunkel. Sie ritten aufs Geratewohl weiter, ließen die Zügel hängen und vertrauten sich den klugen Tieren an. In der Ferne blinkte ein Licht. Der Führer erkannte eine große Herberge bei Novilara, einem kleinen Flecken in den Bergen auf dem halben Wege zwischen Fano und Pesaro. Sie mußten lange an das eisenbeschlagene Thor, das dem einer Festung glich, klopfen. Endlich kam ein Stallknecht mit einer Laterne, dem bald darauf der Wirt selbst folgte. Er verweigerte ein Nachtlager, da nicht allein alle Zimmer, sondern auch die Ställe überfüllt seien. Es gäbe kein Bett mehr, in dem in dieser Nacht nicht drei, vier Menschen schliefen, und alles wären vornehme Leute — Offiziere und Hofbeamte aus dem Gefolge des Herzogs.

Als Leonardo ihm seinen Namen nannte und seinen Paß mit dem Siegel und der Unterschrift des Herzogs vorwies, erging sich der Wirt in Entschuldigungen. Er bot ihm sein eigenes Zimmer an, er selbst wollte mit seiner Frau in der Kammer neben der Schmiede übernachten.

Leonardo betrat die Küche, die, wie es in der Romagna Sitte war, zugleich als Speisezimmer diente. Sie war verrußt und schmutzig, und die kahlen, abgebröckelten Wände wiesen Feuchtigkeitsflecken auf. Hühner schliefen hier auf einer Stange; Ferkel grunzten in einem Gitterverschlage; lange Reihen goldgelber Zwiebeln, Blutwürste und Schinken hingen an den Deckenbalken. Auf dem mächtigen Herde mit überhängendem Rauchfange loderte ein großes Feuer, an dem ein Schwein am Spieße gebraten wurde. Im roten Scheine der Flamme saßen an langen Tischen die Gäste, aßen, tranken, schrien, stritten sich und spielten Würfel, Dame oder Karten. Leonardo setzte sich ans Feuer und wartete auf das bestellte Abendessen. Am benachbarten Tische, an dem er unter den Zuhörern den alten Hauptmann der herzog-

lichen Lanzenträger, Balbassare Scipione, den ersten Hoffschatzmeister, Messandro Spanocchia, und den Gesandten von Ferrara, Pandolfo Colenuccio, erkannte, sprach ein ihm Unbekannter mit außergewöhnlicher Begeisterung, mit den Armen hin und her fahrend, mit feiner, hoher Stimme:

„Durch Beispiele aus der neuen und alten Geschichte kann ich es euch, Signori, mit mathematischer Genauigkeit beweisen. Denkt nur an die Reiche, die sich Kriegsrühm erworben haben, an die Römer, Lakédämonier, Athener, Atolier, Achäer und viele Volksstämme jenseits der Alpen. Alle großen Eroberer entnahmen ihre Soldaten dem Bürgerstande ihres eigenen Landes — Ninos aus den Assyern, Nyrus aus den Persern, Alexander aus den Makedoniern ... Zugegeben, daß Pyrrhos und Hannibal ihre Siege mit Söldnern erkämpften, so lag doch das an der außergewöhnlichen Feldherrnkunst dieser Männer, die den fremden Soldaten den Mut und die Standhaftigkeit, als wären es eigene Landsleute, einzuflößen verstanden. Überseht auch nicht den Hauptumstand, den Grundstein der Kriegswissenschaft: Nur im Fußvolk, behaupte ich, nur im Fußvolk liegt die entscheidende Stärke des Heeres, nicht in der Reiterei, nicht in den Feuerwaffen, nicht im Pulver — dieser abgeschmackten Erfindung der Neuzeit!“

„Ihr irrt, Messer Niccolò,“ entgegnete ihm höflich der Hauptmann der Lanzenträger, „die Feuerwaffen gewinnen von Tag zu Tag mehr Bedeutung. Was Ihr auch über Römer und Spartaner sagen mögt, so glaube ich doch, daß unsere jetzigen Heere besser bewaffnet sind als die alten. Nicht um Ew. Gnaden zu nahe zu treten, behaupte ich, daß eine Schwadron unserer französischen Gendarmen oder eine Abteilung Artillerie von dreißig Bombarden nicht nur eine Abteilung Eures römischen Fußvolkes, sondern auch einen Felsen niederwerfen kann!“

„Sophismen! Sophismen!“ ereiferte sich Messer Niccolò. „Ich ersehe aus Euren Worten, Signore, den verderblichen Irrtum, mit dem die besten Kriegsleute unseres Jahrhunderts die Wahrheit verdrehen. Wartet nur, es wird eine Zeit kommen, wo die Heerscharen der nordischen Barbaren den Italienern die Augen öffnen werden; dann werden sie die traurige Ohnmacht der Söldner erkennen und zur Einsicht kommen, daß Reiterei und Artillerie keine Eierschale wert sind, im Vergleich mit der Standhaftigkeit eines regelmäßigen Fußvolkes — aber es wird zu spät sein ... Und wie können nur Leute gegen Tatsachen streiten? Wenn sie sich nur daran erinnern wollten, daß Lucullus mit einem unbedeutenden Heere Fußvolkes hundertundfünfzigtausend Reiter des Tigranes, unter denen sich Reiterkohorten befanden, die sicher den jetzigen Schwadronen der französischen Reiterei nichts nachgaben, besiegt hat.“

Neugierig betrachtete Leonardo diesen Menschen, der über die Siege des Lucullus berichtete, als ob er Augenzeuge derselben gewesen wäre.

Der Unbekannte trug ein dunkelrotes Gewand von elegantem Schmitte mit geraden Falten, wie es von den höheren Beamten der Florentiner Republik, insbesondere von den Gesandtschaftssekretären, getragen wurde. Das Gewand war aber abgetragen und wies, wenn auch an weniger bemerkbaren Stellen, Flecken und Glanz an den Ärmeln auf. Nach dem Hemdstreifen zu schließen, der am Halse aus dem festgeschlossenen Kragen herausragte, war seine Wäsche von zweifelhafter Frische. Seine großen, plumpen Hände, mit einer Schwielse am Mittelfinger, wie sie bei Leuten, die viel schreiben, vorkommt, waren über und über mit Tinte beschmutzt. Sein Äußeres hatte wenig Standesgemäßes, das den Leuten Ehrfurcht einflößen konnte. Dem Alter nach war er ungefähr in den vierzigern, hager, schmalschultrig, mit scharfen, eckigen, ganz eigentümlichen Gesichtszügen. Zurweilen während der Unterhaltung zog er seine flache, lange, einem Entenschnabel nicht unähnliche Nase in die Höhe, bog seinen kleinen Kopf rückwärts und blickte mit zusammengekniffenen Augen und nachdenklich herunterhängender Unterlippe über den Kopf seines Partners hinweg in die Ferne; dann glich er einem Raubvogel, der einen langen Hals macht und in weiter Ferne seine Beute beobachtet. In seinen unruhigen Bewegungen, in der fieberhaften Röthe auf den breiten, hervorstehenden Backenknochen über den braunen, eingefallenen, glattrasierten Wangen und besonders in seinen großen, grauen Augen offenbarte sich inneres Feuer. Diese Augen wollten böse erscheinen; und doch fühlte man aus dem scharfen Spott etwas Furchtames, Schwaches, kindlich Hilfloses und Bemitleidenswertes heraus.

Messer Niccolò fuhr fort, seine Gedanken über das kriegerische Fußvolk klarzulegen, und Leonardo erstaunte über die Vermengung von Wahrheit und Lüge, grenzenloser Kühnheit und slavischer Nachahmung des Altertums in den Worten dieses Mannes. Indem er das Unnütze der Feuerwaffen auseinandersetzte, erwähnte er unter anderem, wie schwierig das Richten der großkalibrigen Geschütze wäre. Die Kugeln gingen entweder übermäßig hoch über die Köpfe der Feinde hinweg, oder sie gingen viel zu niedrig, um die Feinde zu erreichen. Leonardo bewunderte die Schärfe und das Zutreffende dieser Beobachtung, da er aus Versuchen die Unvollkommenheit der damaligen Bombarden kannte. Gleich darauf sprach Niccolò seine Meinung aus, daß Festungen kein Reich schützen könnten, und berief sich dabei auf die Römer, die keine Festungen bauten, und auf die Lakedämonier, die Sparta nicht zu besetzen erlaubten, um sich die Tapferkeit der Bürger als Schutz-

wehr zu erhalten. Um zu beweisen, als wäre alles, was die Alten taten und dachten, unanfechtbare Wahrheit, alles ein Beweis mathematischer Genauigkeit, führte er den in den Schulen berühmten Ausspruch eines Spartaners über die Mauern von Athen an: „Sie würden sehr nützlich sein, wenn nur Weiber die Stadt bewohnten.“

Das Ende des Streites hörte Leonardo nicht mehr an, da ihn der Wirt nach oben in das Zimmer führte, wo er ihm das Nachtlager bereitet hatte.

* * *

Gegen Morgen war der Schneesturm noch heftiger geworden. Der Führer weigerte sich, die Reise fortzusetzen, indem er beteuerte, daß ein guter Christenmensch bei solchem Wetter nicht einmal einen Hund ins Freie jage. Leonardo mußte noch einen Tag verweilen.

Aus Langweile fing er an, über dem Küchenherde einen sich selbst drehenden Spieß eigener Erfindung anzubringen. Diesen Spieß stellte der Künstler mit derselben Liebe und Begeisterung her wie die menschlichen Flügel.

Im selben Zimmer erklärte Messer Niccolò jungen französischen Artillerieergeanten, verzweifelten Spielern, die angeblich von ihm den Gesetzen der Mathematik entnommenen Regeln, im Würfelspiel stets zu gewinnen und die Launen der „Buhlerin Fortuna“, wie er sich ausdrückte, zu besiegen. Klug und beredt legte er diese Regeln dar, jedesmal aber, wenn er sie tatsächlich beweisen wollte — verlor er zu seinem großen Erstaunen und zur Schadenfreude seiner Zuhörer. Er tröstete sich aber immer mit der Ausrede, daß er bei Anwendung der ganz sicheren Regel einen Fehler begangen habe.

Das Spiel hatte einen unerwarteten und für Messer Niccolò keineswegs angenehmen Ausgang; als die Zeit zum Abrechnen gekommen war, ergab es sich, daß sein Beutel leer war, er also auf gut Glück gespielt hatte.

Abends spät langte mit einer Menge Ballen und Koffer und zahlreicher Dienerschaft, Bagen, Reitknechten, Narren, Mohrenknaben und verschiedenen zur Belustigung dienenden Tieren die vornehme, venetianische Kurtisane, die „berühmte Buhlerin“ Vena Griffa an. Es war die nämliche, die einst in Florenz beinahe dem Strafgerichte der Heißarmee der kleinen Inquisitoren des Frater Girolamo Savonarola anheim gefallen wäre.

Vor zwei Jahren hatte sie, dem Beispiele vieler ihrer Genossinnen folgend, der Welt den Rücken gekehrt, sich in eine büßende Magdalena verwandelt und war Nonne geworden, um auf diese Weise in späteren Tagen ihren Preis im berühmten Tarif der Kurtisanen, dem „Nach-

weiß für einen angesehenen Fremden, in dem die Preise und Eigenschaften aller Kurtisanen Venedigs mit Namensangabe ihrer Kupplerinnen verzeichnet sind“, erhöhen zu können. Aus der dunkeln Klostertlichen Puppe schlüpfte ein neuer glänzender Schmetterling ans Licht. Lena stieg rasch empor; nach der Gewohnheit der Kurtisanen höherer Art hatte sie sich einen vornehmen Stammbaum zugelegt, aus dem klar hervorging, daß sie die uneheliche Tochter des Kardinals Ascanio Sforza, des Bruders des Herzogs von Mailand, sei. Zu derselben Zeit wurde sie die bevorzugte Geliebte eines gebrechlichen, halb geisteskranken, aber unermesslich reichen Kardinals. Zu ihm reiste sie eben aus Venedig nach Fano, wo der Monsignore sie am Hofe des Cesare Borgia erwartete.

Der Wirt war in Verlegenheit, er wagte es nicht, eine so wichtige Persönlichkeit wie „Ihre Ehrwürden“, die Geliebte eines Kardinals, abzuweisen; aber es gab keine freien Zimmer mehr. Endlich gelang es ihm, Kaufleute aus Ancona zu überreden, gegen eine Vergütung in die Schmiede überzusiedeln und ihr geräumiges Zimmer dem Gefolge der vornehmen Buhlerin zu überlassen. Für die Dame selbst forderte er von Messer Niccolò und seinen drei Mitbewohnern, drei französischen Offizieren, die Räumung ihres Zimmers und ihre Übersiedelung in die Schmiede zu den Kaufleuten aus Ancona.

Niccolò ärgerte sich und begann heftig zu werden. Er fragte den Wirt, ob er bei Verstande sei, ob er wisse, wen er vor sich habe, wenn er sich solche Frechheiten gegen ordentliche Leute wegen der ersten besten hergelaufenen Dirne erlaube. Da mischte sich aber die Wirtin ein, ein redseliges, zänkisches Weib, das nach dem damaligen Sprichworte „ihre Zunge nicht beim Juden verpfändete“. Sie belehrte ihn, daß, ehe er schimpfe, es besser sei, seine eigene Zech, die Rechnung für den Diener und drei Pferde zu bezahlen und die vier Dukaten, die ihr Mann ihm aus Gefälligkeit am vergangenen Freitag geliehen habe, zurückzuerstatten. Wie vor sich selbst hinsprechend, aber so laut, daß es allen verständlich war, verwünschte sie dann alle Glückritter und durchtriebenen Menschen, die sich auf den Landstraßen herumtrieben und sich für Gott weiß was für vornehme Leute ausgäben, von Almosen lebten und ihre Nase noch über ehrbare Menschen rümpften.

Etwas Wahres mußte in den Worten dieses Weibes enthalten sein; denn Niccolò verstummte plötzlich, schlug vor ihrem überführenden Blicke die Augen nieder und besann sich augenscheinlich darauf, wie er mit Anstand den Rückzug antreten könne.

Die Diener trugen bereits seine Sachen aus dem Zimmer; die mißgestaltete Seekatze, der Liebling der Madonna Lena, die während der Reise halb erfroren war, schnitt gräßliche Fragen dazu. Sie war auf den Tisch gesprungen, auf dem die Papiere, Federn und Bücher

des Messer Niccolò lagen, unter denen sich die „Römische Geschichte“ des Titus Livius und die „Lebensbeschreibungen berühmter Männer“ des Plutarch befanden.

„Messere,“ wandte sich Leonardo an Niccolò mit freundlichem Lächeln, „wenn es Euch genehm ist, mein Nachtlager mit mir zu teilen, so soll es mir eine Ehre sein, Ew. Gnaden diesen geringfügigen Dienst erweisen zu dürfen.“

Niccolò sah ihn erstaunt an, wurde noch verlegener, faßte sich aber gleich wieder und dankte ihm würdevoll.

Sie gingen ins Zimmer Leonardos, wo sich der Künstler bemühte, seinem Mitbewohner den besten Platz einzuräumen.

Je mehr er ihn beobachtete, um so anziehender und interessanter erschien ihm dieser sonderbare Mensch.

Niccolò nannte seinen Namen und Stand: Niccolò Machiavelli, Sekretär des Rates der Zwölf der florentinischen Republik. Vor drei Monaten hatte die schlaue und vorsichtige Regierung Machiavelli abgesandt, um mit Cesare Borgia, den sie zu überlisten hoffte, zu unterhandeln. Sie beantwortete alle Anträge des letzteren, ein freundschaftliches Defensivbündnis gegen die gemeinsamen Feinde Bentivoglio, Orsini und Vitelli abzuschließen, mit platonischen und zweideutigen Versicherungen ihrer Freundschaft. Tatsächlich fürchtete die Republik den Herzog und wünschte ihn weder zum Feinde noch zum Freunde. Messer Niccolò Machiavelli, der gar keine wirklichen Vollmachten besaß, war nur beauftragt, den freien Verkehr der Florentiner Kaufleute durch die Staaten des Herzogs längs des Adriatischen Meeres zu erwirken — was übrigens eine sehr wichtige Lebensfrage war für den Handel, diese „Amme der Republik“, wie die Regierung in dem Reisepaß ihres Gesandten sich ausdrückte.

Leonardo nannte auch seinen Namen und die Stellung, die er am Hofe Cesares einnahm.

„Messere,“ gestand Niccolò sofort, und diese Offenheit gefiel Leonardo, „ich hörte bereits, daß Ihr ein großer Meister seid. Aber ich bekenne, daß ich von der Malerei nicht viel halte und sie auch nicht liebe. Ich glaube allerdings, daß diese Kunst mir dieselbe Antwort erteilen kann, die Dante einst einem Spötter erteilte, der ihm auf der Straße eine Feige zeigte: ‚Nicht eine von den meinen gebe ich für hundert der deinen.‘ Aber ich habe auch gehört, daß der Herzog von Valentinois Euch als großen Kenner der Kriegswissenschaft schätzt, und darüber möchte ich mich, wenn es paßt, mit Ew. Gnaden unterhalten. Mir schien dieser Gegenstand immer um so wichtiger und beachtenswerter, als die bürgerliche Größe der Völker auf ihrer militärischen Macht, auf der Stärke und den Eigenschaften des stehenden Heeres

beruht. Ich werde es in meinem Buche ‚Monarchien und Republiken‘ beweisen, in dem ich die natürlichen Gesetze, die das Leben, das Wachsen, den Verfall und das Ende eines jeden Staates begründen, mit einer solchen Genauigkeit bestimmen werde, wie der Mathematiker die Gesetze der Zahlen, der Naturforscher die Gesetze der Physik und Mechanik. Denn ich muß Euch sagen, daß alle, die bis jetzt über den Staat geschrieben . . .“

Er hielt plötzlich inne und unterbrach sich selbst mit gutmütigem Lächeln: „Entschuldigt, Messere — es scheint, ich mißbrauche Eure Güte, vielleicht interessiert Euch die Politik so wenig wie mich die Malerei?“

„Nein, nein, im Gegenteil,“ sagte Leonardo, „aber wißt — ich will eben so offen reden wie Ihr, Messer Niccolò — ich liebe in der That nicht die alltäglichen Gespräche der Menschen über Krieg und Staatsgeschäfte, denn diese Unterhaltungen sind lügnerisch und müßig. Aber Eure Meinungen weichen von den Meinungen der großen Menge ab, sind mir so neu und ungewohnt, daß ich, Ihr könnt es mir glauben, Euch mit dem größten Vergnügen zuhöre.“

„Nehmt Euch in acht, Messer Leonardo,“ sagte Niccolò, noch gutmütiger lächelnd, „daß Ihr es nur nicht bereut — Ihr kennt mich noch nicht; es ist mein Steckenpferd, wenn ich es besteige, klettere ich nicht wieder herab, bis Ihr mir Schweigen gebietet. Lieber will ich das Brot entbehren, als eine Unterhaltung mit einem klugen Manne über Politik. Aber das ist das Übel, wo findet man die klugen Leute? Unsere erhabenen Signori wollen weiter nichts hören als die Marktpreise von Wolle und Seide; ich aber,“ fügte er mit stolzem und bitterem Hohne hinzu, „bin nun einmal nach dem Willen des Schicksals nicht dazu geboren, um über Verlust und Gewinn oder über den Seidenhandel zu reden, ich muß eins von beiden wählen: entweder schweigen oder von Staatsgeschäften reden.“

Leonardo beruhigte ihn nochmals, und, um die Unterhaltung, die sein Interesse in Anspruch nahm, wieder in Gang zu bringen, fragte er ihn:

„Ihr sagtet eben, Messere, daß die Politik eine exakte Wissenschaft sein müsse, ebenso wie die Naturwissenschaft, die auf die Mathematik begründet ist, die ihre Glaubwürdigkeit aus Versuchen und Naturbeobachtungen schöpft. Habe ich Euch recht verstanden?“

„Jawohl, jawohl!“ erwiderte Machiavelli und sah mit zusammengekniffenen Augen über den Kopf Leonardos hinweg. „Vielleicht werde ich nicht verstehen, es auszuführen,“ fuhr er fort, „aber ich will den Menschen das sagen, was noch niemand über menschliche Angelegenheiten gesagt hat. Plato in seiner ‚Republik‘, Aristoteles in der

„Politik“, der heilige Augustinus in seinem „Gottesstaate“, alle die über den Staat geschrieben, haben das Wichtigste übersehen: die Naturgesetze, die das Leben eines jeden Volkes beeinflussen und die außerhalb des menschlichen Willens, außerhalb des Guten und Bösen stehen. Sie sprachen über das, was gut und böse, was edel und gemein wäre, sie haben dabei an solche Einrichtungen gedacht, wie sie sein müßten, aber wie sie nicht bestehen und auch in Wirklichkeit nicht bestehen können. Ich will aber nicht das, was sein könnte, und nicht den Schein, sondern nur das, was tatsächlich besteht. Ich will das Wesen großer Körperschaften, die Republiken und Monarchien genannt werden, ohne Liebe und Haß, ohne Lob und ohne Tadel studieren, gleichwie der Mathematiker das Wesen der Zahlen und der Anatom den Bau des Körpers. Ich weiß, daß dies schwer und gefährlich ist, denn die Menschen scheuen die Wahrheit und rächen sich an ihr nirgends mehr als in der Politik; aber ich werde sie ihnen dennoch sagen, mögen sie mich auch auf dem Scheiterhaufen verbrennen wie weiland den Frater Girolamo!“

Mit unfreiwilligem Lächeln beobachtete Leonardo den Ausdruck der prophetischen, zugleich aber auch leichtfertigen, fast schülerhaften Vermessenheit auf dem Gesichte Machiavellis, seine von einem eigentümlichen, fast wahnsinnigen Feuer glänzenden Augen, und dachte:

„Mit welcher Erregung spricht er über die Ruhe, mit welcher Leidenschaft über die Leidenschaftslosigkeit!“

„Messer Niccolò,“ antwortete er, „wenn es Euch gelingen sollte, Euer Vorhaben auszuführen, so werden Eure Entdeckungen ebensoviele große Bedeutung erhalten wie die Geometrie des Euklides oder des Archimedes, Erforschungen in der Mechanik.“

Leonardo war tatsächlich über das Neue, das er von Messer Niccolò gehört hatte, überrascht. Es fiel ihm ein, was er vor dreizehn Jahren, als er ein Buch mit Zeichnungen, die die inneren Teile des menschlichen Körpers darstellten, beendet hatte, an den Rand desselben schrieb:

„2. April 1489. Der Allmächtige möge mir beistehen, das Wesen der Menschen aus ihren Sitten und Gebräuchen so kennen zu lernen, wie ich den inneren Bau des menschlichen Körpers kenne.“ —

* * *

Sie unterhielten sich noch lange. Leonardo fragte ihn unter anderem, wie er am vergangenen Abend in seiner Unterhaltung mit dem Hauptmann der Lanzenträger den Festungen, dem Pulver und den Feuerwaffen jede kriegerische Bedeutung hätte abprechen können; ob das nicht bloß ein Scherz von ihm gewesen sei?

„Die alten Römer und Spartaner,“ erwiderte Machiavelli, „die unfehlbaren Lehrer der Kriegskunst, hatten keine Ahnung vom Pulver.“

„Haben uns denn nicht der Versuch und die Erkenntnis der Natur,“ rief Leonardo aus, „viel Neues offenbart, und zeigt sie uns nicht jeden Tag noch mehr, woran die Alten nicht einmal zu denken wagten?“

Nachiavelli bestand eigensinnig auf seiner Meinung. „Ich denke mir,“ behauptete er, „in Kriegs- und Staatsangelegenheiten verfallen die neuen Völker in Irrtümer, wenn sie die Nachahmung der Alten zu vermeiden suchen.“

„Ist denn eine derartige Nachahmung überhaupt möglich, Messer Niccolò?“

„Warum nicht? Haben denn die Menschen und die Elemente, Himmel und Sonne ihre Bewegung, Ordnung und Kräfte geändert, sind sie anders geworden als im Altertum?“

Keinerlei Beweisführungen konnten ihn von seiner Überzeugung abbringen. Leonardo kam zu der Einsicht, daß Niccolò, der in allem übrigen bis zur Grenze der Vermessenheit mutig war, plötzlich abergläubisch und furchtbar wie ein Schulpedant wurde, sobald das Gespräch auf das Altertum kam.

„Er hat Großes vor, aber wie wird er es ausführen?“ dachte Leonardo; unwillkürlich fiel ihm das Würfelspiel ein, bei dem Machiavelli so geistreich abstrakte Regeln auseinandersetzte und jedesmal, wenn er sie durch die Tat beweisen wollte, verspielte.

„Wißt Ihr, Messere,“ rief Niccolò aus, und Funken unbändiger Freude sprühten aus seinen Augen, „je mehr ich von Euch höre, um so mehr staune ich, traue meinen Ohren nicht . . . Denkt nur, welche eine Konstellation der Sterne mußte eintreten, damit wir uns begegneten! Es gibt, sage ich, drei Arten von vernunftbegabten Geschöpfen: erstens Menschen, die alles selbst sehen und erraten; zweitens solche, die alles, worauf sie hingewiesen werden, sehen; zuletzt diejenigen, die auch das nicht sehen und verstehen, was ihnen gezeigt wird. Die ersteren sind die besten und seltensten, die zweiten gute Durchschnittsware, die letzteren die zu gar nichts Tauglichen. Erw. Gnaden und vielleicht auch mich, um nicht in den Verdacht allzugroßer Bescheidenheit zu kommen, rechne ich zu der ersten Art von Menschen. Worüber lacht Ihr? Ist es etwa unwahr? Mögt Ihr glauben, was Ihr wollt, ich aber bin überzeugt, daß es nicht Zufall, sondern der Wille einer höheren Schicksalsmacht ist, der mir die heutige Begegnung mit Euch zuteil werden ließ, da ich weiß, daß es nur wenige kluge Leute auf der Welt gibt. Um unserer Unterhaltung die richtige Weihe zu geben, gestattet mir, Euch eine der herrlichsten Stellen aus Livius vorzulesen, und dann hört meine Erklärung an.“

Er nahm ein Buch in die Hand, rückte ein Talglicht heran, setzte sich eine zerbrochene, mit Bindfaden sorgsam zusammengeknüpfte, eiserne

Brille mit großen, runden Gläsern auf und verlieh seinem Gesicht einen strengen, andächtigen Ausdruck, als ob er beten oder eine sonstige heilige Handlung verrichten wolle. Kaum hatte er aber die Augen erhoben, um mit dem Zeigefinger den Abschnitt zu suchen, aus dem da hervorging, daß Siege und Eroberungen schlecht eingerichtete Staaten eher zum Verderben als zur Größe führten, und die ersten, wie Metall klingenden Worte des gefeierten Livius gelesen, als sich die Tür öffnete, und ein kleines, altes, gebücktes und runzliges Weib in die Stube schlich.

„Entschuldigt die Störung, Signori,“ murmelte die Alte undeutlich, indem sie sich tief verbeugte, „meiner Herrin, der erlauchten Madonna Lena Griffa, ist ihr Lieblingstierchen, ein Kaninchen mit blauem Bande am Halse, entlaufen. Wir suchen es immerzu, haben das ganze Haus umgekehrt, uns ganz abgehehrt und können gar nicht begreifen, wo es hingekommen sein mag ...“

„Hier ist kein Kaninchen,“ unterbrach sie Messer Niccolò böse, „schert Euch hinaus!“

Er stand auf, um die unwillkommene Störerin hinauszuführen, plötzlich aber sah er sie aufmerksam an, schob seine Brille auf die Nasenspitze, warf über die Gläser hinweg nochmals einen Blick auf sie, schlug mit den Händen zusammen und rief:

„Monna Albigia! Bist du es, alte Hexe? Ich dachte mir, die Teufel hätten dich bereits längst mit ihren Haken in die Hölle hinuntergezogen ...“

Die Alte kniff ihre halberblindeten, listigen Augen zusammen, verzog ihren zahnlosen Mund und erwiderte seine jovialen Schimpfsworte mit einem Grinsen, das sie noch mehr verunstaltete:

„Messer Niccolò! Wieviel Jahre, wieviel Winter sind vergangen! Das hätte ich nicht gedacht, daß Gott uns noch einmal zusammenführen würde.“

Machiavelli entschuldigte sich bei Leonardo und lud Monna Albigia in die Küche ein, um mit ihr zu plaudern und sich an die alten, guten Zeiten zu erinnern. Leonardo versicherte ihm aber, daß sie ihn nicht stören würden, nahm ein Buch zur Hand und setzte sich beiseite. Niccolò rief den Diener und befahl ihm, Wein zu bringen; er tat es mit einer Miene, als ob er der vornehmste Gast im Hause sei.

Monna Albigia vergaß das Kaninchen, Messer Niccolò den Livius, und beim Krüge Wein plauderten sie wie alte Freunde.

Aus ihrer Unterhaltung entnahm Leonardo, daß die Alte vor langen Zeiten selbst eine Kurtisane, dann Wirtin eines Freudenhauses in Florenz und später Kupplerin in Venedig gewesen, daß sie jetzt im Dienste der Madonna Lena Griffa als Haushälterin angestellt war und deren Garderobe vorstand. Machiavelli fragte sie nach alten Bekannten,

nach der fünfzehnjährigen, blauäugigen *Atalanta*, die einst, als über fleischliche Sünden gesprochen wurde, mit unschuldigem Lächeln ausgerufen hatte: „Heißt das etwa den Heiligen Geist beleidigen? Mögen die Mönche und Priester reden, was sie wollen — ich werde nie daran glauben, daß es eine Todsünde sei, armen Menschen Wohlthaten zu erweisen!“ Er erkundigte sich nach der bildschönen *Madonna Riccia*, deren Mann, als man ihm die Untreue seiner Gattin berichtete, mit der Ruhe eines Stoikers die Bemerkung fallen ließ: „Die Frau im Hause gleicht dem Feuer auf dem Herde — theile davon den Nachbarn mit, soviel du willst, es wird genug übrig bleiben.“ Sie erwähnten der dicken, rotthaarigen *Marmilla*, die jedesmal, bevor sie den Bitten ihrer Verehrer nachgab, gottesfürchtig das Heiligenbild verhängte, damit die *Madonna* es nicht sähe.

Niccolò fühlte sich bei diesem Klatsch augenscheinlich so wohl wie ein Fisch im Wasser. *Leonardo* erstaunte über die Verwandlung des Staatsmannes, des Sekretärs der florentinischen Republik, des stillen und klugen Gesellschafters in einen liederlichen Wüstling und Stammgast öffentlicher Häuser. Übrigens war es keine wirkliche Lustigkeit; der Künstler hörte den geheimen Kummer aus dem zynischen Lachen heraus.

„So geht's, mein Herr! Das Junge wächst heran, und wir werden alt,“ schloß *Albigia*. Sie wurde nachdenklich und schüttelte den Kopf. „Die Zeiten haben sich geändert . . .“

„Du lägst, alte Heze, Dienstfertige des Teufels!“ rief *Niccolò*, ihr listig zublinzelnd. „Erzürne Gott nicht, Gevatterin. Wer anders als euresgleichen feiert jetzt alle Tage Sonntag? Jetzt haben die hübschen Frauen keine eifersüchtigen, armen Männer mehr; wenn sie sich mit solchen Meisterinnen, wie du eine bist, befreundet haben, leben sie im Überfluß. Die allerstolzesten Damen geben sich für Geld hin — in ganz Italien ist die Versündigung gegen das sechste Gebot in Unzucht ausgeartet. Eine Buhlerin kann man von einer rechtschaffenen Frau nur durch das gelbe Abzeichen unterscheiden . . .“

Das eben erwähnte gelbe Abzeichen war ein besonderes, safranfarbiges Stirnband, dessen Tragen das Gesetz den Buhlerinnen vorschrieb, um sie von den anständigen Frauen zu unterscheiden.

„Oh, spricht nicht so, Messere!“ seufzte die Alte traurig. „Wie kann man die jetzige Zeit mit der alten vergleichen wollen? Nur eins: es ist gar nicht so lange her, als man in Italien die ‚französische Krankheit‘ noch gar nicht kannte. Wir lebten wie in Abrahams Schoß. — Um wieder auf das gelbe Abzeichen zurückzukommen — Herrgott, was ist das für ein Elend! Denkt Euch, beim letzten Karneval hätten sie meine Gebieterin beinahe ins Gefängnis gesteckt. Nun urteilt selbst,

wäre es überhaupt möglich, daß Madonna Lena ein gelbes Abzeichen trüge?"

"Weshalb sollte sie es nicht tragen?"

"Was fällt Euch ein — wie wäre das möglich? Ist etwa die erlauchte Madonna eine Straßendirne, die sich mit jedem Gesindel abgibt? Wißt Ihr auch, daß ihre Bettdecke kostbarer ist als das Gewand des Papstes beim Osterfeste? Und was ihre Klugheit und ihren Verstand anbetrifft, so glaube ich, steckt sie damit selbst die Professoren der Universität zu Bologna in den Sack. Ihr solltet nur hören, wie sie von Petrarca, von Laura, von der Unendlichkeit der himmlischen Liebe redet . . ."

"Freilich," spöttelte Niccolò, "wem sollte auch die Unendlichkeit der Liebe besser bekannt sein als ihr . . ."

"Spottet nur, spottet nur, Messere; aber bei Gott, ich will nicht gesund hier wieder aufstehen — als sie mir neulich ihren in Versen geschriebenen Brief an einen armen Jüngling, dem sie ‚die Ausübung der Tugenden‘ anriet, vorlas, hörte ich ihr aufmerksam zu und brach in Schluchzen aus, wie früher in Santa Maria del Fiore bei den Predigten des Frater Girolamo Savonarola — Gott hab' ihn selig! Wahrlich ein neuer Cicero! Auch das will ich noch erwähnen: Nicht ohne Grund zahlen ihr die vornehmsten Leute für eine einzige Unterhaltung über die Geheimnisse der platonischen Liebe nur zwei bis drei Dukaten weniger als anderen für eine ganze Nacht! Und Ihr redet — vom gelben Abzeichen!"

Zum Schluß erzählte Albigia von ihrer eigenen Jugend; auch sie war schön gewesen, man hatte ihr den Hof gemacht; alle ihre Launen waren erfüllt worden — und was hatte sie nicht alles unternommen! Einst hatte sie in der Schatzkammer dem Bischofe die Mitra vom Kopfe genommen und sie ihrer Dienerin aufgesetzt. Aber mit den Jahren war die Schönheit abhanden gekommen, die Verehrer hatten sich in alle Winde zerstreut, und sie mußte als Zimmervermieterin und Wäscherin ihr Leben fristen. Da erkrankte sie auch noch und war so arm, daß sie an den Kirchentüren betteln gehen wollte, damit sie sich Gift kaufen könne, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Die heilige Jungfrau aber, so meinte sie, hatte sie vom Tode errettet. Durch einen alten Abbaten, der sich in ihre Nachbarin, die Frau eines Schmiedes, verliebt hatte, war sie auf einen neuen Weg zu einträglichem Gewerbe geführt worden.

Die Erzählung über die wunderbare Hilfe der Mutter Gottes, ihrer besonderen Fürsprecherin, wurde durch den Eintritt des Dienstmädchens der Madonna Lena unterbrochen, das in Eile herbeigelaufen kam, um Albigia zu benachrichtigen, daß die Herrin von der Haus-

hälterin ein Töpfchen Salbe für die Meerkatze, die ihr Pfötchen erfroren habe, und das Dekameron von Boccaccio wünsche. In diesem Buche las die Buhlerin vor dem Einschlafen und legte es dann mitjamt dem Gebetbuche unter das Kopfkissen.

Nach dem Weggange der Alten griff Niccolò nach Papier und Feder und begann ein Schreiben an seine Regierung in Florenz über die Absichten und Handlungen des Herzogs von Valentinois — ein Schreiben voller Staatsweisheit, trotz der leichtfertigen, halb scherzhaften Abfassung.

„Messere,“ hub er plötzlich an und richtete seine Blicke von der Arbeit weg auf Leonardo, „gesteht es offen, Ihr habt Euch gewundert, wie leichtfertig ich plötzlich aus unserer Unterhaltung über die wichtigsten Gegenstände, über die Tugenden der alten Spartaner und Römer, mit der Alten zu dem Geschwätz über die Mädchen übergegangen bin? Beurteilt mich nicht zu hart und denkt daran, daß die Natur selbst durch ihre ewigen Gegensätze und Umwälzungen uns zu dieser Mannigfaltigkeit zwingt. Die Hauptsache aber ist, in allem furchtlos der Natur zu folgen. Warum soll man sich auch verstellen? Wir sind alle nur Menschen. Erinnerst Euch der Erzählung von Aristoteles, der in Gegenwart seines Schülers, Alexanders des Großen, der Laune einer Buhlerin, in die er bis über die Ohren verliebt war, nachgab, sich auf Hände und Füße niederließ und sie auf seinen Rücken nahm; das schamlose, nackte Weib ritt auf dem Weisen wie auf einem Maultiere im Zimmer umher. Selbstverständlich ist es nur eine Fabel, aber es liegt ein tiefer Sinn in ihr. Wenn sich selbst Aristoteles wegen eines hübschen Mädchens zu einer solchen Torheit herbeiließ, wie sollen wir armen Sünder widerstehen können?“

Es war späte Nachtstunde. Alle schliefen schon längst. Tiefe Stille herrschte, nur ein Heimchen zirpte in der Ecke, und hinter der hölzernen Wand hörte man Monna Ubigia vor sich hin brummen, während sie die erfrorene Pfote der Meerkatze mit der Salbe bestrich. Leonardo legte sich nieder, konnte aber nicht einschlafen und blickte auf Machiavelli, der emsig an seiner Arbeit saß. Die Flamme des Talgstummels warf auf die weiße, kahle Wand ein mächtiges Schattenbild seines Kopfes mit den scharfen, eckigen Zügen, mit der herunterhängenden Unterlippe, dem unverhältnismäßig langen, dünnen Halse und der großen Vogel-nase. Nachdem Machiavelli seinen Bericht über die Politik des Cesare beendet, den Umschlag versiegelt und den üblichen Vermerk der Eilbriefe: „Cito, citissime, celerrime!“ darauf geschrieben hatte, schlug er das Buch des Titus Livius auf und vertiefte sich in seine jahrelange Lieblingsarbeit, die Zusammenstellung erklärender Anmerkungen zu der „Römischen Geschichte“. „Junius Brutus“, schrieb er, „hat sich, indem

er sich als Laren verstellte, mehr Ruhm erworben als alle die klügsten Leute. Wenn ich sein ganzes Leben betrachte, komme ich zu der Überzeugung, daß er so gehandelt hat, um jeden Verdacht von sich fernzuhalten und auf diese Weise den Tyrannen leichter stürzen zu können — ein Beispiel, das der Nachahmung aller Fürstenmörder wert ist. Wenn sie offen auftreten können, ist es allerdings besser. Wem es aber an Kraft zum offenen Kampfe gebricht, muß im geheimen handeln; er muß sich in die Gunst des Monarchen schleichen, sich vor nichts ekeln, sie zu erwerben, alle Laster mit ihm teilen, sein Mitschuldiger an allen Ausschweifungen sein, da eine solche Annäherung erstens das Leben des Verschwörers schützt und zweitens ihm günstigenfalls die Gelegenheit bietet, den Mord auszuführen. So muß man sich, sage ich, als Laren verstellen wie Junius Brutus; man muß unverdächtig loben, tadeln, das Gegenteil von dem behaupten, was man für wahr hält, um den Tyrannen zu vernichten und dem Vaterlande die Freiheit wiederzugeben.“

Leonardo beobachtete, wie beim Scheine² des verlöschenden Lichtes der eigentümliche schwarze Schatten an der weißen Wand herumsprang, tanzte und Frazen schnitt, während das Gesicht des Sekretärs der florentinischen Republik seine strenge, feierliche Ruhe, gleich dem Abglanze der Größe des alten Roms, bewahrte. Nur in seinen Augen und auf den Lippen lag zuweilen ein zweideutiger, listiger und spöttischer Ausdruck, fast derselbe zynische wie bei der Unterhaltung mit der Kupplerin über die Mädchen.

* * *

Am nächsten Morgen hatte sich der Schneesturm gelegt. Die Sonne funkelte in den vereisten, mattgrünen Scheiben der kleinen Fenster der Herberge wie in blassen Smaragden. Die Schneefelder und Hügel glänzten blendend weiß unter dem blauen Himmel.

Als Leonardo aufwachte, hatte sein Mitbewohner das Zimmer bereits verlassen. Er begab sich nach unten in die Küche. Hier brannte auf dem Herd ein helles Feuer; an dem neuen, sich selbst drehenden Spieße zischte der Braten. Der Wirt konnte sich nicht genug über Leonardos Maschine freuen. Ein altes Mütterchen, das aus einem öden Gebirgsdorfe gekommen war, stierte mit großen Augen, in abergläubischem Schrecken auf den Schöpfs, der sich selbst bräunte, sich wie lebend drehte, und zwar so, daß er nicht andrennen konnte.

Leonardo befahl seinem Führer, die Maultiere zu satteln, und setzte sich dann nieder, um vor der Reise noch einen Imbiß zu sich zu nehmen. Neben ihm unterhielt sich Niccolò in größter Erregung mit zwei neu eingetroffenen Reisenden. Der eine war ein Gilbote aus Florenz, der andere ein junger Mann von tadellosem Aussehen, mit

einem unbedeutenden Allerweltsgeſicht. Er hieß Meſſer Lucio, wie Leonardo ſpäter erfuhr, und war der Neffe des Francesco Bettori — eines angeſehenen Florentiner Bürgers und Verwandten des Gonſaloniere Piero Soderini —, der viele Verbindungen hatte und Machiavelli freundschaftlich zugetan war. In Familienangelegenheiten nach Ancona reiſend, hatte es Meſſer Lucio übernommen, Niccolò in der Romagna aufzuſuchen und ihm Briefe ſeiner Freunde in Florenz zu übergeben. Er war zuſammen mit dem Eilboten eingetroffen.

„Ihr regt Euch ganz umſonſt auf, Meſſer Niccolò,“ ſagte Lucio, „Onkel Francesco verſicherte mir, daß das Geld bereits am vorigen Donnerstag abgeſchickt worden wäre, die Regierung hätte es ihm verſprochen . . .“

„Ich habe“, unterbrach ihn Machiavelli hämiſch, „zwei Diener und drei Pferde, mein Herr, die ich mit den Verſprechungen meiner Regierung nicht ernähren kann! In Imola bekam ich ſechzig Dukaten und habe ſiebzig an Schulden bezahlt. Wenn gute Leute nicht Mitleid gehabt hätten, ſo wäre der Geſandte der florentiniſchen Republik verhungert. Es iſt kein Wort darüber zu verlieren. Die Regierung wahrt die Ehre ihrer Stadt ſchlecht, wenn ſie ihren bei einem fremden Hofe Bevollmächtigten dazu zwingt, um drei bis vier Dukaten zu betteln!“

Er wußte, daß alle die Klagen vergeblich ſein würden. Es war ihm auch gleichgültig, er wollte nur ſeinem bekümmerten Herzen Luſt machen. In der Küche war faſt niemand anweſend, und ſo konnten ſie ſich frei äußern.

„Unſer Landsmann, Meſſer Leonardo da Vinci; der Gonſaloniere muß ihn kennen,“ ſagte er weiter, auf den Künſtler hinweiſend. Lucio grüßte höflichſt. „Meſſer Leonardo war erſt geſtern Zeuge des Schimpfes, der mir täglich widerfährt.“

„Ich bitte nicht, ich fordere meine Entlaſſung!“ fuhr Machiavelli dann fort und ereiferte ſich immer mehr und mehr, als ob er in dem jungen Florentiner die ganze Regierung vor ſich hätte. „Ich bin ein armer Mann. Meine Verhältniſſe ſind zerrüttet. Außerdem bin ich krank. Wenn es ſo weiter geht, bringt man mich im Sarge heim. Überdies habe ich alles, was ich erreichen konnte, auch erreicht. Aber die Unterhandlungen hinziehen, wie die Raſe um den heißen Brei herumgehen, einen Schritt vorwärts, einen Schritt zurück tun — wollen und nicht können — dafür danke ich! Ich halte den Herzog für zu klug für eine ſo kindiſche Politik. Ich habe übrigens Eurem Onkel geſchrieben . . .“

„Der Onkel,“ erwiderte Lucio, „wird ſelbſtverſtändlich für Euch alles tun, was in ſeinen Kräften ſteht — aber zum Unglück hält der Rat der Zwölf Eure Berichte für das Wohl der Republik für unentbehr-

lich; sie geben so viel Aufschluß, daß niemand von Eurer Entlassung auch nur hören will. „Wir würden ihn entlassen, aber wir haben niemanden, der ihn ersetzen kann, er ist ein einziger Mensch,“ sagen sie, „das Auge und Ohr unserer Republik.“ Ich kann Euch versichern, Messer Niccolò, Eure Briefe haben einen Erfolg in Florenz, wie Ihr ihn Euch größer gar nicht wünschen könntet. Alle sind entzückt über den unnachahmbaren Reichtum, über die Leichtigkeit Eures Stils. Der Onkel erzählte mir, daß sich die Ratsmitglieder neulich, als eins Eurer scherzhaften Schreiben vorgelesen wurde, im Sitzungszimmer vor Lachen gewälzt hätten ...“

„Aha! Das ist der Grund!“ rief Machiavelli, und sein Gesicht verzerrte sich plötzlich. „Jetzt verstehe ich alles: Meine Briefe haben der Regierung gemundet. Gott sei Dank, Messer Niccolò ist doch zu etwas zu brauchen gewesen! Die dort, achtet bitte darauf, wälzen sich vor Lachen, schätzen meinen Stil, während ich hier wie ein Hund lebe, friere, hungere, vor Fieber schauere, Erniedrigungen erleide, mich wie ein Fisch am Eise herumschlage — alles zum Heile der Republik. Der Teufel mag sie holen mitsamt dem Gonfaloniere, diesem weinerlichen alten Weibe! Möge euch weder Grab noch Sterbekleid zuteil werden ..“ Er schimpfte wie ein Schweinetreiber. Der ihm gewohnte, ohnmächtige Unwille erfüllte ihn bei dem Gedanken an diese Führer des Volkes, die er verachtete, und in deren Diensten er doch stand.

In der Absicht, das Gesprächsthema zu wechseln, übergab Lucio dem Niccolò einen Brief seiner jungen Frau Marietta.

Machiavelli durchflog einige Zeit das Schreiben, das mit großen, kindlichen Zügen auf graues Papier gekritzelt war.

„Ich hörte,“ schrieb Marietta unter anderem, „daß in den Gegenden, wo Ihr Euch jetzt aufhaltet, das Fieber und andere Krankheiten herrschen sollen. Ihr könnt Euch vorstellen, wie mir’s ums Herz ist. Die Gedanken an Euch lassen mir bei Tag und Nacht keine Ruhe ... Der Knabe ist gottlob gesund. Er wird Euch ungemein ähnlich. Sein Gesicht ist weiß wie Schnee, seine Haare sind kohlschwarz wie die Eurigen. Er erscheint mir hübsch, weil er Euch gleicht. Dabei ist er so lebendig, so lustig, als ob er schon ein Jahr alt wäre. Glaubt wohl, daß er schon aus vollem Halse zu schreien begann, als er kaum geboren war. Vergesst uns nicht, kehrt bald heim, ich bitte Euch darum, ich flehe Euch an, da ich nicht länger warten kann und warten werde. Um Gottes willen kehrt heim! Bis dahin beschütze Euch Gott, die heilige Jungfrau Maria und der großmächtige heilige Antonius, zu dem ich fortwährend um Eure Gesundheit bete!“

Leonardo bemerkte, wie beim Lesen dieses Briefes ein freundliches, zartes Lächeln das Gesicht Machiavellis überzog und den scharfen,

edigen Zügen ein Aussehen gab, als ob das Gesicht eines Fremden aus ihnen herausschaue. Es verschwand aber sofort wieder. Machiavelli zuckte verächtlich mit den Schultern, knitterte den Brief zusammen, steckte ihn in die Tasche und brummte ärgerlich:

„Wer hat es wohl für nötig befunden, über meine Krankheit zu klatschen?“

„Es war unmöglich, sie zu verheimlichen. Täglich sucht Madonna Marietta einen Eurer Freunde oder ein Mitglied des Rates der Zwölf auf, fragt und forscht sie aus, wo Ihr seid und wie Ihr Euch befindet . . .“

„Ich weiß, ich weiß — redet mir nicht weiter davon; es ist ein Kreuz mit ihr!“

Ungeduldig winkte er mit der Hand und fügte hinzu: „Staatsgeschäfte müßten nur Unverheirateten übertragen werden. Eins von beiden: entweder Gattin oder Politik.“

Er drehte sich etwas um und fuhr in scharfem, fast schreiendem Tone fort:

„Beabsichtigt Ihr nicht auch zu heiraten, junger Mann?“

„Vorläufig nicht, Messer Niccolò,“ antwortete Lucio.

„Begehrt niemals, hört Ihr wohl, niemals diese Dummheit. Gott schütze Euch davor. Heiraten, mein Herr, bedeutet dasselbe wie einen Mal aus einem Sacke mit Schlangen herausnehmen! Das Eheleben ist eine Last für die Schultern des Atlas, um wieviel mehr für die Schultern eines gewöhnlichen Sterblichen! Ist es nicht so, Messer Leonardo?“

Leonardo sah Machiavelli an und erriet, daß er seine Gattin mit inniger Zärtlichkeit liebe, sich aber dieser Neigung schäme und sie verberge.

Die Herberge wurde leer. Die meisten Gäste waren bereits früh aufgebrochen, und auch Leonardo rüstete sich zur Abreise. Er lud Machiavelli ein, ihn zu begleiten. Traurig schüttelte dieser den Kopf und erklärte, daß er erst auf das Geld aus Florenz warten müsse, um mit dem Wirte abrechnen und sich Pferde mieten zu können. Von der früheren ausgelassenen Ungezwungenheit war bei ihm nichts mehr zu entdecken. Er war ganz niedergeschlagen, gedrückt, schien unglücklich und krank zu sein. Die Langweile der Untätigkeit und der lange Aufenthalt an ein und demselben Orte wirkten geisttötend auf ihn ein. Nicht ohne Ursache hatten ihm die Mitglieder des Rates der Zwölf in einem Briefe die vielen unbegründeten und unerwarteten Hin- und Herreisen, die nur eine Verwirrung und Verzögerung herbeiführen könnten, vorgeworfen.

Leonardo nahm Machiavelli bei der Hand, führte ihn zur Seite und erbot sich zu einem Darlehn. Niccolò schlug es aus.

„Beleidigt mich nicht, mein Freund,“ sagte Leonardo. „Erinnert Euch, Ihr sagtet mir ja selbst, welch seltene Konstellation der Gestirne dazu gehöre, damit Männer wie wir uns begegnen könnten. Warum wollt Ihr mich und Euch selbst dieser Gunst der Fortuna berauben? Und fühlt Ihr denn nicht, daß ich nicht Euch, sondern daß Ihr mir einen großen Dienst erweist?“

Im Gesicht und im Tone Leonardos lag eine solche Güte, daß Niccolò nicht den Mut fand, ihn zu beleidigen, und von ihm 30 Dukaten annahm, die er ihm wiederzugeben versprach, sobald er das Geld aus Florenz erhalten haben würde. Mit der Freigebigkeit eines Edelmannes rechnete er dann sofort mit dem Wirte ab.

* * *

Sie reisten ab. Es war ein stiller, milder Morgen, die Sonne schien warm und es taute; nur im Schatten herrschte eine frostige Kühle. Dieser Schnee mit bläulichem Farbenspiele knisterte unter den Hufen der Pferde und Maultiere. Zwischen den weißen Hügeln schimmerte das blaugrüne Meer hervor, auf dem ab und zu schräge, gelbe Segel, die goldigen Schmetterlingsflügel glichen, emportauchten.

Niccolò plauderte, scherzte und lachte. Jede Kleinigkeit veranlaßte ihn zu überraschend heiteren oder traurigen Betrachtungen. Als sie durch ein armes Fischerdorf ritten, sahen sie auf dem Kirchplatze mehrere wohlbeleibte, lustige Mönche unter einer Menge junger Frauen und Mädchen stehen, die von ihnen kleine Kreuze, Rosenkränze, Reliquienstücke, Steinchen von dem Hause der Mutter Gottes von Loreto, Federn aus den Flügeln des Erzengels Michael und dergleichen kauften. „Was sperrt ihr die Mäuler auf?“ rief Niccolò den Männern und Brüdern der jungen Bäuerinnen zu, die auch mit auf dem Kirchplatz herumstanden. „Laßt die Mönche nicht an die Frauen heran. Wißt ihr denn nicht, daß Fett am Feuer zu brennen anfängt, und daß die heiligen Väter es lieben, wenn schöne Frauen sie nicht bloß Väter nennen, sondern sie auch zu Vätern machen?“

Er fing mit seinem Reisegefährten ein Gespräch über die römische Kirche an und bewies ihm, daß diese am Untergange Italiens schuld sei.

„Ich schwöre beim Bacchus,“ rief er, und seine Augen funkelten vor Entrüstung, „ich würde denjenigen wie mich selbst lieben, der all das Gefindel — Pfaffen und Mönche — dazu zwingen würde, entweder ihrem Amt oder ihren Lasten zu entsagen!“

Leonardo fragte ihn, was er von Savonarola hielte. Niccolò gestand, daß er eine Zeitlang sein glühender Verehrer gewesen sei, daß er gehofft habe, er würde Italien erretten, daß er sich aber von der Ohnmacht des Propheten bald überzeugt hätte.

„Mich ekelte dieses heuchlerische Treiben an. Ich will gar nicht mehr daran denken. Der Teufel hole sie!“ schloß er verächtlich.

* * *

Gegen Mittag ritten sie in die Tore des Städtchens Fano ein. Alle Häuser waren von den Soldaten, Kriegsführern und Edelleuten Cesares überfüllt. Leonardo wies man als herzoglichen Ingenieur zwei Zimmer unweit des Schlosses am Marktplatz an; eins derselben bot er seinem Reisebegleiter an, da es schwer fiel, ein anderes Unterkommen zu finden. Machiavelli ging ins Schloß und kehrte sehr bald mit einer wichtigen Neuigkeit heim: Der Hauptstatthalter des Herzogs, Don Ramiro di Lorqua, war hingerichtet worden. Am Morgen des Weihnachtsfestes, am 25. Dezember, erblickte das Volk auf der Piazzetta zwischen dem Schlosse und der Rocca Cesena den enthaupteten Leichnam desselben in einer Blutlache liegend, neben ihm ein Beil und auf einem in die Erde gesteckten Spieße seinen abgehauenen Kopf.

„Den Grund für diese Hinrichtung kennt niemand,“ fügte Niccolò hinzu. „Jetzt bildet sie das Stadtgespräch. Die verschiedenen Ansichten sind äußerst interessant. Daher komme ich, Euch abzuholen. Gehen wir, um zu horchen. In der That, es wäre sündhaft, wenn wir eine solche Gelegenheit, die natürlichen Geseze der Politik an Beispielen zu erlernen, außer acht ließen.“

Vor dem alten Dome San Fortunato erwartete die Volksmenge das Erscheinen des Herzogs, er sollte sich zu einer Besichtigung des Heeres ins Lager begeben. Man sprach über die Hinrichtung des Statthalters. Leonardo und Machiavelli drängten sich unter die Menge.

„Wie ist es nur gekommen, Kameraden? Ich kann es nicht fassen,“ suchte ein junger Handwerker mit gutmütigem, dummem Gesichtsausdruck die anderen auszuforschen; „man sagte doch, daß er den Statthalter mehr als all die anderen Edelleute liebte und schätzte.“

„Weil er ihn liebte, hat er ihn auch gestraft,“ sagte ein wohlgestalteter Schmied von ehrbarem Aussehen in lehrreichem Tone.

„Don Ramiro betrog den Herzog. In seinem Namen hat er das Volk bedrängt, Leute ins Gefängnis geworfen, der Tortur unterzogen, hat sich bestechen lassen. Vor dem Herzog hat er sich wie ein Lämmchen verstellt. Er dachte, es krähe kein Hahn danach. Aber es kam anders. Seine Stunde schlug, die Langmut des Herrschers war erschöpft, und er schonte seinen ersten Beamten zum Wohle des Volkes nicht; ohne ein Urtheil abzuwarten, hat er ihn wie den gemeinsten Verbrecher zur Warnung der anderen enthaupten lassen. Jetzt werden wohl alle, die etwas auf dem Gewissen haben, den Mut sinken lassen, da sie sehen,

daß sein Zorn groß, sein Richterspruch gerecht ist. Den Demütigen erhöht er, den Hochmütigen zerschmettert er."

„Regas eos in virga ferrea,“ führte ein Mönch aus der Offenbarung an — „Du sollst sie weiden mit einer eisernen Rute.“

„Ja, ja, mit der eisernen Rute, alle diese ungetreuen Diener des Staates, diese Bedrücker des Volkes!“

„Er versteht zu strafen — er versteht auch zu belohnen.“

„Wir können uns keinen besseren Herrscher wünschen!“

„So ist es,“ bestätigte ein Landmann. „Es scheint, der Herr hat sich über die Romagna erbarnt. Früher hat man die Lebendigen und die Toten geschunden und durch Abgaben zugrunde gerichtet; wenn es auch nichts zu beißen gab, so wurde doch das letzte Paar Stiere wegen der Steuerrückstände vom Hofe hinweggeführt. Erst unter dem Herzoge von Valentinois sind wir etwas zu Atem gekommen — Gott erhalte ihn bei Gesundheit!“

„Ebenso war es bei den Gerichten,“ fügte ein Kaufmann hinzu. „Es kam vor, daß sie die Sachen verschleppten, so daß sie einem bald die Seele aus dem Leibe herauspreßten. Jetzt aber fällen sie die Entscheidung bald, rascher kann man es sich gar nicht wünschen.“

„Die Waisen hat er beschützt, die Witwen getröstet,“ sagte der Mönch.

„Sein Volk dauert ihn, darüber ist kein Wort zu verlieren.“

„Er läßt es durch niemanden beleidigen.“

„Ach Gott, ach Gott,“ stammelte vor Rührung eine alte Bettlerin. „Unser Vater, Wohltäter, Ernährer, möge die heilige Jungfrau, die Himmelskönigin, dich erhalten! ...“

„Hört Ihr es wohl?“ flüsterte Machiavelli seinem Gefährten ins Ohr. „Volkestimme — Gottesstimme. Ich habe es immer gesagt, man muß in die Täler gehen, um die Berge sehen zu können — man muß mit dem Volke verkehren, um den Fürsten beurteilen zu lernen. Hierher möchte ich diejenigen führen, die den Herzog für ein Ungeheuer halten. Gott hat es den Weisen vorenthalten, den Unmündigen offenbart.“

Kriegerische Musik ertönte. Das Volk wurde unruhig.

„Er kommt, Er kommt ... Aufgepaßt ...“

Die Menschen stellten sich auf die Zehen und reckten die Hälse empor. An den Fenstern zeigten sich neugierige Köpfe. Junge Mädchen und Frauen mit verliebten Augen traten auf die Balkone und Loggien heraus, um ihren Helden zu sehen, den „blondlockigen, schönen Cesare“ — Cesare biondo e bello. Es war ein seltenes Glück, da der Herzog sich fast niemals öffentlich zeigte.

An der Spitze schritten die Musikanten, die den schweren Tritt der Soldaten mit den betäubenden Dröhnen der Pauken begleiteten. Ihnen folgte die romagnolische Garde des Herzogs, lauter ausgesuchte, schöne,

junge Männer, mit drei Ellen langen Hellebarden, eisernen Brustpanzern und Helmen, in zweifarbiger Tracht, die rechte Hälfte gelb, die linke rot. Niccolò konnte sich nicht genug an der echt altrömischen Haltung dieser von Cesare errichteten Heerschar ergötzen. Hinter der Garde schritten Pagen und Bügelhalter in einer noch nie gesehenen Pracht der Gewänder einher — die Wämser waren aus Goldbrokat, die Überwürfe aus rotem Samt, auf dem mit Gold Blätter des Farnkrautes gestickt waren, auf der Brust war mit Silber auf schwarze Seide das Wort „Cesare“ gestickt, die Scheiden und Gürtel der Schwerter waren aus Schlangenhaut. Die Schnallen der letzteren stellten die Köpfe der Echidna dar, die ihr Gift zum Himmel emporsprizen, das Wahrzeichen der Borgia.

Ferner zogen die Leibwächter des Herzogs, albanesische Landsknechte mit türkischen Turbanen und krummen Säbeln heran. Der Maestro del Campo, der Befehlshaber des Lagers, trug das entblößte Schwert des Bannerträgers der römischen Kirche. Hinter ihm ritt auf einem schwarzen Berberhengste, der einen brillantesten Stern auf dem Stirnbande trug, der Beherrscher der Romagna, Cesare Borgia, Herzog von Valentinois. Er hatte einen himmelblauen, seidenen Mantel um, auf dem die Lilien Frankreichs aus Perlen gestickt waren. Seine Rüstung glänzte wie ein Spiegel; auf seinem Brustpanzer war ein Löwe mit aufgesperrtem Rachen nachgebildet. Der Helm war ein Drachen mit Schuppen, Flügeln und Schwimmsfüßen aus gedrehtem Kupfer, der in einem fort erklang. Das Gesicht des Herzogs von Valentinois — er war damals etwa sechsundzwanzig Jahre alt — war seit der Zeit, wo Leonardo ihn zuerst am Hofe Ludwigs XII. in Mailand gesehen hatte, blaß und mager geworden. Seine schwarzblauen Augen blickten fester und undurchdringlicher. Die blonden, noch immer dichten Haare und der zweiteilige Kinnbart waren dunkler und die Gesichtszüge schärfer geworden; seine lange Nase erinnerte an den Schnabel eines Raubvogels. Eine vollkommene Ruhe lag auf diesem leidenschaftslosen Gesicht. Nur jetzt trug es den Ausdruck einer Kühnheit, einer erschreckenden Schärfe, die an eine entblößte, scharfe Schwertschneide erinnerte.

Hinter dem Herzoge folgte die Artillerie, die beste in ganz Italien, mit feinen, bronzenen Feldschlangen, Falkonetts, Kartauten und schweren gußeisernen Mörsern, die zum Werfen von Steinkugeln dienten. Mit Ochsen bespannt, rollten die Geschütze mit dumpfem, donnerähnlichem Getöse, das sich mit dem der Pauken und Trompeten vermengte, dahin. Sie blitzten, ebenso wie die Panzer und Helme, in den rötlichen Strahlen der Sonne — es schien, als ob Cesare in dem fürstlichen Purpur des Winterabends als Triumphator der niedrigenstehenden, blutroten Sonne entgegenzöge.

Die Menge schaute schweigend und mit verhaltenem Atem auf den Helden, sie schien ihn mit Hochrufen begrüßen zu wollen und wagte es doch nicht, die Andacht, die einem Schrecken gleich, zu unterbrechen. Tränen rollten über die Wangen der alten Bettlerin.

„Heilige Gottesmänner! . . . Allerheiligste Mutter!“ stammelte sie, sich bekreuzigend. „So hat es der Herrgott doch zugelassen, daß ich dein herrliches Antlitz sehe . . . du, unsere schöne Sonne!“

Das blitzende Schwert, das der Papst Cesare zur Verteidigung der römischen Kirche verliehen hatte, erschien ihr wie das feurige Schwert des Erzengels Michael. Leonardo lächelte unwillkürlich, als er auf dem Gesicht Niccolòs und dem der halbhirren Bettlerin den gleichen Ausdruck des Entzückens bemerkte.

* * *

Als Leonardo heimkehrte, fand er einen von Agapito, dem ersten Sekretär des Herzogs, unterzeichneten Befehl vor, am anderen Tage vor Sr. Erlaucht zu erscheinen.

Lucio, der seine Reise nach Ancona unterbrochen und, um sich auszuruhen, in Fano Rast gemacht hatte, wollte am nächsten Morgen weiter und kam, um sich zu verabschieden. Niccolò fing über die Hinrichtung Ramiro's di Vorqua zu reden an. Lucio fragte ihn, welchen eigentlichen Grund er für diese Hinrichtung annehme.

„Die Gründe der Handlungen eines solchen Fürsten wie Cesare sind schwer, fast ganz unmöglich zu erraten,“ entgegnete Machiavelli. „Wenn Ihr aber wissen wollt, was ich darüber denke, so bin ich bereit, es Euch mitzuteilen. Vor der Eroberung durch den Herzog befand sich die Romagna, wie Euch bekannt ist, unter dem Joche einer Anzahl kleiner Tyrannen. Aufstände, Beraubungen, Gewalttätigkeiten waren an der Tagesordnung. Um dem allem ein schnelles Ende zu bereiten, ernannte Cesare seinen klugen und treuen Staatsmann Don Ramiro di Vorqua zum Hauptstatthalter. Durch grausame Hinrichtungen, die dem Volke einen heilsamen Schrecken vor dem Gesetze einflößten, stellte dieser in kurzer Zeit wieder Ordnung und Ruhe her. Als der Herzog sich überzeugt hatte, daß sein Ziel erreicht sei, entschloß er sich, das Werkzeug seiner Strenge zu vernichten, und ließ Ramiro unter der Anklage der Bestechlichkeit verhaften, hinrichtete und seine Leiche ausstellen. Dieses schreckliche Schauspiel befriedigte das Volk und entsetzte es zu gleicher Zeit. Der Herzog zog aus dieser überaus klugen, der Nachahmung würdigen That drei Vorteile. Erstens entfernte er mit der Wurzel das von den früheren Tyrannen in der Romagna gesäte Unkraut der Zwietracht; zweitens machte er das Volk glauben, daß alle die Grausamkeiten ohne Vorwissen des Fürsten geschehen wären, wusch

seine Hände in Unschuld, wälzte die ganze Verantwortung auf das Haupt des Statthalters und eignete sich dabei alle die guten Früchte jener Grausamkeit an; drittens gab er ein Beispiel großer, unbestechlicher Gerechtigkeit, indem er seinen Lieblingsdiener dem Volke zum Opfer brachte.“

Machiavelli sprach in ruhigem, leisem Tone; sein Gesicht trug denselben unbeweglichen Ausdruck, als ob er mathematische Beweise auseinandersetzte, nur in der Tiefe seiner Augen erzitterte, bald aufflackernd, bald verlöschend, ein Funke scherzhafter, vermessener, fast schülerhaft-zänkischer Heiterkeit.

„In der That eine schöne Gerechtigkeit!“ rief Lucio. „Aus Euren Worten, Messer Niccolò, geht doch hervor, daß diese vermeintliche Gerechtigkeit — die größte Abscheulichkeit ist!“

Der Sekretär der florentinischen Republik schlug seine Augen nieder. „Möglich,“ sagte er gleichgültig, „leicht möglich; doch was folgt daraus?“

„Was daraus folgt? Haltet Ihr denn die Abscheulichkeit für eine nachahmungswürdige Eigenschaft der Staatsweisheit?“

Machiavelli zuckte mit den Achseln.

„Junger Mann, wenn Ihr Euch einige Erfahrung in der Politik angeeignet haben werdet, dann werdet Ihr selbst einsehen, daß zwischen dem, was die Leute tun, und dem, was sie tun sollten, ein so großer Unterschied liegt, daß, wenn man ihn außer acht ließe, man sich selbst dem sicheren Verderben weihen würde; denn alle Menschen sind von Natur aus böse und lasterhaft, wenn nicht Vortheil oder Furcht sie zur Tugend zwingen. Ich behaupte daher, daß ein Fürst, um dem Verderben zu entinnen, vor allem die Kunst, tugendhaft zu erscheinen, erlernen soll, aber auch, wenn es die Umstände erheischen, bald tugendhaft, bald lasterhaft sein muß. Er muß die Gewissensbisse über jene geheimen Sünden, ohne welche die Aufrechterhaltung der Macht unmöglich ist, nicht scheuen, denn wenn man die Natur des Bösen und Guten erforscht, kommt man zu der Überzeugung, daß das, was als Tugend gilt, die Herrschermacht vernichtet, das aber, was als Laster erscheint, sie erhöht.“

„Um Himmels willen, Messer Niccolò!“ empörte sich Lucio endlich. „Von dem Gesichtspunkte aus ist ja dann alles erlaubt, es gibt dann keine Verbrechen, keine Grausamkeiten, die sich nicht rechtfertigen ließen ...“

„Ja, es ist alles erlaubt,“ sagte Niccolò noch ruhiger und leiser, und, um seine Worte noch mehr zu bekräftigen, erhob er die Hand und wiederholte: „Alles ist demjenigen erlaubt, der herrschen will und kann! — So behaupte ich, um auf unser Thema zurückzukommen, daß der Herzog von Valentinois, der mit Hilfe des Don Ramiro die Ro-

magna geeint und die Räubereien und Gewalttätigkeiten daselbst unterdrückt hat, in seiner Strenge nicht allein klüger, sondern auch barmherziger gewesen ist als beispielsweise die Florentiner, die in den unterworfenen Gebieten beständige Aufstände und beständigen Unfug zulassen. Strenge, die wenige trifft, ist der Barmherzigkeit vorzuziehen, durch die ganze Völker in Aufständen zugrunde gehen.“

„Gestattet mir jedoch,“ fiel der sichtlich erschrockene und verblüffte Lucio ein, „hat es denn keine großen Herrscher gegeben, denen jede Grausamkeit fern gelegen hat? Beispielsweise Kaiser Antoninus oder Mark Aurel — ja es gibt noch viele andere in den Chroniken alter und neuer Völker ...“

„Vergeßt nicht, Messere,“ entgegnete Niccolò, „daß ich bis jetzt nicht die ererbten, sondern die eroberten Reiche, nicht die Erhaltung, sondern die Erlangung der Macht im Auge gehabt habe. Selbstverständlich konnten die Kaiser Antoninus und Mark Aurel barmherzig sein, ohne dem Staate einen besonderen Schaden zuzufügen, weil in dem vorhergehenden Zeitalter genug grausame und blutige Handlungen begangen worden waren. Denkt bloß daran, wie bei der Gründung Roms einer der beiden Brüder, die von einer Wölfin gesäugt worden waren, den anderen erschlug — ein furchtbares Verbrechen! Andererseits aber, wenn der Brudermord, der für die Errichtung der Alleinherrschaft notwendig war, nicht geschehen wäre, würde dann Rom bestanden haben, würde es nicht unter den unvermeidlichen Streitigkeiten der zwiefachen Herrschaft untergegangen sein? Und wer will entscheiden, welche Waagschale in die Höhe stiege, wenn man auf die eine den Brudermord, auf die andere alle die Tugenden und die Weisheit der ewigen Stadt legen würde? Selbstverständlich ist eine auf solche Verbrechen begründete Macht das allertraurigste Schicksal der Herrscher. Aber wer einmal den Pfad der Tugend verlassen hat, muß seinen verhängnisvollen Weg ohne Umkehr bis zum Ende weiterstreiten, denn die Menschen rächen sich nur wegen kleiner und mittelmäßiger Stränkungen, während ihnen die großen die Fähigkeit, sich zu rächen, rauben. Daher darf ein Herrscher nur große Gewalttätigkeiten gegen seine Untertanen ausüben und muß sich vor kleinen und unbedeutenden hüten. In den meisten Fällen aber wird dieser allerwerderblichste Mittelweg zwischen dem Guten und Bösen eingeschlagen, und die Menschen wagen nicht, vollkommen gut oder böse zu sein. Wenn das Verbrechen einen großen Geist erfordert, so schrecken sie davor zurück und vollführen mit dem ihnen angeborenen Leichtsinne nur die alltäglichen Gemeinheiten.“

„Die Haare stehen mir zu Berge, Messer Niccolò!“ fuhr Lucio erschrocken auf, da jedoch weltmännische Gewandtheit es ihm ratsamer erscheinen ließ, das Gespräch mit einem Scherze zu beenden, fügte er

mit gezwungenem Lächeln hinzu: „Übrigens wie Ihr wollt, ich kann mir aber nicht vorstellen, daß es in der That Eure Meinung ist. Mir ist dies unwahrscheinlich . . .“

„Die vollständigste Wahrheit ist fast immer unwahrscheinlich,“ unterbrach ihn Niccolò verstimmt.

Leonardo, der der Unterhaltung aufmerksam gefolgt war, hatte bereits wahrgenommen, wie Niccolò im geheimen prüfende Blicke auf Lucio geworfen hatte, als ob er den Eindruck ermessen wollte, den seine Gedanken in diesem hervorriefen — ob ihre Neuheit und Ungewohntheit in ihm Erstaunen oder Furcht erweckten. Aus diesen schiefen Blicken konnte man Überhebung herauslesen. Leonardo fühlte, daß Machiavelli sich nicht selbst beherrschen könne, und daß sein Verstand bei aller Schärfe und Feinheit nicht die ruhige, überzeugende Macht besäße. Weil er nicht so wie alle Welt denken wollte und Gemeinplätze verachtete, verfiel Machiavelli in das Gegenteil, die Übertreibung, und verstieg sich zu eigenartigen, wenn auch der Wahrheit nicht völlig widersprechenden, so doch verblüffenden Behauptungen. Er spielte mit der Zusammenstellung von Wörtern ganz entgegengesetzter Bedeutung, wie zum Beispiel: Tugend — *virtù* — und Grausamkeit — *ferocità* —, wie ein Gaukler mit entblößten Schwertern mit furchtloser Gewandtheit. Er besaß ein ganzes Arsenal dieser spitzen, glänzenden, verführerischen und furchtbaren Halbwahrheiten, die er wie vergiftete Pfeile Gegnern von der Art Lucios, bürgerlich-wohlständigen und vernünftig denkenden Menschen vom allgemeinen Schlage, entgegenschleuderte. Er rächte sich an ihnen für ihre triumphierende Abgeschmacktheit, für seine Niederlage trotz seiner Überlegenheit; er stach, beleidigte sie, aber er erschlug, ja verwundete sie nicht.

Leonardo fiel plötzlich das Ungeheuer ein, das er einst im Auftrage des Ser Piero da Vinci auf der hölzernen Notella aus verschiedenen Körperteilen des garstigsten Gewürms zusammengestellt hatte. Sollte nicht auch Messer Niccolò sein gottähnliches Ungeheuer, den nicht existierenden und unmöglichen Herrscher, dieses unnatürliche und fesselnde Ungetüm, dieses Medusenhaupt, zum Schrecken des Volkes ebenso nutzlos geschaffen haben?

Indessen erkannte Leonardo, daß Niccolò trotz all dieser Phantastereien und der künstlichen Gelassenheit ein tiefes Leid umfassen hielt; es war, als ob ein mit Schwertern spielender Gaukler sich absichtlich blutig verletzte. In der Verherrlichung der Grausamkeit anderer lag die Grausamkeit gegen sich selbst.

„Sollte er nicht zu jenen bemitleidenswerten Kranken gehören,“ dachte Leonardo, „die eine Erleichterung für ihren Schmerz darin suchen, daß sie ihre Wunden aufreißen?“

Indessen blieb ihm das letzte Geheimnis dieses dunkeln, ihm so nahestehenden und doch so fremden Herzens noch verborgen. Während er Machiavelli mit tiefem Interesse beobachtete, kämpfte Lucio hilflos, wie in einem einfältigen Traume, gegen das geisterhafte Medusenhaupt an.

„Weshalb auch? Ich will nicht länger streiten,“ sagte er, sich in die letzte Burg des gesunden Menschenverstandes zurückziehend. „Bileicht liegt ein Körnchen Wahrheit in dem, was Ihr über die Notwendigkeit der Herrscher, grausam zu sein, sagt, wenn man es auf die großen Männer des Altertums anwendet. Ihnen wird vieles verziehen werden können, weil ihre Tugenden und ihre Erfolge jedes Maß überschritten. Aber ich bitte Euch, Messer Niccolò, wie kann sich das auf den Herzog der Romagna beziehen? Quod licet Iovi non licet bovi. Was Alexander dem Großen und Julius Cäsar erlaubt war, ist das auch Alexander VI. und dem Cesare Borgia gestattet, von dem niemand bis jetzt weiß, was er eigentlich ist — ein Cäsar oder ein Nichts? Ich wenigstens denke so, und alle werden mir zustimmen . . .“

„Selbstverständlich werden alle Euch beistimmen!“ unterbrach ihn Niccolò, der jede Selbstbeherrschung verlor. „Aber das ist noch kein Beweis. Die Wahrheit hält sich nicht auf den von allen betretenen Pfaden auf. Um aber unseren Streit zu beenden, spreche ich jetzt mein letztes Wort: Indem ich die Taten des Cesare betrachte, halte ich sie für vollkommen und glaube, daß man ihn denen, die durch Waffengewalt und große Erfolge zur Macht gelangen wollen, als Muster zur Nachahmung hinstellen kann. Grausamkeit hat sich bei ihm so mit der Tugend vereinigt, er weiß so gut die Menschen zu belohnen oder zu strafen, ja seine Machtstellung, die er erst vor kurzem begründet und angetreten hat, ist so fest, daß er schon jetzt ein Selbstherrscher, der einzige in Italien, vielleicht in Europa, ist, und man sich kaum vorstellen kann, was in der Zukunft noch seiner harzt . . .“

Seine Stimme zitterte. Rote Flecke traten auf seinen eingefallenen Wangen hervor, und seine Augen funkelten wie im Fieber. Er glich einem Hellscher. Aus der spöttischen Maske des Zynikers schaute das Gesicht des früheren Schülers Savonarolas hervor. Als aber Lucio, von dieser Unterhaltung ermüdet, den Vorschlag machte, bei einem Glase Wein im benachbarten Keller den Friedensschluß zu begehen, verschwand das Gesicht des Hellschers.

„Wißt Ihr was,“ entgegnete Niccolò, „gehen wir lieber wo anders hin. Ich habe für derartiges eine feine Spürnase! Ich denke mir, es muß jetzt hier hübsche Mädchen geben . . .“

„Wo sollen denn in einem so erbärmlichen Nest hübsche Mädchen herkommen?“ sagte Lucio zweifelnd.

„Hört, junger Mann,“ unterbrach ihn mit wichtiger Miene der Sekretär der florentinischen Republik, „verachtet niemals diese kleinen Städtchen. In diesen schmutzigen, dunkeln Sadgassen findet man oft, wonach man sich alle Finger ablecken kann ...“

Lucio klopfte Machiavelli ungezwungen auf die Schulter und nannte ihn einen Schwerenöter.

„Es ist dunkel,“ sagte er dann ausweichend, „auch ist es kalt; wir werden frieren ...“

„Wir nehmen Laternen,“ drang Niccolò auf ihn ein, „wir ziehen Pelze an, Klappen übers Gesicht; so erkennt uns wenigstens niemand. Bei solchen Abenteuern ist es um so angenehmer, je geheimnisvoller es zugeht. Messer Leonardo, geht Ihr mit?“

Leonardo verneinte.

Er war kein Freund von den gewöhnlichen, rohen Unterhaltungen der Männer über die Frauen, ja er floh sie mit einem unbestimmbaren Schamgefühl. Dieser fünfzigjährige Mann, der furchtlose Erforscher der Naturgeheimnisse, der Menschen auf ihrem letzten Gange zur Hinrichtung begleitete, um den Ausdruck des Schreckens auf ihren Gesichtern zu beobachten, wurde oft über einen leichtfertigen Scherz verlegen, er wußte nicht, wohin er die Augen wenden sollte, und errötete wie ein Schulknabe.

Niccolò führte Lucio mit sich fort.

* * *

Am anderen Tage kam frühmorgens ein Kammerdiener aus dem Schlosse, um sich zu erkundigen, ob der Erste Ingenieur des Herzogs mit der ihm angewiesenen Wohnung zufrieden sei, und ob er in der von Fremden überfüllten Stadt irgendwelchen Mangel leide. Er überbrachte ihm mit einem Gruße des Herzogs ein Willkommensgeschenk, das nach der gastfreundlichen Sitte jener Zeit aus Gegenständen bestand, die zum Haushalt nötig waren: einen Sack Mehl, ein Fäßchen Wein, einen geschlachteten Hammel, acht Paar Kapauen und Hühner, zwei große Fackeln, drei Paare Wachslichte und zwei Kästchen mit Konfekt. Als Niccolò diese Aufmerksamkeit Cesares gegen Leonardo sah, bat er ihn, ein gutes Wort für ihn einzulegen und ihm eine Audienz zu verschaffen.

Um elf Uhr abends, zu der gewohnten Zeit der Audienzen Cesares, begaben sich beide ins Schloß.

Der Herzog führte eine eigentümliche Lebensweise. Als sich einst die Gesandten von Ferrara beim Papste darüber beschwerten, daß sie keine Audienz bei Cesare erlangen könnten, antwortete ihnen Seine Heiligkeit, daß er mit der Aufführung seines Sohnes selbst unzufrieden

sei, da dieser die Nacht zum Tage mache und Staatsaudienzen zwei bis drei Monate hinauschiebe.

Sein Tageswerk hatte Cesare folgendermaßen eingerichtet: Sommer wie Winter legte er sich um vier oder fünf Uhr morgens zum Schlafen nieder; um drei Uhr nachmittags brach der Morgen erst bei ihm an, um vier stieg für ihn die Sonne auf, um fünf kleidete er sich an und aß sofort, zuweilen noch im Bette liegend, zu Mittag; dann beschäftigte er sich mit Staatsangelegenheiten. Sein ganzes Leben umgab er mit einem undurchdringlichen Geheimnisse, nicht allein aus natürlicher Verschlossenheit, sondern auch aus Berechnung. Aus dem Schlosse entfernte er sich nur selten und dann fast immer mit einer Maske vor dem Gesicht. Dem Volke zeigte er sich an hohen Festtagen, dem Heere in der Schlacht im Augenblicke der höchsten Gefahr. Daher war seine Erscheinung auch blendend wie die eines Halbgottes. Er liebte und verstand es, Aufsehen zu erregen. Über seine Freigebigkeit waren unglaubliche Gerüchte verbreitet. Zum Unterhalte des Gonfaloniere der römischen Kirche reichte das Gold nicht aus, das ununterbrochen aus der ganzen christlichen Welt in die Kassen des heiligen Petrus floß. Die Gesandten berichteten ihren Herrschern, daß er täglich nicht unter 1800 Dukaten vergeude. Wenn Cesare durch die Straßen ritt, lief das Volk ihm nach, es wußte, daß er seine Pferde mit silbernen Hufeisen beschlagen ließ, die leicht abfielen, um sie unterwegs zum Geschenke für das Volk zu verlieren.

Wunderdinge wurden von seiner Kraft erzählt. Einst sollte der junge Cesare, als er noch Kardinal von Valencia war, mit einem Schwert hiebe einem Stier den Kopf vom Rumpfe getrennt haben. In der letzten Zeit hatte die „französische Krankheit“ seine Gesundheit nur erschüttert, nicht untergraben. Mit seinen schönen, zarten Frauenhänden bog er Pferdehufeisen zusammen, krümmte er eiserne Stangen und riß Schiffstau entzwei. Unzugänglich für die Gesandten großer Staaten, konnte man ihm auf den Hügeln der Umgegend von Cesena begegnen, wo er den Faustkämpfen der halbwilden Gebirgshirten der Romagna beiwohnte; zuweilen beteiligte er sich auch selbst an diesen Spielen.

Er war auch ein vollkommener Kavaliere und schrieb die weltlichen Moden vor. Einst war er nachts, am Hochzeitstage seiner Schwester Madonna Lucrezia, gerade aus dem Feldlager vor einer belagerten Festung ins Schloß des Bräutigams, Alfonso d'Este, des späteren Herzogs von Ferrara, gekommen. Von niemand erkannt, ganz in schwarzen Samt gekleidet, mit einer schwarzen Larve vor dem Gesicht, durchschritt er die Menge der Gäste, verbeugte sich, und als diese vor ihm Platz machten, fing er beim Schalle der Musik allein zu tanzen an. Er tanzte einige Kreise im Saale mit so vollendeter Grazie, daß alle

ihn sofort erkannten: „Cesare! Cesare! L'unico Cesare! — Der einzige Cesare! —“ flüsterte man in der Menge. Ohne die Gäste und den Bräutigam zu beachten, führte er die Braut beiseite, beugte sich zu ihr herab und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Lucrezia schlug die Augen nieder, errötete und wurde dann kreideweiß, was sie noch schöner machte. Sie war zart, weiß wie eine Perle, anscheinend noch unschuldig, aber schwach und widerspruchlos dem furchtbaren Willen ihres Bruders untertan, ihm, wie man versicherte, selbst bis zur Blutschande ergeben.

Allerdings hütete er sich, offenkundige Beweise hierfür zu geben. Vielleicht vergrößerte das Gerücht die Verbrechen des Herzogs, vielleicht war auch die Wirklichkeit noch schrecklicher als die Gerüchte. Jedenfalls wußte er die Spuren geschickt zu verwischen.

* * *

Das alte gotische Rathaus von Fano diente dem Herzog zum Aufenthalte.

Nachdem Leonardo und Niccolò einen großen, traurigen, kalten Saal, das allgemeine Wartezimmer der minder vornehmen Besucher, durchschritten hatten, traten beide in ein kleineres inneres Gemach, das früher als Kapelle gedient hatte. Bunte Scheiben füllten die Spitzbogense Fenster aus; an den Wänden standen hohe Sitzbänke von feinem Eichenholz aus dem Chor einer Kirche. Auf den Lehnen waren die zwölf Apostel und die Lehrer des ersten christlichen Zeitalters geschnitten. In den verblaßten Fresken der Decke erblickte man unter Wolken und Engeln die Taube des Heiligen Geistes. In diesem Gemache befanden sich die Näherstehenden. Die Unterhaltung wurde flüsternd geführt, man spürte die Nähe des Herrschers durch die Wände hindurch.

Ein glatzköpfiger Greis, der unglückliche Gesandte Riminali, der bereits den dritten Monat vergeblich auf eine Audienz wartete, war, augenscheinlich von den vielen durchwachten Nächten ermüdet, eingeschlummert.

Zuweilen öffnete sich die Thür; dann steckte der Sekretär Agapito, die Brille auf der Nase und die Feder hinter dem Ohre, mit besorgter Miene seinen Kopf durch die Spalte und bat einen der Anwesenden zu Sr. Erlaucht herein.

Der Gesandte Riminali zuckte jedesmal bei solcher Erscheinung zusammen und erhob sich. Wenn er dann gewahr wurde, daß die Reihe noch nicht an ihn gekommen war, seufzte er tief auf und überließ sich wieder seinem Schlummer — unter dem gleichförmigen Geräusche des Stößers in dem messingenen Mörser eines Apothekers. Denn in Ermangelung geeigneter Zimmer in dem engen Rathause hatte man die Feldapothek hier in der alten Kapelle untergebracht. Vor dem

Fenster an dem ehemaligen Altarplatze bereitete an einem mit Flaschen, Kolben und Töpfchen dicht besetzten Tische der Bischof von San Giusto, Gaspare Torella, der erste Leibarzt Seiner Heiligkeit des Papstes und Cesares, eine kürzlich in Aufnahme gekommene Arznei gegen die „französische Krankheit“, die Syphilis, eine Abkochung aus dem sogenannten „heiligen Holze“ — Guaiaco —, das aus den von Kolumbus entdeckten Ländern eingeführt wurde. Indem er mit seinen hübschen Händen das scharfriechende, goldgelbe Mark des Guaiaco zerrieb, erklärte der Arzt-Bischof mit liebenswürdigem Lächeln die Beschaffenheit und die Eigenschaften des heilenden Holzes.

Alle hörten mit lebhaftem Interesse zu; viele der Anwesenden kannten die schreckliche Krankheit aus Erfahrung.

„Und woher mag sie nur gekommen sein?“ fragte, indem er mit betrübter Miene seinen Kopf schüttelte, der Kardinal von Santa Balbina.

„Man sagt, spanische Juden und Mauren hätten sie eingeschleppt,“ antwortete der Bischof Elna. „Jetzt, nachdem die Gesetze gegen die Gotteslästerer erlassen sind, ist die Krankheit, gottlob, etwas eingeschränkt. Aber vor fünf oder sechs Jahren sind nicht allein Menschen, sondern auch Tiere, Pferde, Schweine, Hunde, daran erkrankt, selbst die Bäume und das Getreide auf dem Felde.“

Der Arzt äußerte seine Zweifel, daß Weizen und Hafer von der „französischen Krankheit“ befallen werden könnten.

„Der Herr hat uns gestraft,“ seufzte der Erzbischof von Trani niedergeschlagen, „wegen unserer Sünden hat er uns die Geißel seines Bornes gesandt!“

Das Gespräch wurde wieder leiser. Man hörte eine Weile nur das gleichmäßige Geräusch des Stößers im messingenen Mörser. Die Lehrer des ersten christlichen Zeitalters, die an den Sitzbänken dargestellt waren, schienen mit Erstaunen dieser eigentümlichen Unterhaltung der neuen Hirten der Kirche des Herrn zu lauschen. Man konnte meinen, die Versammlung der römischen Prälaten begehe in der von der Lampe des Apothekers trüb erleuchteten Kapelle irgendeine geheime gottesdienstliche Handlung.

„Monsignore,“ wandte sich der herzogliche Astrolog Balguglio an den Arzt, „ist es wahr, daß die Krankheit durch die Luft verbreitet wird?“ Zweifelnd zuckte der Arzt mit den Schultern.

„Ganz sicher durch die Luft!“ bestätigte Machiavelli mit höhnischer Miene. „Wie hätte sie sich sonst nicht nur in Mönchs-, sondern auch in Nonnenklöstern verbreiten können?“

Alle lachten.

Einer der Hofpoeten, Battista Orfino, las, feierlich wie ein Gebet, die an den Herzog gerichtete Widmung eines neuen Buches des Bischofs

Torella über die „französische Krankheit“ vor, in welcher dieser Cesare als Erfinder der Quecksilberkur pries und versicherte, daß der Herzog durch seine Tugenden die großen Männer des Altertums — Brutus durch Gerechtigkeit, Decius durch Standhaftigkeit, Scipio durch Entschlossenheit, Marcus Regulus durch Treue und Paulus Aemilius durch Großherzigkeit — in den Schatten stelle.

Während dieser ganzen Unterhaltung nahm der Sekretär der florentinischen Republik bald den einen, bald den anderen Hofbeamten zur Seite, befragte sie, forschte sie geschickt über die bevorstehende Politik des Cesare aus und schnupperte wie ein Spürhund überall umher. Er trat auch an Leonardo heran, ließ den Kopf hängen, legte den Zeigefinger an die Lippen, sah ihn finster an und wiederholte nachdenklich einigemal:

„Werde die Artischocke aufessen . . . werde die Artischocke aufessen.“

„Was für eine Artischocke?“ fragte Leonardo erstaunt.

„Das ist ja eben der Witz — was für eine Artischocke? . . . Kürzlich gab der Herzog dem Gesandten von Ferrara, Pandolfo Colenuccio, ein Rätsel zu raten auf: ‚Ich werde die Artischocke aufessen,‘ sprach er, ‚Blatt für Blatt.‘ Vielleicht soll es das Bündnis seiner Feinde bedeuten, das er zerreißen und dessen Teilnehmer er einen nach dem andern vernichten will; vielleicht mag es auch ganz was anderes bedeuten. Ich zerbreche mir den Kopf schon eine Stunde lang darüber!“

Er beugte sich zum Ohre Leonardos herab und flüsterte ihm zu: „Hier gibt es lauter Rätsel und Fallen. Sie reden über allerhand Unsinn, wenn man aber von Geschäften zu sprechen anfängt, verstummen sie wie Fische oder wie Mönche beim Essen. Nun, mich betrügen sie nicht. Ich fühle, daß etwas im Gange ist. Aber was? Glaub mir, Messere, ich würde meine Seele dem Teufel verschreiben, wenn ich nur wüßte, was!“ Seine Augen funkelten wie bei einem bewegenen Spieler. In der geöffneten Tür erschien der Kopf des Sekretärs Agapito. Er gab Leonardo ein Zeichen.

Über einen langen, halbdunklen Korridor, der von den Leibwächtern, den albanesischen Landsknechten, besetzt war, gelangte Leonardo ins Schlafzimmer des Herzogs. Es war ein gemütliches Gemach mit seidnen Teppichen an den Wänden, auf denen die Jagd mit dem Einhorn dargestellt war; an der Decke war aus Stuck die Sage von der Liebe der Göttin Pasiphae zum Stiere dargestellt. Dieser Stier, das heraldische Tier der Familie Borgia, wiederholte sich, purpurn oder golden, in allen Verzierungen des Zimmers, zugleich mit der päpstlichen Tiara und den Schlüsseln des heiligen Petrus.

Im Zimmer war stark eingeheizt worden. Die Ärzte empfahlen den Kranken, die eine Quecksilberkur durchgemacht hatten, sich vor

Zugluft zu schützen, und sich an der Sonne oder am Ofen warm zu halten.

In einem großen Kamine loderte wohlduftender Wacholder, in den Lampen brannte Öl, dem Weilchenessenz beigemischt war. Cesare liebte den aromatischen Wohlgeruch.

Seiner Gewohnheit nach lag er angekleidet auf einem niedrigen, vorhanglosen Ruhebette inmitten des Zimmers.

Man sagte von ihm, daß ihm nur zwei Körperlagen eigen wären: entweder im Bett oder zu Pferde. Unbeweglich, leidenschaftslos stützte er sich auf die Kissen, folgte dem Schachspiele zweier Hofbeamten, die neben seinem Bette an einem Tischchen saßen, und nahm den Vortrag seines Sekretärs entgegen. Cesare besaß die Fähigkeit, seine Aufmerksamkeit auf verschiedene Gegenstände zu gleicher Zeit zu richten. In Nachdenken versunken, rollte er mit langamer, einförmiger Bewegung eine goldene, wohlriechende Kugel aus einer Hand in die andere. Er trennte sich niemals von ihr, wie auch niemals von seinem Damaszener Dolche.

* * *

Er empfing Leonardo mit der ihm eigenen bezaubernden Liebenswürdigkeit. Er gestattete ihm nicht, das Knie zu beugen, sondern reichte ihm freundschaftlich die Hand und wies ihm einen Sessel neben sich an.

Der Herzog hatte ihn eingeladen, um sich mit ihm über die Pläne Bramantes zu einem neuen Kloster in Imola, das eine reiche Kapelle, ein Krankenhaus und ein Haus zur Aufnahme von Fremden bekommen sollte, zu beraten. Cesare wünschte diese mildtätigen Stiftungen als Denkmal seiner Barmherzigkeit zu errichten.

Nachdem sie die Pläne Bramantes besprochen hatten, zeigte der Herzog Leonardo ganz neue, eben ausgeschnittene Buchstaben, die für die Buchdruckerei Girolamo Soncino in der Stadt Fano bestimmt waren. Diese Druckerei hatte der Herzog, der sich für das Aufblühen von Kunst und Wissenschaft in der Romagna interessierte, unter seinen besonderen Schutz genommen.

Agapito überreichte dem Herrscher eine Sammlung von Lobhymnen des neuen Hofpoeten Francesco Uberti. Der Herzog nahm sie huldvollst entgegen und befahl, den Dichter freigebig zu belohnen.

Als er darauf das Verlangen stellte, daß ihm nicht bloß Lobhymnen, sondern auch Satiren vorgelegt würden, überreichte ihm der Sekretär ein Epigramm des neapolitanischen Dichters Mancioni, der in Rom aufgegriffen worden war und nun in der Engelsburg gefangen saß. Es war ein Sonett, das von Schimpfwörtern wimmelte. Cesare wurde ein Maulesel, ein Bastard einer Buhlerin vom Papste — der auf dem

früher von Christus, jetzt vom Teufel innegehabten Throne sähe — ein Türke, ein Beschnittener, ein Blutschänder, Brudermörder, ein Gottloser genannt.

„Warum zögerst Du, gerechter Gott,“ rief der Dichter aus, „oder siehst Du es nicht, daß die heilige Kirche zu einem Stall für Maulesel und zu einem Freudenhause umgewandelt worden ist?“

„Was befehlen Ew. Erlaucht, daß mit diesem Taugenichts gesehen soll?“ fragte Agapito.

„Daß es bis zu meiner Heimkehr,“ flüsterte der Herzog leise. „Ich werde selbst mit ihm fertig werden.“ Dann fügte er ebenso leise hinzu: „Ich werde ihm die Höflichkeit der Schriftsteller heibringen.“

Die Art und Weise, wie Cesare den Schriftstellern Höflichkeit beibrachte, war ja bekannt; für minder schwere Beleidigungen ließ er ihnen die Hände abhacken oder die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstechen.

Nachdem der Sekretär seinen Vortrag beendet hatte, entfernte er sich.

Der Hofastrolog Balguglio trat mit einem neuen Horoskop an Cesare heran. Der Herzog hörte ihm aufmerksam, ja andächtig zu; er glaubte an die Unvermeidlichkeit des Schicksals, an die Allmacht der Sterne. Unter anderem teilte ihm Balguglio mit, daß der letzte Anfall der „französischen Krankheit“ durch den nachteiligen Einfluß des trockenen Planeten Mars, der in das Zeichen des feuchten Skorpions getreten sei, hervorgerufen worden wäre, und daß seine Krankheit von selbst vorübergehen würde, sobald die Planeten Mars und Venus sich im Sternbilde des Stiers begegnen würden. Dann riet er ihm, im Falle Ee. Erlaucht etwas Wichtiges unternehmen wollten, dazu den Nachmittag des 31. Dezember zu wählen, da die Konstellation der Gestirne an diesem Tage dem Herzog besonders günstig wäre. Mit erhobenem Zeigefinger neigte er sich zum Ohre Cesares und flüsterte geheimnisvoll die Worte:

„Fatelo, fatelo, fatelo! — Macht es so, macht es so, macht es so!“ Cesare schlug die Augen nieder und antwortete nicht. Leonardo aber schien es, als ob ein Schatten über sein Gesicht gehuscht wäre. Der Herzog verabschiedete den Astrologen mit der Hand und wandte sich aufs neue an Leonardo.

Dieser breitete vor ihm Kriegskarten und Pläne aus. Es waren nicht bloß Erzeugnisse eines Gelehrten, Erklärungen der Bodengestalt, der Flußläufe, der durch Bergketten geschaffenen Hindernisse, es waren auch Erzeugnisse eines großen Künstlers, scheinbar aus der Vogelperspektive aufgenommene Landschaftsbilder. Das Meer war mit blauer Farbe, die Berge waren mit brauner, die Flüsse mit hellblauer,

die Städte mit dunkelroter, die Felder mit blaßgrüner bezeichnet. Mit unendlicher Vollkommenheit war jede Einzelheit dargestellt — Plätze, Straßen und Thürme der Städte —, so daß man alles sogleich erkennen konnte, ohne erst die an der Seite stehenden Bezeichnungen lesen zu müssen. Es schien, als ob man in schwindelnder Höhe über die Erde hinwegflöge und zu seinen Füßen eine unermessliche Fläche liegen sähe. Mit besonderem Interesse betrachtete Cesare die Karte des Ländergebietes, das im Süden vom See von Bolsena, im Norden von dem Bal d'Uma, der Niederung eines in den Arno einmündenden Flüsschens, im Osten von Arezzo und Perugia, im Westen von Siena und der Küste des Meeres begrenzt war. Es war das Herz Italiens, das Geburtsland Leonardos, das Gebiet von Florenz, nach dem der Herzog bereits seit langem als einem kostbaren Lederbissen getrachtet hatte.

In Anschauen versunken, erfreute sich Cesare an diesem Gefühle des Fluges. Mit Worten konnte er seine Empfindungen nicht ausdrücken, aber es schien ihm, als ob er und Leonardo sich gegenseitig verstanden und gleichgesinnt wären. Dunkel schwebte ihm die neue Macht über die Menschen vor, die die Wissenschaft erteilen kann; er wünschte, sich diese Macht zu erwerben, diese Flügel zum siegreichen Fluge. Er hob seine Augen zu Leonardo empor und drückte ihm mit bezaubernd freundlichem Lächeln die Hand.

„Ich danke dir, Leonardo. Diene mir wie bisher, ich werde dich zu belohnen wissen. — Wie geht es dir?“ fügte er hinzu. „Bist du mit deinem Gehalt zufrieden? Hast du sonst noch einen Wunsch? Du weißt, ich freue mich, dir jede deiner Bitten zu erfüllen.“

Leonardo benutzte die Gelegenheit, um für Messer Niccolò ein gutes Wort einzulegen, und bat für ihn um eine Audienz.

Der Herzog zuckte gutmütig lächelnd mit den Schultern.

„Er ist ein eigentümlicher Mensch, dieser Messer Niccolò! Er bittet um Audienzen, und wenn ich sie ihm gewähre, haben wir nichts zu besprechen! Warum haben sie mir diesen wunderlichen Mann geschickt?“

Nach kurzem Schweigen fragte er Leonardo um seine Meinung über Machiavelli.

„Ich halte ihn, Erlaucht, für einen der klügsten und scharfsinnigsten Menschen, denen ich je in meinem Leben begegnet bin.“

„Ja, klug ist er,“ stimmte der Herzog bei, „versteht auch dies und jenes von Staatsgeschäften. Aber ... man kann sich nicht auf ihn verlassen. Er ist ein Grübler, ist wetterwendisch, versteht nicht Maß und Ziel zu halten. Ich bin ihm übrigens immer zugetan gewesen und werde es jezt, da ich weiß, daß er dein Freund ist, noch mehr sein. Er ist ja ein guter Mensch. Er besitzt gar keine Schlaueit, obgleich er sich

für den arglistigsten Menschen von der Welt hält und auch mich hintergehen möchte, als ob ich ein Feind eurer Republik wäre. Ich bin ihm deshalb aber nicht böse; ich verstehe, daß er es tut, weil er sein Vaterland mehr als seine Seele liebt. Nun, mag er zu mir kommen, wenn er es durchaus will. Sage ihm, daß er mir angenehm sein wird. Aber da fällt mir ein, ich hörte, daß dieser Messer Niccolò über Politik und Kriegskunst schreibt; ist es nicht so?" Cesare verfiel wieder in sein stilles, heiteres Lächeln, als ob er sich an etwas sehr Lustiges erinnerte.

„Hat er dir von seiner makedonischen Phalanx erzählt? Nein? So höre zu. Eines Tages erläuterte Niccolò, aus seinem Buche über Kriegswissenschaft, meinem Lagerbefehlshaber Bartolomeo Capranico und anderen Hauptleuten die Regeln einer neuen Schlachtordnung, die der alten makedonischen Phalanx ähnlich war, mit einer derartigen Beredsamkeit, daß alle den Versuch zu machen beschlossen. Das Heer rückte aufs Feld vor dem Lager, und Niccolò übernahm den Oberbefehl.

Da quälte er sich mit den zweitausend Soldaten herum, hielt sie über drei Stunden in der Kälte bei Wind und Wetter zurück, aber die gerühmte Phalanx brachte er nicht zustande. Endlich verlor Bartolomeo die Geduld, er trat an die Spitze des Heeres, und obgleich er nie ein Buch über Kriegswissenschaften gelesen hatte, stellte er in einem Augenblicke unter dem Wirbel der Trommeln das Heer in die schönste Schlachtordnung auf. Da überzeugten sich alle, welch ein großer Unterschied zwischen Ausführen und Reden sei. Hüte dich nur, Leonardo, ihm ein Wort davon zu verraten — Niccolò liebt es nicht, an die makedonische Phalanx erinnert zu werden!“ —

Es war spät geworden, gegen drei Uhr morgens. Man brachte dem Herzoge ein leichtes Abendessen — eine Schüssel mit Früchten, eine Forelle und etwas Weißwein; wie ein echter Spanier zeichnete er sich durch Mäßigkeit im Essen aus.

Leonardo empfahl sich. Mit entzückender Liebenswürdigkeit bedankte sich Cesare nochmals bei ihm wegen der Karten und befahl drei Pagen, ihn zum Zeichen der Ehrerbietung mit Fackeln nach Hause zu geleiten.

Leonardo sprach mit Machiavelli über seine Audienz beim Herzog. Als Niccolò von den Karten, die Leonardo für den Herzog von der Umgebung von Florenz angefertigt hatte, hörte, entsetzte er sich.

„Wie? Ihr — ein Bürger der Republik — für den schlimmsten Feind unseres Vaterlandes!“

„Ich dachte,“ entgegnete Leonardo, „Cesare gälte als unser Bundesgenosse ...“

„Gälte ...!“ rief der Sekretär der Florentiner Republik, und Unwille sprühte aus seinen Augen. „Wißt Ihr denn auch, Messere, daß

Euch unsere Regierung, wenn sie davon Kenntniss bekäme, des Ver-
rates bezichtigen könnte?"

"Ist es wirklich an dem?" fragte Leonardo treuherzig erstaunt.
„Übrigens haltet mich dessen nicht fähig! Tatsächlich weiß und ver-
stehe ich nichts von Politik — wie ein Blinder ..."

Schweigend sahen sie einander an; beide fühlten plötzlich, daß
sie ganz verschieden veranlagt seien, daß sie sich immer fremd gegenüber-
sehen und nie übereinstimmen würden; für den einen schien es kein
Vaterland zu geben, der andere liebte es nach dem Ausspruche des
Cesare „mehr als seine eigene Seele“.

* * *

In jener Nacht verreiste Niccolo, ohne zu sagen wohin und wes-
halb. Am anderen Tage gegen Mittag kehrte er ermüdet und halb
erfroren heim. Er trat zu Leonardo ins Zimmer, verschloß sorgfältig
die Thür und teilte ihm mit, daß er bereits seit langem den Wunsch hat e,
mit ihm über eine Angelegenheit zu sprechen, die die größte Verschwie-
genheit erfordere. Niccolo holte weit aus.

Vor drei Jahren hatten bewaffnete, vermummte Reiter in einer
öden Gegend der Romagna zwischen den Städten Cervia und Porto
Cesenatico eine Reiterabteilung, die die Madonna Dorotea, die Gattin
des Hauptmannes des Fußvolkes der Republik von San Marco, Battista
Caracciolo, auf der Reise von Urbino nach Venedig begleitete, in der
Dämmerung meuchlerisch überfallen. Sie hatten Dorotea mit ihrer
Waise Maria, der fünfzehnjährigen Novize eines Nonnenklosters zu
Urbino, ergriffen, auf die Pferde gehoben und entführt.

Seit dem Tage waren Dorotea und Maria spurlos verschwunden.
Der Rat und der Senat Venedigs sahen die Republik in der Person
ihres Hauptmannes als beleidigt an und beschwerten sich bei Lud-
wig XII., beim Könige von Spanien und beim Papste über den Her-
zog der Romagna, den sie des Raubes der Dorotea beschuldigten.
Es lagen aber keine Beweise vor. Cesare antwortete höhnisch, da er
keinen Mangel an Weibern litte, habe er nicht nötig, solche auf offener
Straße zu rauben.

Es gingen Gerüchte, als ob Dorotea sich bald getröstet habe, den
Herzog auf allen seinen Feldzügen begleite und sich nicht allzusehr
um ihren Gatten gräme.

Maria hatte einen Bruder namens Dionigio, einen jungen im
Dienste von Florenz stehenden Hauptmann. Als alle Bemühungen
der Florentiner Regierung, an die sich Dionigio gewandt hatte, sich
ebenso vergeblich wie die Klagen der Republik von San Marco er-
wiesen, entschloß sich Dionigio, auf eigene Hand sein Heil zu versuchen.

Unter fremden Namen kam er in die Romagna, stellte sich dem Herzog vor, erschlich sich sein Vertrauen, drang in den Turm der Festung von Cesena ein und entfloh mit der als Knabe verkleideten Maria. An der Grenze von Perugia wurden sie von den Verfolgern eingeholt. Der Bruder wurde erschlagen, Maria wieder in die Festung zurückgeführt.

Machiavelli nahm als Sekretär der Florentiner Republik lebhaften Anteil an der Sache. Messer Dionigio hatte sich mit ihm befreundet, ihm das Geheimnis seines kühnen Wagnisses anvertraut und alles erzählt, was er über die Schwester von den Turmwächtern, die sie als Heilige verehrten, erfahren hatte. Sie hatten ihm versichert, daß sie Kranke heile, Weissage und an den Händen und Füßen mit ebensolchen blutigen Wundmalen gekennzeichnet wäre wie die heilige Katharina von Siena.

Nachdem Dorothea dem Herzog gleichgültig geworden war, richtete er seine Blicke auf Maria. Der berühmte Verführer der Frauen, dessen Zauber die allerkeuschesten nicht zu widerstehen vermochten, war davon überzeugt, daß sich ihm Maria über kurz oder lang ebenso wie alle anderen ergeben würde. Er täuschte sich aber. Sein Wille stieß im Herzen dieses Mädchens auf einen unüberwindlichen Widerstand. Es hieß, der Herzog habe sie in letzter Zeit häufig in ihrer Zelle besucht, sei lange mit ihr unter vier Augen geblieben, was sich aber bei diesen Zusammenkünften ereignet habe, sei für alle ein Geheimnis.

Zum Schluß erklärte Niccolò seine Absicht, Maria befreien zu wollen.

„Wenn Ihr, Messer Leonardo,“ fügte er hinzu, „Euch entschließen solltet, mir Eure Hilfe zu gewähren, so würde ich die Sache so einrichten, daß niemand von Eurer Mitwirkung Kenntnis erhielt. Ich beabsichtige übrigens nur, Euch um einzelne Auskünfte über die Lage und die Einrichtung der Festung San Michele, in der sich Maria befindet, zu bitten. Euch als herzoglichen Baumeister würde es leichter werden, dort Eintritt zu finden und alles auskundschaften zu können.“

Leonardo blickte ihn schweigend und erstaunt an. Unter diesem prüfenden Blicke brach Niccolò plötzlich in ein unnatürliches, scharfes, fast feindseliges Lachen aus.

„Ich hoffe,“ rief er, „daß Ihr mich nicht einer überflüssigen Empfindsamkeit, einer ritterlichen Großmut verdächtig finden werdet! Ob der Herzog dieses Mädchen verführt oder nicht, ist mir in der That gleichgültig. Warum ich mich darum bekümmere, wollt Ihr wissen? Wenn auch nur, um meiner herrlichen Regierung zu beweisen, daß ich noch zu anderen Dingen als bloß zu Späßen zu gebrauchen bin. Die Hauptsache aber ist, daß man doch eine Zerstreung haben muß. Das menschliche Leben ist so eingerichtet, daß man vor Langweile verrecken müßte,

wenn man nicht ab und zu Torheiten beginge. Ich bin es überdrüssig, zu schwätzen, Würfel zu spielen, in öffentliche Häuser zu gehen und den Florentiner Wollkämmern unnütze Berichte zu senden. So bin ich denn auf dieses verfallen — es sind doch nicht bloß Worte, sondern es ist endlich eine Tat. Es wäre auch schade, die Gelegenheit zu verpassen. Der ganze Anschlag ist bereits fertig, mit allen Schlauheiten erdacht.“

Er sprach rasch, als ob er sich entschuldigen wollte. Leonardo empfand aber schon, daß sich Niccolò seiner Gutmütigkeit schämte und bemüht war, sich seiner Gewohnheit gemäß hinter die Larve des Zynismus zu verflechten.

„Messere,“ unterbrach ihn Leonardo, „rechnet auf mich in dieser Angelegenheit wie auf Euch selbst, doch nur unter einer Bedingung — im Falle des Mißlingens trage ich dieselbe Verantwortung wie Ihr.“

Niccolò, sichtlich gerührt, drückte ihm die Hand und setzte ihm sogleich seinen Plan auseinander.

Leonardo erwiderte nichts, obgleich er daran zweifelte, daß die Ausführung sich so leicht gestalten würde; der Plan war viel zu fein und scharfsinnig erdacht, um der Wirklichkeit standhalten zu können.

Sie setzten die Befreiung Marias auf den 30. Dezember, den Tag der Abreise des Herzogs aus Fano, an.

Zwei Tage vorher kam am späten Abende einer der bestochenen Wärter zu Niccolò gelaufen, um ihn vor drohendem Verrate zu warnen. Dieser war nicht zu Hause. Leonardo eilte, ihn in der Stadt aufzusuchen.

Nach langem Suchen fand er den Sekretär der florentinischen Republik in einer Spielhöhle, wo eine Bande von Spitzbuben, meistens Spanier, die im Heere Cefares dienten, die unerfahrenen Spieler ausnahm.

Im Kreise junger Verschwender und Wollüstlinge erklärte Machiavelli das berühmte Sonett Petrarcas:

Wundt mitten im Herzen durch Laura . . .

Indem er in jedem Wort eine unanständige Bedeutung fand, behauptete er, daß Laura Petrarca mit der „französischen Krankheit“ angesteckt habe. Die Zuhörer wälzten sich vor Lachen.

Aus dem benachbarten Zimmer erscholl Männergeschrei, Frauengewinsel, der Lärm umgeworfener Tische, Degengerassel, Klirren zerbrochener Flaschen und zur Erde fallenden Geldes.

Man hatte einen der Spieler des falschen Spieles überführt. Die Gefährten Niccolòs eilten hinzu. Leonardo flüsterte ihm zu, daß er ihm in Sachen Marias etwas sehr Wichtiges mitzuteilen habe. Sie entfernten sich zusammen.

Die Nacht war ruhig, sternklar. Jungfräulicher, eben erst gefallener Schnee knisterte unter den Füßen. Nach der Schwüle im Spielhause atmete Leonardo genussreich die frische Winterluft ein. Als Niccolò von Verrat hörte, meinte er mit unerwarteter Gleichgültigkeit, daß zurzeit noch gar nichts zu befürchten sei.

„Ihr habt Euch wohl gewundert, mich in einer solchen Herberge zu finden?“ wandte er sich an seinen Begleiter. „Der Sekretär der Florentiner Republik beinahe als Hofnarr des spanischen Gesindels! Not lehrt beten, Not lehrt tanzen, Not lehrt singen! Wenn sie auch Taugenichtse sind, so sind sie doch freigebiger als unsere herrliche Regierung.“

Es lag eine solche Härte gegen sich selbst in diesen Worten Niccolòs, daß Leonardo es nicht überwinden konnte und ihn unterbrach.

„Das ist nicht wahr! Warum redet Ihr über Euch selbst in dieser Weise? Wißt Ihr denn nicht, daß ich Euer Freund bin und Euch anders als die übrigen beurteile?“

Machiavelli wandte sich ab und begann nach kurzem Schweigen in einem ganz veränderten Tone:

„Ich weiß es ... Zürnt mir nicht, Leonardo. Zuweilen, wenn mir das Herz zu schwer ist, scherze und lache ich, statt zu weinen ...“

Seine Stimme brach ab, er ließ seinen Kopf sinken und sagte noch leiser und trauriger: „Das ist nun mein Schicksal! Ich bin unter einem Unglücksstern geboren. Während meine Zeitgenossen, die unbedeutendsten Menschen, mir überall zuvorkommen, in Wohlstand, in Ehrenämtern leben, Geld und Macht gewinnen, bleibe ich allein zurück, von Dummköpfen zurückgedrängt. Man hält mich für einen Narren. Vielleicht haben sie recht. Ich fürchte mich aber vor keiner Arbeit, keinen Entbehrungen und Gefahren. Nur alle diese kleinlichen, gemeinen Kränkungen zu ertragen, wegen jedes Soldo zu zittern, das verstehe ich in der Tat nicht. Doch was soll man darüber reden ...“ Er machte eine hoffnungslose Handbewegung, Tränen traten in seine Augen. „Verfluchtes Leben! Wenn Gott sich nicht meiner erbarmt, so werfe ich bald alles von mir, die Staatsgeschäfte, Madonna Marietta, den Knaben — ich bin ja doch nur allen zur Last; mögen sie denken, daß ich gestorben sei. Ich will bis ans äußerste Ende der Welt fliehen, mich in irgendein Loch vertriehen, wo mich niemand kennt, mich bei einem Podestà als Schreiber verdingen oder Kinder in der Dorfschule das A b c lehren, um, solange ich nicht stumpfsinnig werde oder den Verstand verliere, nicht vor Hunger zu verrecken. Nichts, lieber Freund, ist schrecklicher als die Erkenntnis, daß man noch die Kraft besitzt, etwas leisten zu können, und daß man nie etwas vollbringen wird, daß man sinnlos untergehen muß.“

Die Zeit verging und Leonardo bemerkte, daß Niccolò, je näher der Tag der Befreiung Marias heranrückte, trotz seiner vermeintlichen Zuversicht unsicherer wurde. Leonardo erriet aus eigener Erfahrung, was in der Seele Niccolòs vorging. Es war weder Furcht noch Kleinmütigkeit, sondern jene Schwachheit und Unentschlossenheit von Menschen, die nur zum Denken und nicht zum Handeln geschaffen sind, jenes Versagen der Willenskraft im letzten Augenblicke, wo man handeln muß, ohne zu zweifeln und zu schwanken.

Am Vorabende des verhängnisvollen Tages begab sich Niccolò in einen kleinen Ort in der Nähe der Festung San Michele, um endgültige Vorbereitungen zur Entführung Marias zu treffen. Leonardo sollte daselbst am Morgen auch eintreffen.

Als Leonardo allein zurückgeblieben war, erwartete er von Augenblick zu Augenblick eine traurige Nachricht; er zweifelte nicht mehr daran, daß die ganze Sache mißlingen würde, wie irgend ein dummer Streich eines Schülers.

Ein trüber Wintermorgen dämmerte durch die Fenster. Es wurde an die Tür geklopft. Leonardo schloß sie auf. Bläß und verwirrt betrat Niccolò das Zimmer.

„Es ist aus!“ stammelte er und ließ sich erschöpft auf einen Stuhl nieder.

„Das habe ich voraus gewußt,“ sagte Leonardo ruhig. „Ich habe es Euch ja bereits gesagt, daß wir hereinfallen würden.“

Machiavelli sah ihn zerstreut an.

„Nein, so meine ich es nicht!“ fuhr er fort. „Wir sind nicht hereingefallen, aber das Vögelchen ist ausgeflogen. Wir haben uns verspätet . . .“

„Wie? Davongeflogen?“

„Nun ja. Heute vor Tagesanbruch fand man Maria im Turme mit durchschnittener Kehle.“

„Wer ist der Mörder?“ fragte der Künstler.

„Unbekannt, aber, den Wunden nach zu schließen, wohl schwerlich der Herzog. Für alles andere sind Cesare und seine Henker Meister, ob sie aber verstehen, einem Kinde die Kehle zu durchschneiden . . . Man sagt, sie sei als Jungfrau gestorben. Ich denke mir, daß sie selbst . . .“

„Das ist unmöglich! So wie Maria veranlagt war — man hielt sie ja für eine Heilige?“

„Alles ist möglich,“ fuhr Niccolò fort, „Ihr kennt ihn noch nicht! Dieses Ungeheuer . . .“

Er stockte, wurde bläß und endigte in großer Erregung: „Dieses Ungeheuer ist zu allem fähig! Auch die Heilige hat er so weit gebracht, daß sie selbst Hand an sich gelegt hat.“

„In früheren Tagen,“ fügte er hinzu, „als sie noch nicht so streng bewacht wurde, habe ich sie zweimal gesehen. Sie war hager, schwächlich wie ein junges Pflänzchen. Sie hatte ein kindliches Gesicht und dünne, flachsähnliche Haare, wie sie Filippino Lippi seiner Madonna, die dem heiligen Bernardo erscheint, in der Badia zu Florenz gemalt hat. Sie war nicht besonders schön. Was mag den Herzog nur angezogen haben? ... Messer Leonardo, wenn Ihr nur wüßtet, was das für ein bemitleidenswertes, liebes Kind gewesen ist!“

Er wandte sich ab; Leonardo schien es, daß Tränen auf seinen Wimpern glänzten.

Miccolò faßte sich aber gleich wieder und fuhr in scharfem, fast schreiendem Tone fort:

„Ich sagte es ja immer: Ein ehrlicher Mensch am Hofe gleicht einem Fische in einer Bratpfanne. Ich habe genug. Ich bin nicht geschaffen, Tyrannenknecht zu sein. Ich werde es endlich erreichen, daß mir die Regierung eine andere Gesandtschaft überträgt — einerlei wohin, nur weit fort von hier!“

Maria tat Leonardo leid, und er würde sich vor keinem Opfer gescheut haben, sie zu retten, zu gleicher Zeit aber empfand er ein Gefühl der Erleichterung und Erlösung bei dem Gedanken, daß es keines Handelns mehr bedürfe, und erriet, daß Miccolò ebenso dachte.

* * *

Am 30. Dezember verließ das Hauptheer Cesares, gegen zehntausend Mann Fußvolk und zweitausend Reiter, bei Tagesanbruch die Stadt Jano und bezog ein Lager am Ufer des Flüsschens Metauro auf dem Wege nach Sinigaglia. Hier erwartete es den Herzog, der am nächstfolgenden, von dem Astrologen Valguglio bestimmten Tage, am 31. Dezember, aufbrechen wollte.

Nachdem die Verschwörer von Reggio mit Cesare Frieden geschlossen hatten, unternahmen sie mit seiner Einwilligung einen gemeinsamen Feldzug gegen Sinigaglia. Die Stadt ergab sich, aber der Kommandant derselben erklärte, daß er niemandem außer dem Herzog selbst die Tore öffnen würde. Dessen frühere Feinde und jetzige Bundesgenossen, die Mißtrauen hegten, lehnten im letzten Augenblicke eine Zusammenkunft ab. Aber Cesare überlistete sie abermals, er beruhigte sie durch seine „bezaubernde Liebenswürdigkeit“, wie Machiavelli sich ausdrückte, „gleich einer Sirene, die durch ihr Singen die Opfer heranzieht“.

Der vor Neugierde sich verzehrende Miccolò wollte nicht erst auf Leonardo warten und folgte dem Herzoge sofort, Leonardo ihm einige Stunden später allein nach.

Der Weg führte nach Süden — ebenso wie von Pesaro immer längs dem Meeresufer dahin. Zur Rechten waren Berge, deren Fuß sich zuweilen so dicht der Küste näherte, daß nur ein schmaler Raum für die Straße frei blieb.

Der Tag war neblig, windstill; das Meer ebenso grau und einförmig wie der Himmel. Die ruhige Luft schien in Schlummer zu liegen. Das Geträchze der Raben verkündete Tauwetter.

Die schwarzroten, aus Ziegeln erbauten Türme Sinigaglias wurden sichtbar.

Die Stadt, die zwischen zwei Schutzwehren, dem Meere und den Bergen, eingekleidet war, lag eine Meile vom flachen Meeresstrande und einen Büchschuß vom Fuße der Apenninen entfernt. Beim Flüsschen Misa bog der Weg links ab. Hier befand sich eine schräg über den Fluß erbaute Brücke, ihr gegenüber das Stadttor, vor dem sich ein Platz befand, der von niedrigen Häuschen umgeben war, die größtenteils als Warenniederlagen der venetianischen Kaufleute dienten.

Zu jener Zeit war Sinigaglia eine bedeutende, halborientalische Handelsstadt, wo die italienischen Kaufleute ihre Waren mit denen der Türken, Armenier, Griechen und Perser und mit den Slaven aus Montenegro und Albanien eintauschten. Jetzt aber waren die belebtesten Straßen vereinsamt.

Leonardo begegnete niemandem, außer Soldaten. An einzelnen Stellen der langen Vorbauten, die sich zu beiden Seiten der Straßen einförmig hinzogen und den Kaufleuten als Niederlagen und Läden dienten, bemerkte Leonardo Spuren der Plünderung: zerbrochene Fensterscheiben, abgerissene Schlösser und Riegel, ausgehobene Türen und herumgeworfene Warenballen. Brandgeruch machte sich überall bemerkbar. Halbverbrannte Gebäude rauchten noch, an den Ecken der großen, steinernen Paläste hingen hier und da von den dicken, gußeisernen Ringen, die zur Aufnahme von Fackeln bestimmt waren, Leichen herab.

Es dunkelte bereits, als Leonardo beim Scheine der Fackeln auf dem Hauptplatze der Stadt zwischen dem Palazzo Ducale und dem niedrigen, runden, mit Zinnen versehenen Turme, der „Rocca“ von Sinigaglia, die mit einem tiefen Graben umgeben war, Cesare erblickte.

Er hielt über die beim Plündern ergriffenen Soldaten Gericht. Messer Agapito verlas das Urteil, und auf einen Wink Cesares wurden die Schuldigen zum Galgen geführt.

Als Leonardo mit seinen Blicken die Menge der Häftlinge überflog, um jemanden zu finden, den er über das, was sich hier ereignet hatte, befragen konnte, erblickte er den Sekretär der florentinischen Republik.



La belle Féronnière

Angeblich Bildnis der Lucrezia Crivelli

Nach einer Originalphotographie v. Clément, Braun & Cie. in Dornach i. Elsaß,
Paris, New-York.

BIBLIOTEKA POLITECHNICZNA
KRAKÓW

„Wißt Ihr es? Habt Ihr es schon gehört?“ wandte sich Niccolò an ihn.

„Nein, ich weiß von gar nichts und bin froh, Euch zu treffen. Erzählt mir.“

Machiavelli zog ihn in die nächste Straße hinein und führte ihn durch enge, dunkle, teilweise vom Schnee verwehte Quergassen in die am Meeresufer gelegene öde Vorstadt.

Neben der Werft, in einer elenden Hütte der Witwe eines Schiffbauers, war es ihm nach langem Suchen gelungen, den einzigen noch freien Unterschlupf in der Stadt zu finden: zwei kleine Kammern, die eine für sich, die andere für Leonardo.

Schweigend und eilig zündete Niccolò ein Licht an, holte aus dem Mantelsack eine Flasche hervor, fachte den Brand im Kamin an, setzte sich seinem Gefährten gegenüber und sah ihn mit durchdringendem Blicke an.

„Also Ihr wißt noch nichts?“ fragte er feierlich. „Hört denn! Ein ungewöhnliches und denkwürdiges Ereignis! Cesare hat sich an seinen Feinden gerächt. Oliverotto, Orsini und Vitelli harren des Todesurteils.“

Er lehnte sich auf dem Stuhle zurück, sah Leonardo an und weidete sich an dessen Erstaunen. Dann tat er sich Gewalt an, um ruhig und leidenschaftslos zu erscheinen, wie ein Geschichtsschreiber, der die Ereignisse längst vergangener Zeiten berichtet, oder ein Gelehrter, der die Naturereignisse beschreibt, und begann seine Erzählung über die Falle von Sinigaglia.

„Als Cesare am Morgen im Lager am Flusse Metauro eingetroffen war, sandte er zweihundert Reiter voraus, ließ das Fußvolk aufbrechen und folgte mit dem Reste der Reiterei nach. Er wußte, daß die Verbündeten ihm entgegenkommen würden und daß der größte Teil ihres Heeres in die der Stadt benachbarten Festungen verlegt war, um den neu eintreffenden Soldaten Platz zu machen.

Als er sich dem Tore von Sinigaglia näherte, ließ er, da wo der Weg sich nach links abwendet und am Flusse Misa weiterführt, der Reiterei Halt gebieten und stellte sie zu beiden Seiten der Straße auf: die eine Abteilung mit dem Rücken nach dem Flusse, die andere mit dem Rücken nach dem Felde zu, so daß ein Weg für das Fußvolk frei blieb, das ohne Aufenthalt über die Brücke in die Tore von Sinigaglia einrückte.

Die Verbündeten — Vitellozzo Vitelli und Orsini-Gravina — kamen ihm in Begleitung zahlreicher Reiter auf Maultieren entgegengeritten.

Vitelli war so zerstreut und trübe gestimmt, als ob er das ihm drohende Verderben ahnte, so daß alle, die seinen früheren Frohsinn und seine Tapferkeit kannten, sich darüber wunderten. Man erzählt

sich, er hätte vor seiner Abreise nach Sinigaglia von allen Hausgenossen Abschied genommen, als ob er vorausgewußt hätte, daß er in den Tod ginge.

Die Verbündeten eilten dem Herzog entgegen, stiegen vom Pferde, nahmen die Barette ab und begrüßten ihn. Er stieg ebenfalls vom Pferde, reichte zuerst jedem die Hand, umarmte und küßte sie und nannte sie seine lieben Brüder.

Währenddessen umringten die Heerführer Cesares, wie es vorher ausgemacht war, Orsini und Vitelli, so daß sich ein jeder derselben zwischen zwei Anhängern des Herzogs befand.

Als dieser die Abwesenheit Oliverottos bemerkte, gab er seinem Hauptmann Don Michele Corella ein Zeichen; dieser sprengte sofort von dannen und traf den Vermißten in Borgo an.

Oliverotto schloß sich dem Zuge an, und alle ritten, freundschaftlich miteinander die Kriegsangelegenheiten besprechend, dem Schlosse vor der Festung zu.

Im Flur wollten die Verbündeten sich verabschieden, aber der Herzog hielt sie in seiner gewohnten liebenswürdigen Weise zurück und forderte sie auf, ins Schloß mit einzutreten.

Raum hatten sie das Empfangszimmer betreten, als die Thür hinter ihnen geschlossen wurde; Bewaffnete stürzten sich auf die Verbündeten, je zwei auf einen jeden, ergriffen, entwaffneten und fesselten sie. Die Unglücklichen waren so überrascht worden, daß sie keinen Widerstand leisteten.

Es geht das Gerücht, daß der Herzog die Absicht habe, sich noch in dieser Nacht seiner Feinde zu entledigen und sie im geheimen im Gefängniß erwürgen zu lassen."

"Messer Leonardo," beschloß Machiavelli seine Erzählung, "Ihr hättet nur sehen sollen, wie er sie umarmte und küßte! Ein unsicherer Blick, eine Bewegung hätte ihn verderben können. Aber es lag eine solche Aufrichtigkeit in seinen Mienen, in seiner Stimme, daß ich, Ihr könnt es mir glauben, bis zum letzten Augenblicke keinen Argwohn hegte — meine Hand hätte ich mir abhauen lassen, daß er sich nicht verstelle. Von allen Überlistungen, die seit der Zeit, da es Politik gibt, in der Welt versucht worden sind, ist diese die größte!"

Leonardo lächelte. "Selbstverständlich," sagte er, "man kann dem Herzog hierbei weder Berwegenheit noch Mut absprechen, und dennoch, Niccolò, muß ich eingestehen, daß ich so wenig in die Politik eingeweiht bin, daß ich nicht verstehe, wie Ihr gerade über diesen Verrat in ein solches Entzücken geraten könnt."

"Verrat?" unterbrach ihn Machiavelli. "Wenn es sich um die Rettung des Vaterlandes handelt, kann von Verrat, von Treue, von

böse oder gut, von Barmherzigkeit und Grausamkeit keine Rede sein — alle Mittel sind recht, wenn nur der Zweck erreicht wird.“

„Inwiefern handelt es sich hier um Rettung des Vaterlandes, Niccolò? Mir scheint, der Herzog hat nur seinen eigenen Vorteil im Auge ...“

„Wie? Auch Ihr begreift es nicht? Es liegt doch so klar auf der Hand! Cesare ist der zukünftige Einiger und Selbstherrscher Italiens. Seht Ihr das nicht ein? Noch niemals war die Gelegenheit für einen Helden so günstig wie jetzt. Wenn das Volk Israel unter dem ägyptischen Joch leiden mußte, damit ein Moses auferstände, das Volk der Perser unter dem medischen, damit Kyros groß würde, wenn die Athener sich untereinander aufreiben mußten, damit ein Theseus berühmt würde, so war es auch notwendig, daß Italien so tief sinken mußte wie heutzutage, ein schwereres Joch wie die Israeliten und die Perser, größere Bewürfnisse als die Athener ertrüge, ohne Haupt, ohne Führer, ohne Regierung, zerstört und verwüstet durch die Barbaren, alle Trübsale, die einem Volke widerfahren können, erleiden mußte — damit ein neuer Held, ein Retter des Vaterlandes käme. Und wenn auch bisweilen Männer austraten, die die Auserwählten zu sein und diese Hoffnung zu erfüllen schienen, so wollte das Schicksal doch, daß das Glück ihnen auf der Höhe ihrer Macht untreu wurde, ehe sie ihre Heldentat vollbringen konnten. Halbtot, ohne Atem, wartet Italien noch immer auf den einen, der seine Wunden verbindet, die Gewalttätigkeiten in der Lombardei, die Räubereien und die Bestechungen in Toskana und in Neapel unterdrücken, diese schändlichen, mit der Zeit faulenden Pestbeulen ausheilen soll. Tag und Nacht schreit Italien zu Gott und bittet um den Retter ...“

Seine Stimme erklang wie eine überspannte Saite, und er brach ab. Er war blaß geworden; er zitterte, seine Augen brannten. In diesem Ausbruche der Leidenschaft lag etwas so Plötzliches, daß er einem Krampfanfalle glich.

Es fiel Leonardo ein, daß Niccolò einige Tage zuvor, aus Veranlassung des Todes der Maria, Cesare „ein Ungeheuer“ genannt hatte. Er machte ihn auf diesen Widerspruch nicht aufmerksam, weil er wußte, daß Machiavelli jetzt jedes Mitleid mit Maria wie eine beschämende Schwäche ableugnen würde. „Wenn wir am Leben bleiben — werden wir es erleben, Niccolò,“ sagte er. „Nur noch eine Frage. Warum habt Ihr Euch gerade heute von der göttlichen Mission Cesares endgültig überzeugt? Hat es Euch die Falle von Sinigaglia mehr als alle seine anderen Taten bewiesen, daß er ein Held sei?“

„Ja,“ antwortete Niccolò, der sich wieder gefaßt hatte und vollkommen ruhig geworden schien. „Die Vollkommenheit und die Größe

dieses Betruges weisen mehr als alle übrigen Taten des Herzogs die in den Menschen selten vorkommende Vereinigung großer und entgegengesetzter Eigenschaften auf. Merkt Euch wohl, ich lobe und tadle nicht — ich folgere nur. Meine Ansicht ist diese: Zur Erreichung irgendwelcher Ziele gibt es zwei Mittel, das gesetzliche und das gewaltsame; das erstere ist menschlich, das zweite bestialisch. Wer herrschen will, muß sich beider bedienen, er muß nach seinem Belieben bald Mensch, bald Bestie sein können. Das ist der verborgene Sinn der alten Sage, nach der Achilleus und andere Helden von dem Zentauren Cheiron aufgezogen worden sind, der halb Gott und halb Tier war. Die vom Zentauren aufgezogenen Helden vereinen wie dieser zwei Naturen, die tierische und die göttliche, in sich. Die gewöhnlichen Menschen ertragen die Freiheit nicht, sie fürchten sie sogar mehr als den Tod, und wenn sie ein Verbrechen begehen, unterliegen sie der Last der Reue. Nur der Held, der Auserwählte des Schicksals, hat die Kraft, die Freiheit zu ertragen — er übertritt furchtlos die Gesetze, ohne darüber Gewissensbisse zu empfinden; er bleibt am Bösen unschuldig wie die Tiere und die Götter. Heute gewahrte ich in Cesare zum erstenmal diese letzte Freiheit — das Siegel des Auserwählten!“

„Ja, jetzt verstehe ich Euch, Niccolò,“ sagte, in tiefes Nachdenken versunken, Leonardo. „Nur will es mir scheinen, daß nicht der, der ähnlich wie Cesare nichts weiß und nichts liebt, sondern nur der, der alles weiß und alles liebt, frei ist. Nur durch diese Freiheit werden die Menschen alles überwinden, das Böse und das Gute, das Oben und das Unten, alle irdischen Hindernisse und Grenzen, alle Gesetze der Schwerkraft, und werden wie die Götter werden — sie werden fliegen können . . .“

„Sie werden fliegen können?“ fragte Machiavelli erstaunt.

„Wenn sie,“ erklärte Leonardo, „zur vollen Erkenntnis gelangen werden, werden sie Flügel herstellen, eine Flugmaschine erfinden. Ich habe viel darüber nachgedacht. Vielleicht kommt nichts dabei heraus — einerlei, wenn nicht ich, so doch ein anderer — aber menschliche Flügel werden kommen.“

„Nun, ich wünsche Euch Glück!“ lachte Niccolò. „Sind wir bei unserer Unterhaltung selbst bis auf die menschlichen Flügel geraten. Der halbe Gott, das halbe Tier mit Vogelflügeln, wird schön aussehen. Das wird ein fabelhaftes Ungeheuer werden.“

Als er die Uhr am benachbarten Turme schlagen hörte, sprang er auf und eilte fort. Er mußte ins Schloß, um Näheres über die bevorstehende Hinrichtung der Verschwörer auszufundschaften.

Die italienischen Fürsten beglückwünschten Cesare zu dem „herrlichsten Betrage“ — bellissimo inganno. Als Ludwig XII. von der Falle von Sinigaglia hörte, nannte er sie „eine eines alten Römers würdige Heldentat“. Die Markgräfin von Mantua, Isabella Gonzaga, schickte Cesare hundert buntfarbige, seidene Maskenanzüge zum Geschenk für den bevorstehenden Karneval.

Der Herzog schrieb ihr:

„Ausgezeichnetste Signora!

Sehr geehrte Gebatterin und Schwester!

Die von Ew. Erlaucht zum Geschenk gesandten hundert Maskenanzüge haben Wir erhalten. Sie haben Uns große Freude bereitet, nicht allein durch ihre außergewöhnliche Pracht und Verschiedenheit, sondern insbesondere auch dadurch, daß sie zu einer Zeit und an einem Orte eingetroffen sind, die nicht besser hätten ausgesucht werden können, als ob Signora bereits im voraus die Bedeutung und die Reihenfolge Unserer Handlungen erraten hätten. Durch Gottes Gnade haben Wir im Laufe eines Tages nicht allein von der Stadt und Umgegend von Sinigaglia mit allen ihren Festungen Besitz genommen, an Unseren treulosen Verrätern, Unseren Widersachern das gerechte Todesurteil vollziehen lassen, sondern auch Castello, Fermo, Cisterna, Montone und Perugia vom Joche der Tyrannen befreit und sie der Botmäßigkeit des Heiligsten Vaters, des Statthalters Christi, unterworfen. Am meisten aber haben Wir Uns über diese Masken als eines sichtbaren Beweises des geschwisterlichen Wohlwollens Ew. Erlaucht gefreut.“

Niccolò lachte und versicherte, man könne sich kein passenderes Karnevals Geschenk für den Meister aller Verstellungskünste — für den Fuchs Borgia von der Füchsin Gonzaga — ausdenken als diese hundert Maskenanzüge.

* * *

Anfang März 1503 kehrte Cesare nach Rom zurück. Der Papst schlug den Kardinälen vor, den Helden mit der höchsten Auszeichnung, die die Kirche ihren Verteidigern verleihen konnte, mit der „Goldenen Rose“ zu belohnen.

Die Kardinäle willigten ein, und zwei Tage darauf war die Feierlichkeit ange setzt.

Im ersten Stockwerke des Vatikans, im Saale der Päpste, dessen Fenster auf den Hof des Belvedere hinausgingen, versammelten sich die römische Kurie und die Gesandten der großen Staaten. Mit

dem von Edelsteinen strahlenden Pluviale bekleidet, die dreikronige Tiara auf dem Haupte, von Webeln aus Pfauensehern umfächelt, stieg der rüstige, siebzigjährige Greis mit dem schönen, wohlgebildeten Antlitz, Papst Alexander VI., die Stufen des Thrones hinauf.

Die Trompeten der Herolde erklangen; auf ein Zeichen des Zeremonienmeisters, eines Deutschen namens Johannes Burchard, betraten Landsknechte, Bagen, Schnellläufer und die Leibwächter des Herzogs den Saal. Der Befehlshaber des Lagers, Messer Bartolomeo Capranico, trug das entblößte, nach oben gerichtete Schwert des Gonfaloniere der römischen Kirche. Der untere Teil des Schwertes war vergolbet und mit feinen Zeichnungen ziselirt: Die Göttin der Treue auf dem Throne, mit der Umschrift: „Die Treue ist stärker als die Waffe“; der auf dem Triumphwagen stehende Julius Cäsar, mit der Umschrift: „Aut Caesar aut nihil“; der Übergang über den Rubikon, mit den Worten: „Der Würfel ist gefallen“; und endlich die Darbringung eines Opfers an den Apis, den heraldischen Stier des Hauses Borgia: junge, nackte Priesterinnen verbrennen Weihrauch über der Leiche eines eben erstochenen menschlichen Opfers. Auf letzterem Bilde waren die Inschriften „Deo Optimo Maximo Hostia“ und darunter „In nomine Caesaris omen“ angebracht. Das menschliche Opfer an das Gottier gewann eine um so fürchterlichere Bedeutung, als diese Zeichnungen und Inschriften zu einer Zeit bestellt worden waren, als Cesare bereits die Ermordung seines Bruders Giovanni Borgia ins Auge gefaßt hatte, um an dessen Stelle treten zu können.

Hinter dem Schwerte schritt der Herzog einher. Er trug auf dem Kopfe das hohe herzogliche Barett, an dem aus Perlen die Taube des Heiligen Geistes angebracht war.

Er näherte sich dem Papste, nahm sein Barett ab, ließ sich auf die Knie nieder und küßte das Rubinkreuz auf dem Pantoffel des Hohenpriesters.

Kardinal Monreale überreichte dem Papste die geheiligte „Goldene Rose“, ein Wunderwerk der Goldschmiedekunst. In der Mitte der Blume war unter den goldenen Blättern ein kleines Gefäß mit geweihtem Öl verborgen, das den Duft unzähliger Rosen ausströmte. Der Papst erhob sich und sprach mit vor Rührung zitternder Stimme: „Empfange, mein geliebter Sohn, diese Rose, das Symbol der Freude beider Jerusalem, des irdischen und des himmlischen, der streitbaren und der triumphierenden Kirche, die unvergängliche Blume, die Glückseligkeit der Gerechten, den Schmuck der unverweslichen Kronen, damit auch deine Tugend in Christo blühe wie die an den Ufern vieler Gewässer emporwachsende Rose. Amen!“

Cesare empfing aus den Händen des Vaters die geheimnisvolle

Rose. Der Papst konnte sich nicht zurückhalten; nach dem Berichte eines Augenzeugen „überwältigte ihn das Fleisch“, zum großen Unwillen Burchards, und er verletzte die Würde der Zeremonie, indem er sich vornüber beugte und die zitternden Hände dem Sohne entgegenstreckte. Sein Gesicht hatte sich verzogen, sein ganzer, wohlbeleibter Körper war in Bewegung geraten. Die dicken Lippen weit auseinanderziehend, lallte er greisenhaft: „Mein Kind ... Cesare ... Cesare!“

Der Herzog mußte die Rose dem neben ihm stehenden Kardinal von San Clemente übergeben. Der Papst umarmte seinen Sohn erregt und drückte ihn unter Lachen und Weinen an seine Brust.

Aufs neue erklangen die Trompeten, die Glocken auf dem Dome von St. Peter ertönten, sämtliche Glocken Roms stimmten ein und von der Engelsburg erdröhnten Kanonenschüsse.

„Es lebe Cesare!“ schrie die romagnolische Garde auf dem Hofe des Belvedere.

Der Herzog trat auf den Balkon und zeigte sich dem Heere. Unter dem blauen Himmelszelt, im Glanze der Morgen Sonne, mit dem Purpur und Gold der fürstlichen Gewänder bekleidet, mit der aus Perlen gefertigten Taube des Heiligen Geistes auf dem Haupte, mit der geheimnisvollen Rose, der Freude beider Jerusaleme, in der Hand, erschien er der Menge nicht als ein Mensch, sondern als ein Gott.

* * *

Nachts fand ein großer Maskenzug nach der Zeichnung von „Cäsars Triumph“ auf dem Schwerte des Valentinois statt.

Auf einem Triumphwagen mit der Aufschrift „Der göttliche Cesare“ stand der Herzog der Romagna mit einem Palmenzweig in der Hand und mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte. Den Wagen umgaben als alte römische Legionäre verkleidete Soldaten, die eiserne Adler und Spieße trugen. Alles war getreu alten Büchern, Denkmälern, Basreliefs und Münzen nachgebildet. Vor dem Wagen schritt ein in das lange, weiße Gewand der Hierophanten gehüllter Mann einher, der eine geweihte Fahne trug, auf der der vergoldete, purpurne heraldische Stier der Borgia — der Apis —, der Schutzgott des Papstes Alexander VI., abgebildet war. Jünglinge in silbernen Togen sangen zur Begleitung der Pauken:

Vive diu Bos! Vive diu Bos! Borgia vive! —

Heil dem Stier! Heil dem Stier! Heil dem Borgia!

Hoch über den Köpfen der Menschen flatterte im Scheine der Fackeln das Idol, feurigrot wie die aufgehende Sonne.

Unter der Menge befand sich auch der Schüler Leonardos Giovanni Boltraffio, der eben erst zum Besuche des Meisters aus Florenz nach Rom gekommen war. Er schaute auf das purpurrote Tier, und die Worte der Offenbarung des Johannes fielen ihm ein:

„Und beteten das Tier an und sprachen: ‚Wer ist dem Tiere gleich? Und wer kann mit ihm kämpfen?‘

Und ich sah das Weib sitzen auf einem purpurnen Tier, das war voll Namen der Lästerung und hatte sieben Häupter und zehn Hörner.

Und an ihrer Stirn geschrieben den Namen, das Geheimnis, die große Babel, die Mutter der Hurerei und aller Greuel auf Erden.“

Und Giovanni, wie einst der Schreiber dieser Bibelworte, „verwunderte sich sehr, da er sie sah“.



Dreizehntes Kapitel.

Das purpurne Tier.

1503.

Leonardo besaß einen Weinberg in der Nähe von Florenz auf dem Hügel von Fiesole. Sein Nachbar, der ein Stück Land beanspruchte, hatte Klage gegen ihn erhoben. Da er sich in der Romagna aufhielt, übertrug der Künstler diese Sache Giovanni Boltraffio und hatte ihn Ende März 1503 zu sich nach Rom berufen.

Unterwegs kehrte Giovanni in Orvieto ein, um sich in dem dortigen Dome die berühmten, eben erst vollendeten Fresken des Luca Signorelli anzusehen. Die eine Freske stellte die Ankunft des Antichrist dar.

Das Antlitz des Antichrist erschütterte Giovanni. Anfangs erschien es ihm böse, aber nachdem er sich mehr hineinversteift hatte, sah er, daß es vielmehr einen unendlich traurigen Ausdruck hatte. In den klaren Augen mit dem schwermütigen, milden Blicke spiegelte sich der letzte Verzweiflungskampf der sich von Gott lossagenden Weisheit ab. Abgesehen von den mißgestalteten Ohren eines Satyrs und den zusammengekrümmten Fingern, die an die Krallen eines Raubtieres erinnerten, war er schön. In diesem Gesicht erblickte Giovanni ein anderes, ein göttliches Antlitz, das dem in seinen Fieberträumen gesehenen schrecklich ähnelte, das er erkennen wollte und doch nicht zu erkennen wagte.

Auf demselben Bilde war links der Untergang des Antichrist dargestellt. Auf unsichtbaren Flügeln war er zum Himmel geflogen, um

den Menschen zu beweisen, daß er der Menschensohn sei, der, auf den Wolken thronend, die Lebendigen und die Toten richten würde; aber von einem Engel besiegt, stürzte der Feind Gottes in einen Abgrund. Dieser mißlungene Flugversuch, diese menschlichen Flügel erweckten in Giovannis Seele die schrecklichen Gedanken über Leonardo von neuem.

Zu gleicher Zeit mit Voltraffio besahen sich die Fresken ein wohlbeleibter, gutgenährter, etwa fünfzigjähriger Mönch und ein hagerer, langer Mensch, dessen Alter nicht gut zu bestimmen war. Letzterer hatte ein verhungertes, aber lustiges Gesicht und trug das Gewand herumziehender Aleriker, die man in früheren Zeiten Scholaren, Baganten und Goliarden nannte.

Sie machten sich alle miteinander bekannt und setzten gemeinschaftlich die Reise fort. Der Mönch war ein Deutscher aus Nürnberg, der gelehrte Bibliothekar eines Augustinerklosters, namens Thomas Schweinitz. Er reiste wegen streitiger Pfründen und Renten nach Rom. Sein Gefährte, ebenfalls ein Deutscher, Hans Plater aus Salzburg, diente ihm bald als Sekretär, bald als Spaßmacher, bald als Stallknecht. Unterwegs unterhielten sie sich über Kirchenangelegenheiten. Ruhig, mit wissenschaftlicher Klarheit bewies Schweinitz das Unsinnige der Behauptung von der päpstlichen Unfehlbarkeit und versicherte, daß keine zwanzig Jahre darüber hingehen würden, bis ganz Deutschland sich erheben und das Joch der römischen Kirche von sich werfen würde.

„Dieser wird nicht für den Glauben sterben wollen,“ dachte sich Giovanni, das fette, runde Gesicht des Nürnberger Mönches betrachtend, „er wird nicht wie Savonarola ins Feuer gehen. Doch wer weiß, er kann der Kirche gefährlicher werden.“

Eines Abends, bald nach der Ankunft in Rom, begegnete Giovanni auf der Piazza di San Pietro dem Hans Plater. Der Scholar führte ihn in ein benachbartes Seitengäßchen, in dem sich zahlreiche deutsche Herbergen für fremde Pilger befanden, in einen kleinen Weinkeller, den das Aushängeschild als „Zum Silbernen Igel“ bezeichnete. Der „Silberne Igel“ gehörte einem Tschechen, einem Hussiten, Jan dem Rahmen, der freudig seine Gesinnungsgenossen empfing und sie mit auserlesenen Weinen bewirtete. Es waren heimliche Feinde des Papstes, deren Reihen sich von Tag zu Tag durch Freidenker, die eine völlige Erneuerung der Kirche erstrebten, vergrößerten.

Hinter dem großen, allgemeinen Gastzimmer hielt Jan noch eine kleine, heimliche Stube für die Auserwählten bereit. Hier saß eine ganze Gesellschaft beieinander. Thomas Schweinitz hatte den Ehrenplatz am Tische; er lehnte sich mit dem Rücken an ein Faß und hatte die dicken Hände über den fetten Bauch gefaltet. Sein gedunsenes Gesicht mit dem Doppelsinn war unbeweglich, seine kleinen, trüben Augen fielen ihm

zu — er hatte augenscheinlich zuviel des Guten getan. Ab und zu hob er das Glas gegen das Licht und freute sich an dem goldigen Glanze des Rheinweines in dem geschliffenen Kristallbecher.

Der zufällig hereingekommene junge Mönch Frater Martino sprach in einförmigen Klagen seinen Unwillen über die Bestechlichkeit der Kurie aus:

„Nun, man kann einmal, zweimal Geschenke nehmen, aber man muß auch Ehrgefühl kennen; wozu soll der jetzige Zustand denn führen? Besser den Räubern als den hiesigen Kardinälen in die Hände fallen. Man wird täglich geplündert. Dem Pönitentiaris, dem Protonotarius, dem Kubikularius, dem Ostiarius, dem Stallknechte und dem Koch muß man Geld geben, selbst demjenigen, der die Ausgußeimer bei Ihrer Ehrwürden, der Geliebten eines Kardinals, herausträgt. Gott sei uns gnädig! Wie es im Liede heißt: Selbst den Heiland verkaufen diese neuen Judasse.“

Hans Plater erhob sich, nahm eine feierliche Miene an, wandte, als alle schwiegen, seine Blicke auf seinen Vordredner und begann mit erhobener Stimme, als ob er in der Kirche vorlese:

„Und seine Jünger, die Kardinäle, traten zum Papste und fragten ihn: ‚Was müssen wir tun, um das ewige Leben zu erwerben?‘ Und Alexander sprach: ‚Was fragt ihr mich? Im Geseze stehet geschrieben und ich sage es euch: Liebe Gold und Silber von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und den Reichen wie dich selbst. Befolgt dieses Gebot und ihr werdet leben.‘ Und der Papst bestieg seinen Thron und sprach: ‚Selig sind die Besizenden, denn sie werden mein Angesicht schauen, selig sind die Geschenke Bringenden, denn sie werden meine Kinder heißen; selig sind, die um Gold und Silber verfolgt werden, denn die Kurie ist ihrer. Wehe den Armen, die mit leeren Händen kommen, es wäre ihnen besser, man hinge ihnen Mühlsteine an den Hals und würfe sie ins Meer.‘ Die Kardinäle erwiderten: ‚Wir werden es befolgen.‘ Und der Papst sprach: ‚Dieses sage ich euch zum Beispiel, damit ihr ebenso raubet wie ich, die Lebendigen und die Toten plündert.‘“

Alle fingen an zu lachen. Der Orgelbauer Otto Marburg, ein wohlgestalteter Greis mit kindlichem Lächeln auf dem Gesicht, der bis jetzt stumm in einer Ecke gesessen hatte, zog sorgfältig zusammengelegte Blätter aus seiner Tasche und erbot sich, eine erst vor kurzem nach Rom gekommene und da in unzähligen Abschriften von Hand zu Hand verbreitete Satire über Alexander VI. vorzulesen. Sie war in Form eines anonymen Schreibens an einen Edelmann Paolo Savelli, der zum Kaiser Maximilian geflohen war, um den Verfolgungen des Papstes zu entgehen. In einem langen Verzeichnisse wurden hier alle Verbrechen und Schandtaten, die im Hause des römischen Hohenpriesters geschehen waren, aufgeführt, mit der Simonie beginnend und mit dem

Brudermord Cesares und der Blutschande des Papstes an seiner eigenen Tochter Lucrezia schließend. Das Schreiben richtete sich schließlich an alle Herrscher und Fürsten Europas mit dem Gesuche, sich zu vereinen, um „diese Ungeheuer, diese Raubtiere in menschlicher Gestalt“ zu vernichten: „Der Antichrist ist erschienen, denn niemals hat der Glaube und die Kirche Gottes solche Feinde gehabt wie den Papst Alexander VI. und seinen Sohn Cesare.“

Nach der Vorlesung entspann sich eine allgemeine Unterhaltung, in der die Frage erörtert wurde, ob der Papst tatsächlich der Antichrist sei.

Die Meinungen gingen auseinander. Der Orgelbauer Otto Marburg gestand, daß dieser Zweifel ihn schon lange quäle. Seiner Meinung nach sei nicht der Papst der wirkliche Antichrist, sondern dessen Sohn Cesare, von dem es heiße, daß er nach dem Tode des Vaters den päpstlichen Stuhl einnehmen werde. Frater Martino stützte sich auf eine Stelle aus dem Buche „Die Himmelfahrt Ezechiels“ und bewies dadurch, daß der Antichrist, obgleich in menschlicher Gestalt, doch tatsächlich kein Mensch sein werde, sondern nur ein Gespenst, denn nach den Worten des heiligen Cyrillus von Alexandrien sei „der Sohn der Verderbnis, der in der Dunkelheit herrsche und Antichrist genannt werde, kein anderer als Satanas selbst, die große Schlange, der gefallene Engel, der Fürst dieser Welt“.

Thomas Schweinitz schüttelte den Kopf.

„Ihr irrt, Frater Martino. Johannes Chrysostomus sagt geradezu: ‚Wer ist es? Satan? Keineswegs. Ein Mensch, der alle seine Gewalt überkommen hat, denn er hat zwei Naturen, eine teuflische und eine menschliche.‘ Übrigens kann weder der Papst noch Cesare der Antichrist sein; er muß von einer Jungfrau geboren sein.“

Schweinitz führte einen Auszug aus der Weltchronik des Kirchenvaters Hippolytus an; auch die Worte Ephräms des Syrers: „Der Teufel wird eine Jungfrau aus dem Stamme Davids segnen, und eine lüsterne Schlange wird in ihren Leib kriechen, sie wird schwanger werden und gebären.“

Alle drangen mit Fragen und Zweifeln auf Schweinitz ein.

Indem er sich nun auf den heiligen Hieronymus, auf Cyprian, Irenäus und eine Menge anderer Kirchenväter berief, erzählte ihnen der Mönch über das Kommen des Antichrist:

„Einzelne behaupten, er würde in Galiläa, gleich Christus, geboren werden, andere in der großen Stadt, die in der geistlichen Sprache Babylon oder Sodom und Gomorrha genannt wird. Er wird das Gesicht eines Werwolfs haben, und vielen wird er Christus ähnlich erscheinen. Und er wird viele Zeichen tun. Er wird zum Meere sprechen — und es wird stille werden, und zur Sonne — und sie wird erbleichen,

und Berge wird er bewegen und Steine in Brot verwandeln; Hungrige wird er sättigen und Kranke, Stumme, Blinde und Schwache heilen. Ob er Tote auferwecken wird, weiß ich nicht, denn im dritten Sibyllinischen Buche heißt es, er wird auferwecken — aber die heiligen Väter bezweifeln es. ‚Über die Geister hat er keine Gewalt‘, sagt Ephräm — ‚non habet potestatem in spiritus‘. Und aus allen Himmelsgegenden werden die Völker ihm zuströmen, Gog und Magog, so daß die Erde sich mit Zelten, das Meer mit Segeln bedecken wird. Und er wird sie versammeln und wird sich in Jerusalem im Tempel des allerhöchsten Gottes niedersetzen und sprechen: ‚Sehet, ich bin der Echte, ich bin der Sohn und der Vater.“

„Ach so ein verfluchter Hund!“ rief Frater Martino, der sich nicht länger halten konnte, und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Wer wird ihm glauben? Ich glaube, Frater Thomas, daß er auch die unmündigen Kinder nicht betrügen wird!“

Schweiniß schüttelte wieder mit dem Kopfe:

„Viele werden daran glauben, Frater Martino, viele wird er durch seine Heiligkeit bestechen; denn er wird sein Fleisch ertöten, seine Keuschheit bewahren, sich mit den Weibern nicht verunreinigen, kein Fleisch essen, sich nicht allein der Menschen, sondern auch jedes lebendigen Wesens erbarmen. Und wie ein Waldhuhn wird er ein fremdes Gehecke mit trügerischem Lockrufe heranziehen: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

„Wenn es so ist,“ sagte Giovanni, „wer wird ihn dann erkennen, ihn überführen?“

Der Mönch sah ihn mit einem durchdringenden Blicke an.

„Dem Menschen wird es unmöglich sein — vielleicht Gott. Auch die Gerechten werden ihn nicht erkennen, ihr Geist wird sich verwirren, ihre Gedanken werden sich zerstreuen, so daß sie nicht werden erkennen können, wo Licht und wo Finsternis ist. Niedergeschlagenheit und Zweifel, wie sie noch niemals dagewesen sind, werden dann auf Erden herrschen. Und die Menschen werden zu den Bergen sagen: ‚Stürzet ein und begrabt uns unter euch!‘ Und aus Angst, in Erwartung der Leiden, die auf das Weltall herabstürzen werden, da alle himmlischen Kräfte schwanken, werden sie dahinsterven.

Dann wird der im Tempel des allerhöchsten Gottes auf dem Throne Sitzende sagen: ‚Worüber verwirrt ihr euch, und was wollt ihr? Die Lämmer haben die Stimme ihres Hirten nicht erkannt. Oh, treuloses und hinterlistiges Geschlecht! Ihr wollt Zeichen — nun wohl, Zeichen sollen euch werden. Erkennt den Menschensohn, der da auf Wolken daherkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.‘ Und er wird große, feurige Flügel ergreifen, die die Schlaueit des

Teufels hergestellt hat, und wird unter Blitz und Donner, von seinen Jüngern in der Gestalt von Engeln umgeben, zum Himmel emporfahren: Er wird fliegen.“

Giovanni hörte zu, er war blaß geworden, und seine Augen funkelten; ihm fielen die breiten Falten im Gewande des von den Engeln in den Abgrund gestürzten Antichrist auf dem Bilde von Luca Signorelli ein und dieselben vom Winde aufgeblähten Falten, die den Flügeln eines schrecklichen Riesenvogels glichen, auf den Schultern Leonardo da Vincis, als er, am Rande des Abgrundes, auf dem öden Gipfel des Monte Albano gestanden hatte.

Plötzlich entstand ein Lärm hinter der Thür im benachbarten Gastzimmer, wohin sich Hans Plater, der keine langen Gespräche über gelehrte Sachen anzuhören liebte, begeben hatte; man hörte Geschrei, Frauenlachen, ein Hin- und Herlaufen, das Gepolter umfallender Stühle, das Klirren zerbrochener Gläser — der angeheiterte Hans trieb seinen mutwilligen Scherz mit dem hübschen Schenkemädel.

Plötzlich verstummte alles für einen Augenblick; vermutlich hatte er das Mädchen gehascht, geküßt und auf seine Knie gesetzt.

Zum Saitenspiel erklang ein altes Lied:

 Solde Schenkin, sei gegrüßt,
 Allerliebste Rosa!
 Ave, ave sing ich dir,
 Virgo gloriosa!
 Unser Kneipwirt ist ein Schelm,
 Listig sieht er aus,
 Trotzdem lieb ich seinen Keller
 Mehr denn 's Gotteshaus.
 Vor des schlaun Amors Pfeilen,
 Vor der Venus Neß
 Schützt uns nicht Tonsur und Kutte
 Und kein Mönchsgesetz.
 Ja, ich will verdammt zum Galgen
 Oder Richtbloß sein,
 Gibst du mir ein einzig Rißchen, —
 Schenke mir nur Wein!
 Fürcht mich nicht vorm Heil'gen Vater,
 Ob er streng sich zeigt.
 Rom treibt Wucher mit dem Golde,
 Und der Kanon schweigt.
 Rom ist eine Räuberhöhle,
 Ist ein Lasterpfuhl,
 Und der Papst ist nur ein Schandfleck
 Auf Sankt Peters Stuhl.
 Holla! Mädchen gib mir Küsse,
 Dum vinum potamus —
 Und Gott Bacchus laß uns singen
 Te Deum laudamus!

Thomas Schweinitz hörte andächtig zu, und auf seinem fetten Gesicht spielte ein seliges Lächeln. Er hob sein Glas, in dem der goldige Rheinwein blinkte, in die Höhe und fiel mit seiner, zitternder Stimme in das Lied der herumstreifenden Scholaren, Vaganten und Goliarden, dieser ersten Empörer gegen die römische Kirche, ein:

Und Gott Bacchus laß uns singen!
Te Deum laudamus!

* * *

Im Krankenhause Santo Spirito in Rom beschäftigte sich Leonardo mit Anatomie. Voltraffio half ihm.

Als der Meister die beständige Verstimmung Voltraffios bemerkte, schlug er ihm eines Tages, um ihn zu zerstreuen, vor, ihn in das päpstliche Schloß zu begleiten.

Zu dieser Zeit hatten sich die Spanier und die Portugiesen an Alexander VI. gewandt, damit er einzelne Streitigkeiten wegen der neuen, von Christoph Kolumbus entdeckten Länder und Inseln durch Schiedspruch entscheide. Der Papst sollte auch endgültig die den Erdball teilende Grenzlinie bestätigen, die er bereits vor zehn Jahren, als die ersten Nachrichten von der Entdeckung der Neuen Welt anlangten, verkündet hatte.

Leonardo war mit anderen Gelehrten, mit denen sich der Papst darüber zu beraten wünschte, zu einer Verhandlung eingeladen.

Giovanni lehnte das Anerbieten anfangs ab, aber die Neugierde übermannte ihn doch; er wollte den sehen, über den er so viel gehört hatte.

Am nächsten Morgen begaben sie sich nach dem Vatikan. Nachdem sie den großen Saal der Päpste, denselben, in dem Alexander VI. dem Cesare die „Goldene Rose“ verliehen hatte, durchschritten hatten, betraten sie die inneren Gemächer. Hier befanden sich die Fresken des Pinturicchio: Darstellungen aus dem Neuen Testamente und dem Leben der Heiligen. Gleich daneben hatte der Künstler auch heidnische Mythen dargestellt. Der Sohn des Kronos, Osiris, der Gott der Sonne, steigt vom Himmel herab und vermählt sich mit der Göttin der Erde, Isis; er lehrt die Menschen das Feld bebauen, ernten und Weinreben pflanzen. Die Menschen töten ihn, doch er steht wieder auf, verläßt das Grab und erscheint wieder in der Gestalt des weißen Stieres, des makellosen Apis.

Wie eigenartig auch hier in den Gemächern des römischen Hohenprieesters die Nachbarschaft der neutestamentlichen Darstellungen mit dem Bilde von der Vergöttlichung des Stieres der Borgia wirkte, so verjöhnte die allgemeine, alles durchdringende Lebenslust beide Geheimnisse:

den Sohn Jehovas und den Sohn des Kronos. Schlanke, junge Zypressen mitten unter lieblichen Hügeln, die denen Umbriens glichen, bogen sich auf den Bildern unter dem Winde; die am Himmel sichtbaren Vögel gaben sich den Liebespielen des Frühlings hin; gleich zur Seite der heiligen Elisabeth, die die Mutter Gottes umarmte und mit den Worten: „Gebenedeiet sei die Frucht Deines Leibes“ bewillkommnete, lehrte ein winziger Page einen Hund auf den Hinterfüßen sitzen — und in der Vermählung des Osiris mit der Isis ritt ein mutwilliger Knabe nackt auf der zum Opfer bestimmten Gans; alles atmete die gleiche Lebenslust. In allen Verzierungen des Saales, unter den Blumengewinden, unter den Engeln mit Kreuzen und Weihrauchfassern, unter den bocksbeinigen, mit Thyrsostäben und Fruchtkörben tanzenden Faunen sah man den geheimnisvollen Stier, das purpurne Tier, und von ihm schien, wie das Licht von der Sonne, alle Freudigkeit auszugehen.

„Was ist das?“ dachte Giovanni, „Spott oder kindliche Einfalt? Ist nicht dieselbe heilige Rührung auf dem Gesicht der heiligen Elisabeth, die mit Freuden das Kind in ihrem Leibe hüpfen fühlt, und auf dem Gesicht der Isis, die über dem zerfleischten Leichnam des Gottes Osiris weint? Ist nicht dieselbe fromme Begeisterung auf dem Gesicht Alexanders VI., der seine Knie vor dem dem Grabe entsteigenden Heilande beugt, wie auf dem Gesicht der ägyptischen Priester, die den Gott der Sonne begrüßen, der, von den Menschen erschlagen, als Apis wieder auferstanden ist?“

Und dieser Gott, vor dem die Menschen aufs Angesicht fielen, dem sie Lobeshymnen sangen, Weihrauch auf den Altären verbrannten, dieser heraldische Stier der Borgia, das verklärte goldene Kalb, war kein anderer als der römische Hohepriester selbst, der von den Dichtern in den Himmel erhoben wurde.

Caesare magna fuit, nunc Roma est maxima: Sextus
Regnat Alexander, ille vir, iste Deus.

Unter Cäsar war Rom groß, jetzt ist es am größten: Alexander
Der Sechste regiert; jener ein Mensch, dieser ein Gott.

Schrecklicher als alle die Widersprüche erschien Giovanni diese sorglose Ausöhnung zwischen dem Gotte und dem Tiere. Während er die Gemälde betrachtete, lauschte er den Gesprächen der Edelleute und Prälaten, die die Säle erfüllten, um den Papst zu erwarten.

„Woher kommt Ihr, Beltrando?“ fragte Kardinal Arborea den Gesandten von Ferrara.

„Aus dem Dome, Monsignore.“

„Nun, wie steht's? Wie befindet sich Seine Heiligkeit? Ist er nicht zu sehr ermüdet?“

„Keineswegs! Er hat die Messe gesungen, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Größe, Heiligkeit, engelgleiche Schönheit! Mir schien es, daß ich gar nicht mehr auf der Erde, sondern im Himmel mitten unter den gottgefälligen Heiligen sei. Nicht ich allein, sondern viele weinten, als er den Kelch mit dem heiligen Sacramente in die Höhe hob.“

„An welcher Krankheit ist der Kardinal Michele gestorben?“ erkundigte sich der kürzlich erst eingetroffene französische Gesandte.

„An einer Speise oder einem Trank, der seinem Magen nicht zuträglich war,“ flüsterte ihm leise der Datarius Don Juan Lopez zu, von Geburt ein Spanier, wie die meisten aus der näheren Umgebung Alexanders VI.

„Man sagt,“ sprach Beltrando, „Seine Heiligkeit habe am Freitag, gerade an dem Tage nach dem Tode Micheles, dem spanischen Gesandten, den er mit Ungebuld erwartet hatte, die Audienz versagt — er habe sich mit dem Schmerz und den Sorgen um den Tod des Kardinals Michele entschuldigt.“

In diesen Gesprächen war außer dem klaren, noch ein geheimer Sinn enthalten. Der Mangel an Zeit und die Sorgen, die der Tod des Kardinals Michele dem Papste verursacht hatten, bestanden darin, daß er den ganzen Tag das Geld des Verstorbenen hatte zählen müssen; die Speise, die dem Magen des Kardinals nicht zuträglich gewesen, war das berühmte Gift der Borgia — ein süßes, weißes Pulver, das allmählich, in einer beliebigen, vorher zu bestimmenden Zeit, seine tödliche Wirkung übte, oder ein Branntweinaufguß aus getrockneten, durch ein Sieb gestrichenen, spanischen Fliegen. Der Papst hatte dieses rasche und leichte Mittel, Geld zu erwerben, erfunden. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte er die Einnahmen aller Kardinäle und beförderte im Bedürfnisfalle den ersten besten, der ihm genügend reich geworden schien, ins Jenseits und erklärte sich zu seinem Erben. Man erzählte sich, daß er die Kirchenfürsten wie Schweine zum Schlachten mäste.

Der Zeremonienmeister, der Deutsche Johannes Burchard, bemerkte in seinem Tagebuche den plötzlichen Tod dieses oder jenes Kardinals folgerichtig:

„Hat den Kelch geleert — Biberat calicem.“

„Ist es wahr, Monsignore,“ fragte ein Kammerherr, auch ein Spanier, namens Pedro Caranza, „bestätigt es sich, daß der Kardinal Monreale heute nacht erkrankt ist?“

„Sollte es möglich sein?“ rief Arborea erschrocken. „Was soll ihm fehlen?“

„Ich weiß nichts Genaues. Man sagt Übelkeit, Erbrechen . . .“

„Ach Gott, ach Gott!“ seufzte Arborea schwer auf und zählte an den Fingern ab: „Die Kardinäle Orsini, Ferrari, Michele, Monreale . . .“

„Sollte nicht die hiesige Luft oder das Wasser des Tiber so schädliche Wirkungen auf eure Amtsbrüder ausgeübt haben?“ bemerkte Beltrando listig.

„Einer nach dem andern! Einer nach dem andern!“ flüsterte Arborea, blaß geworden. „Heute lebt der Mensch, und morgen . . .“ Alle verstummten.

Ein neuer Haufe von Edelleuten, Rittern, Leibwächtern unter Führung des päpstlichen Neffen zweiten Grades Don Rodriguez Borgia, Kammerdienern, Kubikularien, Datarien und anderen Würdenträgern der römischen Kurie drängte sich in die Empfangszimmer.

„Der Heilige Vater, der Heilige Vater!“ erhob sich ein ehrfurchtsvolles Geflüster, das sofort wieder verstummte.

Die Menge kam in Aufregung, stob auseinander, die Türen flogen auf, und Papst Alexander VI. erschien.

* * *

In seiner Jugend war der Papst schön gewesen. Man erzählte sich, er habe ein Weib nur anzusehen brauchen, um in ihr eine Leidenschaft zu entfachen, als ob in seinen Augen eine Macht läge, die Frauen an sich zu ziehen, wie ein Magnet das Eisen. Seine Züge hatten, obgleich sie in Folge der Wohlbeleibtheit des ganzen Körpers teilweise verschommen waren, noch den hoheitsvollen Ausdruck beibehalten. Seine Gesichtsfarbe war dunkel, sein Kopf kahl bis auf wenige Haare im Nacken; er hatte eine große Adlernase, ein herabhängendes Doppelkinn, kleine, außerordentlich lebhaftige Augen und fleischige, weiche, aufgeworfene Lippen. Seine Gesichtszüge wiesen Wollust und Hinterlist auf, nur unvollkommen verdeckt durch den zur Schau getragenen Ausdruck kindlicher Einfalt.

Vergeblich suchte Giovanni etwas Schreckliches oder Grausames im Aeußeren dieses Menschen. Alexander Borgia beherrschte im höchsten Maße die Kunst der weltmännischen Klugheit und Gewandtheit. Was er sagte, und was er tat, schien so und nicht anders gesprochen und getan werden zu müssen.

„Der Papst ist siebenzig Jahre alt,“ schrieb ein Gesandter aus Rom, „aber mit jedem Tage wird er jünger; drückende Sorgen quälen ihn nie länger als einen Tag; sein Gemüt ist heiter; alles, was er unternimmt, schlägt zu seinem Nutzen aus; übrigens trachtet er beständig nur nach dem Ruhme und Glücke seiner Kinder.“

Die Borgia führten ihre Abstammung auf kastilische Mauren zurück, und in der That berechtigten die dunkle Hautfarbe, die dicken Lippen und der feurige Blick Alexanders VI. zu der Annahme, daß afrikanisches Blut in seinen Adern fließe.

„Man kann sich keinen besseren Heiligenschein für ihn ausdenken,“ meinte Giovanni, „als diese Fresken Pinturicchios, die den alten ägyptischen Apis, den von der Sonne geborenen Stier, verherrlichen.“ Der alte Borgia, der trotz seiner siebzig Jahre gesund und kräftig wie ein Zuchstier war, schien selber ein Nachkomme seines heraldischen Tieres, des goldig-purpurnen Stieres, des Gottes der Sonne, der Freude, der Wollust und der Fruchtbarkeit zu sein.

Alexander VI. trat in den Saal ein und unterhielt sich mit einem Juden, dem Goldschmied Salomone da Sessa, demselben, der den Triumph Julius Cäsars auf dem Schwerte des Valentinois dargestellt hatte. Die besondere Gunst Sr. Heiligkeit hatte er sich dadurch zu verdienen gewußt, daß er in einen großen, flachen Smaragd, die alten Gemmen nachahmend, eine Venus Kallipygos eingeschnitten hatte, die dem Papste so gefiel, daß er den Stein in das Kreuz fassen ließ, mit dem er das Volk bei den feierlichen Gottesdiensten in Sanct Peter segnete, so daß er jedesmal, wenn er das Kreuz küßte, auch die schöne Göttin an seine Lippen drückte.

Der Papst war übrigens nicht gottlos; denn er beobachtete nicht allein die äußeren Gebräuche der Kirche, sondern war auch von Herzen fromm gesinnt; besonders verehrte er die Jungfrau Maria als seine besondere Fürsprecherin, die stets heiße Gebete seinetwegen zu Gott richtete.

Die ewige Lampe, die er jetzt beim Juden Salomone bestellte, war für Santa Maria del Popolo bestimmt, der er sie für die Heilung der Madonna Lucrezia gelobt hatte.

Am Fenster sitzend, betrachtete der Papst einige wertvolle Steine; er liebte Edelsteine leidenschaftlich. Mit den langen, dünnen Fingern seiner hübschen Hand berührte er sie vorsichtig und ordnete sie; seine dicken Lippen waren dabei aufgeworfen, und seine Gesichtszüge drückten Begierde und Wollust aus. Besonders gefiel ihm ein großer Chrysopras, der, dunkler als der Smaragd, goldpurpurne Strahlen warf.

Er befahl, einen Kasten mit Perlen aus seiner eigenen Schatzkammer herbeizubringen.

Jedesmal, wenn er den Kasten öffnete, fiel ihm seine vielgeliebte Tochter Lucrezia ein, die den blassen Perlen so ähnlich sah. Der Papst sah sich in der Menge der Edelleute nach dem Gesandten seines Schwiegerohnes, des Erbherzogs von Ferrara, Alfonso d'Este, um und rief ihn, als er ihn gefunden hatte, zu sich heran.

„Sieh dich vor, Beltrando; vergiß nicht, der Madonna Lucrezia von der Reise ein Geschenk mitzunehmen. Es würde sich für dich nicht schicken, mit leeren Händen vom Dunkel heimzukehren.“

Er nannte sich „Onkel“, weil in allen Dokumenten Madonna Lucrezia nicht als seine Tochter, sondern als Nichte bezeichnet worden

war, da der römische Hohenpriester keine vom Gesetz anerkannten Kinder haben durfte.

Er wühlte eine Zeitlang im Kasten herum, entnahm ihm eine haselnußgroße, längliche, rosafarbige Perle von unschätzbarem Wert, hielt sie gegen das Licht und ergöhte sich an ihrem Scheine; er stellte sich vor, wie sie im tiefen Ausschnitte des schwarzen Kleides, auf der mattweißen Brust der Madonna Lucrezia wirken würde, und er fühlte sich unentschlossen, wem er die Perle schenken solle — der Erbherzogin von Ferrara oder der Jungfrau Maria. Es fiel ihm aber sofort ein, daß es eine Sünde sei, der Himmelkönigin das gelobte Geschenk vorzuenthalten. Er übergab die Perle dem Juden und befahl ihm, sie an der sichtbarsten Stelle der ewigen Lampe, zwischen dem Chrysopras und einem Karfunkel, einem Geschenke des türkischen Sultans, anzubringen.

„Beltrando,“ wendete er sich wieder an den Gesandten, „wenn du die Erbherzogin sehen wirst, so sage ihr von uns, daß sie gesund bleiben und inbrünstig zur Himmelkönigin beten möge. Wir aber befinden uns, dank der Gnade unseres Herrn und der unbefleckten Jungfrau Maria, unserer ewigen Fürsprecherin, wohl, wie du siehst, und senden ihr unseren apostolischen Segen. — Das Reise Geschenk für sie schicken wir dir heute abend ins Haus.“

Der spanische Gesandte näherte sich dem Kasten und rief ehrfurchtsvoll aus:

„In meinem Leben habe ich nicht so viele Perlen beieinander gesehen! Es müssen doch wenigstens sieben Weizenmaß sein?“

„Acht und ein halbes!“ berichtigte ihn der Papst mit Stolz. „Ja, wir rechnen es uns zur Ehre; die Perlen können sich sehen lassen. Zwanzig Jahre lang sammeln wir sie. Wir haben ja eine Tochter, die eine große Liebhaberin von Perlen ist . . .“

Er kniff ein Auge zu und versiel in ein leises, eigentümliches Lachen.

„Die Schelmin weiß, daß sie ihr stehen. Ich will,“ fügte er hinzu, „daß Lucrezia nach meinem Tode die schönsten Perlen in Italien besitzt!“

Er versenkte seine beiden Hände in den Kasten, zog sie gefüllt heraus, ließ die Perlen durch die Finger laufen und ergöhte sich daran, wie die zarten Körner mit leisem Rauschen in blassem Glanze dahinrieselten.

„Alles, alles für sie, meine vielgeliebte Tochter!“ wiederholte er, sich verschluckend.

In seinen heißen Augen blitzte ein Feuer, das das Herz Giovannis mit eisiger Kälte des Schreckens erfüllte — die Gerüchte über die unnatürliche Leidenschaft des alten Borgia zu seiner eigenen Tochter fielen ihm wieder ein.

Cesare wurde Seiner Heiligkeit gemeldet. Der Papst hatte ihn in einer wichtigen Angelegenheit rufen lassen. Der König von Frankreich hatte durch seinen Gesandten beim Vatikan seinen Unwillen über die feindlichen Rüstungen des Herzogs von Valentinois gegen die Florentiner Republik, die sich unter dem obersten Schutze Frankreichs befand, ausdrücken lassen und beschuldigte Alexander VI., daß er die Absichten seines Sohnes unterstütze.

Als ihm die Ankunft des Sohnes gemeldet wurde, warf der Papst im geheimen einen Blick auf den französischen Gesandten, trat an ihn heran, nahm ihn unter den Arm, flüsterte ihm etwas ins Ohr und führte ihn wie zufällig an die Thür, die in das Zimmer führte, wo Cesare ihn erwartete; dann, als er in das Zimmer eintrat, ließ er, wiederum wie zufällig, die Thür offen stehen, so daß die im benachbarten Gemache gepflogene Unterredung den an der Thür Stehenden, unter denen sich der französische Gesandte befand, verständlich bleiben mußte.

Bald hörte man heftige Scheltworte des Papstes.

Cesare wollte ihm ruhig und ehrerbietig entgegenen. Aber der Greis fing mit den Füßen zu stampfen an und schrie wütend: „Fort, fort aus meinen Augen! Mögest du Schuft, du Milchbart einer Buhlerin, ersticken!“

„Ach mein Gott! Hört Ihr es?“ flüsterte der französische Gesandte seinem Nachbar, dem venetianischen Gesandten Antonio Giustiniani, zu. „Sie streiten sich, er wird ihn schlagen!“ Giustiniani zuckte bloß die Achseln, denn er wußte, daß, wenn einer geschlagen werden sollte, es nicht der Sohn sein würde. Seitdem Cesare seinen eigenen Bruder ermordet hatte, zitterte der Papst vor ihm, obgleich er ihn noch mit größter Zärtlichkeit liebte; aber der väterliche Stolz hatte sich jetzt mit abergläubischem Schrecken vermengt. Alle erinnerten sich noch, wie Cesare den jungen Kammerdiener Perotto, der sich vor dem in Zorn geratenen Herzog unter das Gewand des Papstes geflüchtet hatte, an dessen Brust erstach, so daß das Blut Perottos dem Papste ins Gesicht spritzte.

Giustiniani erriet auch, daß der jetzige Streit bloß eine betrügerische Täuschung sei, daß sie die Absicht hätten, den französischen Gesandten zu hintergehen, indem sie ihm den Beweis liefern wollten, daß, wenn der Herzog auch geheime Absichten gegen die florentinische Republik im Schilde führe, der Papst sie doch nicht gutheiße. Giustiniani erzählte, daß sie sich einander immer beiständen: Der Vater täte niemals das, was er sagte; der Sohn sage niemals das, was er täte.

Nachdem er dem sich rasch entfernenden Herzog die Drohung mit dem väterlichen Fluche und dem Kirchenbanne nachgerufen hatte, kehrte der Papst, der vor Wut zitterte und sich den Schweiß vom geröteten

Gesicht wischte, ins Empfangszimmer zurück. Nur in seinen Augen blitzte ein Funke seines feinen, heiteren, listigen Wesens.

Als er an den französischen Gesandten herantrat, führte er ihn wieder beiseite, aber diesmal in die Türnische, die nach dem Hofe des Belvedere führte.

„Ew. Heiligkeit,“ fing der höfliche Franzose an, „ich möchte nicht die Veranlassung zu Eurem Zorne sein.“

„Habt Ihr denn etwas gehört?“ sagte treuherzig erstaunt der Papst. Ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu besinnen, faßte er ihn in väterlich zärtlicher Bewegung mit zwei Fingern am Kinn — ein Zeichen besonderer Huld — und fing mit großer Beredsamkeit von seiner Ergebenheit gegen den König und von den ungefährlichen, unschuldigen Absichten des Herzogs zu reden an.

Verwirrt und verblüfft hörte der Gesandte zu, und trotz der fast nicht zu widerlegenden Beweise des Betruges traute er dem Ausdrucke der Augen, des Gesichts und der Stimme des Papstes.

Der alte Borgia log natürlich und mit Begeisterung. Niemals überlegte er sich seine Lügen im voraus, sie kamen so von selbst über seine Lippen, ebenso unschuldig und fast ebenso unwillkürlich, wie bei Liebeshändeln Frauen zu lügen pflegen. Sein ganzes Leben lang hatte er diese Kunst durch Übung entwickelt und hatte es zu einer so großen Vollkommenheit gebracht, daß, trotzdem alle wußten, er lüge, trotzdem nach den Worten Machiavellis „der Papst um so mehr eidliche Versicherungen abgab, je weniger er zu erfüllen bereit war“, doch alle an ihn glaubten; denn das Geheimnis seines Lügens bestand darin, daß er selbst seinen Worten glaubte, wie ein Künstler sich von seinen Ideen hinreißen läßt.

* * *

Nachdem der Papst seine Unterhaltung mit dem Gesandten beendigt hatte, wandte er sich an seinen ersten Sekretär, Francesco Remolino da Nerda, Kardinal von Perugia, denselben, der einstmals an der Beurteilung und Hinrichtung Girolamo Savonarolas teilgenommen hatte. Der Kardinal wartete auf die Unterschrift der Bulle über die geistliche Zensur. Der Papst hatte sie selbst ausgedacht und verfaßt.

„In dem Wir,“ hieß es darin unter anderem, „den Nutzen der Buchdruckerpresse anerkennen, einer Erfindung, die die Wahrheit verewigt und sie allen zugänglich macht, wünschen Wir doch, den Schaden, der durch freigeistereiße und verführerische Bücher möglich wird, von der Kirche abzuwenden, und verbieten hiermit den Druck eines jeden Buches ohne Einwilligung der geistlichen Obrigkeit, des Bezirksvikars oder Bischofs.“

Nachdem die Bulle vorgelesen worden war, warf er einen Blick auf die Kardinäle und stellte die gewohnte Frage: „Quod videtur? — Wie denkt ihr darüber?“

„Außer gegen die gedruckten Bücher,“ sagte Arborea, „wäre es wohl auch angebracht, Maßregeln gegen die handschriftlichen Werke zu ergreifen, wie beispielsweise gegen den anonymen Brief an Paolo Savelli?“

„Ich kenne ihn,“ unterbrach ihn der Papst, „Slerda hat ihn mir gezeigt.“

„Wenn er Ew. Heiligkeit schon bekannt ist . . .“

„Du wolltest sagen, warum ich dann keine Strafverfolgung eingeleitet habe, warum ich mich nicht bemüht habe, den Schuldigen zu entdecken? Warum sollte ich wohl, mein Sohn, denjenigen, der mich überführt hat, verfolgen, wenn in seinen Worten nichts als Wahrheit enthalten ist?“

„Heiliger Vater!“ sagte Arborea erschrocken.

„Ja,“ fuhr der Papst mit erhobener und eindringlicher Stimme fort, „mein Ankläger hat recht. Ich bin der größte Sünder, ein Dieb, ein Heuchler, ein Wüßling, ein Mörder. Ich zittere und weiß nicht, wohin ich mein Angesicht vor dem irdischen Gerichte verbergen soll — was soll aber vor dem Richtersthule Christi werden, wo der Gerechte kaum bestehen kann? Und doch — mein Gott und meine Seele lebt. Meinet, des Verdammten wegen, ist mein Gott mit Dornen gekrönt, gegeißelt worden und am Kreuze gestorben. Es genügt ein Tropfen seines Blutes, um auch einen solchen, wie ich bin, weiß wie Schnee zu waschen. Wer von uns Anklägern, meine Brüder, hat die Tiefen der Barmherzigkeit Gottes so ergründet, um zum Sünder sagen zu können: ‚Du bist verworfen‘? Mögen daher die Gerechten sich vor dem Gerichte rechtfertigen, wir aber, wir Sünder, können es nur durch Demut und Reue, da wir es wissen, daß es ohne Sünde keine Reue und ohne Reue keine Rettung gibt. Und wenn ich sündige, tue ich Buße, und wenn ich abermals sündige, so tue ich abermals Buße, wie der Zöllner und die Buhlerin. Herr, wie der Schwächer am Kreuze, so bekenne ich Deinen Namen! Und wenn mich nicht nur die vielleicht ebenso sündigen Menschen, wie ich einer bin, sondern auch die Engel des Himmels verurteilen und verwerten sollten, so werde ich doch nicht aufhören, meine Fürsprecherin, die unbefleckte Jungfrau, anzurufen — ich weiß, sie wird sich meiner erbarmen, mich begnadigen!“

Mit dumpfen Schluchzen, das seinen ganzen Körper erschütterte, streckte er seine Arme nach der auf dem Bilde Pinturichios über der Saaltür dargestellten Mutter Gottes aus. Wie vielfach geglaubt wurde, hatte der Künstler in dieser Freske auf Wunsch des Papstes der Heiligen

Jungfrau eine Ähnlichkeit mit der schönen Römerin Giulia Farnese, der Geliebten Sr. Heiligkeit, verliehen.

Giovanni sah, hörte zu und zweifelte: „Ist das Scherz oder Glaube? Vielleicht beides zusammen?“

„Noch eins will ich hinzufügen, meine Freunde,“ fuhr der Papst fort, „nicht zu meiner Rechtfertigung, sondern zum Ruhme Gottes. Der Verfasser des Briefes an Paolo Savelli nennt mich einen Ketzer. Bei dem lebendigen Gotte, da bin ich unschuldig. Ihr selbst ... doch nein, ihr werdet mir die Wahrheit nicht ins Gesicht sagen ... aber wenigstens du, Nerda, ich weiß, du bist der einzige, der mich liebt und in mein Herz sieht, du bist kein Schmeichler — sage du mir vor Gott, Francesco, bin ich der Ketzerei schuldig?“

„Heiliger Vater,“ sprach der Kardinal erregt, „kann ich Dein Richter sein? Selbst Deine ärgsten Feinde müssen, wenn sie Dein Werk ‚Der Schild der heiligen römischen Kirche‘ gelesen haben, zugestehen, daß Du kein Ketzler bist.“

„Hört ihr es, hört ihr es?“ rief der Papst, auf Nerda hinweisend, triumphierend wie ein Kind. „Wenn er mich schon rechtfertigt, so wird es Gott auch. In anderen Dingen ja, aber nicht der Freigeisterei, der unruhigen Philosophie unseres Zeitalters fühle ich mich schuldig! Nicht mit einem einzigen solchen Gedanken, viel weniger mit einem gottwidrigen Zweifel habe ich meine Seele besleckt. Rein und unerschüttert ist mein Glaube. So möge diese Bulle über die geistliche Zensur zu einem neuen, diamantenen Schilde der Kirche Gottes werden!“

Er nahm die Feder in die Hand und unterzeichnete mit plumper, aber majestätischer Schrift das Pergament:

„Fiat — es geschehe. Alexander Sextus episcopus servus servorum Dei — Alexander der Sechste, Bischof, Knecht der Knechte Gottes.“

Zwei Cisterciensermönche aus dem apostolischen Kollegium der „Drucker“ — piombatori — hingen an eine durch ein Loch des Pergaments gezogene seidene Schnur eine Bleikugel und preßten sie mit einer eisernen Kneifzange zu einem flachen Siegel zusammen, das den Namenszug des Papstes und ein Kreuz trug.

„Lasse jetzt Deinen Knecht dahinfahren,“ flüsterte Nerda, indem er seine eingefallenen Augen, die von unsinnigem Eifer brannten, zum Himmel emporhob.

Er glaubte in der That, daß, wenn auf der einen Schale einer Waage alle Verbrechen Alexanders Borgias lägen, auf die andere aber diese Bulle über die geistliche Zensur gelegt würde, daß dann die letztere den Ausschlag geben müsse.

Der geheime Cubicularius näherte sich dem Papst und flüsternte ihm etwas ins Ohr. Dieser ging mit besorgter Miene in ein benachbartes Zimmer und von da aus durch eine kleine, mit Teppichen verhängte Thür in einen engen, gewölbten Gang, der von einer Hängelaterne beleuchtet war. Hier erwartete ihn der Koch des vergifteten Kardinals Montreale. Der Papst hatte erfahren, daß die Menge des Giftes nicht hinreichend gewesen sei und der Kranke genesen.

Nachdem er den Koch auf das eingehendste befragt hatte, kam er zu der Überzeugung, daß Montreale trotz der zeitweiligen Besserung in zwei bis drei Monaten sterben müsse. Dies war noch vorteilhafter, weil es jeden Verdacht beseitigte. „Aber dennoch,“ dachte er, „ist es schade um den Greis! Er war ein lustiger, umgänglicher Mensch und ein guter Sohn der Kirche.“

Der Papst ließ den Kopf hängen und seufzte reuevoll auf. Er log diesmal nicht, der Cardinal dauerte ihn tatsächlich, und wenn er sein Geld, ohne ihm weiteren Schaden zuzufügen, hätte nehmen können, wäre er glücklich gewesen.

Als er in das Empfangszimmer zurückkehrte, bemerkte er im Saale der sieben freien Künste, der zuweilen als Speisezimmer diente, eine gedeckte Tafel und verspürte Hunger.

Die Teilung der Erdkugel wurde auf den Nachmittag verlegt. Se. Heiligkeit lud die Gäste ein, ihm ins Speisezimmer zu folgen.

Die Tafel war mit frischen, weißen Lilien in kristallinen Gläsern geschmückt, den Blumen der Verkündigung, die der Papst besonders liebte, weil ihre jungfräuliche Pracht ihn an Madonna Lucrezia erinnerte.

Die Speisenfolge war einfach. Alexander VI. war im Essen und Trinken sehr mäßig.

Giovanni stand unter den Kammerdienern und hörte dem Tischgespräch zu.

Der Datarius Don Juan Lopez brachte die Rede auf den heutigen Streit Sr. Heiligkeit mit Cesare und fing an, den Herzog eifrig zu rechtfertigen, als ob er gar nicht den Verdacht hege, daß die ganze Auseinandersetzung nur simuliert gewesen sei.

Alle stimmten ihm zu und rühmten die Tugenden Cesares. „Nein, nein, redet nicht!“ sagte der Papst, mit brummiger Zärtlichkeit den Kopf schüttelnd. „Ihr wißt gar nicht, liebe Freunde, was das für ein Mensch ist. Täglich fürchte ich mich vor einem neuen Streiche, den er ausführen könnte. Erinnert euch meiner Worte, er wird uns alle noch ins Unglück stürzen und sich dabei selbst das Genick brechen.“ Seine Augen flammten in väterlichem Stolze auf.

„Ihr kennt mich alle, ich bin ein einfacher Mann ohne Hinterlist. Was ich denke, sage ich auch. Aber Cesare — Gott kennt ihn — schweigt

immer und zieht sich zurück. Glaubt mir, Messeri, zuweilen schreie ich ihn an, schelte ihn, und doch fürchte ich mich selbst vor ihm; ja, ja, ich fürchte den eigenen Sohn. Er ist eigentümlich höflich, viel zu höflich, so daß, wenn er einen ansieht, es einem gleich durch Mark und Bein geht ...“

Die Gäste verteidigten den Herzog um so eifriger.

„Nun, nun, ich weiß ja, ich weiß ja,“ sagte der Papst mit listigem Lächeln. „Ihr liebt ihn wie einen Verwandten und wollt ihn nicht von mir kränken lassen.“

Alle verstummten, sie wußten nicht, wie sie Cesare noch mehr loben sollten.

„Ihr sagt immer, er wäre so oder so,“ fuhr der Papst fort, und seine Augen strahlten bereits vor Entzücken. „Ich will es euch gerade heraus sagen, keiner von euch hat auch nur im Traume gesehen, wer Cesare eigentlich ist. Hört zu, meine Kinder, ich will euch das Geheimnis meines Herzens offenbaren. Ich will mich ja nicht dabei verherrlichen, sondern die höhere Vorsehung. — Es gibt zwei Rom. Das erste vereinte die Stämme und Völker der Erde unter die Macht des Schwertes. Wer aber das Schwert ergreift, soll auch durchs Schwert umkommen. Und Rom ging zugrunde. Nun gab es auf Erden keine einigende Macht mehr, und die Völker zerstreuten sich wie eine Herde Schafe ohne Hirten. Aber die Welt konnte ohne Rom nicht bestehen. Das neue Rom wollte die Völker unter die Macht des Geistes vereinen, aber sie kamen nicht, denn es steht geschrieben: ‚Du wirst sie mit einem eisernen Stecken weiden.‘ Das geistige Schwert allein hat eben keine Gewalt auf Erden. Ich bin der erste Papst, der der Kirche Gottes das eiserne Schwert in die Hand gegeben hat, jenen „eisernen Stecken“, mit dem die Völker geweidet und zu einer Herde vereint werden können. Cesare ist mein Schwert. Und siehe, beide Rom, beide Schwerter werden sich vereinigen. Der Papst wird Kaiser und der Kaiser Papst — das Reich des Geistes auf dem Reiche des Schwertes im letzten, ewigen Rom!“

Der Greis schwieg und sah zur Decke hinauf, an der der purpurne Stier in der Sonne goldig erstrahlte. „Amen! Amen! Es geschehe!“ stimmten die Würdenträger und Kardinäle bei.

Im Saale war es schwül. Dem Papste wurde es bereits schwindlig, weniger vom Wein als von den berauschten Traumbildern, die ihm die Größe seines Sohnes vorgaukelten. Sie traten alle auf den Altar, „die Ringhiera“, die nach dem Hofe des Belvedere führte.

Unten im Hofe führten die päpstlichen Stallknechte feurige Stuten und Hengste aus den Ställen heraus.

„Alfonso, nun laßt sie zu!“ rief der Papst dem ältesten Reitknechte zu.

Dieser verstand den Ruf und erteilte die entsprechenden Befehle. Die Beschälung der Stuten durch die Hengste anzusehen war eine der liebsten Vergnügungen Sr. Heiligkeit.

Die Tore des Stalles öffneten sich; Peitschen knallten; ein lustiges Wiehern erscholl, und eine Herde prachtvoller, arabischer Pferde stürmte auf den Hof; die hitzigen Hengste verfolgten die Stuten und deckten sie.

Umgeben von seinen Kardinalen und Würdenträgern ergöhte sich der Papst lange an diesem Schauspiele. Aber allmählich verfinsterte sich sein Gesicht; in seiner Erinnerung stieg es auf, wie er sich vor etlichen Jahren in Gemeinschaft mit Madonna Lucrezia an demselben Vergnügen ergötzt hatte. Das Bild seiner Tochter stand wie lebendig vor seinem geistigen Auge: blond, blauäugig, mit ein wenig dicken, lüsternten Lippen wie der Vater, frisch und zart wie eine Perle, grenzenlos ergeben, still, im Bösen das Böse nicht erkennend, im letzten Schrecken der Sünde tadel- und leidenschaftslos. Er erinnerte sich auch mit Empörung und Neid an ihren jetzigen Mann, den Erbherzog von Ferrara, Alfonso d'Este. Warum hatte er sie hingegeben; warum hatte er seine Einwilligung zu dieser Ehe gegeben?

Er seufzte tief auf, ließ seinen Kopf hängen, als ob er plötzlich die Bürde des Alters auf seinen Schultern empfunden hätte, und kehrte ins Empfangszimmer zurück.

* * *

Hierher waren Karten, Globen, Zirkel und Kompassse gebracht worden, um die Lage des großen Meridian zu bestimmen, der dreihundert-siebzig portugiesische Meilen westlich von den Azorischen Inseln und dem Grünen Vorgebirge gehen sollte. Diese Stelle war deshalb ausgesucht worden, weil gerade hier nach der Behauptung des Kolumbus sich der Nabel der Erde befinden mußte, eine birnenförmige, einer Frauenzitze gleichende Erhebung, ein Berg, der in die Sphäre des Mondes hineinragen sollte und von dessen Existenz sich Kolumbus auf seiner ersten Reise durch die Abweichung der Magnetnadel überzeugt hatte.

Von der äußersten westlichen Spitze Portugals einerseits und der Küste Brasiliens anderseits wurden gleichweite Entfernungen bis zu der in Aussicht genommenen Linie abgemessen. Später sollten Steuerleute und Astronomen mit größerer Genauigkeit die Entfernungen in Seetagereisen bestimmen.

Der Papst verrichtete ein Gebet, segnete die Erdfugel mit dem Kreuze, in das der Smaragd mit der Venus Kalliphgos eingelassen war, tauchte dann einen kleinen Pinsel in rote Tinte und zog über den Atlantischen Ozean hinweg vom Nordpol bis zum Südpol einen langen,

friedestiftenden Strich; alle Inseln oder Länder östlich von diesem Strich, die bereits entdeckt waren oder noch der Entdeckung harften, sollten zu Spanien, die westlichen zu Portugal gehören.

So hatte er mit einer Handbewegung die Erdkugel wie einen Apfel in zwei Hälften gesondert und sie unter die christlichen Völker verteilt.

Der Papst erschien Giovanni in diesem Augenblicke prächtig und erhaben, im Vollbewußtsein seiner Macht, er glied dem verkündeten Weltherrscher Kaiser-Papst, dem Vereiner zweier Reiche, des irdischen und des himmlischen, des vom Diesseits und des vom Jenseits.

Am Abend desselben Tages gab Cesare in seinen Gemächern im Vatikan Sr. Heiligkeit und den Kardinälen ein Fest, an dem fünfzig der schönsten römischen „ehrhamen Buhlerinnen“ — meretrices honestae nuncupatae — teilnahmen.

Nach dem Abendessen wurden die Fensterladen und die Türen geschlossen, die großen silbernen Leuchter von den Tischen gehoben und auf den Fußboden gestellt. Cesare, der Papst und die Gäste warfen den Buhlerinnen geröstete Kastanien zu, die diese, auf allen Vieren kriechend, schamlos, splitternaht, unter den zahllosen Wachslichtern auf-lasen; sie balgten sich, lachten, schrien, fielen hin; bald wand sich zu Füßen des Papstes und der Kardinäle ein ganzer Knäuel dunkler, weißer und rosafarbiger Leiber im hellen, von unten heraufleuchtenden Scheine der niedergebrannten Lichter.

Der siebzigjährige Papst vergnügte sich wie ein Kind, warf Kastanien mit vollen Händen, klatschte und nannte die Buhlerinnen seine „lieben Vögelchen“, seine „Wachstelzen.“ Allmählich verfinsterte sich aber sein Gesicht wieder; es fiel ihm ein, wie er sich im Jahre 1501, in der Nacht, die dem Allerheiligentage vorausging, mit seiner heißgeliebten Tochter, Madonna Lucrezia, an diesem selben Spiele mit den Kastanien und den nackten Buhlerinnen beteiligt hatte.

Zum Schlusse des Festes begaben sich die Gäste in die Privatgemächer Sr. Heiligkeit. Hier fand ein Liebestampf zwischen den Buhlerinnen und den kräftigsten Männern aus der romagnolischen Leibwache des Herzogs statt; die Sieger erhielten Preise.

So feierte man im Vatikan jenen denkwürdigen Tag der römischen Kirche, der sich durch zwei große Ereignisse — die Teilung der Weltkugel und die Bulle über die geistliche Zensur — auszeichnete.

Leonardo hatte an diesem Abendessen auch teilgenommen und alles mit angesehen. Die Einladung zu solchen unanständigen Gelagen wurde als großer Gnadenbeweis angesehen und durfte nicht abgelehnt werden.

In derselben Nacht noch, als er nach Hause zurückgekehrt war, schrieb er in sein Tagebuch:

„Seneca spricht die Wahrheit: In jedem Menschen ist ein Gott und eine Bestie, die miteinander verbunden sind.“

Weiter verzeichnete er am Rande einer anatomischen Zeichnung: „Es will mir scheinen, daß Menschen mit gemeinen Seelen und verabscheuungswürdigen Leidenschaften eines solch schönen und kunstvollen Körperbaues weniger würdig sind als Leute von großem Verstande und tiefer Anschauung; ersteren würde ein Sack mit zwei Öffnungen genügen, die eine zur Aufnahme, die andere zum Auswurfe der Nahrung, denn in Wahrheit sind sie nichts anderes als ein Kanal für die Speisen, Vollsüßer der Abortgruben. Nur durch Gestalt und Sprache gleichen sie den Menschen, im übrigen sind sie schlechter als das Vieh.“

Am Morgen traf Giovanni den Meister in der Werkstätte, am Bilde des heiligen Hieronymus malend:

In einer Höhle, die dem Lager eines Löwen glich, kniete der Einsiedler vor einem Kreuzifix und schlug sich mit einem Steine vor die Brust. Er schlug sich, so schien es, mit solcher Gewalt, daß ein zu seinen Füßen liegender Löwe mit offenem Rachen zu ihm hinauffah, vermutlich mit einem langgedehnten, traurigen Gebrülle, als ob das Tier den Menschen bedaure.

Boltraffio fiel bei Betrachtung dieses Gemäldes ein anderes Bild Leonardos ein, die blasser Veda mit dem weißen Schwane, die Göttin der Wollust, umfangen von den Flammen des Scheiterhaufens Sabonrolas. Und wieder, wie so häufig schon, legte sich Giovanni die Frage vor: Welche von diesen beiden entgegengesetzten, unermesslichen Tiefen liegt dem Herzen des Meisters näher — oder sind sie ihm beide gleich nahe?

* * *

Es wurde Sommer. In der Stadt wütete das Fieber der Pontinischen Sümpfe, die Malaria. Ende Juli und Anfang August verging fast kein Tag, an dem nicht einer aus der nächsten Umgebung des Papstes dahinstarb.

In den letzten Tagen schien dieser erregt und betrübt zu sein. Aber nicht Todesfurcht, sondern ein anderer Kummer quälte ihn, die Sehnsucht nach Madonna Lucrezia. Schon früher hatte er dergleichen Ansätze rasender, blinder, an Wahnsinn grenzender Wünsche gehabt, er fürchtete sich selbst vor ihnen, es schien ihm, sie würden ihn erwürgen, wenn er nicht imstande wäre, sie sofort zu erfüllen. Er schrieb ihr und flehte sie an, wenigstens auf einige Tage zu ihm zu kommen, und er hoffte, sie dann mit Gewalt festhalten zu können. Sie antwortete ihm, daß ihr Mann sie nicht fortlasse. Vor keinem Verbrechen hätte sich der alte Borgia gescheut, um diesen seinen letzten, gehäßtesten Schwieger-

sohn zu vernichten, wie er bereits die anderen Gatten Lucrezias beiseite geschafft hatte; aber mit dem Erbherzoge von Ferrara war nicht zu spaßen.

Am 5. August zog der Papst in die außerhalb der Stadt liegende Villa des Kardinals Adrian. Beim Abendessen aß er, trotz der Warnungen seiner Ärzte, von seinen geliebten, stark gewürzten Speisen, trank schweren italienischen Wein und labte sich lange an der gefährlichen Frische eines römischen Abends.

Am nächsten Morgen fühlte er sich unwohl. Man erzählte sich später, daß er ans weit geöffnete Fenster getreten sei und zwei Beerdigungen zu gleicher Zeit erblickt habe — diejenige eines seiner Kammerdiener und die des Messer Guglielmo Raimondi. Beide Verstorbene waren wohlbeleibt gewesen.

„Eine gefährliche Zeit für unsersgleichen, die Wohlbeleibten,“ soll der Papst geflüstert haben.

Raum hatte er das gesagt, so war eine Turteltaube durchs Fenster geflogen, hatte sich an den Wänden gestoßen und war betäubt zu den Füßen des Papstes niedergefallen.

„Ein böses Vorzeichen! Ein böses Vorzeichen!“ sagte er erblassend, begab sich sofort ins Schlafzimmer und legte sich nieder.

Nachts stellten sich Übelkeit und Erbrechen ein.

Die Ärzte beurteilten die Krankheit verschieden; die einen nannten sie „dreitägiges Fieber“, die anderen „Gallensucht“, die dritten „Schlagfluß“. In der Stadt hieß es, er wäre vergiftet worden. —

Mit jedem Tage wurde der Papst schwächer. Am 16. August entschloß man sich zum letzten Mittel, einer Arznei aus pulverisierten Edelsteinen. Der Zustand des Kranken verschlimmerte sich aber trotzdem noch mehr.

Eines Nachts, als er die verloren gewesene Besinnung wiedererlangt hatte, tastete er unter dem Hemd auf der Brust herum. Seit vielen Jahren trug Alexander VI. eine kleine, goldene Kapsel, eine Art Ciborium in Gestalt einer kleinen Kugel, mit Partikeln des Blutes und Leibes des Heilandes, auf seiner Brust. Astrologen hatten ihm verkündet, daß er, solange er sie bei sich habe, nicht sterben würde. Ob er sie selbst verloren oder jemand aus seiner Umgebung, der seinen Tod wünschte, sie ihm gestohlen hatte, blieb ein Geheimnis. Als er erfuhr, daß sie nirgends zu finden sei, schloß er die Augen mit hoffnungsloser Ergebenheit und sagte:

„Das bedeutet meinen Tod. Es ist zu Ende.“

Am Morgen des 17. August fühlte er sich zu Tode ermattet, schickte alle aus dem Zimmer, rief seinen Lieblingsarzt, den Bischof von Venosa, heran und erinnerte ihn an ein Heilverfahren, das dem Leibbarzite In-

nozenz' VIII., einem Juden, zugeschrieben wurde. Dieser sollte das Blut dreier Kinder in die Adern des sterbenden Papstes gespritzt haben.

„Ew. Heiligkeit,“ erwiderte der Bischof, „ist doch bekannt, wie dieser Versuch endete?“

„Ich weiß, ich weiß,“ lallte der Papst. „Vielleicht ist er nur darum mißlungen, weil die Kinder sieben bis acht Jahre alt waren; es heißt, es müßten ganz kleine Säuglinge sein ...“

Der Bischof erwiderte nichts. Die Augen des Kranken trübten sich. Er phantasierte bereits:

„Ja, ja, ganz kleine ... unschuldige ... Sie haben so reines, rotes Blut ... Ich liebe die Kinder. *Sinite parvulos ad me venire.* Wehret den Kleinen nicht, zu mir zu kommen ...“ Diese irren Reden im Munde des sterbenden Statthalters Christi entsetzten sogar den nicht erregbaren, an alles gewöhnten Bischof.

Mit einförmiger, hilfloser, krampfhaft eiliger Handbewegung tastete und suchte der Papst noch immer auf seiner Brust nach dem Ciborium mit dem Leibe und Blute des Heilandes.

Während seiner Krankheit hatte er seine Kinder nie erwähnt. Als er erfuhr, daß auch Cesare im Sterben liege, berührte es ihn nicht. Als er gefragt wurde, ob er nicht wünsche, daß seinem Sohne oder seiner Tochter ein letzter Wunsch übermittelt würde, wandte er sich schweigend ab, als ob diejenigen, die er sein ganzes Leben lang so innig geliebt hatte, für ihn nicht mehr da wären.

Freitag den 18. August morgens beichtete er seinem Beichtvater, dem Bischofe von Carinola, Piero Gamboa, und empfing das Heilige Abendmahl.

Gegen Abend fing man an, die Gebete beim Hinscheiden zu lesen. Mehrmals versuchte der Sterbende zu sprechen, ein Zeichen zu geben. Kardinal Nerda neigte sich über ihn, aus den schwachen, lallenden Tönen erriet er, was der Papst zu ihm sagte:

„Rasch ... rasch ... bete zur Fürsprecherin ...“

Obgleich es nicht dem kirchlichen Gebrauche entsprach, dieses Gebet über einen Sterbenden zu sprechen, erfüllte Nerda doch den Wunsch seines Freundes und betete das *Stabat Mater Dolorosa*:

Christi Mutter stand mit Schmerzen
Bei dem Kreuz und weint' von Herzen,
Als ihr lieber Sohn da hing.
Durch die Seele voller Trauer,
Seufzend unter Todeschauer
Jetzt das Schwert des Leidens ging.
Welch ein Schmerz der Außerkornen
Da sie sah den Eingebornen,
Wie er mit dem Tode rang.

Laß mich wahrhaft mit Dir weinen,
 Mich mit Christi Leib vereinen:
 Ja, solange mein Leben währt,
 An dem Kreuz mit Dir zu stehen,
 Unverwandt hinaufzusehen,
 Ist's, wonach mein Herz begehrt.

Oh, Du Jungfrau der Jungfrauen!
 Wollst in Liebe mich anschauen,
 Daß ich teile Deinen Schmerz;
 Daß ich Christi Kreuz und Leiden,
 Marter, Angst und bittres Scheiden
 Fühle, wie Dein Mutterherz.

Jesús, kommt es einst zum Scheiden,
 Gib durch Deiner Mutter Leiden
 Mir der Sieger Palm' und Kron'.
 Mag mein Leid dann auch ersterben,
 Laß die Seele dafür erben
 Ewig Heil an Deinem Thron.

Ein unaussprechliches Gefühl glänzte in den Augen Alexanders VI., als ob er bereits seine Fürsprecherin vor sich stehen sähe. Mit letzter Kraftanstrengung streckte er die Hände empor, fuhr zusammen, richtete sich auf und wiederholte mit lallender Zunge: „Wollst in Liebe mich anschauen!“ Dann sank er in die Kissen zurück und verschied.

* * *

In diesen Tagen lag auch Cesare Borgia zwischen Leben und Tod. Sein Arzt, der Bischof Gaspare Torella, hatte ihn einem ungewöhnlichen Heilverfahren unterworfen: Er ließ einem Maultier den Bauch aufschneiden und den Fieberkranken in die blutigen, rauchenden Eingeweide hineinstecken; dann tauchten sie ihn in eisiges Wasser. Weniger durch Heilmittel als dank seiner erstaunlichen Körperkraft überwand Cesare seine Krankheit.

In diesen schweren Tagen bewahrte er seine vollständige Ruhe und Selbstbeherrschung; er folgte den Ereignissen, hörte Berichte an, diktierte Briefe und erteilte Befehle. Als er die Nachricht vom Tode des Papstes erhielt, ließ er sich durch einen geheimen Gang aus dem Vatikan in die Engelsburg tragen.

In der Stadt verbreiteten sich allerhand Gerüchte über den Tod Alexanders VI. Der venetianische Gesandte Marino Sanuto berichtete der Republik, der Sterbende hätte einen Affen gesehen, der ihn geneckt habe und im Zimmer herumgesprungen sei; als einer der Kardinäle vorgeschlagen habe, das Tier einzufangen, hätte der Papst erschrocken ausgerufen: „Laß ihn, laß ihn, es ist der Teufel!“ Andere erzählten sich,

er hätte gerufen: „Ich komme, ich komme, gedulde dich nur ein wenig!“ und erklärten es damit, daß Rodrigo Borgia, der spätere Alexander VI., nach dem Tode Innozenz' VIII. im Konklave zur Neuwahl eines Papstes einen Vertrag mit dem Teufel abgeschlossen hätte, in dem er ihm seine Seele für einen zwölfjährigen Besitz der päpstlichen Macht verschrieben habe. Man behauptete auch, daß einen Augenblick vor Alexanders VI. Ende sieben Teufel am Kopfende seines Sterbelagers erschienen seien, daß gleich nach seinem Tode sein Leib in Verwesung übergegangen wäre, daß dieser zische wie ein Kessel auf dem Feuer und daß Schaum aus dem Munde herauskomme. Der Körper sei dick, aufgedunsen geworden, habe jedes menschliche Aussehen verloren und sei schwarz wie Kohle oder wie das schwärzeste Tuch, das Gesicht aber sei wie das eines Äthiopiens geworden.

Gewohnheitsgemäß mußten der Beerdigung eines römischen Hohenprieesters an neun Tagen im Dom von St. Peter gelesene Seelenmessen vorhergehen. Aber so groß war der Schrecken über die Leiche des Papstes, daß niemand sich zum Abhalten dieser Gottesdienste fand. Weder Kerzen noch Weihrauch, weder Priester noch Wächter und Väter umgaben den Leichnam. Lange konnte man keine Leichenträger auffinden. Endlich erboten sich sechs Strolche, die für ein Glas Wein zu allem bereit waren. Der Sarg war zu klein. Man nahm dem Papste die dreikronige Tiara vom Kopfe, warf ihm statt einer Decke einen durchlöchernten Teppich über und stieß den Leichnam, so gut es ging, in den zu kurzen und engen Sarg hinein. Andere wieder erzählten, man hätte ihn überhaupt keines Sarges gewürdigt, sondern Stricke an seine Füße gebunden, und ihn so in die Grube geschleift wie gefallenes Vieh oder die Leiche eines an der Pest Gestorbenen. Doch auch nachdem der Körper begraben war, ließ man ihm keine Ruhe; der abergläubische Schrecken des Volkes vergrößerte sich mit jedem Tage. Es schien, daß dem todbringenden Hauche der Malaria in der Luft Roms sich ein neuer, unbekannter, noch abscheulicherer und schlimmerer, Unheil verkündender Gestank beigefellt habe. Im Dome zu St. Peter ließ sich ein schwarzer Hund blicken, der mit unglaublicher Schnelligkeit herumliefe und spiralförmige Kreise zog. Die Bewohner des Borgo wagten bei Dunkelwerden nicht, ihre Häuser zu verlassen. Viele waren fest davon überzeugt, daß Papst Alexander VI. in Wirklichkeit gar nicht gestorben sei, daß er auferstehen und wieder den Thron besteigen, und daß dann das Reich des Antichrist beginnen würde.

Alle diese Ereignisse und Gerüchte erfuhr Giovanni ausführlich im Keller des Eschechen, des Hussiten Jan des Lahmen.

Während dieser Zeit malte Leonardo, von allem zurückgezogen, an einem Bilde, das er bereits vor längerer Zeit im Auftrage der Serviten für ihre Kirche Santissima Annunziata in Florenz begonnen hatte; mit seiner gewohnten Langsamkeit arbeitete er auch daran weiter, nachdem er in den Dienst Cesare Borgias getreten war. Das Bild stellte die heilige Anna und die Jungfrau Maria dar:

Auf einer einsamen Bergwiese, in deren Hintergrunde die blauen, spitzen Gipfel ferner Berge und stille Seen sichtbar wurden, saß die Jungfrau Maria und hielt das Jesuskind. Dieses hatte sich zur Erde nieder gebeugt und hielt ein Lamm am Ohre fest, ein Beinchen in mutwilliger Ausgelassenheit erhoben, als ob es auf dem Tiere reiten wollte. Die heilige Anna glich einer ewig jungbleibenden Sibylle. Das Lächeln ihrer niedergeschlagenen Augen und der geschweiften Lippen, das so geheimnisvoll und verführerisch war wie das durchsichtige blaue Wasser — das Lächeln der Schlangenkugheit — erinnerte Giovanni an das Lächeln Leonardos selbst. Neben ihr erstrahlte das Gesicht Marias in taubenhafter Einfalt. Maria war die vollkommene Liebe, Anna die vollkommene Erkenntnis. Maria wußte, weil sie liebte, Anna liebte, weil sie wußte. Giovanni schien erst beim Anblicke dieses Bildes zu verstehen, was die Worte seines Meisters bedeuteten: „Die große Liebe ist die Tochter der großen Erkenntnis.“

Zu gleicher Zeit entwarf Leonardo eine Menge Zeichnungen zu verschiedenen Maschinen, Riesenkränen, Wasserpumpen, Steinsägen, Bohrgeräten, zu Web-, Tuchscher- und Töpfereimaschinen.

Giovanni staunte, wie der Meister diese beiden Arbeiten, die an den Maschinen und die an der heiligen Anna, miteinander vereinigen konnte.

Das Schicksal Leonardos entschied sich mit dem des Cesare.

Trotz der Ruhe und der Dreistigkeit, die Cesare bewahrte, fühlte „der große Kenner des Schicksals“, wie Machiavelli ihn nannte, daß sein Glück sich von ihm gewandt hatte.

Seine Feinde hatten sich bei der Nachricht vom Tode des Papstes und der Erkrankung des Herzogs miteinander verbündet und des Gebietes der römischen Campagna bemächtigt.

Prospero Colonna näherte sich den Thoren der Stadt; Vitelli rückte auf Città di Castello, Gian Paolo Baglioni auf Perugia; Urbino hatte sich empört, Camerino und Cagli waren nacheinander abgefallen; das Konklave, das zur Neuwahl eines Papstes zusammengetreten war, forderte die Entfernung des Herzogs aus Rom. Alle verrieten ihn, alles stürzte zusammen.

Alle, die noch vor kurzem vor ihm gezittert hatten, machten sich jetzt über ihn lustig, verkündeten seinen Untergang und schlugen nach dem sterbenden Deu mit ihren Felschufen.

Dichter verfaßten Epigramme wie:

Cäsar oder ein Nichts! Vielleicht auch das eine und andre.
Cäsar warst du bereits; ein Nichts wirst balde du sein!

Eines Tages unterhielt sich Leonardo auf dem Hofe des Vatikans mit dem venetianischen Gesandten Antonio Giustiniani, demselben, der noch zur Zeit der Größe des Herzogs von ihm vorausgesagt hatte, daß er „wie Strohfeuer verflackern würde“. Der Künstler brachte das Gespräch auf Niccolò Machiavelli.

„Sprach er mit Euch über sein Werk von der Politik?“ fragte Leonardo.

„Wie sollte er nicht, wir haben uns mehr als einmal darüber unterhalten. Messer Niccolò meint es selbstverständlich nicht ernstlich. Er wird sein Buch nie veröffentlichen. Darf man denn über solche Gegenstände schreiben? Den Herrschern Rat geben, die Geheimnisse der Macht dem Volke offenbaren, beweisen wollen, daß jede Herrschaft nur ein Mißbrauch der Gewalt, der versteckten eigenen Gerechtigkeitspflege ist — ist das nicht ebenso, als die Hühner die Schlaueit des Fuchses lehren und den Schafen Wolfszähne einsetzen? Behüte uns Gott vor dergleichen Politik!“

„Ihr denkt,“ sagte Leonardo, „daß Messer Niccolò auf Abwege geraten ist und seine Meinung ändern wird?“

„Keineswegs! Ich bin ganz einverstanden mit ihm. Man muß das tun, was er sagt, aber nicht darüber sprechen. Übrigens, wenn er dieses Buch auch veröffentlicht, so wird niemand darunter leiden als er selbst. Die Schafe und Hühner werden ihren Gebietern, Wölfen und Füchsen, vertrauen wie bisher; diese aber werden ihn, Niccolò, einer teuflischen Politik, der Schlaueit eines Fuchses, der Grausamkeit eines Wolfes anklagen. — Alles wird beim alten bleiben, wenigstens solange wir leben.“

* * *

Im Herbst des Jahres 1503 forderte der Gonfaloniere der florentinischen Republik, Piero Soderini, Leonardo auf, in seine Dienste zu treten; er beabsichtigte, ihn als Kriegsmechaniker in das Lager vor Pisa zur Herrichtung der Belagerungsmaschinen zu senden.

Leonardo verbrachte die letzten Tage in Rom.

Eines Abends streifte er auf dem Palatinischen Hügel umher. Da, wo sich einst die Paläste der Kaiser Augustus, Caligula, Septimius Severus erhoben, strich jetzt nur der Wind durch die Ruinen, und zwischen den grauen Olivenbäumen hörte man nur das Blöken der Schafe und das Zirpen der Grillen. Nach der Menge der herumliegenden Trümmer

aus weißem Marmor zu schließen, mußten noch viele Götterbildsäulen von ungeahnter Schönheit in der Erde liegen, wie Tote, die auf ihre Auferstehung harren. Der Himmel war heiter. Die von der Sonne beleuchteten Reste der aus Ziegelsteinen erbauten Bogen, Gewölbe und Wände erglänzten rosenrot. Noch majestätischer, als einst der Purpur und das Gold die Gemächer der römischen Kaiser geschmückt hatten, erschienen jetzt der Purpur und das Gold der herbstlichen Blätter.

Auf dem nördlichen Abhange des Hügels kniete Leonardo nieder, bog die Gräser auseinander und betrachtete aufmerksam ein Stück Marmor, auf dem man eine feine Zeichnung wahrnehmen konnte.

Auf einem schmalen Pfade trat aus den Sträuchern ein Mann hervor. Leonardo sah ihn an, sprang auf, sah ihn nochmals an, lief auf ihn zu und rief:

„Seid Ihr es wirklich, Messer Niccolò?“, und, ohne eine Antwort abzuwarten, umarmte und küßte er ihn wie einen Verwandten. Die Kleidung des Sekretärs der florentinischen Republik war noch abgetragener und ärmlicher als damals in der Romagna, man sah es ihm an, daß die Berwaser der Republik ihn nicht verwöhnten, sondern äußerst knapp hielten. Er war hager geworden; die glattrasierten Backen waren eingefallen, der Hals noch länger geworden; seine flache Entennase trat noch mehr hervor, und seine Augen funkelten stärker als im Fieberglanze.

Leonardo erkundigte sich, ob er für längere Zeit und in welchen Geschäften er nach Rom gekommen sei. Als der Künstler dann Cesaress erwähnte, wandte sich Niccolò um, Leonardos Blicke vermeidend, zuckte mit den Achseln und sagte nachlässig:

„Es war des Schicksals Wille! Ich war schon so oft in meinem Leben Zeuge solcher Ereignisse, daß ich mich seit langem über nichts mehr wundere ...“

Augenscheinlich um das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, fragte er Leonardo, wie es ihm ginge. Als er erfuhr, daß der Künstler in den Dienst der Florentiner Republik getreten sei, winkte Machiavelli mit der Hand:

„Ihr werdet nicht viel Freude erleben! Weiß Gott, was besser ist — die Verbrechen eines solchen Helben wie Cesare oder die Tugenden eines solchen Ameisenhaufens wie unsere Republik. Übrigens, eins ist ebensoviel wert wie das andere. Fragt mich nur, ich kann ja ein Lied über die Herrlichkeiten einer Volksregierung singen!“ sagte er mit bitterem, zhmischem Hohne.

Leonardo teilte ihm die Äußerung Antonio Giustinianis über die Schlaueheit des Fuchses, mit der Machiavelli die Hühner belehren, über die Wolfszähne, die er den Schafen einsetzen wolle, mit.

„Was wahr ist, muß wahr bleiben!“ lachte Niccolò gutmütig auf. „Ich werde die Gänse necken — ich sehe im voraus, wie die ehrlichen Leute darauf warten werden, mich auf dem Scheiterhaufen brennen zu sehen, weil ich zuerst das ausgesprochen habe, was alle tun. Von den Tyrannen werde ich ein Aufwiegler des Volkes, vom Volk ein Verblündeter der Tyrannen, von den Heuchlern ein Gottloser, von den Guten ein Böser genannt werden, aber die Bösen werden mich am meisten von allen hassen, weil sie mich für schlechter halten werden als sich selbst.“

Und mit leisem Kummer fügte er hinzu:

„Erinnert Ihr Euch noch unserer Unterredungen in der Romagna, Messer Leonardo? Ich denke oft an sie zurück, und es will mir scheinen, daß wir beide ein gleiches Schicksal haben. Die Entdeckung neuer Wahrheiten wird stets ebenso gefährlich sein wie die neuer Länder. Bei den Tyrannen und bei der Masse, bei Kleinen und Großen, werden wir immer Fremde, Überflüssige — heimatlose Landstreicher, ewig Ausgewiesene bleiben. Wer nicht so ist wie die anderen, steht allein allen anderen feindlich gegenüber; denn die Welt ist für den Pöbel erschaffen, und für niemanden außer dem Pöbel ist Raum in derselben. So ist es langweilig, mein Freund,“ fuhr er leiser und nachdenklicher fort, „auf der Welt zu leben, und das Häßlichste auf der Welt sind vielleicht nicht die Sorgen, die Krankheiten, nicht Armut und Kummer — das ist vielmehr die Langweile.“ Schweigend stiegen sie den westlichen Abhang des Palatinischen Hügels hinab, und durch die enge und schmutzige Via della Consolazione gelangten sie an den Fuß des Kapitols, zu den Trümmern des Tempels des Saturnus, wo einst das römische Forum gestanden hatte.

* * *

Zu beiden Seiten der alten Via Sacra, von dem Triumphbogen des Septimius Severus bis zum Kolosseum, zogen sich traurige, baufällige Häuser hin.

Man erzählte sich, daß die Fundamente vieler dieser Häuser aus Bruchstücken kostbarer alter Bildsäulen, Körperteilen der olympischen Götter, erbaut worden wären. Im Laufe von Jahrhunderten war das Forum als Steinbruch benutzt worden. In den Trümmern der heidnischen Götzentempel hatten sich christliche Kirchen verzagt und schüchtern eingemistet. Das Niveau des Erdbodens war durch Straßengehricht, Staub und Abfälle um mehr als zehn Ellen erhöht worden. Hier und da hoben sich aber noch alte Säulen mit zerbrochenen Architraben, die herabzustürzen drohten, empor.

Niccolò wies seinem Begleiter die Stelle, an der ehemals der römische Senat zusammenkam. Sie führte jetzt den Namen „Campo

Vaccino“ — Kuhweide —, und hier wurde der Viehmarkt abgehalten. Weiße, kurzhörnige Ochsen und schwarze Büffel lagen auf der Erde, Schweine grunzten in den Pfützen, Ferkel quiekten. Umgefallene Marmorsäulen, Platten mit halbverwischten Inschriften, die vom tierischen Abfall verunreinigt waren, lagen im flüssigen Schmutze umher. An den Triumphbogen des Titus Vespasianus lehnte sich ein Turm, eine ehemalige Raubritterburg der Barone Frangipani. Hier vor dem Bogen befand sich auch eine Gastwirtschaft für die Landleute, die den Viehmarkt besuchten. Aus den Fenstern erscholl Frauengezänk, und es roch nach ranzigem Öl und gebackenen Fischen. An einem Stricke hingen Lumpen zum Trocknen. Ein alter Bettler mit einem vom Fieber abgezehrtten Gesicht saß auf einem Steine und wickelte seinen geschwellenen Fuß in Lumpen ein.

Im Innern, zu beiden Seiten des Triumphbogens, befanden sich zwei Basreliefs. Auf dem einen war der Triumphzug des Kaisers Titus Vespasianus, des Eroberers Jerusalems, dargestellt. Der Sieger stand auf einem zweirädrigen Wagen und lenkte ein Viergespann. Auf dem anderen Bilde sah man jüdische Gefangene in Ketten, mit dem Opferaltare und dem siebenarmigen Leuchter aus dem Salomonischen Tempel. Oben in der Mitte des Gewölbes trug ein Adler den vergötterten Cäsar auf mächtigem Fittich zum Olymp empor. An der Stirnseite des Triumphbogens las Niccolò die wohlerhaltene Inschrift: *Senatus populusque Romanus divo Tito, divi Vespasiani filio Vespasiano Augusto.*

Die Sonne, die von der Seite des Kapitols her in den Bogen fiel, beleuchtete mit purpurnen Strahlen, die wie Weihrauchwolken durch den stinkenden Klüchendampf hindurchdrangen, den Triumphzug des Kaisers.

Das Herz Niccolòs krampfte sich schmerzhaft zusammen, als er, zum letztenmal nach dem Forum zurückblickend, den rosigen Schimmer der untergehenden Sonne auf den drei vereinzelt stehenden weißen Marmorssäulen vor der Kirche Santa Maria Liberatrice sah. Der traurige, kraftlose Klang der Kirchenglocken, die das Ave Maria läuteten, erklang ihm wie ein Grabgeläute über das römische Forum.

Sie betraten das Kolosseum.

„Ja,“ sagte Niccolò, als er die riesigen Steinblöcke in den Wänden des Amphitheaters betrachtete, „diejenigen, die solche Gebäude zu errichten verstanden, sind nicht mit uns zu vergleichen. Nur hier in Rom kann man erkennen, welcher Unterschied zwischen uns und den Alten besteht. Wie können wir mit ihnen wetteifern! Wir können uns nicht einmal vorstellen, was das für Leute waren . . .“

„Mir scheint,“ erwiderte Leonardo langsam, als ob er sich anstrengen müsse, sich seiner Melancholie zu erwehren, „mir scheint, Nic-

colò, als ob Ihr ungerecht wäret. Die heutigen Menschen besitzen nicht weniger Kraft als die alten, nur ist sie eine andere."

"Doch nicht etwa die christliche Demut?"

"Ja, unter anderem auch die christliche Demut ..."

"Vielleicht!" entgegnete Machiavelli kalt.

Sie setzten sich, um auszuruhen, auf die unterste, halb zerfallene Stufe des Amphitheaters.

"Nur glaube ich," fuhr Niccolò in plötzlicher, unaufhaltbarer Erregung fort, "nur glaube ich, daß die Menschen Christus hätten annehmen oder verwerten müssen. Wir aber haben weder das eine noch das andere getan. Wir sind weder Christen noch Heiden. Von dem einen haben wir uns losgesagt, an das andere uns nicht angeschlossen. Wir haben nicht die Kraft, gut, und wagen es nicht, schlecht zu sein. Wir sind weder weiß noch schwarz, nur grau; wir sind weder kalt noch heiß, nur lau. So haben wir uns belogen, sind kleinmütig geworden, haben auf beiden Beinen hinkend hin und her geschwankt, daß wir selbst, wie es scheint, nicht mehr wissen, was wir eigentlich wollen, wohin wir streben. Die Alten wußten und taten alles bis ans Ende, sie heuchelten nicht, hielten ihre rechte Backe nicht dem hin, der sie auf die linke geschlagen hatte. Seit der Zeit aber, wo die Menschen glauben, daß es zu ihrer Seligkeit im Jenseits notwendig sei, alle Ungerechtigkeiten und Gewalttätigkeiten auf Erden zu ertragen, hat sich den Taugenichtsen ein großer und ungefährlicher Wirkungskreis eröffnet. Ja ist es denn wirklich etwas anderes als diese neue Lehre gewesen, daß die Welt entkräftet und sie den Bösewichten zum Opfer gebracht hat?"

Seine Stimme zitterte, seine Augen glühten in fast wahnsinnigem Hasse; sein Gesicht hatte sich wie von unerträglichem Schmerze verzogen. Leonardo schwieg. Klare, kindliche Gedanken erfüllten seine Seele; sie waren so schlicht, daß er nicht imstande gewesen wäre, sie in Worte zu kleiden. Er sah zum blauen Himmel empor, der durch die Spalten in den Wänden in das Kolosseum hereinlugte, und dachte, daß das Blau des Himmels nirgends so klar und freudig erscheine als in den Spalten halbverfallener Gebäude.

Einst hatten die nördlichen Barbaren, die Eroberer Roms, da sie nicht verstanden das Erz aus dem Innern der Erde herauszuholen, die eisernen Bolzen, die die Steine in den Mauern des Kolosseums miteinander verbanden, herausgerissen und Schwerter daraus geschmiedet; die Vögel hatten in den Löchern ihre Nester gebaut. Leonardo beobachtete, wie die schwarzen Dohlen mit freudigem Geschrei herbeiflogen und zum Übernachten in die Löcher schlüpfen. Er dachte dabei, wie es weder den weltbeherrschenden Kaisern, die dieses Bauwerk errichtet, noch den nordischen Barbaren, die es zerstört hatten, in den

Sinn gekommen wäre, daß sie sich für diejenigen abmühten, von denen geschrieben steht: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch.“

Er erwiderte Machiavelli nichts, weil er die Empfindung hatte, daß dieser ihn doch nicht verstehen würde; denn alles, was für Leonardo eine Freude bedeutete, war für Niccolò ein Kummer; was ihm Honig, war für Niccolò Galle. Ein großer Haß war bei Machiavelli die Frucht großer Erkenntnis.

„Wißt Ihr aber, Messer Leonardo,“ sagte Niccolò mit der gewohnten Absicht, das Gespräch durch einen leichtfertigen Scherz zu beenden, „ich sehe jetzt den Irrtum jener ein, die Euch für einen Ketzer und Gottlosen halten. Behaltet meine Worte: Am Tage des jüngsten Gerichts, wenn wir in Schafe und Böcke gesondert werden, werdet Ihr den demütigen Schafen Christi zugesellt werden und zu den Heiligen, Gottwohlgefälligen ins Paradies kommen!“

„Mit Euch zusammen, Messer Niccolò!“ fiel der Künstler lachend ein. „Wenn ich ins Paradies kommen sollte, so könnt Ihr es gar nicht verfehlen.“

„Nein, nein! Ich trete meinen Platz schon im voraus Liebhabern ab. Ich habe schon genug an der Langweile auf Erden.“

Sein Gesicht härte sich plötzlich auf:

„Hört, mein Freund, Welch einen wahrhaftigen Traum ich einst gehabt habe. Man führte mich in eine Versammlung von hungrigen, schmutzigen Bettlern, Mönchen, Buhlerinnen, Krüppeln und Schwachsinnigen und teilte mir mit, daß es diejenigen seien, von denen geschrieben steht: ‚Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer!‘ Dann führte man mich an einen Ort, wo ich eine Versammlung erhabener Männer sah, die einer Sitzung des alten Senats glich. Da waren Feldherren, Kaiser, Päpste, Gesetzgeber, Philosophen — Homer, Alexander der Große, Plato und Mark Aurel. Sie unterhielten sich über Wissenschaften, Kunst und Politik. Mir wurde gesagt, es sei die Hölle, und darin seien die sündigen, von Gott verworfenen Seelen, weil sie die Weisheit dieser Welt, die vor Gott Unvernunft sei, liebgewonnen hätten. Ich wurde gefragt, wohin ich wollte: in die Hölle oder ins Paradies. ‚In die Hölle!‘ rief ich, ‚selbstverständlich in die Hölle zu all den Weisen und Helden!‘“

„Ja, wenn alles sich tatsächlich so verhalten sollte, wie es Euch im Traume erschienen ist,“ entgegnete Leonardo, „so wäre ich selbst nicht abgeneigt . . .“

„Nein, dazu ist es zu spät! Jetzt bekehrt Ihr Euch doch nicht mehr. Mit Gewalt wird man Euch hineinschleppen. Für Eure christlichen Tugenden wird man Euch auch mit dem christlichen Paradiese belohnen.“

Als sie das Kolosseum verließen, dunkelte es bereits. Der große, gelbe Mond trat hinter der schwarzen Kuppel der Basilika Konstantins hervor und durchschien die wie Perlmutter durchsichtigen Wolkenschichten. Durch die rauchige, dunkelblaue Dämmerung, die auf der ganzen Gegend vom Triumphbogen des Titus Vespasianus an bis zum Kapitol lagerte, erschienen die drei alleinstehenden weißen Marmorsäulen vor der Kirche Santa Maria Liberatrice gleich Gespenstern von überirdischer Schönheit. Der traurige, kraftlose Klang der Kirchenglocken, das abendliche Angelusläuten, tönte wie ein Grabgeläute über das römische Forum.



Vierzehntes Kapitel.

Monna Lisa Gioconda.

1503—1506.

Leonardo schrieb in seinem „Buch von der Malerei“: „Zum Porträtieren habe eine besondere Werkstätte, einen länglichen, viereckigen Hof, zehn Ellen breit und zwanzig Ellen lang, dessen mit einem Vordach versehene Mauern schwarz angestrichen und mit einem leinenen Zeltbache versehen sind, das, je nach Bedürfnis zusammen- oder auseinandergezogen, einen Schutz vor der Sonne gewährt. Ohne dieses Zeltbache darf man nur vor Eintritt der Dämmerung oder bei trübem, nebeligem Wetter malen. Diese Beleuchtung ist am vorzüglichsten.“

Einen solchen Hof zum Porträtieren hatte er sich bei seinem Wirte, Ser Piero di Barto Martelli, einem angesehenen Florentiner Bürger und Kommissar der Regierung, einem Liebhaber der Mathematik, einem klugen und ihm freundschaftlich gesinnten Manne, angelegt.

Ein stiller, warmer und nebeliger Tag am Ende des Frühjahrs 1505 fand den Meister dort an der Arbeit. Die Sonne leuchtete trübe durch eine Wolkenschicht hindurch und warf zarte, geheimnisvolle, wie vom Rauche herrührende Schatten, die Leonardo allen anderen vorzog und die nach seinen Worten „Frauenantlizen“ besondere Schönheit verliehen.

„Sollte sie wirklich nicht kommen?“ Er dachte an diejenige, an deren Bildnis er nun schon fast drei Jahre mit ungewohnter Ausdauer und mit Eifer malte.

Er richtete seine Werkstätte zu ihrem Empfang her. Giovanni Boltraffio beobachtete ihn im geheimen und staunte über seine Erregt-

heit, die fast als Ungebulb bezeichnet werden konnte und die dem Meister bis jetzt so fremd geblieben war.

Leonardo ordnete auf einem Wandbrette verschiedene Pinsel, Paletten, Töpfchen mit Farben, die sich durch zeitweiliges Stehen mit einer hellen Leimschicht, wie mit Eis, bedeckt hatten, nahm von dem Porträt auf dem beweglichen, dreibeinigen Gestelle, dem *leggio*, die Leinwandhülle herab und ließ das Wasser des mitten im Hofe errichteten Springbrunnens steigen, dessen Strahlen bisweilen auf gläserne Halbkugeln fielen und dann eine eigentümliche, leise Musik ertönen ließen. Rings um das Wasserbecken blühten ihre von seiner Hand gepfanzten und gepflegten Lieblingsblumen — Frisblüten. Er brachte in einem Korbe zurechtgeschnittene Brotsstücke für die zahme Hirschkuh herbei, die hier auf dem Hofe umherging, und die sie mit eigener Hand zu füttern pflegte; er legte den dicken Teppich vor ihrem aus dunkler Eiche geschnitzten Sessel zurecht. Auf diesem Teppich, seinem gewohnten Platze, schmurrte ein weißer Kater, den er nur zu ihrer Unterhaltung gekauft hatte. Das Tier war von sehr seltener Art; es stammte aus Asien und hatte zwei verschiedenfarbige Augen: das rechte gelb wie ein Topas, das linke blau wie ein Saphir.

Andrea Salaino brachte Noten und begann seine Viola zu stimmen. Es kam auch ein anderer Musiker namens Atalante. Leonardo kannte ihn noch von Mailand, vom Hofe des Herzogs Lodovico her. Besonders schön spielte er auf der vom Künstler erfundenen silbernen Laute, die die Gestalt eines Pferdeköpfele hatte.

Die berühmtesten Musiker, Sänger, Erzähler, Dichter, die geistreichsten Gesellschafter lud Leonardo zu sich ein, um die Frau, die er malte, zu unterhalten und ihr die Langweile zu vertreiben.

Er studierte dabei auf ihrem Gesicht die Gedanken und Gefühle, die in ihr die Unterhaltungen, Erzählungen und die Musik hervorriefen. In letzter Zeit wurden diese Veranstaltungen seltener, er wußte, daß sie nicht mehr nötig waren, daß sie sich auch ohne dieselben nicht langweilen würde. Nur die Musik wurde beibehalten, die beiden die Arbeit erleichterte, denn sie beteiligte sich auch an der Herstellung ihres Porträts.

Alles war bereit, aber sie kam noch immer nicht.

„Sollte sie wirklich nicht kommen?“ dachte er. „Heute sind Licht und Schatten wie eigens für sie geschaffen. Soll ich zu ihr schicken? Sie weiß aber, wie ich auf sie warte. Sie muß kommen!“

Giovanni sah, wie seine ungeduldige Erregung wuchs.

Plötzlich lenkte ein schwacher Windhauch den Wasserstrahl zur Seite; die Gläser erklangen; die Kelchblätter der weißen Frisblüten zuckten unter dem Wasserstaube. Die gut witternde Hirschkuh reckte den Hals

und lauschte. Obgleich Giovanni selbst noch nichts hörte, erriet er doch am Gesicht seines Meisters, daß sie kam.

Mit demüthigem Gruße trat zuerst Schwester Kamilla ein, eine Laienschwester, die bei ihr im Hause wohnte und sie jedesmal in die Werkstätte des Künstlers begleitete. Sie hatte die Gewohnheit, sich zurückzuziehen und unsichtbar zu werden, indem sie sich mit dem Gebetbuch in der Hand bescheiden in einem Winkel niederließ; sie schlug die Augen nicht auf und sprach kein Wort, so daß Leonardo während der ganzen drei Jahre noch kaum ihre Stimme vernommen hatte.

Diejenige, die hier von allen erwartet wurde, folgte Kamilla auf dem Fuße: eine Frau in den dreißigern, in einem einfachen, dunkeln Kleide, mit einem bis mitten auf die Stirn herabhängenden, durchsichtigen, dunkeln Schleier auf dem Kopfe — Monna Lisa Gioconda.

Boltraffio wußte, daß sie eine Neapolitanerin aus sehr altem Geschlechte, die Tochter eines ehemals sehr reichen, doch während des Einfalls der Franzosen im Jahre 1495 verarmten Edelmanns, des Antonio Gherardini, und die Gattin des Florentiner Bürgers Francesco del Giocondo sei. Messer Giocondo hatte im Jahre 1481 die Tochter des Mariano Rucellai geheiratet. Diese war nach zwei Jahren gestorben, und er hatte Tommasa Billani geheiratet; als auch diese den Weg aller gegangen war, hatte er sich zum drittenmal, und zwar mit Monna Lisa vermählt. Als Leonardo ihr Porträt malte, war er fünfzig Jahre alt und Messer Giocondo fünfundvierzig. Letzterer war einer der zwölf Anziani und mußte bald Prior werden. Ein Alltagsmensch, wie es ihrer viele und überall gibt, war er weder häßlich noch hübsch, war arbeitsam, sparsam und durch sein Amt und die Bewirtschaftung seiner Güter sehr in Anspruch genommen. Die elegante, junge Frau schien ihm die angemessenste Zierde seines Hauses zu sein. Die Schönheit seiner Frau galt ihm aber weniger als etwa die edle Herkunft einer neuen Art sizilianischer Ochsen oder ein Zollvorteil auf rohe Schafhäute. Man erzählte sich, Monna Lisa habe ihren Gatten nicht aus Liebe, sondern bloß auf Wunsch ihres Vaters geheiratet, nachdem ihr erster Mann auf dem Schlachtfelde einen freiwilligen Tod gefunden hatte. Es gingen auch Gerüchte, vielleicht bloße Klatschereien, über leidenschaftliche, beharrliche Verehrer, die ihr aber vergeblich den Hof machten. Übrigens konnten böse Zungen — und deren waren in Florenz nicht wenige — Monna Lisa nichts Böses nachsagen. Still, bescheiden, ehrbar, die Kirchengebräuche streng befolgend, barmherzig gegen die Armen, war sie eine gute Hausfrau, eine treue Gattin und ihrer zwölfjährigen Stieftochter Dianora eine echte Mutter.

Das war alles, was Giovanni von ihr wußte. Aber die Monna Lisa, die die Werkstätte Leonardos besuchte, schien ihm eine ganz andere Frau zu sein.

In den drei Jahren — die Zeit hatte dieses eigentümliche Gefühl nicht abgeschwächt, sondern nur verstärkt — empfand er bei ihrem jedesmaligen Erscheinen eine der Furcht ähnliche Bewunderung, wie vor einem übernatürlichen Wesen. Zuweilen erklärte er sich dieses Gefühl damit, daß er immer ihr Gesicht auf dem Porträt zu sehen gewöhnt war; die Kunst des Meisters war aber so groß, daß ihm die wirkliche Monna Lisa weniger natürlich erschien als die auf dem Bilde wieder-gegebene. Aber ihn beschäftigte noch etwas viel Geheimnisvolleres.

Er wußte, daß Leonardo sie nur während der Sitzungen, und zwar in Gegenwart zahlreicher Fremder, bisweilen nur zusammen mit Samilla, niemals aber allein sah. Und dennoch fühlte Giovanni, daß zwischen beiden etwas Geheimnisvolles liege, das sie einander nähere und sie von der übrigen Welt trenne. Er wußte auch, daß dieses geheimnisvolle Etwas nicht Liebe war; wenigstens nicht das, was man gewöhnlich unter Liebe versteht.

Von Leonardo hatte er gehört, daß alle Künstler die Neigung hätten, in den von ihnen dargestellten Körpern und Gesichtern ihre eigenen Körper und Gesichter nachzubilden. Der Meister glaubte dies damit begründen zu können, daß die menschliche Seele, die Schöpferin ihres eigenen Körpers, jedesmal, wenn sie einen neuen Körper zu schaffen habe, dahin strebe, das einmal Geschaffene zu wiederholen — und diese Neigung wäre so stark, daß sogar in Porträts, trotz der großen Ähnlichkeit mit dem Darzustellenden, wenn nicht das Gesicht so doch die Seele des Künstlers selbst hervorträte.

Was jetzt vor den Augen Giovanni's vor sich ging, war indessen noch erstaunlicher: Es schien ihm, daß nicht allein die auf der Leinwand dargestellte Monna Lisa, sondern auch die lebende — Leonardo immer ähnlicher werde, wie es bei Leuten, die jahrelang miteinander verkehren, zu geschehen pflegt. Aber die wachsende Ähnlichkeit lag nicht sowohl in den Gesichtszügen, obgleich ihm dieselbe in der letzten Zeit auch auffiel, als vielmehr in dem Ausdruck der Augen und des Lächelns.

Mit Erstaunen erinnerte er sich, daselbe Lächeln bei dem ungläubigen Thomas, der seine Finger in die Wunden des Heilandes legt, dem Bildwerke Verrocchios, zu dem der junge Leonardo Modell gestanden hatte, bei der Stammutter Eva vor dem Baume der Erkenntnis, dem ersten Gemälde des Meisters, beim Engel der Madonna unter den Felsen, bei der Leda mit dem Schwan und in vielen anderen Anstalten von Frauen, die der Meister geschaffen, noch lange bevor er Monna Lisa kennen gelernt hatte, gesehen zu haben —

als ob Leonardo sein ganzes Leben lang in allen seinen Schöpfungen den Abglanz seiner eigenen Schönheit gesucht und sie endlich im Antlitz der Monna Lisa gefunden habe.

Zuweilen, wenn Giovanni dieses beiden gemeinsame Lächeln beobachtet hatte, wurde es ihm schwer, ja schrecklich wie vor einem Wunder zumute. Die Wahrheit schien ihm ein Traum, der Traum Wahrheit zu sein. Monna Lisa schien ihm kein lebender Mensch, nicht die Gattin des Florentiner Bürgers Messer Giocondo, sondern ein geisterhaftes, durch den Willen des Meisters hervorgerufenes Wesen, ein weiblicher Doppelgänger Leonardos selbst, zu sein. —

Monna Lisa streichelte ihren Liebling, den weißen Kater, der ihr auf den Schoß gesprungen war; unsichtbare Funken entströmten unter fast unhörbarem Knistern den seidenartigen Haaren unter der Berührung ihrer zarten, feinen Finger.

Leonardo fing zu malen an. Plötzlich sah er ihr aufmerksam ins Gesicht, kein einziger Schatten, nicht die geringste Veränderung entging seinem Blicke.

„Madonna,“ sagte er, „Ihr seid heute erregt?“

Auch Giovanni empfand, daß sie ihrem Bildnis weniger gleich wie jemals zuvor.

Monna Lisa richtete ihre Blicke ruhig auf Leonardos.

„Ja, ein wenig,“ antwortete sie, „Dianora ist unwohl; ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen.“

„Ihr seid vielleicht ermüdet, es liegt Euch nichts daran, jetzt zum Porträt zu sitzen?“ sagte Leonardo. „Wollen wir es nicht auf einen anderen Tag verschieben?“

„Nein, es macht nichts. Ist es Euch denn nicht schade um einen solchen Tag? Betrachtet doch diese zarten Schatten, diesen feucht-trüben Sonnenschein — es ist mein Tag!“

„Ich wußte, daß Ihr mich erwartet,“ fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu. „Ich wäre früher gekommen, aber Monna Sofonisba hat mich aufgehalten.“

„Wer? Ach, ich weiß ja ... eine Stimme, wie ein Höckerweib — und riecht wie ein Baden, in dem Wohlgerüche verkauft werden ...“

Monna Lisa lachte hell auf.

„Monna Sofonisba,“ fuhr sie fort, „mußte mir durchaus von dem gestrigen Feste im Palazzo Vecchio, bei der erlauchten Signora Argentina, der Gattin des Gonfaloniere, erzählen, was es zum Abendessen gegeben, was die Damen anhatten und wem der Hof gemacht wurde ...“

„Nun, so ist es denn auch! Nicht das Unwohlsein Dianoras, sondern das Geschwätz dieser Schnarre hat Euch angegriffen. Wie merkwürdig! Habt Ihr es nicht auch empfunden, wie ein Unsinn, der uns

von uns gleichgültigen Personen erzählt wird, und der uns gar nichts angeht — eine gewöhnliche Dummheit oder Gemeinheit — unsere Seele bisweilen plötzlich mehr verstimmt als eigenes Leid?"

Schweigend senkte sie den Kopf; man sah es, daß sie sich bereits gewöhnt hatten, sich gegenseitig fast ohne Worte, durch eine Anspielung, einen einzigen Blick zu verstehen.

Er versuchte wieder zu malen.

„Erzählt mir etwas,“ sagte Monna Lisa.

„Was?“

Nach kurzem Nachdenken sagte sie: „Von dem Reiche der Venus.“

Er hatte einige Lieblingserzählungen für sie, meistens aus eigenen, zum Teil auch aus fremden Erinnerungen, von Reisen, Beobachtungen der Natur und Bilderentwürfen. Er erzählte sie fast immer mit denselben schlichten, halb kindlichen Worten, begleitet von den Tönen einer leisen Musik.

Leonardo gab ein Zeichen, auf das Andrea Salaino auf der Viola und Altalante auf der silbernen Laute die bestimmte Musik spielten, die zur Erzählung vom „Reiche der Venus“ gehörte, und begann mit seiner feinen, frauenhaften Stimme:

„Schiffer, die an den Küsten Ciliciens wohnen, behaupten, daß diejenigen, denen es bestimmt ist, in den Wellen ihr Grab zu finden, zuweilen während der heftigsten Stürme die Insel Cypern, das Reich der Göttin der Liebe, erblicken. Um sie herum herrschen Wogen, Wirbelwinde, Tromben. Viele Schiffer, von der Schönheit der Insel angezogen, erlitten Schiffbruch an den Felsen, die von der Brandung umtobt werden. Wie viele sind da zerschellt, wie viele im Strudel ertrunken! Am Ufer erblickt man noch die kläglichen Überreste der Fahrzeuge, halb vom Sande verschüttet, mit Meeresgräsern bewachsen, bei einzelnen ragt der Bug, bei anderen das Hinterteil hervor — bei diesen die den schwarzen Rippen der ägyptischen Mumien ähnlichen Spanten, bei jenen die Trümmer des Steuerruders. Ja, es sind ihrer so viele, daß es an den Auserstehungstag gemahnt, an dem das Meer alle seine Opfer wieder herausgeben wird. Über die Insel selbst breitet sich der ewig blaue Himmel, Sonnenschein über die mit Blumen bewachsenen Hügel aus, und in der Luft herrscht eine solche Windstille, daß die langen Flammen der Rauchgefäße auf den Stufen der Tempel kerzengerade zum Himmel emporsteigen — ebenso gerade und unbeweglich wie die weißen Marmorsäulen oder die schwarzen Riesenzypressen, die sich in der glatten Fläche eines Sees widerspiegeln. Nur die aus einem in das andere Porphyrbekken überfallenden Wasserstrahlen der Springbrunnen rauschen leise. Den im Meere Ertrinkenden erscheint der stille See; der Wind treibt ihnen den Wohlgeruch der Myrtenhaine ent-

gegen, und je stärker die Stürme, um so friedlicher ist es im Reiche der Nypris.“

Er schwieg, die Töne der Laute und der Viola verflangen, es trat die Stille ein, die herrlicher ist als alle Töne, die Stille nach der Musik. Nur die Wasserstrahlen des Springbunnens, die auf die gläsernen Halbkugeln herabfielen, ertönten in leisem Rauschen.

Wie eingeschläfert durch die Musik und die Stille, als wäre sie dadurch vor dem wirklichen Leben beschützt, sah Monna Lisa, heiter und nur dem Willen des Künstlers ergeben, ihm gerade in die Augen; sie lächelte geheimnisvoll wie ein stilles, durchsichtiges Wasser, das aber so tief ist, daß das Auge trotz aller Anstrengung nicht auf den Grund dringen kann — es war Leonardos Lächeln.

Giovanni schien es, daß Leonardo und Monna Lisa jetzt zwei Spiegeln glichen, die sich gegenseitig bis in die Unendlichkeit widerspiegeln.

* * *

Am anderen Tage morgens malte Leonardo im Palazzo Vecchio an der „Schlacht bei Anghiari“.

Als er im Jahre 1503 von Rom nach Florenz zurückgekehrt war, hatte er von dem auf Lebenszeit angestellten Gonfaloniere, dem damaligen Haupte der Republik, Piero Soderini, den Auftrag erhalten, auf die Wand des neuen Saales des Rates im Palazzo Vecchio irgendeine denkwürdige Schlacht zu malen. Der Künstler hatte den berühmten Sieg der Florentiner bei Anghiari im Jahre 1440 über Niccolò Piccinino, den Feldherrn des Herzogs der Lombardei, Filippo Maria Visconti, gewählt.

Ein Teil des Bildes war bereits auf der Wand: Vier Reiter sind aneinander geraten und kämpfen um eine Fahne; am Ende einer langen Stange flattert ein Lappen, die Stange ist zerbrochen und scheint zu zerplittern. Fünf Hände halten sie umfaßt und zerren sie nach allen Seiten. Über ihnen kreuzen sich die Schwerter. An den offenstehenden Mündern der Kämpfer sieht man, daß sie schreien. Die verzerrten menschlichen Gesichter sind nicht weniger schrecklich als die Fratzen sagenhafter Tiere auf den kupfernen Panzern. Die Menschen haben ihre Wut auch auf die Pferde übertragen; die Tiere stehen auf den Hinterbeinen, sind mit ihren Vorderbeinen ineinander geraten; mit zurückgelegten Ohren, mit wilden Blicken, die Zähne fletschend, beißen sie um sich wie Raubtiere. Unter ihren Hufen im blutigen Schmutze tötet ein Mann einen anderen; er hat ihn bei den Haaren ergriffen und stößt den Kopf auf die Erde, ohne darauf zu achten, daß sie beide im nächsten Augenblick zerstampft sein werden.



Kampf um eine Standarte

Teilstück aus dem Karlon zur Schlacht bei Anghiari. Zeichnung von P. P. Rubens



Der Krieg in seinem ganzen Schrecken, diese unsinnige Mezelei, war nach den Worten Leonardos „die allertierischste Dummheit“ — *pazzia bestialissima* —, „die keinen ebenen Platz auf der Erde zurückläßt, der nicht blutgetränkte Spuren aufweist“.

Als er eben seine heutige Arbeit begonnen hatte, vernahm er auf dem steinernen Estrich des Saales Schritte. Ohne sich umzuwenden, erkannte er an ihnen unmutig den Nahenden. Es war Piero Soderini, einer von den Menschen, die Machiavelli weder kalt noch heiß, weder schwarz noch weiß, sondern nur grau genannt hatte. Die Florentiner Bürger, Nachkommen reichgewordener Krämer, die zu Amt und Würden gekommen waren, hatten ihn zum Haupte der Republik erkoren, weil er ihresgleichen, ein ganz mittelmäßiger, allen ungefährlicher Mensch war, von dem sie hofften, daß er nur ein gehorames Werkzeug in ihrer Hand sein würde.

Bei der Annahme des Auftrages mußte Leonardo einen sehr drückenden Vertrag unterschreiben, in dem für die geringste Überschreitung der festgesetzten Zeit eine Buße bestimmt war. Die Florentiner Regierung bestand auf ihrem Vorteile wie Krämer. Der große Freund von Kanzleivorschriften, Soderini, langweilte ihn mit der Rechnungslegung über jeden Soldo, der vom Rentamte für die Aufstellung von Gerüsten, für den Ankauf von Lack, Soda, Kalk, Leinöl und anderen Kleinigkeiten verausgabt wurde. Niemals hatte Leonardo im Dienste „der Tyrannen“, wie der Gonfaloniere sich verächtlich ausdrückte, am Hofe des Lodovico il Moro und Cesare Borgias eine derartige Knechtschaft empfunden als jetzt im Dienste des Volkes, der freien Republik, im Staate der bürgerlichen Gleichheit. Am schlimmsten litt er darunter, daß Messer Soderini, wie alle unbegabten und unwissenden Leute, die Leidenschaft hatte, den Künstlern gute Rat schläge erteilen zu wollen.

Soderini wendete sich an Leonardo mit der Frage über den Verbleib von Geldern, die vom Rentamte zum Ankauf von fünfundzwanzig Pfund alexandrinischem Bleiweiß verausgabt, aber nicht eingetragen waren. Der Künstler gestand, daß er den Kauf vergessen und das Geld anderweitig verbraucht habe, erklärte sich aber sofort bereit, den Betrag an das Rentamt zurückzuzahlen.

„Was fällt Euch ein? Ich bitte Euch, Messer Leonardo! Ich erinnere doch bloß der Ordnung und Pünktlichkeit wegen! Tragt uns nichts nach. Ihr seht ja selbst, wir sind kleine, bescheidene Leute. Vielleicht erscheint Euch unsere Sparsamkeit im Vergleich zu der Freigebigkeit so großer Fürsten wie Sforza und Borgia als Geiz. Aber was soll man machen? Man muß sich nach der Decke strecken. Wir sind ja keine Selbstherrscher, nur Diener des Volkes und ihm für jeden Soldo Rechenschaft schuldig. Ihr wißt ja selbst, Staatsgelder sind ein Heiligtum, das

Scherflein der Witwe, die Schweißtropfen des ehrlichen Arbeiters und das Blut der Soldaten. Ein Herrscher ist allein, wir aber sind unserer viele, und wir sind alle gleich vor dem Gesetze. So ist es, Messer Leonardo. Die Tyrannen bezahlten Euch mit Gold, wir aber zahlen bloß mit Kupfer. Ist das Kupfer der Freiheit aber nicht besser als das Gold der Knechtschaft — und ist nicht ein ruhiges Gewissen der beste Lohn?“

Leonardo hörte schweigend zu und gab sich den Schein, als ob er zustimme. Er wartete auf das Ende der Rede Soderinis mit der traurigen Ergebenheit, mit der ein auf der Landstraße plötzlich in einen Staubwirbel geratener Wanderer seinen Kopf neigt und die Augen zusammenkneift. In solchen Gedankenäußerungen gewöhnlicher Menschen fühlte Leonardo eine blinde, unerbittliche, den Naturkräften ähnliche Macht, gegen die jeder Kampf unmöglich ist. Auf den ersten Blick hin erschienen sie ihm bloß flach, wenn er sich aber mehr in sie vertiefte, so empfand er eine solche Erregung, als ob er in eine schreckliche Ode, einen schwindelnden Abgrund hineingesehen hätte.

Soderini ließ sich hinreißen. Er wollte seinen Gegner zum Streite reizen. Um ihm etwas am Zeuge zu flicken, fing er an, über Malerei zu reden. Nachdem er sich eine silberne Brille mit großen Gläsern aufgesetzt hatte, begann er, den fertigen Teil des Bildes zu betrachten.

„Ausgezeichnet! Erstaunlich! Welche Darstellung der Muskeln, welche Kenntniß der Perspektive. Die Pferde — als ob sie lebten!“

Dann sah er über die Brille hinweg mit einem gutmütig strengen Blicke auf den Künstler, wie ein Lehrer seinen begabten, aber minder fleißigen Schüler ansieht.

„Und dennoch, Messer Leonardo, muß ich wiederholen, was ich bereits so oft gesagt habe: Wenn Ihr so fortfahrt, wie Ihr begonnen habt, so wird der Eindruck des Ganzen zu schwer, zu gedrückt werden, und, verübelt mir meine Aufrichtigkeit nicht, mein Geehrtester, ich bin immer offen den Leuten gegenüber — wir haben ganz anderes von Euch erwartet.“

„Was habt Ihr denn von mir erwartet?“ fragte Leonardo neugierig.

„Daß Ihr den kriegerischen Ruhm unserer Republik der Nachwelt überliefern, die denkwürdigen Thaten unserer Helden darstellen würdet. Irgendetwas, wißt Ihr, das die Seelen der Menschen erheben könnte und so ein gutes Beispiel der Vaterlandsliebe, der Bürgertugenden darböte. Mag der Krieg in Wirklichkeit so sein, wie Ihr ihn dargestellt habt. Warum soll man aber nicht, ich frage Euch, Messer Leonardo, das Extreme veredeln, verschönern oder wenigstens mildern, denn alles muß Maß und Ziel haben. Vielleicht irre ich, aber ich bilde

mir ein, der eigentliche Beruf des Künstlers läge darin, daß er, zurechtweisend und belehrend, dem Volke Nutzen bringe."

Sobald er auf den Nutzen fürs Volk zu reden kam, gab es keinen Einhalt mehr. Seine Augen funkelten in der Begeisterung des gesunden Menschenverstandes, und in dem einförmigen Klange seiner Worte lag die Beharrlichkeit des fallenden Tropfens, der den Stein höhlt.

Leonardo hörte in Schweigen erstarrt zu, nur bisweilen, wenn er wieder zum Bewußtsein kam und sich eine Vorstellung darüber zu bilden suchte, was der gute Mann sich eigentlich über die Kunst einbildete, wurde ihm bekommen zumute, als ob er ein enges, dunkles, von Menschen überfülltes Zimmer beträte, in dem die Luft so verdorben ist, daß man nicht einen Augenblick darin verweilen kann, ohne zu ersticken.

"Die Kunst, die dem Volke keinen Nutzen bringt," sagte Messer Soderini, "ist eine Unterhaltung für müßige Leute, eine prahlerische Laune der Reichen, ein Luxus der Tyrannen. Ist es nicht an dem, mein Geehrtester?"

"Selbstverständlich", stimmte Leonardo bei und fügte mit kaum wahrnehmbarem Hohne hinzu: "Wißt Ihr was, Signore? Wir müßten unseren Streit, der ja schon lange währt, folgendermaßen schlichten: Mögen doch in ebendiesem Saale des Rates die Bürger von Florenz in einer Volksversammlung durch weiße und schwarze Kugeln nach Stimmenmehrheit darüber entscheiden, ob mein Gemälde dem Volke Nutzen bringen kann oder nicht. Hierin liegt ein doppelter Vorteil: erstens mathematische Gewißheit, denn man braucht nur die Stimmen zu zählen, um die Wahrheit zu ergründen; zweitens kann jeder einsichtige und kluge Mann, wenn er allein dasteht, irren, während zehn- oder zwanzigtausend Unwissende und Toren, die sich vereinigen, nicht irren können; denn Volkes Stimme ist Gottes Stimme!"

Soderini verstand es nicht gleich. Er hatte große Ehrfurcht vor der feierlichen Entscheidung der weißen und schwarzen Kugeln, daß es ihm gar nicht einfiel, als könne sich jemand über diese Handlung lustig machen. Als er es aber begriffen hatte, starrte er den Künstler verblüfft, fast erschrocken an, und seine kleinen, kurzsichtigen Augen rollten hin und her wie bei einer Ratte, die eine Rabe wittert.

Er erholte sich aber bald wieder. Da er in allen Künstlern Leute sah, die zum Überspannten und Sinnlosen neigen, so fühlte er sich von dem Scherze Leonardos nicht beleidigt.

Aber es stimmte ihn traurig, denn er betrachtete sich als den Wohltäter Leonardos. Ungeachtet der Gerüchte über dessen Hochverrat, über die Karten der Umgebung von Florenz, die er für Cesare Borgia, den Feind des Vaterlandes, angefertigt haben sollte, hatte er, Soderini, ihn großmütig in die Dienste der Republik aufgenommen.

Nachdem Messer Soderini auf ein anderes Thema übergegangen war, teilte er mit der Miene eines Vorgesetzten Leonardo unter anderem mit, daß Michelangelo den Auftrag erhalten habe, ein Schlachten-gemälde auf der entgegengesetzten Wand desselben Saales des Rates auszuführen. Darauf verabschiedete er sich hoheitsvoll und ging.

Der Künstler sah ihm nach. Grau, mit krummen Beinen und rundem Rücken glich der Gonfaloniere, aus der Ferne gesehen, noch mehr einer Ratte.

* * *

Als Leonardo aus dem Palazzo Vecchio heraustrat, blieb er auf dem Platze vor dem „David“ des Michelangelo stehen. Hier, an der Pforte des Florentiner Regierungspalastes stand der Riese aus weißem Marmor wie ein Wachtposten; er hob sich von dem Hintergrund des dunklen, alten Gesteins ab.

Der nackte Jünglingskörper war hager. Der rechte Arm mit dem Stein hing schwer herab, man konnte die Adern sehen; die Linke, die auf der Brust lag, hielt die Schleuder. Die Brauen waren zusammengezogen, der Blick war in die Ferne gerichtet wie bei einem Manne, der zielt. Auf der niedrigen Stirne ringelten sich die Locken wie zu einem Kranze zusammen. Und Leonardo fielen die Worte aus dem ersten Buche Samuelis ein:

„David aber sprach zu Saul: Dein Knecht hütete der Schafe seines Vaters, und es kam ein Löwe und ein Bär, und trug ein Schaf weg von der Herde.

Und ich lief ihm nach, und schlug ihn, und errettete es aus seinem Maul. Und da er sich über mich machte, ergriff ich ihn bei seinem Bart, und schlug ihn, und tötete ihn.

Also hat dein Knecht geschlagen beide, den Löwen und den Bären. So soll nun dieser Philister, der Unbeschnittene, sein gleich wie deren einer ...

Und nahm seinen Stab in seine Hand, und erwählte fünf glatte Steine aus dem Bach, und tat sie in die Hirtentasche, die er hatte, und in den Sack, und nahm die Schleuder in seine Hand, und machte sich zu dem Philister.

Und der Philister sprach zu David: Bin ich denn ein Hund, daß du mit Stecken zu mir kommst?

Und David sprach: Heutiges Tages wird dich der Herr in meine Hand überantworten, daß ich dich schlage, und nehme dein Haupt von dir und gebe den Leichnam des Heers der Philister heute den Vögeln unter dem Himmel und dem Wild auf Erden, daß alles Land inne werde, daß Israel einen Gott hat.“

In diesem Werke seines Nebenbuhlers erkannte Leonardo einen Geist, der dem seinigen ebenbürtig, aber ihm für ewige Zeiten ganz entgegengesetzt war, wie die Tat der Betrachtung, die Furcht der Furchtlosigkeit, der Sturm der Ruhe. Und diese fremde Macht zog ihn an, erregte in ihm die Neugierde, den Wunsch, sich ihr zu nähern, um sie ganz kennen zu lernen.

In den Baubuden des Florentiner Domes Santa Maria del Fiore lag ein gewaltiger weißer Marmorblock, der von einem unerfahrenen Bildhauer verdorben worden war; die besten Meister weigerten sich, ihn zu bearbeiten, da sie der Ansicht waren, daß er zu nichts mehr taue. Als Leonardo seinerzeit aus Rom kam, wurde er ihm angeboten. Während er in seiner gewohnten Langsamkeit überlegte, ausmaß, berechnete und schwankte, hatte ein anderer, der dreiundzwanzig Jahre jüngere Künstler Michelangelo Buonarroti, die Aufgabe übernommen, den Marmorblock zu bearbeiten. Mit unglaublicher Schnelligkeit, nicht allein bei Tage, sondern auch des Nachts bei Licht arbeitend, beendigte er seinen Riesen im Laufe von fünfundzwanzig Monaten.

Sechzehn Jahre hatte Leonardo am Tonmodelle des Kolosses, des Denkmals des Sforza, gearbeitet. Wie lange Zeit er zu einer Marmorstatue von der Größe des „David“ brauchen würde, daran wagte er gar nicht zu denken.

Die Florentiner erklärten Michelangelo für einen Nebenbuhler Leonardos in der Bildhauerkunst. Buonarroti nahm die Herausforderung ohne Zögern an.

Jetzt, da er zur Ausführung eines Schlachtengemäldes im Saale des Rates schritt, nahm er, obgleich er fast noch niemals den Pinsel in der Hand gehabt hatte, mit einer Kühnheit, die fast an Wahnsinn streifte, auch in der Malerei den Wettstreit mit Leonardo auf.

Je größere Bescheidenheit, je größeres Entgegenkommen Buonarroti bei seinem Nebenbuhler fand, um so mehr steigerte sich sein Haß. Die Ruhe Leonardos schien ihm Verachtung zu sein. Mit krankhaftem Argwohn hörte er alle Klatschereien an, suchte jede Gelegenheit zum Streite vom Zaune zu brechen und benutzte jeden Anlaß, um den Gegner zu verwunden.

Als der „David“ vollendet war, berief die Signoria die bedeutendsten Florentiner Maler und Bildhauer zu einer Beratung, wo das Standbild Aufstellung finden sollte. Leonardo schloß sich der Meinung des Architekten Giuliano da Sangallo an, daß es auf der Piazza della Signoria in der Loggia dell' Oragna unter dem mittleren Bogen aufzustellen sei. Als Michelangelo davon erfuhr, erklärte er, Leonardo wolle aus Neid den „David“ in den allerdunkelsten Winkel

stellen, damit die Sonne ihn niemals beschiene und niemand ihn sehen könne.

In einer Versammlung, die in der Werkstätte stattfand, in der Leonardo das Bild Monna Lisas malte, und an der viele Künstler, unter anderen Sandro Botticelli, Filippino Lippi, Lorenzo di Credi und mehrere Schüler Peruginos teilnahmen, kam eines Tages die Rede darauf, welche Kunst, Bildhauerei oder Malerei, höher sei — eine unter den damaligen Künstlern beliebte Streitfrage.

Leonardo hörte schweigend zu. Als er mit Fragen bestürmt wurde, antwortete er: „Ich halte die Kunst für die vollkommene, der weniger Handwerksmäßiges anhaftet.“

Mit doppeltinnigem Lächeln, so daß es schwer zu entscheiden war, ob er aus Überzeugung oder bloß aus Scherz redete, fügte er hinzu:

„Der Hauptunterschied zwischen diesen beiden Künsten liegt darin, daß die Malerei mehr Anstrengungen des Geistes, die Bildhauerei die des Körpers erfordert. Die Gestalt, die wie eine Kugel im groben, harten Gestein enthalten ist, befreit der Bildhauer allmählich mit Hammer und Meißel, er muß dazu alle körperlichen Kräfte bis zur Erschlaffung wie ein Tagelöhner anwenden; er wird vom Schweiß überzogen, der sich mit dem Staube vermengend zum Schmutze gestaltet; sein Gesicht ist wie beim Bäcker mit dem weißen Mehle des Marmors, seine Kleider sind mit Splintern bedeckt; sein ganzes Haus ist voller Steine und Staub. Der Maler hingegen führt in voller Ruhe, in eleganter Kleidung den Pinsel mit den angenehmen Farben. Auch ist sein Haus hell, rein, mit schönen Bildern ausgeschmückt; in ihm herrscht Ruhe; Musik oder Unterhaltung würzen die Arbeit, kein Hammerschlag oder andere langweilige Geräusche stören ihn dabei.“

Die Worte Leonardos wurden Michelangelo hinterbracht, der sie auf sich bezog. Er überwand aber seinen Zorn, zuckte bloß mit den Achseln und sagte mit verlegendem Spotte:

„Mag Leonardo, der uneheliche Sohn eines Schenkknäbels, das arbeitsscheue, verzärtelte Frauenzimmer spielen. Ich, der Nachkomme eines alten, edlen Geschlechts, schäme mich meiner groben Arbeit nicht, ich ekele mich als einfacher Tagelöhner nicht vor Schweiß und Schmutz. Was die Vorzüge der Bildhauerei oder Malerei betrifft, so ist jedes Streiten darüber abgeschmackt. Die Künste sind alle gleich, sie entstammen einer Quelle und streben nach einem Ziele. Wenn jemand behauptet, daß die Malerei edler als die Bildhauerei sei, so kann er mir darüber, mag er auch in allen anderen Sachen noch so bewandert sein, kaum Gescheiteres sagen als meine Aufwäscherin.“

Mit fieberhafter Geschwindigkeit begann Michelangelo die Herstellung des Bildes im Saale des Rates. Er wollte seinen Gegner über-

holen, was übrigens auch nicht allzu schwer war. Er hatte einen Vorfall aus dem Kriege mit den Pisanern gewählt: Florentiner Soldaten baden an einem heißen Tage im Arno; plötzlich wird Alarm geschlagen — es haben sich Feinde blicken lassen; die Soldaten eilen ans Ufer, klettern aus dem Wasser, in welchem sie ihre müden Glieder erfrischt haben, bekleiden sich mit ihren schweißigen, staubigen Gewändern und legen die kupfernen, von der Sonne erwärmten Rüstungen an.

So stellte Michelangelo im Gegensatz zu Leonardo den Krieg nicht als eine unsinnige Mezelei, „die allertierischste Dummheit“, dar, sondern als eine männliche Heldentat, die Erfüllung einer ewigen Pflicht — als den Kampf der Helden für den Ruhm und die Größe des Vaterlandes.

Die Florentiner verfolgten diesen Wettstreit zwischen Leonardo und Michelangelo mit einem Interesse, das der Volksmenge bei außerordentlichen Anlässen eigen ist. Da ihnen alles, was nicht zur Politik gehörte, nüchtern wie eine Speise ohne Pfeffer und Salz erschien, so verkündeten sie, daß Michelangelo die Republik gegen die Mediceer, Leonardo dagegen die Mediceer gegen die Republik verträte. Der Streit, der nun allen verständlich geworden war, entbrannte heftiger und übertrug sich aus den Häusern auf die Straßen und Plätze; es beteiligten sich daran Leute, die gar nichts von der Kunst verstanden. Die Werke Leonardos und Michelangelos wurden zu Kriegsbanner zweier feindlicher Lager.

Es kam so weit, daß unbekannte Leute nachts mit Steinen auf den „David“ warfen. Die angesehenen Bürger beschuldigten dessen das Volk, die Führer des Volkes die angesehenen Bürger, die Künstler die Schüler Peruginos, der kürzlich eine Schule in Florenz begründet hatte; Buonarroti aber erklärte in Gegenwart des Gonfaloniere, daß sein Gegner Leonardo die Taugenichtse, die die Steine geworfen hätten, bestochen habe.

Viele glaubten es oder stellten sich wenigstens so, als ob sie es glaubten.

Eines Tages, als Leonardo am Porträt der Monna Lisa malte — in der Werkstätte war niemand außer Giovanni und Salaino — und die Rede auf Michelangelo gekommen war, sagte Leonardo zu Monna Lisa:

„Es will mir zuweilen scheinen, daß sich alles auflären würde, wenn ich mich mit ihm Auge in Auge aussprechen könnte; es würde keine Spur von diesem dummen Streite übrigbleiben, er würde einsehen, daß ich nicht sein Feind bin, und daß es keinen Menschen gibt, der ihn mehr liebt als ich.“

Monna Lisa schüttelte den Kopf. „Sollte es wirklich möglich sein, Messer Leonardo? Würde er das einsehen?“

„Er würde es einsehen,“ erwiderte Leonardo. „Ein solcher Mensch wie er kann gar nicht anders als es einsehen! Das ganze Elend rührt nur davon her, daß er noch zu schüchtern ist und zu wenig Selbstvertrauen besitzt. Er quält sich ab, ist neidisch und fürchtet sich, weil er sich selbst seiner Kraft nicht bewußt ist. Es sind Hirngespinnste, es ist Wahnsinn! Ich würde ihm alles sagen, und er würde sich beruhigen. Als ob er mich zu fürchten hätte? Glaubt mir wohl, Madonna, als ich neulich seine Zeichnung zu den badenden Kriegerern sah, traute ich meinen Augen nicht. Niemand kann sich vorstellen, was er eigentlich ist und was er noch werden wird. Ich weiß, daß er schon jetzt mir nicht allein gleich, sondern bedeutender ist — ja, ich fühle es, er ist bedeutender als ich!“

Sie warf einen Blick auf ihn, der, wie es Giovanni scheinen wollte, den Blick Leonardos wie im Spiegel zurückwarf, und lächelte eigentümlich.

„Messere,“ sagte sie, „erinnert Ihr Euch der Stelle in der Heiligen Schrift, in der Gott zum Propheten Elias redet, der vor dem gottlosen Könige Ahab auf den Berg Horeb geflohen war: ‚Gehe hinaus und tritt auf den Berg vor den Herrn! Und siehe, der Herr ging vorüber, und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her; der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Säusen, — und da war der Herr.‘ Vielleicht ist Messer Buonarroti stark wie der Wind, der vor dem Herrn die Berge zerreißt und die Felsen zerbricht. Aber ihm fehlt das stille, sanfte Säusen, in dem der Herr ist. Er weiß es und haßt Euch deshalb, weil Ihr stärker seid als er, wie die Stille mächtiger ist als der Sturm.“

In der Kapelle Brancacci der vorstädtischen Kirche Santa Maria del Carmine, wo sich die berühmten Fresken des Tommaso, genannt Masaccio, befanden, die Vorbilder für alle Maler Italiens — auch Leonardo hatte an ihnen gelernt — traf der Künstler eines Tages einen Jüngling, fast noch einen Knaben, der diese Fresken studierte und abzeichnete. Er hatte ein altes, schwarzes, mit Farben beslecktes Wams an, seine Wäsche war sauber, aber von grober Hausleintwand. Er war gut gebaut, schlank und hatte einen langen, ungewöhnlich weißen, zarten Hals wie ein bleichsüchtiges Mädchen. Sein eirundes, durchsichtig blaßes Gesicht trug den Stempel einer gezierten, süßlichen Schönheit; er hatte große, schwarze Augen wie die Bäuerinnen Umbriens, die Perugino als Modelle zu seinen Madonnen bevorzugte — Augen, die keine Gedanken ausdrückten, sondern tief und leer wie der Himmel waren.

Nach einiger Zeit traf ihn Leonardo wieder im Kloster Santa Maria Novella, wo der Karton zur „Schlacht von Anghiari“ ausgestellt worden war. Der Jüngling studierte diesen Karton und zeichnete ihn ebenso emsig ab wie die Fresken Masaccios.

Er schien jetzt Leonardo von Angesicht zu kennen und sah ihn unverwandt an, als ob es sein Wunsch sei, ihn anzureden. Augenscheinlich fand er nicht den Mut dazu.

Als der Meister dies bemerkte, trat er selbst an ihn heran. Er regt, hastig und erröthend erklärte der junge Mann, fast zudringlich, aber mit kindlich einschmeichelndem Wesen, daß er ihn als seinen Lehrer, als den größten Meister Italiens ansehe, daß Michelangelo nicht würdig sei, die Schuhriemen Leonardos zu lösen.

Mehrmals noch begegnete Leonardo diesem Jünglinge, unterhielt sich mit ihm, besah seine Zeichnungen, und je mehr er ihn kennen lernte, um so mehr überzeugte er sich, daß er ein großer Meister werden würde.

Empfindsam, alle Stimmen wie ein Echo wiedergebend, allen Einflüssen wie eine Frau zugänglich, ahnte er Perugino sowohl als auch Pinturicchio, bei dem er unlängst in der Bibliothek zu Siena gearbeitet hatte, besonders aber Leonardo nach. Aber unter diesem Mangel an Reife erkannte der Meister bei ihm eine solche Frische des Gefühls, wie er es noch niemals wahrgenommen hatte.

Am meisten aber erstaunte er darüber, wie dieser Knabe, ohne es selbst zu wollen, wie zufällig in die tiefsten Geheimnisse der Kunst und des Lebens eindrang, mit welcher Leichtigkeit, ja wie er spielend die größten Schwierigkeiten überwand. Alles fiel ihm mühelos zu, als ob für ihn in der Kunst endloses Suchen, Arbeit, Anstrengungen und Zweifel, die die Dual und der Fluch von Leonardos ganzem Leben gewesen waren, gar nicht vorhanden wären. Als ihm der Meister die Notwendigkeit eines langsamen und geduldigen Naturstudiums, der Erlernung der mathematischen Regeln und Gesetze der Malerei auseinandersetzte, sah der Jüngling ihn mit seinen großen, erstaunten und verständnislosen Augen an; er schien sich zu langweilen und nur aus Achtung vor dem Meister zuzuhören.

Einst entfuhr ihm ein Wort, das durch seinen tiefen Sinn dem Meister Erstaunen, ja fast Schrecken einflößte:

„Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man nicht denken soll, wenn man malt; es gelingt einem so besser.“

Das ganze Wesen des Knaben schien Leonardo ein Beweis zu sein, daß es die Einheit, nach der er selbst suchte, die völlige Übereinstimmung des Gefühls und der Vernunft, der Liebe und der Erkenntnis, nicht gäbe und nicht geben könnte.

Vor der bescheidenen, furcht- und sorglosen Treuherzigkeit dieses Knaben empfand Leonardo mehr Zweifel, eine größere Besorgnis für das bevorstehende Schicksal der Kunst, für das ganze Werk seines Lebens, als vor der Erregung und dem Hasse Buonarrothis.

„Woher stammst du, mein Sohn,“ hatte er ihn bei einer seiner ersten Begegnungen gefragt, „wer ist dein Vater und wie heißt du?“

„Ich stamme aus Urbino,“ antwortete ihm der Jüngling zögernd, aber freundlich. „Mein Vater ist der Maler Giovanni Santi, und ich heiße Raffael.“

* * *

Gleich darauf mußte Leonardo in wichtigen Angelegenheiten Florenz verlassen.

Seit undenklichen Zeiten lag die Republik mit der benachbarten Stadt Pisa im Kriege.

Eines Tages hatte Leonardo im Gespräche mit Machiavelli einen Kriegsplan erwähnt, der darin bestand, den Wasserlauf des Arno aus dem alten Bette in ein neues überzuführen, ihn mittels Kanäle von Pisa aus in die Sümpfe von Livorno zu leiten, um auf diese Weise der Stadt die Verbindung mit dem Meere, die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden und sie zur Übergabe zu zwingen. Mit der ihm innewohnenden Leidenschaft für alles Ungewöhnliche begeisterte sich Niccolò für diesen Plan und teilte ihn dem Gonfaloniere mit; teils überzeugte er ihn, riß ihn hin und verwirrte ihn durch seine Beredsamkeit, indem er der Eigenliebe Soderinis schmeichelte, dessen Unfähigkeit viele die Mißerfolge im Kriege gegen Pisa zuschrieben, teils betrog er ihn, indem er ihm die tatsächlichen Kosten und Schwierigkeiten des Unternehmens verschwieg.

Als der Gonfaloniere diesen Plan dem Räte der Zwölf vorlegte, wurde er beinahe ausgelacht. Er fühlte sich gekränkt und entschloß sich, den Beweis zu liefern, daß er ebensoviel Verstand wie jeder andere besitze. Mit ungewöhnlichem Starrsinn erreichte er sein Ziel, dank der lebhaften Unterstützung seiner Feinde, die für seinen Plan stimmten, weil sie ihn für den Gipfel des Blödsinns hielten und Messer Soderini stürzen wollten.

Machiavelli verschwieg Leonardo vorläufig seine schlaunen Schachzüge, indem er sich der Hoffnung hingab, daß sie alles erreichen würden, wenn er Soderini erst ganz für die Sache eingenommen hätte.

Der Anfang der Arbeit verlief günstig. Der Wasserspiegel des Flusses sank. Es traten aber bald größere Schwierigkeiten ein, die immer größere Ausgaben erforderten, und die sparsame Regierung feilschte um jeden Soldo.

Im Jahre 1505 trat der Arno in Folge eines Platzregens über seine Ufer und zerstörte einen Teil des Damms. Leonardo wurde an Ort und Stelle der Arbeiten gerufen. Den Tag vor seiner Abreise unterhielt er sich über die Angelegenheit mit Machiavelli, der ihn durch seine Geständnisse erschreckte. Als er von dem politisierenden Freunde, dessen Wohnung jenseits des Arno lag, heimkehrte, schritt er über die Brücke Santa Trinita in der Richtung nach der Via Tornabuoni.

Es war spät. Nur wenige Menschen begegneten ihm. Die Stille wurde nur durch das Rauschen des Wassers an der unterhalb des Ponte alla Carraja gelegenen Wassermühle unterbrochen. Der Tag war heiß gewesen. Gegen Abend hatte es geregnet und die Luft war kühler geworden. Auf der Brücke duftete es nach warmer, sommerlicher Feuchtigkeit. Hinter dem dunkeln Hügel San Miniato stieg der Mond auf. Rechts am Kai des Ponte Vecchio spiegelten sich die alten, kleinen Häuser mit den ungleichen Vorbauten auf den krummen, hölzernen Stützbalken im trüben, gelblichen, durch das Wehr vertieften und beruhigten Wasser wieder, links flimmerte über den lila- und zartfarbigen Vorbergen des Monte Albano ein einsamer Stern.

Die Umrisse von Florenz zeichneten sich am heiteren Himmel ab wie eine Titelzeichnung auf dem dunkeln Golde alter Bücher — ein in der ganzen Welt einziger Anblick, der ihm wie ein Menschengesicht bekannt war. Zu Anfang im Norden der alte Kirchturm von Santa Croce, dann der gerade, schlanke Turm des Palazzo Vecchio, der weiße, marmorne Campanile di Giotto und die rote, ziegelsteinerne Kuppel von Santa Maria del Fiore. Ganz Florenz im Zwielfichte des Abendrotes und des Mondscheines glich einer einzigen silberschimmernden Blume.

Leonardo bemerkte, daß jede Stadt, wie ein jeglicher Mensch, ihren eigentümlichen Duft besitzt. Florenz schien ihm nach feuchtem Staub, der mit dem kaum wahrnehmbaren Geruche von Lack und von Farben sehr alter Bilder vermengt ist, zu duften.

Er dachte an Monna Lisa.

Er wußte, gleich Giovanni, fast nichts aus ihrem Leben. Der Gedanke, daß sie einen Gatten habe, kränkte ihn nicht, sondern verwunderte ihn nur. Wie kam sie nur zu diesem Messer Francesco, einem hageren, langgewachsenen Manne mit einer Warze auf der linken Backe und dichten Augenbrauen; einem gesetzten Manne, der besonders über die Vorzüge der sizilianischen Rindviehrasse und über den neuen Zoll auf Schafshäute zu reden liebte?

Es gab Augenblicke, in denen Leonardo sich an ihrer verkärten Schönheit erfreute, einer seltsamen, übernatürlichen Schönheit, die doch natürlicher war als alles, was existierte. Es gab auch Augenblicke, in denen ihre lebendige Schönheit ihn entzückte.

Monna Lisa gehörte nicht zu jenen Frauen, die man zu jener Zeit „gelehrte Heldinnen“ — *dotte eroine* — nannte. Niemals offenbarte sie ihre aus Büchern geschöpften Kenntnisse. Nur zufällig erfuhr er, daß sie lateinische und griechische Bücher lese. Sie benahm sich und redete so schlicht, daß viele sie für einfältig hielten. Tatsächlich schien sie zu besitzen, was tiefer als der Verstand, besonders der weibliche, reicht: instinktives Wissen. Sie fand Worte, die sie ihm näher als alle ihm Nahestehenden brachten und sie zu seiner Geistesverwandten, zu einer Schwester und Genossin für die Ewigkeit machten. In diesen Augenblicken beehrte er den Zauberkreis, der die Gedankenwelt vom wirklichen Leben trennt, zu überschreiten. Er unterdrückte aber diesen Wunsch gleich wieder, und jedesmal, wenn er die lebendige Schönheit Monna Lisas in sich ertötete, gewann das von ihm auf die Leinwand gebannte geisterhafte Bild an Leben und Wirklichkeit.

Es schien ihm, als ob sie das wüßte, sich darein füge und ihm dabei helfe — als ob sie sich ihrem eigenen Schattenbilde opfere, ihm seine Seele hingäbe und sich darüber freue.

War das, was sie beide verknüpfte, wohl die Liebe?

Nur Langweile und Spott riesen in ihm die damaligen platonischen Fäseleien, die schmachtenden Seufzer der himmlischen Liebhaber, die süßlichen Sonette in der Art Petrarca's hervor. Nicht weniger fremd war ihm auch das Gefühl, das die Mehrheit der Menschen als Liebe bezeichnet. Ebenso wie er sich des Fleisches enthielt, das ihm nicht als verboten, sondern nur widerwärtig erschien, hielt er sich auch von den Frauen fern, weil ihm jede Art des Geschlechtsgenusses — innerhalb und außerhalb der Ehe — nicht sündig, sondern unästhetisch erschien. Er floh diesen wollüstigen Kampf der Männer und Weiber, gleichwie das blutige Gemetzel der Tiere, die sich verwunden, um sich dann gegenseitig aufzufressen. Er regte sich nicht darüber auf, er tadelte und rechtfertigte nicht, er erkannte die natürliche Notwendigkeit eines Kampfes der Liebe und des Hungers an, nur wollte er sich nicht selbst daran beteiligen, da er sich einem anderen Gesetze, dem der Liebe und Keuschheit, unterwarf.

* * *

Wenn er sie aber liebte — hätte er dann eine vollständigere Vereinigung mit der Geliebten wünschen können als diejenige der tiefen und geheimnisvollen Liebfungen, als die Herstellung des Bildes, des neuen Wesens, das von ihnen gezeugt und geboren war wie ein Kind von Vater und Mutter?

Aber er empfand, daß in diesem vollständig vorwurfsfreien Verhältnis auch eine Gefahr liege, vielleicht eine noch größere als in der

gewöhnlichen fleischlichen Liebe. Sie gingen beide am Rande des Abgrundes hin, da, wo bis jetzt niemand gegangen war — beide widerstanden den Verführungen, der Anziehungskraft des Abgrundes. Es fielen verräterische, leicht verständliche Worte, aus denen das Geheimnis wie die Sonne durch den feuchten Nebel hervorschien. Zuweilen dachte er was daraus werden sollte, wenn der Nebel sich verzöge und die blendende Sonne hervorträte, in der die Geheimnisse und die Gespenster zergehen. Was dann, wenn er es nicht aushielte, die Grenze überschritt und die Gedanken Leben gewinnen sollten? Hatte er das Recht, die lebendige Seele, die Seele seiner ewigen Genossin und Schwester mit demselben Interesse zu durchforschen wie die Gesetze der Mechanik und der Mathematik, wie das Leben der mit Gift durchtränkten Pflanzen, wie den Bau des seziierten Körpers? Würde sie sich nicht darüber empören, ihn mit Haß und Verachtung von sich stoßen, wie es jede andere Frau tun würde?

Zuweilen wollte es ihm scheinen, als ob er sie einer langsamen und schrecklichen Folter aussetze. Ihre Ergebenheit erschreckte ihn; sie schien grenzenlos wie sein eigener ewiger Erkenntnisdrang, wie die zarte, aber durchdringende Beobachtung, der er sie unterzog. Früher oder später würde er sich zu entscheiden haben, was sie ihm sei, ein lebensvolles Weib oder ein geistiges Wesen, der Abglanz seiner eigenen Seele im Spiegel der Frauenschönheit. Er hoffte, daß seine Abwesenheit die unvermeidliche Entscheidung verzögern würde, und hatte sich deshalb auf die Abreise aus Florenz gestreut. Jetzt aber, wo die Trennung bevorstand, sah er ein, daß er sich getäuscht hatte, daß sie die Entscheidung nicht hinauszöge, sondern beschleunige.

In diese Gedanken versunken, bemerkte er nicht, daß er in eine Sackgasse geraten war. Als er sich umsah, erkannte er nicht gleich, wo er sich befand. Nach dem marmornen Campanile di Giotto zu schließen, der die Dächer überragte, mußte er sich in der Nähe des Domes befinden. Die eine Seite der schmalen, langen Gasse lag in tiefem Schatten, die andere im hellen, fast weißen Glanze des Mondes. In der Ferne blinkte ein Licht. Vor einer zierlichen Loggia brachten Leute mit schwarzen Larben und Mänteln bei den Klängen einer Laute ein Ständchen.

Es war ein altes Liebeslied von Lorenzo de' Medici, dem Prächtigen, verfaßt, das einst den Carnevalszug des Gottes Bacchus und der Ariadne begleitet hatte — ein tief freudiges, zugleich aber auch melancholisches Liebeslied, das Leonardo liebte, weil er es in seiner Jugend oft gehört hatte:

Quanto è bella giovinezza
che si fugge tuttavia;
Chi vuol esser lieto, sia!
Di doman non c'è certezza.

Schön ist die Jugendzeit,
Doch schnell verschwunden.
Wer fröhlich sein will,
Nütze die Stunden.

Der letzte Vers hallte in seinem Herzen ahnungsvoll wieder.

Sandte ihm nicht das Schicksal jetzt an der Schwelle des Alters in seine irdische Nacht und Einsamkeit eine lebende, verwandte Seele? Sollte er sie zurückstoßen, sollte er ihr entsagen, wie er bereits so oft dem Leben zugunsten der Betrachtung entsagt hatte? Sollte er das Naheliegende dem Fernen, das Wirkliche dem Idealen und doch einzig Schönen opfern? Für wen sollte er sich entscheiden — für die lebende oder für die unsterbliche Monna Gioconda? Er wußte, daß, wenn er die eine wählte, er die andere verlieren würde, und beide waren ihm gleich teuer; er wußte aber auch, daß er wählen müsse, daß er nicht mehr zögern, ihre Qual nicht mehr verlängern dürfe. Aber sein Wille war ohnmächtig. Er wollte und konnte sich nicht entscheiden, was besser sei: die Lebende zugunsten der Unsterblichen, oder die Unsterbliche zugunsten der Lebenden, die wirklich Existierende oder die auf der Leinwand des Gemäldes Berewigte zu opfern?

Nachdem er noch zwei Straßen durchschritten hatte, näherte er sich dem Hause seines Wirtes Martelli.

Die Türe war verschlossen, die Lichter ausgelöscht. Er ergriff den an einer Kette hängenden Hammer und schlug auf die eiserne Krampe. Der Pförtner antwortete nicht, er schlief oder war fortgegangen. Die Schläge, die von dem Gewölbe der steinernen Treppe widerhallten, erstarben. Es trat Totenstille ein. Der Mondschein schien sie noch zu vertiefen. Plötzlich erschollen langsame, gleichförmige Töne angeschlagenen Metalles — der Schlag der nahen Turmuhr; ihre Stimme verkündete den lautlosen und ernstesten Flug der Zeit, das trübe, einsame Alter, die unmögliche Wiederkehr des Vergangenen.

Noch lange zitterten und schwankten, bald stärker, bald schwächer die Tonwellen in der Stille der Mondscheinnacht, als ob sie wiederholten:

Di doman non c'è certezza.

* * *

Am nächsten Tage kam Monna Lisa zur gewohnten Zeit in Leonardos Werkstätte, zum erstenmal allein, ohne ihre stete Begleiterin, die Schwester Kamilla. Monna Gioconda ahnte, daß es ihre letzte Zusammenkunft mit Leonardo sei.

Es war ein heiterer, sonniger Tag. Leonardo zog das Bettuch zusammen; auf dem Hofe mit den schwarzen Wänden entstand ein

zartes Dämmerlicht, das ihrem Gesicht einen unbeschreiblichen Zauber verlieh.

Sie waren allein.

Er malte schweigend, alle Gedanken nur auf die Arbeit gerichtet; er hatte alle seine Gedanken über die bevorstehende Trennung, über die unvermeidliche Entscheidung vergessen, als ob es für ihn keine Vergangenheit, keine Zukunft gäbe, als ob sie immer mit ihrem stillen, eigentümlichen Lachen hier gesessen habe und immer sitzen würde. Und das, was er im Leben nicht zuwege bringen konnte, tat er im Geiste; er verschmolz die beiden Bilder in eins, er vereinigte die Wirklichkeit und den Schein — die Lebende und die Unsterbliche. Das gab die Freudigkeit einer großen Erlösung. Jetzt tat sie ihm nicht mehr leid, er fürchtete sie auch nicht mehr. Er wußte, daß sie ihm bis zum Ende ergeben bleiben und alles hinnehmen würde, leiden, sterben, ohne sich dagegen zu empören. Zuweilen betrachtete er sie mit demselben Interesse wie diejenigen, die er auf dem letzten Wege zur Hinrichtung begleitet hatte, um die letzten Blicke des Schreckens auf ihren Gesichtern wahrnehmen zu können.

Plötzlich schien ihm ein fremder Schatten eines ungebetenen, nicht von ihm eingelöst, ihm unnötigen Gedankens ihr Gesicht wie ein Hauch auf der Spiegelfläche zu überfliegen. Um sie zu beschützen, sie wieder in seinen Zauberkreis zu bannen und den fremden Gedanken zu verschrecken, begann er in halb singendem, halb befehlendem Tone, wie ein Zauberer seine Formel hersagt, eine der geheimnisvollen, rätselhaften Erzählungen, die er zuweilen in sein Tagebuch einzuschreiben pflegte:

„In dem unwiderstehlichen Drange, neue, den Menschen unbekannt, von der kunstvollen Natur in langer Zeit erschaffene Bildungen zu sehen, erreichte ich auf einer Wanderung durch nackte, finstere Felsen den Eingang zu einer Höhle und blieb unentschlossen vor ihr stehen. Nachdem ich mich aber entschieden hatte, senkte ich den Kopf, krümmte den Rücken, legte die linke Hand auf mein rechtes Knie, beschattete mit der rechten meine Augen, um mich an die Dunkelheit zu gewöhnen, trat ein und machte einige Schritte. Mit hochgezogenen Brauen, zusammengekniffenen Augen, um die Sehkraft möglichst zu verschärfen, änderte ich öfter die Richtung und irrte, in der Dunkelheit herumtastend, bald hierhin bald dorthin und gab mir Mühe, etwas zu erblicken. Aber die Dunkelheit war zu groß. Als ich einige Zeit in der Höhle verweilte, erwachten und kämpften in mir zwei Gefühle: Furcht und Neugierde — Furcht vor der weiteren Durchforschung der Höhle und Neugierde, ob sie nicht irgendein wunderbares Geheimnis verberge.“

Er verstummte. Von ihrem Gesicht war der fremdartige Schatten noch nicht gewichen.

„Welches der beiden Gefühle ist dann Sieger geblieben?“ fragte sie.

„Die Neugierde.“

„Und habt Ihr das Geheimnis der Höhle ergründet?“

„Ich habe alles das gefunden, was man finden konnte.“

„Werdet Ihr es den Menschen mitteilen?“

„Alles darf ich nicht und wüßte es auch nicht mitzuteilen. Aber ich möchte ihnen die Neugierde einflößen, daß dadurch ihre Angst immer besiegt werde.“

„Aber, wenn die Neugierde allein nicht genügt, Messer Leonardo?“ sagte sie mit einem unerwarteten, leuchtenden Blicke. „Wenn man noch etwas anderes, Größeres bedarf, um in die letzten, vielleicht wunderbarsten Geheimnisse der Höhle einzudringen?“

Sie sah ihm mit einem Lächeln in die Augen, wie er es bis jetzt an ihr nicht gesehen hatte.

„Wessen bedarf man denn noch mehr?“ fragte er.

Sie schwieg.

In diesem Augenblicke fiel ein blendender Sonnenstrahl durch eine Spalte im Zeltdache. Die Dämmerung wich. Auf ihrem Gesicht schwand der Zauber, der durch die zarten Schatten hervorgebracht worden war.

„Ihr verreißt morgen?“ fragte Monna Lisa.

„Nein, heute abend.“

„Auch ich verreise bald,“ sagte sie.

Leonardo sah sie aufmerksam an, wollte etwas sagen, schwieg aber. Er erriet, daß sie verreisen wollte, um nicht ohne ihn in Florenz bleiben zu müssen.

„Messer Francesco,“ fuhr sie fort, „verreißt in Geschäften auf drei Monate, bis zum Herbst, nach Kalabrien. Ich habe ihn gebeten, mich mitzunehmen.“

Leonardo wandte sich um und warf verdrießlich mit finsterner Miene einen Blick auf den scharfen, bösen, wahrhaften Sonnenstrahl. Die bis jetzt einfarbigen, leblosen und geisterhaft blassen Wasserstrahlen des Springbrunnens leuchteten in den entgegengesetzten, bunten Regenbogenfarben, den Farben des Lebens. Er fühlte plötzlich, daß er ins Leben zurückkehrte; er wurde wieder furchtbar, schwach, traurig und verzagt.

„Es macht nichts,“ sagte Monna Lisa, „zieht den Vorhang zusammen. Es ist noch früh. Ich bin nicht ermüdet.“

„Nein, einerlei. Es ist genug,“ sagte er und warf den Pinsel fort.

„Ihr werdet das Bild wohl niemals beenden?“

„Weshalb denn nicht?“ erwiderte er eilig, wie erschrocken. „Werdet Ihr etwa nicht wieder zu mir kommen, wenn Ihr zurückgekehrt sein werdet?“

„Ich werde wiederkommen. Vielleicht bin ich aber nach drei Monaten eine ganz andere, und Ihr werdet mich nicht wiedererkennen. Ihr sagtet ja selbst, daß die Gesichter der Menschen, besonders der Frauen, sich schnell verändern.“

„Ich möchte es wohl beenden,“ sagte er leise, wie vor sich hin, „aber ich weiß nicht. Mir scheint es zuweilen, daß das, wonach ich strebe — unmöglich sei.“

„Unmöglich?“ entgegnete sie erstaunt. „Ich habe bereits gehört, daß Ihr nie etwas zu Ende bringt, weil Ihr stets nach dem Unmöglichen strebt.“

Aus diesen Worten hörte er oder glaubte doch einen milden Vorwurf entnehmen zu können.

Sie stand auf und sagte wie immer: „Nun, es ist Zeit. Lebt wohl, Messer Leonardo. Glückliche Reise!“

Er hob die Augen zu ihr empor, und wieder schien in ihrem Gesicht ein Vorwurf, eine hoffnungslose Bitte zu liegen. Er wußte, daß dieser Augenblick ihnen beiden nicht wiederkehren, daß er sie ewig wie der Tod trennen würde. Er fühlte, daß er nicht schweigen dürfe. Je mehr er sich aber anstrebte, um das entscheidende Wort zu sprechen, um so mehr erkannte er seine Ohnmacht und den zwischen ihnen beiden sich öffnenden, unüberbrückbaren Abgrund. Monna Lisa zeigte ihm ihr gewohntes, stilles und heiteres Lächeln. Jetzt aber erschien ihm die Stille und Heiterkeit so, wie sie im Lächeln der Totengesichter zuweilen vorkommt.

Eine namenlose, unerträgliche Betrübniß bemächtigte sich seines Herzens und machte ihn nur kraftloser.

Monna Lisa streckte ihm ihre Hand entgegen, schweigend küßte er sie, zum erstenmal seit sie sich kannten; in demselben Augenblick fühlte er, wie sie sich über ihn beugte und seine Haare mit den Lippen berührte.

„Gott erhalte Euch!“ sagte sie ebenso ruhig.

Als er wieder zu sich kam — hatte sie sich bereits entfernt. Um ihn herum herrschte die Totenstille einer sommerlichen Mittagsstunde, die ihn viel schrecklicher dünkte als die Stille einer einsamen, dunkeln Mitternacht. Und wieder wie in der Nacht, nur noch drohender und feierlicher, erschollen langsame, gleichförmige Töne angeschlagenen Metalles — der Schlag der Uhr auf dem benachbarten Turme. Wieder verkündete ihre Stimme den lautlosen und ernstesten Flug der Zeit, das trübe, einsame Alter, die unmögliche Wiederkehr des Vergangenen.

Noch lange erzitterte verklingend der letzte Ton und schien zu wiederholen:

Di doman non c'è certezza

* * *

Als Leonardo sich bereit erklärte, an der Verlegung des Arnobettes mitzuarbeiten, war er fest überzeugt, daß dieses Kriegsunternehmen früher oder später ein friedlicheres und bedeutsameres nach sich ziehen würde.

Schon von Jugend auf träumte er von der Herstellung eines großen Kanals, der den Arno von Florenz bis zum Meere der Schifffahrt erschließen könnte und, durch nebartig angelegte Seitenadern die Felder berieselnd, die Fruchtbarkeit des Landes erhöhen und Toskana in einen blühenden Garten verwandeln würde. „Prato, Pistoja, Pisa, Lucca,“ schrieb er in seine Aufzeichnungen, „würden, wenn sie sich an diesem Unternehmen beteiligten, ihre Einkünfte jährlich um 200 000 Fiorini vermehren. Wer es verstehen wird, die Gewässer des Arno in der Tiefe und auf der Oberfläche zu beherrschen, wird Schätze in jeder noch so kleinen Fläche des Landes finden.“

Leonardo dachte, daß ihm das Schicksal jetzt in seinem Alter vielleicht die letzte Gelegenheit böte, das im Dienste des Volkes auszuführen, wonach er im Dienste der Fürsten vergeblich gestrebt habe: den Leuten zu beweisen, welche Macht die Wissenschaft über die Natur habe.

Als ihm Machiavelli mitteilte, wie er Soderini getäuscht und ihm die großen Schwierigkeiten des Unternehmens verschwiegen habe, entschloß sich Leonardo, dem Gonfaloniere die ganze Wahrheit zu offenbaren und legte ihm eine genaue Berechnung für die Herstellung zweier Entwässerungskanäle bis zu den Sümpfen von Livorno vor. Von allen Seiten wurde Soderini mit Vorwürfen überschüttet; man wunderte sich, wie er auf ein so törichtes Unternehmen hatte verfallen können.

Niccolò hoffte noch immer; er lief von einem zum andern, wandte List an, betrog, schrieb beredte Briefe, in denen er das zweifellose Gelingen des Unternehmens hervorhob. Trotz der täglich steigenden ungeheuren Ausgaben gingen die Arbeiten immer schlechter von statten.

Als ob ein Fluch auf Messer Niccolò lastete: Alles, was er unternahm, mißglückte, zerfiel, schmolz in seiner Hand. Unwillkürlich fielen Leonardo die fortwährenden Spielverluste Machiavellis, die verunglückte Befreiung Marias und die makedonische Phalang ein.

In diesem eigentümlichen Menschen, der beständig nach Taten dürstete und vollständig unfähig zu deren Ausführung war, dem in Gedanken Mächtigen, aber im Leben Schwachen, der einem Schwan auf trockenem Lande glich, erkannte Leonardo — sich selbst.

In seinem Vericht an den Gonfaloniere und die Regierung riet Leonardo, entweder das ganze Unternehmen sofort aufzugeben oder es ohne Rücksicht auf die Kosten durchzuführen. Aber die Regierung der Republik beschloß, einen Mittelweg einzuschlagen. Sie meinte, die bereits ausgegrabenen Kanäle als Gräben, als Hindernisse für die freie

Bewegung des pisanischen Heeres benutzen zu können, und berief, da die großen Projekte Leonardos ihr kein Vertrauen einflößten, andere Wasserbaumeister und Erdarbeiter aus Ferrara. Während sich die Herren in Florenz stritten, einer den andern anklagte und die Frage in allen möglichen Instanzen und Versammlungen nach Stimmenmehrheit durch schwarze und weiße Kugeln erörterten, zerstörten die Feinde durch Kanonenfeuer alles, was bis dahin geschaffen war.

Die ganze Sache wurde Leonardo schließlich so widerlich, daß er nicht ohne Abscheu an sie denken konnte. Die Arbeiten gestatteten ihm längst seine Rückkehr nach Florenz. Da er aber zufällig erfahren hatte, daß Messer Giocondo erst Anfang Oktober aus Kalabrien heimkehren würde, so beschloß er, zehn Tage nach ihm einzutreffen, um Monna Lisa um so sicherer in Florenz anzutreffen. Er zählte die Tage bis dahin. Der Gedanke, das Wiedersehen könnte sich verzögern, flößte ihm eine abergläubische Angst, einen tiefen Kummer ein; er bemühte sich, nicht daran zu denken, sprach mit niemandem darüber und fragte nicht, aus Furcht, erfahren zu müssen, daß sie nicht zur bestimmten Zeit heimkehren würde. Früh am Morgen traf er in Florenz ein.

Das herbstliche, trübe, feuchte Aussehen der Stadt erschien ihm sympathisch, erinnerte ihn an Monna Gioconda. Auch der Tag war der ihrige, nebelig, still, mit dem feucht-trüben Sonnenscheine, der Frauengesichtern eine so besondere Schönheit verleiht.

Er fragte sich nicht mehr, wie sie einander begegnen würden, was er ihr sagen, was er tun würde, um sich nie wieder von ihr zu trennen, damit die Gattin des Messer Giocondo seine einzige, unzertrennliche Geliebte würde; er wußte, daß alles von selbst kommen würde, daß das Schwere leicht, das Unmögliche möglich werden würde — wenn sie sich nur wiedersehen würden.

„Die Hauptsache ist, nicht darüber nachzudenken, dann gelingt einem alles besser,“ wiederholte er die Worte Raffaels. „Ich werde sie fragen, und jetzt wird sie mir sagen, was sie damals nicht vollenden konnte — was außer der Neugierde erforderlich ist, um in die letzten, vielleicht wunderbarsten Geheimnisse der Höhle eindringen zu können.“

Eine Freude erfüllte seine Seele, als ob er nicht vierundfünfzig Jahre alt, sondern nur sechzehn wäre, als ob das ganze Leben noch vor ihm läge. Nur im tiefsten Winkel seines Herzens, wohin kein Strahl der Erkenntnis dringen konnte, regte sich eine dunkle Ahnung.

Er war auf dem Wege zu Niccolò, um ihm Geschäftspapiere und Zeichnungen zu den Ausschachtungsarbeiten zu übergeben. Zu Messer Giocondo wollte er am nächsten Tage gehen; er hielt es aber nicht aus und beschloß, noch an demselben Abende bei der Heimkehr von Machiavelli an seinem Hause vorbeizugehen und beim Stallknecht oder Pförtner

anzufragen, ob die Herrschaft schon heimgekehrt wäre, und wie sie sich befände.

Leonardo ging die Via Tornabuoni zur Brücke Santa Trinità hinab, denselben Weg, nur in entgegengesetzter Richtung, wie in der Nacht vor seiner Abreise. Das Wetter war plötzlich umgeschlagen, wie es in Florenz häufig vorkommt. Aus dem Tale des Mugnone blies ein kalter, durchdringender Nordwind. Die Gipfel des Mugello waren weiß geworden, als ob der Reif sie zu Greisen gemacht hätte. Es fing an zu regnen. Plötzlich brach aus den Wolken, die, wie ein durchgerissener Vorhang, einen schmalen Streifen blauen Himmels am Horizonte freigelassen hatten, ein Sonnenstrahl hervor und beleuchtete die schmutzigen, nassen Straßen, die glänzenden Dächer, die Gesichter der Menschen mit einem messinggelben, kalten Scheine. Der Regen glich feinem Messingstaube. In der Ferne flimmerten die Fensterscheiben wie glühende Kohlen.

An der Brücke, gegenüber der Kirche Santa Trinità, an der Ecke des Rai und der Via Tornabuoni, erhob sich der gewaltige, aus braungrauen, unbehauenen Steinen errichtete Palazzo Spini, der durch seine vergitterten Fenster und Zinnen einer mittelalterlichen Feste glich. Unten an seinen Mauern zog sich, wie bei vielen alten Florentiner Häusern, eine lange Reihe steinerner Bänke hin. Bürger jeden Alters und Standes pflegten hier zu sitzen, Schach zu spielen oder zu würfeln, sich über Staatsgeschäfte und Neuigkeiten zu unterhalten; im Winter erwärmten sie sich hier in der Sonne, im Sommer ruhten sie hier im Schatten aus. Auf der Kaiseite des Schlosses war über diesen Bänken ein Vordach auf kleinen Säulen angebracht, eine Art Loggia.

Als Leonardo an diesem Vordach vorübertritt, gewahrte er eine Gesellschaft ihm entfernt bekannter Menschen. Etliche saßen, andere standen, alle aber unterhielten sich so eifrig, daß sie die heftigen, mit Regen vermischten Windstöße gar nicht bemerkten. „Messere, Messer Leonardo!“ rief man ihm zu. „Bitte, kommt heran, entscheidet unsern Streit.“

Er blieb stehen.

Sie stritten um einzelne geheimnisvolle Stellen der „Göttlichen Komödie“ im vierunddreißigsten Gesange der „Hölle“, wo der Dichter von dem bis zur halben Brust aus dem Eise ragenden Riesen Luzifer erzählt, er sei der Hauptführer der gefallenen Engelscharen, der „Kaiser des schmerzenvollen Reiches.“ Drei Gesichter hatte er an seinem Kopfe — ein schwarzes, ein blutrotes und ein gelbes, wie ein höllischer Abganz des göttlichen Wesens der Heiligen Dreieinigkeit. In jedem Munde zermalmte er mit den Zähnen einen Sünder: im schwarzen Judas Schariot, im roten Brutus, im gelben Cassius. Sie stritten sich

darüber, warum Dante fast dieselbe Strafe über den, der sich gegen den Menschengott empört, gegen den Mörder Julius Cäsars, wie gegen denjenigen, der den Gottmensch verraten, verhängt habe. Der einzige Unterschied in der Strafe läge nur darin, daß Brutus mit dem Haupte zu unterst, die Beine zwischen den Zähnen Luzifers, herabhäng, während Judas das Haupt im Munde Luzifers hatte und die Beine herausstreckte. Die einen erklärten es damit, daß Dante, ein eifriger Ghibelline, ein Verteidiger der kaiserlichen Macht gegen den weltlichen Länderbesitz der Päpste, das römische Kaiserreich für ebenso oder für fast ebenso heilig und notwendig zur Errettung der Welt als die römische Kirche hielt. Andere meinten, daß eine solche Erklärung an Kezertum streife und dem christlichen Geiste des gottesfürchtigen Dichters nicht entspräche. Je mehr sie sich stritten, je rätselhafter erschien ihnen das Geheimnis des Dichters.

Während ein alter, reicher Wollkämmer dem Künstler den Gegenstand des Streites erklärte, sah Leonardo in die Ferne, nach der Richtung hin, aus der mit schweren Schritten ein nachlässig und ärmlich gekleideter Mann daherkam. Der Mann war knochig und hager, hatte einen großen Kopf mit schwarzen, struppigen Haaren, einen kleinen Ziegenbart, weitabstehende Ohren und ein flaches Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen. Es war Michelangelo Buonarroti. Einen besonderen, fast abstoßenden Zug verlieh seinem Gesicht die gebrochene und breitgedrückte Nase, die ihm in seiner Jugend ein Bildhauer, den er durch seine böshafsten Scherze gereizt, im Streite mit der Faust so zugerichtet hatte. Die entzündeten, der Wimpern fast ledigen Augenlider waren gerötet, da er, mit der Tagesarbeit sich nicht begnügend, auch nachts arbeitete. Er befestigte dazu eine kleine, runde Laterne vor seiner Stirn, die ihm das Aussehen eines ungestalteten Zyklopen verlieh.

„Was sagt Ihr dazu, Messere?“ drängten die Streitenden Leonardo.

Dieser hoffte noch immer, daß sein Streit mit Buonarroti durch eine Veröhnung ein Ende nehmen würde. Während seiner Abwesenheit von Florenz hatte er wenig an diesen Streit zurückgedacht und ihn fast vergessen, als ob nichts vorgefallen wäre. Eine so große Ruhe und Klarheit erfüllte augenblicklich seine Seele, daß er bereit war, seinen Gegner mit so freundlichen Worten zu begrüßen, daß Michelangelo, seiner Meinung nach, seine Absicht verstehen mußte.

„Messer Buonarroti ist, wie ich gehört habe, ein großer Kenner Dante Alighieris,“ sagte Leonardo, mit einer höflichen und ruhigen Miene auf Michelangelo hinweisend, „er kann euch die Stelle besser erklären als ich.“

Michelangelo ging, seiner Gewohnheit nach, gesenkten Kopfes, sich weder nach rechts noch links wendend und bemerkte nicht, wie er auf die

Gesellschaft stieß. Als er seinen Namen aus dem Munde Leonardos hörte, blieb er stehen und hob den Kopf.

Verlegen, schüchtern, fast menschenscheu, wie er war, liebte er es nicht, wenn Blicke auf ihn gerichtet wurden; er vergaß niemals sein verunstaltetes Gesicht, qualvoll schämte er sich dessen, da es ihm schien, als ob alle sich darüber lustig machten.

Überrascht warf er mißtrauische Blicke aus seinen kleinen, gelblich-braunen Augen umher und blinzelte ärgerlich mit den entzündeten Lidern, sie vor der Sonne und den Menschen zusammenkneifend ...

Als er aber das heitere Lächeln seines Gegners und den unwillkürlich von oben herabsehenden Blick — Leonardo war größer von Wuchs als Michelangelo — bemerkte, verwandelte sich seine Schüchternheit, wie es oft zu geschehen pflegte, in Wut. Lange konnte er kein Wort hervorbringen. Sein Gesicht wurde bald blaß, bald rot. Endlich brachte er mit Mühe und mit dumpfer, keuchender Stimme heraus:

„Erkläre es selbst! Dir gehören die Bücher in die Hand, dir, dem Weisesten unter den Menschen, der sich den verschnittenen Lombarden anvertraut hat — der sich sechzehn Jahre lang mit dem tönernen Kolosse abgegeben und es nicht so weit gebracht hat, ihn in Erz zu gießen — der schimpfbedeckt alles im Stiche lassen mußte ...“

Er empfand, daß er Ungehöriges sagte; aber er konnte in seiner Erregung nicht genügend beleidigende Worte zur Herabsetzung seines Gegners finden.

Alle schwiegen und sahen die beiden verwundert an.

Leonardo erwiderte kein Wort. Beide sahen einige Augenblicke einander groß an — der eine mit jenem milden Lächeln, das jetzt in den Ausdruck des Staunens und der Betrübnis überging, der andere mit einer spöttisch sein sollenden Miene, die ihm nicht gelang, sondern sein Gesicht nur krampfhaft verzerrte und es noch mehr verunstaltete.

Vor der entfesselten Wut Buonarrotis schien die milde Ruhe Leonardos Schwäche zu sein.

Plötzlich empfand Leonardo, daß Donna Lisa recht habe, daß sein Gegner ihm niemals „diese Ruhe, stärker als der Sturm“ vergeben würde.

Michelangelo wollte noch etwas hinzufügen, aber er winkte bloß mit der Hand, wandte sich rasch ab und ging mit schweren Schritten, dumpf und undeutlich vor sich hinbrummend, weiter. Er hielt seinen Kopf gesenkt, sein Rücken war gekrümmt, als ob eine unglaubliche Last ihm auf den Schultern ruhe. Bald entschwand er den Blicken, als ob er im trüben, feurig messinggelben Staubregen, in den unheilverkündenden Sonnenstrahlen vergangen wäre.

Auch Leonardo setzte seinen Weg fort. Auf der Brücke holte ihn einer aus der Versammlung am Palazzo Spini ein — ein unruhiger,

schmutziger Mensch, der einem Juden glich, obgleich er ein Florentiner vom reinsten Blute war. Leonardo erinnerte sich dieses Mannes nicht kannte seinen Namen nicht und wußte nur, daß er ein arger Ränkeschmied sei.

Auf der Brücke wehte der Wind noch ärger, er piff um die Ohren und trieb den Dahingehenden Eisnadeln ins Gesicht. Die Wogen des Flusses, die in der Ferne der untergehenden Sonne zu zogen, glichen unter dem niedrigen, dunkeln Himmel einem unterirdischen Strome geschmolzenen Kupfers.

Leonardo ging auf einem schmalen Pfade und beachtete seinen Begleiter nicht, der ihm nacheilte, im Schmutze tappte, wie ein Hund an ihm vorübersprang, ihn ansah und ein Gespräch über Michelangelo anzuknüpfen suchte. Er gedachte augenscheinlich ein Wort Leonardos zu erhaschen, um es seinem Gegner zu hinterbringen und in der Stadt zu verbreiten. Leonardo schwieg.

„Sagt, Messere,“ ließ der zudringliche Mensch nicht locker, „Ihr habt wohl das Bildniß der Monna Gioconda noch nicht vollendet?“

„Nein,“ entgegnete ärgerlich Leonardo. „Was geht das Euch an?“

„Eigentlich gar nichts. Ich fragte nur so. Aber, wenn man so denkt, drei Jahre quält Ihr Euch mit diesem Bilde schon ab und habt es immer noch nicht beendet. Aber uns, den Nichteingeweihten, scheint es jetzt schon so vollkommen, wie man es sich nur denken kann,“ fügte er krieche-
risch lächelnd hinzu.

Leonardo blickte ihn mit Abscheu an. Dieser schmutzige Mensch erschien ihm so widerwärtig, daß er ihn am liebsten am Stragen genommen und in den Fluß geworfen hätte.

„Was wird nun mit dem Bildnisse werden,“ fragte der unermüdliche Begleiter. „Oder wißt Ihr es noch nicht, Messer Leonardo?“

Der Fremde war sichtlich bemüht, die Unterhaltung in die Länge zu ziehen; er hatte etwas im Sinn.

Plötzlich empfand der Künstler neben seiner Abneigung auch eine namenlose Furcht vor seinem Gefährten. Auch dieser mußte schon etwas bemerkt haben. Er wurde einem Juden noch ähnlicher, seine Hände zitterten, seine Augen rollten.

„Ach Gott — Ihr seid ja erst heute morgen angekommen und könnt ja noch nichts wissen. Stellt Euch das Unglück vor — der arme Messer Giocondo! Er ist zum drittenmal Witwer geworden! Es ist jetzt schon einen Monat her, daß Monna Lisa nach Gottes Ratschluß entschlafen ist.“

Leonardo wurde es schwarz vor den Augen. Es schien ihm einen Augenblick, als ob er umfallen müsse. Der Mensch stierte ihn mit seinen Luchsäugen an.

Leonardo aber nahm sich übermenschlich zusammen — er erblafte nur, aber in seinen Gesichtszügen war nichts zu lesen. Wenigstens hätte sein Begleiter nichts entdecken können.

Nachdem sich dieser enttäuscht sah und im flebrigen Schmutze der Piazza Frescobaldi bis an die Knöchel versunken war, blieb er zurück.

Der erste Gedanke Leonardos, als er wieder zum vollen Bewußtsein gekommen war, daß der Ränkeschmied gelogen habe, daß er absichtlich diese Mär erdacht habe, um den Eindruck zu beobachten, den sie auf ihn hervorbringen werde, um es dann überall zu erzählen und neuen Stoff zu den bereits umhergehenden Gerüchten über ein Liebesverhältnis zwischen Leonardo und der Monna Gioconda herbeizuschaffen.

Ihren Tod hielt Leonardo für durchaus unwahrscheinlich.

Am nämlichen Abend aber erfuhr er noch alles. Auf der Rückreise aus Kalabrien, wo Messer Francesco seine Geschäfte vorteilhaft abgewickelt, unter anderm eine Lieferung roher Schafshäute nach Florenz abgeschlossen hatte, war Monna Lisa in dem öden, kleinen Städtchen Lagonero gestorben, die einen sagten an der Malaria, die anderen an einer ansteckenden Halskrankheit.

* * *

Die Arbeiten am Kanal zur Ableitung des Arno von Pisa nahmen ein schimpfliches Ende.

Im Herbst hatte eine Überschwemmung die begonnenen Arbeiten zerstört und die ehemals blühende Landschaft in faulende Moräste verwandelt, in denen die Arbeiter am Fieber dahinstarben. Ungeheure Arbeit, Geld, Menschenleben, alles war vergeblich geopfert worden.

Die ferrarischen Wasserbaumeister schoben die Schuld auf Soderini, Machiavelli und Leonardo, die von ihren Bekannten nicht mehr begrüßt wurden. Alle wandten sich von ihnen ab. Niccolò erkrankte vor Gram und Schande.

Zwei Jahre vorher war der Vater Leonardos gestorben.

„Am 9. Juli 1504, am Mittwoch in der siebenten Abendstunde,“ gatte Leonardo mit seiner gewohnten Kürze in sein Tagebuch eintragen, „starb mein Vater, Ser Piero da Vinci, Notar, im Schlosse des Podestà. Er ist achtzig Jahre alt geworden. Er hinterließ zehn Kinder männlichen und zwei weiblichen Geschlechts.“

Ser Piero hatte wiederholt vor Zeugen seine Absicht geäußert, seinem unehelichen Erstgeborenen, Leonardo, denselben Teil am Vermögen wie seinen anderen Kindern zu hinterlassen. Sei es nun, daß er vor seinem Tode selbst seine Absicht geändert, sei es, daß seine Söhne den Willen des Vaters nicht ausführen wollten, kurz, sie erklärten, daß Leonardo als unehelicher Sohn keinen Anteil an der Erbschaft habe.

Einer von den Wucherern, bei dem Leonardo auf diese Erbschaft hin Geld geliehen hatte, ein gewandter Jude, schlug ihm vor, ihm in dem Streite mit seinen Brüdern seine Rechte abzutreten. So sehr er auch die Familienzwistigkeiten und die Verhandlungen vor Gericht haßte, so zwang Leonardo doch seine damalige mißliche Lage, auf den Vorschlag einzugehen. Es entstand ein Prozeß wegen 300 Fiorini, der sich sechs Jahre lang hinschleppte. Die Brüder benutzten die allgemeine Mißstimmung gegen Leonardo, gossen Öl ins Feuer, beschuldigten ihn der Zauberei, der Gottlosigkeit, des Hochverrats zugunsten Cesare Borgias, der Entweihung christlicher Gräber bei der Ausgrabung von Leichen zu anatomischen Zwecken und erneuerten wieder den bereits seit fünfundzwanzig Jahren ruhenden Klatsch über seine widernatürlichen Laster; auch beschimpften sie das Andenken seiner verstorbenen Mutter Caterina Accattabrigas.

Zu allen diesen Unannehmlichkeiten kam für Leonardo auch noch das Mißlingen seines Bildes im Saale des Rates hinzu.

Der Hang zur Saumseligkeit, welche die Benutzung von Ölfarben bei der Wandmalerei zuließ, die Abneigung gegen regelmäßige, schnelle Arbeit, die die Wasserfarben erheischten, waren in Leonardo so groß, daß er sich trotz des mißglückten Versuches am „Heiligen Abendmahl“ dennoch entschloß, auch die „Schlacht bei Anghiari“ mit Ölfarben — freilich vollkommeneren, wie er meinte — zu malen.

Als er die Arbeit halb ausgeführt hatte, zündete er vor dem Bilde in einem eisernen Becken ein großes Feuer an, um nach einer neuen, von ihm erfundenen Methode das Auffaugen der Farben durch den Kalkputz zu beschleunigen; er überzeugte sich aber bald, daß die Hitze nur auf den unteren Teil des Bildes wirkte, während an dem oberen, vom Feuer entfernteren, weder Lack noch Farben trockneten.

Nach vielen vergeblichen Versuchen überzeugte er sich schließlich, daß dieser zweite Versuch, zur Wandmalerei Ölfarben zu benutzen, ebenso mißlungen sei wie der erste, daß die „Schlacht bei Anghiari“ ebenso dem Untergange geweiht sei wie das „Heilige Abendmahl“, und daß er nach den Worten Buonarrotis „schimpfbedeckt alles im Stiche lassen“ müßte.

Des Bildes im Saale des Rates wurde er noch mehr überdrüssig als der Arbeiten am Kanale von Pisa und des Rechtsstreites mit seinen Brüdern.

Soderini quälte ihn mit kleinräumerischen Forderungen zur Ausführung des Auftrages, zur Beendigung der Arbeit in der bestimmten Frist; er drohte ihm mit der Konventionalstrafe. Als er aber sah, daß nichts helfen könne, beschuldigte er ihn offen der Untreue, der Unterschlagung von Staatsgelbern. Als Leonardo sich von seinen Freunden

Geld entliehen hatte und die Rückzahlung alles dessen, was er aus dem Rentamt empfangen hatte, anbot, weigerte sich Soderini, es anzunehmen.

Indessen ging in Florenz ein Brief des Gonfaloniere an den florentinischen Gesandten in Mailand von Hand zu Hand, verbreitet durch die Freunde Buonarrotis. Der Gesandte hatte sich um die Beurlaubung Leonardos für den Statthalter des Königs von Frankreich in der Lombardei, Charles d'Amboise, bemüht.

„Die Handlungen Leonardos,“ hieß es unter anderem in diesem Briefe Soderinis, „sind nicht anständig. Nachdem er große Summen im voraus entnommen hatte, hat er die kaum begonnene Arbeit im Stich gelassen und sich in dieser Angelegenheit wie ein Verräter an der Republik benommen.“

Eines Abends saß Leonardo allein in seinem Arbeitszimmer. Der Sturmwind heulte im Kamine; die Wände des Hauses bebten; das Licht flackerte; der am Querbalken aufgehängte, von Motten zerfressene Vogelbalg, das Modell zur Flugmaschine, schaukelte hin und her, als ob er sich zum Auffluge anschickte; in der Ecke über den Bücherbänden des Plinius lief eine Spinne unruhig in ihrem Gewebe hin und her. Die Regentropfen und die aufgelösten Schneeflocken schlugen ans Fenster. Nach einem in häuslichen Sorgen verbrachten Tage fühlte sich Leonardo so ermüdet und zerschlagen, als ob er eine Nacht in Fieberträumen gelegen habe. Er versuchte, eine längst begonnene Arbeit aufzunehmen: die Erforschung der Gesetze über die Bewegung der Körper auf einer schiefen Ebene. Dann begann er die Karikatur einer alten Frau mit einer kleinen, warzenähnlichen Nase und einer mächtigen, herunterhängenden Unterlippe zu zeichnen. Er versuchte zu lesen, aber es gelang ihm nicht. Schlafen wollte er nicht, und die ganze Nacht lag vor ihm. Er sah sich um, seine Blicke fielen auf die alten, staubigen Bücher, auf die Kolben, Retorten, Gläser mit den Mißgeburten in Spiritus, auf die messingenen Quadranten, die mechanischen, astronomischen, physikalischen, hydraulischen, optischen, anatomischen Instrumente — ein unaussprechlicher Widerwille erfüllte seine Seele.

Glich er nicht selbst jener alten Spinne im dunklen Winkel über den nach Schimmel riechenden Büchern, über den Knochen der menschlichen Gerippe und den Teilen lebloser Maschinen? Was stand ihm im Leben noch bevor, und was schied ihn vom Tode außer den wenigen Bogen Papiers, die er mit den Zeichen der für alle unverständlichen Buchstaben ausfüllen würde? Er erinnerte sich seiner Kindheit, wie er auf dem Monte Albano dem Geschrei der vorbeiziehenden Kraniche gelauscht, den Duft der harzigen Pflanzen eingeatmet und dabei auf Florenz geblickt hatte, daß ihm lilafarbig wie ein Amethyst und so klein



Monna Lifa Gioconda

BIBLIOTEKA POLITECHNICZNA
KRAKÓW

erschieden war, daß es zwischen zwei Sträuchern, die den Abhang des Berges bedeckten und im Frühjahr goldig blühten, Platz finden konnte. Damals war er glücklich gewesen; er hatte von nichts gewußt, an nichts gedacht.

Sollte sein ganzes Leben wirklich nur eine Täuschung gewesen sein? Sollte die Liebe nicht die Tochter der Erkenntnis sein? Er tauschte dem Geheul, dem Pfeifen und dem Dröhnen des Sturmes. Ihm fielen die Worte Machiavellis ein: „Das Häßlichste auf der Welt sind wohl nicht die Sorgen, die Krankheiten, nicht Armut und Kummer — sondern das ist die Langweile.“

Er erhob sich, nahm das Licht, öffnete die Türe zum Nebenzimmer, betrat dieses, näherte sich einem Bilde, das auf einer Staffelei stand und mit einem Vorhange wie mit einem Leichengewande verhüllt war, und entfernte letzteren.

Es war das Bildniß von Monna Lisa Gioconda.

Er hatte es, seitdem er zum letztenmal daran gemalt, seit ihrer letzten Zusammenkunft nicht wieder enthüllt. Jetzt schien es ihm, als ob er es zum erstenmal sähe. Er fühlte eine solche Macht in dem Ausdruck dieses Gesichtes, daß ihm vor seinem eigenen Werke graute. Die abergläubischen Erzählungen über die verzauberten Bilder fielen ihm ein, die, wenn man sie mit einer Nadel durchbohrt, den Tod des Dargestellten herbeiführen sollten. Hier war es umgekehrt, er hatte der Lebenden das Leben geraubt, um es einer Toten zu geben. Alles war an ihr klar und genau bis zur letzten Falte ihres Kleides, bis auf die kleinen Kreuze der feinen, geblümten Stickerei, die ihre weiße Brust im Ausschnitte des dunklen Kleides verhüllte. Es schien, als ob man das Atmen der Brust, das Pulsieren des Blutes in den kleinen Grübchen am Halse, sowie jede Veränderung der Gesichtszüge wahrnehmen könnte.

Jetzt erst — als ob ihr Tod ihm die Augen geöffnet habe, begriff er, daß alles das, was er mit unersättlicher Neugierde in der Natur gesucht hatte, im Gesichte Monna Lisas enthalten sei, begriff er, daß das Geheimnis der Schöpfung das Geheimnis Monna Lisas sei. Und jetzt erforschte nicht er sie, sondern sie ihn. Was bedeuteten diese Blicke, die in seine Seele wie in einen Spiegel bis zur Unendlichkeit eindrangten? Wiederholten sie ihm, was sie bei ihrer letzten Zusammenkunft unausgesprochen gelassen hatte: daß man noch etwas anderes, Größeres bedarf, um in die letzten, vielleicht wunderbarsten Geheimnisse der Höhle einzudringen? Oder war es das gleichgültige Lächeln der Allwissenheit, mit dem die Toten auf die Lebenden herabblicken? Er fühlte, daß ihr Tod kein Zufall gewesen sei — daß er sie hätte retten können, wenn er gewollt hätte. Noch niemals, schien es ihm, habe er so offen und so

nahe dem Tode ins Gesicht geschaut. Unter dem Blicke Norma Giocondas erstarrte sein Herz zu Eis. Zum erstenmal in seinem Leben trat er vom Abgrunde zurück, ohne in denselben hineingeblickt zu haben — er wollte nichts wissen.

Silig wie ein Dieb ließ er die einem Totengewande ähnliche Hülle mit den schweren Falten auf ihr Gesicht herab.

* * *

Im Frühjahr erhielt Leonardo auf Betreiben des französischen Statthalters Charles d'Amboise einen dreimonatigen Urlaub und begab sich nach Mailand.

Er war froh, seine Heimat verlassen zu können, ein unsteter Verbannter wie vor fünfundzwanzig Jahren, erblickte er die schneeigen Gipfel der Alpen, die die grüne Ebene der Lombardei überragen.



Fünfzehntes Kapitel.

Die heilige Inquisition.

1506—1513.

Während seines ersten Aufenthaltes in Mailand, als er im Dienste Lodovicos gestanden, hatte sich Leonardo mit der Anatomie beschäftigt, und zwar in Gemeinschaft mit einem sehr jungen, erst achtzehnjährigen, aber bereits sehr berühmten Manne: Marcantonio aus dem alten Veroneser Geschlechte della Torre, bei dem die Liebe zur Wissenschaft vom Vater auf den Sohn vererbt war. Der Vater Marcantonios war Professor der Medizin in Padua, seine Brüder waren ebenfalls Gelehrte.

Von seinen Kindesjahren an hatte sich Marcantonio dem Dienste der Wissenschaft geweiht, wie die Ahnen edler Geschlechter sich früher dem Ritterdienste, der Dame ihres Herzens und Gott weihten. Weder kindliche Spiele noch die Leidenschaften der Jugend zogen ihn von diesem strengen Dienste ab. Er verliebte sich; als er aber einsah, daß man zween Herren nicht dienen könne — der Liebe und der Wissenschaft —, verließ er seine Braut und zog sich ganz von der Welt zurück. Schon in seiner Kindheit hatte er durch Überanstrengung seine Gesundheit zerrüttet. Sein hageres, bleiches, doch trotzdem schönes Gesicht erinnerte an Raffael, verriet aber zugleich den strengen Denker und Asketen und trug den Stempel eines großen Seelenschmerzes.

Als er fast noch ein Jüngling war, stritten sich zwei berühmte Universitäten Oberitaliens, Padua und Pavia, um ihn, und als Leonardo nach Mailand zurückkehrte, wurde der fünfundzwanzigjährige Marcantonio schon den größten Gelehrten Europas zugezählt.

Das Streben nach Wissenschaft und Erkenntnis war ihnen beiden gemeinsam. Beide ersetzten die scholastische, auf Hippokrates und Galenus gestützte Anatomie des Mittelalters durch Versuche, Beobachtungen der Natur, Erforschung des lebendigen Körpers. Trotz dieser Ähnlichkeit waren Leonardo und Marcantonio aber sehr voneinander verschieden.

Hinter der letzten Grenze des Wissens fühlte der Künstler ein Geheimnis, das ihn trotz aller Naturerscheinungen anzog wie ein Magnet das Eisen. Indem er die Schultermuskeln beschrieb, sagte er: „Diese Muskeln hängen nur an den Enden ihrer feinen Fäden mit dem äußeren Bande ihrer Behälter zusammen. Der große Meister hat es so eingerichtet, damit sie die Möglichkeit haben, sich nach Bedarf zu verlängern oder zu verkürzen, auseinanderzugehen oder zusammenzuziehen.“ In den Anmerkungen zu einer Zeichnung der Rippenmuskeln schrieb Leonardo: „Sieh dir diese herrlichen Muskeln — a, b, c, d und e genau an; wenn es dir scheinen sollte, daß ihrer zu viele seien, versuche es und entferne welche, wenn zu wenig, füge welche hinzu, wenn sie aber genügen, so rühme den ersten Erbauer einer so herrlichen Maschine — *il primo compositore di tal macchina*.“ So war ihm das letzte Ziel jedes Wissens das große Erstaunen vor dem Unerforschlichen, vor der göttlichen Notwendigkeit, dem Willen des ersten Bewegers in der Mechanik, des ersten Erbauers in der Anatomie.

Marcantonio empfand auch ein Geheimnis in den Naturerscheinungen, aber er gab sich nicht damit zufrieden; da er es weder verwerfen noch ermitteln konnte, so haßte und bekämpfte er es. Leonardos Wissenschaft führte zu Gott, die Marcantonios war wider Gott; den verlorenen Glauben wollte er durch einen neuen ersetzen, durch die menschliche Vernunft.

Marcantonio war barmherzig. Er besuchte Arme, behandelte sie umsonst, unterstützte sie mit Geld und war bereit, ihnen alles zu geben, was er hatte. Er besaß eine Güte, die den Kindern dieser Welt fremd ist. Wenn er aber auf die Unwissenheit der Mönche und Kirchendiener, die Feinde der Wissenschaft, zu sprechen kam, so verzerrte sich sein Gesicht, und seine Augen funkelten vor unbeherrschbarem Zorn. Leonardo fühlte, daß dieser barmherzige Mensch, wenn er die Macht dazu hätte, diese Gegner im Namen der Vernunft auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen würde, ganz ebenso wie es jene, die Mönche und Kirchendiener, mit ihren Widersachern im Namen Gottes taten. Leonardo stand in der Wissenschaft ebenso einsam da wie in der Kunst; Marcantonio war

von Schülern und Anhängern umgeben. Er riß die Menge mit sich fort, entzündete die Herzen wie ein Prophet, verrichtete Wunder, heilte die Kranken weniger durch Arzneimittel als durch den Glauben. Seine jungen Zuhörer, wie alle Schüler, verfielen in Extreme. Sie bekämpften nicht mehr, sondern leugneten einfach das Geheimnis, sie bildeten sich ein, daß die Wissenschaft, wenn nicht heute, so doch morgen, alles besiegen, alles aufdecken, von dem alten Gebäude der Kirche und der weltlichen Macht keinen Stein auf dem anderen bestehen lassen würde. Sie prahlten mit dem Unglauben wie Kinder mit irgendeiner neuen Sache, trieben Unfug wie Schulkungen, und ihr sieggewohntes Ungestim erinnerte an die winselnde Ausgelassenheit junger Hunde. Dem Künstler war die Schwärmerei der angeblichen Diener der Wissenschaft ebenso widerwärtig wie die Schwärmerei der angeblichen Gottesdiener.

„Wenn die Wissenschaft,“ dachte er mit Besorgnis, „siegen und der Böbel in ihr Heiligtum dringen sollte, würde dieser sie nicht durch sein Bekenntnis entweihen, wie er die Kirche entweiht hat? und würde das Wissen der Menge weniger abgeschmact sein, als es jetzt ihr Glaube ist?“

Zu jener Zeit war die Erlangung von Leichen, da deren Verwendung zu anatomischen Zwecken durch die Bulle des Papstes Bonifacius VIII. verboten war, äußerst schwierig und mit Gefahren verknüpft. Mondini dei Luzzi hatte vor zweihundert Jahren als erster von allen Gelehrten gewagt, öffentlich an der Universität zu Bologna zwei Leichen zu sezieren. Er hatte zwei Frauen, als „der Natur der Tiere am nächsten stehend“, ausgewählt. Dessenungeachtet quälte ihn nach seinem eigenen Geständnis das Gewissen so, daß er es nicht wagte, den Kopf, den Sitz des Geistes und des Verstandes, zu sezieren, weil er befürchtete, damit eine Todsünde zu begehen.

Die Zeiten hatten sich geändert. Die Anhänger Marcantonios waren weniger furchtsam.

Sie verschafften sich frische Leichen, weder vor Gefahren noch selbst vor Verbrechen zurückschreckend. Sie erstanden sie nicht bloß um teures Geld von den Scharfrichtern und den Totengräbern der Krankenhäuser, sondern raubten sie, stahlen sie vom Galgen herunter, gruben sie aus den Gräbern wieder heraus und hätten sogar, wenn es der Meister erlaubt hätte, Vorübergehende nachts in den einsamen Vorstädten erschlagen.

Der Überfluß an Leichen machte dem Künstler die gemeinschaftliche Arbeit mit della Torre besonders wichtig und wertvoll.

Leonardo fertigte eine ganze Reihe anatomischer Zeichnungen mit Feder und Rotstift, die er an den Rändern mit Anmerkungen und Erklärungen versah. Hier in den Kunstgriffen der Erforschung trat der Gegensatz der Forscher noch mehr zutage.

Der eine war bloß Gelehrter, der andere sowohl Gelehrter als Künstler. Marcantonio wußte; Leonardo wußte und liebte — und die Liebe vertiefte die Erkenntnis. Seine Zeichnungen waren so genau und schön, daß die Entscheidung schwer fiel, wo hier die Kunst aufhörte und die Wissenschaft begann, eins ging in das andere über und verschmolz mit ihm zu einem unteilbaren Ganzen.

„Demjenigen, der mir entgegen würde,“ schrieb er in diesen Randbemerkungen, „daß es besser sei, die Anatomie an Leichen als an meinen Zeichnungen zu studieren, antworte ich: ‚Du hättest recht, wenn du bei einer Sektion alles das sehen könntest, was meine Zeichnung darstellt; aber so scharfsinnig du auch sein magst, würdest du doch nur einzelne Adern erblicken und erkennen können. Ich aber habe, um mir vollständige Kenntnis zu erwerben, mehr als zehn menschliche Leichen von allen Altersstufen sezirt, ich habe alle Glieder zerstückelt, alles Fleisch, das die Adern umgibt, sorgfältigst entfernt, ich habe letztere dabei nicht blutig gemacht, außer vielleicht mit einigen wenigen Tropfen der Haargefäße. Wenn ein Körper nicht ausreichte, weil er während der Erforschung zerfiel, habe ich so viel Leichen sezirt, als die völlige Erkenntnis des Gegenstandes erforderte, und ich habe ein und dieselbe Untersuchung wiederholt, um die Abweichungen kennen zu lernen. In- dem ich die Zeichnungen vermehre, gebe ich dir ein so genaues Bild eines jeden Gliedes und Organes, als ob du es selbst in Händen hättest, hin- und herdrehst und es von allen Seiten, von innen und außen, von oben und unten betrachtetest.“

Das Hellschauen des Künstlers und der Verstand des Gelehrten verliehen dem Auge mathematische Genauigkeit. Seine linke Hand mit dem Seziermesser fühlte und deckte die bis dahin unbekannte Verzästelung der Adern, die im Bindegewebe oder anderen Umhüllungen liegenden feinsten Blutgefäße und die in den Muskeln und Fasern befindlichen Nerven auf — seine linke Hand, die so stark war, daß sie Hufeisen zusammendrückte, so zart, daß sie jedes Geheimnis der Frauenschönheit im Lächeln Monna Lisas wiederzugeben vermochte. Marcantonio, der an nichts als an die Vernunft glauben wollte, empfand zuweilen Unruhe, fast Furcht vor diesem wahr sagenden Eindringen Leonardos in die Natur — wie vor einem Wunder.

Zuweilen sagte sich Leonardo: So muß es sein, denn so ist es schön. Wenn er danach forschte, überzeugte er sich, daß es wirklich so sei — als ob der Wille des Schöpfers dem Willen des Forschers die Antwort erteilte: Die Schönheit ist Wahrheit, Wahrheit ist Schönheit.

Marcantonio merkte, daß Leonardo sich nur zeitweilig, wie bei allem, was er unternahm, daß er sich der Wissenschaft wie spielend hingab, er sah aber auch zugleich, welche ungeheure Geduld, welche „eigen-

sinniges mürrisches Wesen“ die Arbeit verlangte, die in den Händen des Meisters ein Spielzeug, eine Unterhaltung zu sein schien.

„Und wenn du Liebe zu dieser Wissenschaft besitzt,“ wendete sich Leonardo in seinen Randbemerkungen an seine Leser, „wird dir das Ekelgefühl nicht hinderlich sein? Und wenn du diesen Ekel überwindest, wird dich nachts nicht die Furcht vor den zerstückelten, blutigen Leichnamen ergreifen? Und wenn du Herr deiner Furcht wirst, hast du auch einen so scharfsichtigen Blick, der zu einer solchen Darstellung des menschlichen Körpers unumgänglich erforderlich ist? Und wenn du einen solchen scharfsichtigen Blick hast, besitzt du auch genügende Kenntnisse der Perspektive? Und wenn du auch diese besitzt, beherrschest du auch alle Kunstgriffe der mathematischen Beweise und die notwendigen Kenntnisse der Mechanik, um die Kräfte und Anspannungen der Muskeln richtig ermessen zu können? Und endlich die Hauptsache: wird es dir nicht an Geduld und Genauigkeit fehlen? Wie ich alle diese Eigenschaften mein nenne, mögen dir die hundertundzwanzig Bände, die ich über Anatomie geschrieben, beweisen. Die Ursache, daß ich meine Arbeit nicht zum erwünschten Ende gebracht habe, liegt nicht im Eigennutz oder in der Nachlässigkeit, sondern nur im Mangel an Zeit. Wie vor mir Ptolemäus in seiner ‚Geographie‘ die Erde und die Welt beschrieben hat, so beschreibe ich den menschlichen Körper, ein kleines Weltall für sich, eine Welt im Weltall.“

Er fühlte, daß seine Arbeiten, wenn sie den Menschen bekannt und von ihnen verstanden werden würden, einen großen Wandel in der Wissenschaft hervorrufen müßten; er erwartete „Nachfolger“ und „Anhänger“, die in seinen Zeichnungen die „Wohltat, die er dem menschlichen Geschlecht erweise“, richtig würdigen könnten.

Er betrachtete alle Glieder an Menschen und Tieren als lebendige Hebel. Die Wurzeln alles Wissens ruhten bei ihm auf der Mechanik als der Verkörperung „der göttlichen Gerechtigkeit des Urbewegers“. Der gütige Wille des ersten Erbauers entsprang aus dem gerechten Willen des Urbewegers — dem Geheimnis aller Geheimnisse.

Außer der mathematischen Genauigkeit besaß Leonardo auch die Fähigkeiten, Dinge zu mutmaßen, vorauszufühlen und zu prophezeien, die Marcantonio erschreckten, durch ihre Kühnheit unglaublich erschienen, ähnlich wie es einem Menschen, dem, wenn er die Berge zum erstenmal sieht, die fernen Schneegipfel wie schwebende Wolken erscheinen, schwer fällt, daran zu glauben, daß diese Trugbilder — granitene Wurzeln besitzen, die in den Mittelpunkt der Erde eindringen. Indem er an Leichen schwangerer Frauen die Entwicklung des menschlichen Embryos in der Gebärmutter erforschte, erstaunte Leonardo über die Ahn-

lichkeit im Körperbau der Menschen und Tiere, nicht bloß der vierfüßigen, sondern auch der Fische und Vögel.

„Vergleiche den Menschen,“ schrieb er, „mit einem Affen und vielen anderen Tieren derselben Gattung. Vergleiche das Innere des Menschen mit dem der Affen, Löwen, Rinder, Fische und Vögel. Vergleiche die Finger der menschlichen Hand mit denen einer Bärenfauze, mit den Knorpeln einer Fischflosse, mit den Wurzeln der Flügel von Vögeln oder Fledermäusen. — Derjenige, der die ganze Kenntnis des menschlichen Körperbaues besitzt, kann alles umfassen, denn die Glieder aller Tiere stimmen überein.“

In der Vielgestaltung der menschlichen Körper sah er nur das einheitliche Gesetz der Entwicklung, die einzige verbindende Absicht der Natur. Marcantonio stritt, ereiferte sich, nannte diese Mutmaßungen Hirngespinnste, die eines Gelehrten unwürdig seien, dem Geiste der Wissenschaft widersprächen. Zuweilen aber schien er besiegt, ja bezaubert zu sein, er schwieg und hörte zu. In diesen Augenblicken war sein kindlich-zartes und mönchisch-strenges Gesicht schön zu nennen. Wenn Leonardo ihm in die blauen, immer traurigen Augen sah, fühlte er, daß dieser Einsiedler der Wissenschaft — nicht allein ein Priester, sondern auch ein Opfer werden würde, daß für ihn die Trübsal die „Tochter der Erkenntnis“ sei.

* * *

Auf Fürsprache des Statthalters Charles d'Amboise und des Königs von Frankreich erhielt Leonardo von der Florentiner Regierung einen unbegrenzten Urlaub. Im nächsten Jahre, 1507, trat er ganz in die Dienste Ludwigs XII., setzte sich in Mailand fest und besuchte Florenz nur selten. Es vergingen vier Jahre.

Im Jahre 1511 arbeitete Giovanni Boltraffio, der damals schon als ein geschätzter Meister angesehen wurde, an einem Wandgemälde der neuen Kirche San Maurizio, die zu dem alten, auf den Ruinen des altrömischen Zirkus und Tempels des Jupiter erbauten Nonnenkloster, dem Monastero Maggiore gehörte. Dicht neben diesem lag hinter einem an die Via della Vigna grenzenden Zaune ein verwahrloster Garten und in demselben ein ehemals prächtiges, längst verlassenes und halb zerfallenes Schloß des begüterten Geschlechts Carmagnola. Die Nonnen hatten dieses Grundstück und Haus an den Alchimisten Galeotto Sacrobosco und seine Nichte Monna Cassandra vermietet, die vor kurzem nach Mailand zurückgekehrt waren.

Bald nach dem ersten Einfalle der Franzosen und der Ausplünderung des kleinen, der Hebamme Monna Sidonia gehörigen Hauses am Cantaranischen Wehre, nahe der Porta Verzelliana, hatten sie die Com-

barbei verlassen; neun Jahre lang waren sie im Orient, in Griechenland, auf den Inseln des Archipelagus, in Kleinasien, Palästina und Syrien herumgereist. Sonderbare Gerüchte waren über sie verbreitet. Die einen versicherten, Galeotto hätte den Stein der Weisen gefunden, der Blei in Gold verwandle; andere, er habe vom Diodar von Syrien große Geldsummen zu Versuchen erhalten und sei damit durchgebrannt; wieder andere, Monna Cassandra hätte, nach Angabe ihres Vaters, im Bunde mit dem Teufel einen alten, auf dem Platze eines ehemaligen phönikischen Tempels der Astarte vergrabenen Schatz gehoben; noch andere, sie hätte in Konstantinopel einen unermesslich reichen Kaufmann beraubt, den sie durch ihre Reize gefesselt und dann durch einen Zaubertrank willenlos gemacht habe. Gleichviel, ob etwas Wahres an den Gerüchten sein mochte — als Bettler hatten sie Mailand verlassen, als reiche Leute waren sie wieder zurückgekehrt. Cassandra, die frühere Hexe, die Schülerin des Demetrios Chalkondyles, die Pflegebefohlene der alten Hexe Sidonia, war eine gottesfürchtige Tochter der Kirche geworden oder stellte sich wenigstens so; sie beobachtete aufs strengste alle Kirchengebräuche und Fasten, besuchte die Gottesdienste und hatte sich durch reiche Opfergaben nicht allein die Gunst der Nonnen vom Monastero Maggiore, die ihr Unterkunft auf ihrem Besitze gewährten, sondern auch des obersten Hirten, des Erzbischofs von Mailand, erworben. Böse Zungen behaupteten indessen, vielleicht bloß aus dem den Menschen eigentümlichen Neide gegen plötzlich reich Gewordene, daß sie von ihren langen Wanderungen als noch größere Heidin heimgekehrt sei, daß die Hexe mit dem Alchimisten vor der heiligen Inquisition aus Rom hätte fliehen müssen, und daß der Tod auf dem Scheiterhaufen ihr früher oder später bevorstände.

Messer Galeotto verehrte Leonardo nach wie vor, er betrachtete ihn als seinen Lehrer und als den Besitzer der kostbaren Weisheit des Hermes Trismegistos.

Galeotto hatte von seinen Reisen eine große Anzahl wertvoller Schriften, größtenteils mathematischen Inhalts, von den alexandrinischen Gelehrten aus der Zeit der Ptolemäer mitgebracht. Leonardo entlieh diese Schriften von ihm, die er gewöhnlich durch Giovanni, der in der benachbarten Kirche San Maurizio arbeitete, holen ließ.

Nach einiger Zeit besuchte Voltraffio aus alter Gewohnheit den Alchimisten Galeotto unter allerhand Vorwänden häufiger; der eigentliche Beweggrund war aber, Monna Cassandra zu sehen.

Bei den ersten Zusammenkünften war das Mädchen auf ihrer Hut; sie verstellte sich als blühende Sünderin, sprach von ihrer Absicht, sich als Nonne einkleiden zu lassen, wurde aber allmählich, als sie sich überzeugte, daß sie ihn nicht zu fürchten habe, zutraulicher.

Sie erinnerten sich an ihre Plauderstunden auf dem einsamen Hügel über dem Cantaranischen Wehre, an den Mauern des Klosters der heiligen Madegund — als sie beide fast noch Kinder waren.

Es fiel ihnen der Abend mit dem blassen Wetterleuchten, mit dem erstickenden Dunste des sommerlichen Wassers aus dem Kanale, dem dumpfen, wie unterirdischen Krachen des Donners ein, und wie Cassandra ihm die Auferstehung der olympischen Götter vorhergesagt, wie sie ihn zum Hexensabbat eingeladen hatte.

Jetzt lebte sie als Einsiedlerin; sie war oder schien krank zu sein und brachte fast die ganze Zeit, die ihr von den Kirchgängen übrigblieb, in ihrem einsamen Zimmer zu, in das sie niemanden hineinkieß. Das Zimmer war eins der wenigen erhaltenen Gemächer im Schlosse, ein finsterner Saal mit hohen Fenstern, die nach dem verwahrlosten Garten hinausgingen. Die Einrichtung des Zimmers erinnerte an ein Museum oder eine Bibliothek. Hier befanden sich die Altertümer, die sie aus dem Orient mitgebracht hatte: Bruchstücke hellenischer Statuen, hunds-köpfige ägyptische Götter aus glattem, schwarzem Granit, Gemmen der Gnostiker mit der Zauberinschrift „Abrâxas“, die die 365 Geistergestalten, in denen sich die Gottheit äußerte, bedeutete, byzantinische, wie Elfenbein harte Pergamente mit Bruchstücken ewig verloren geglaubter griechischer Dichtungen, Tonscherben mit assyrischer Keilschrift, Schriften der persischen Magier, die in Eisen gebunden waren, und durchsichtig feine, Blumenblättern gleichende memphische Papyri.

Sie erzählte ihm von ihren Irrfahrten, von den Wundern, die sie gesehen, von den großartigen, einsamen Tempeln, die sich in glänzendem Marmor auf den dunkeln, zernagten Felsen über den ewig blauen Bogen des Jonischen Meeres erheben — sie erzählte auch von unzähligen Anstrengungen, Leiden und Gefahren, die sie ausgestanden. Als er sie einst fragte, was sie bei diesen Reisen gesucht, und weshalb sie unter so großen Mühsalen diese Altertümer gesammelt habe, antwortete sie mit den Worten ihres Vaters: „Um die Toten zu erwecken.“ Ihre Augen sprühten Feuer, als sie dies sagte, und daran erkannte Giovanni die frühere Heze Cassandra wieder. Sie hatte sich wenig verändert. Das war noch immer das unbewegliche Gesicht der alten Bildwerke, das für Leid und Freud unempfindlich schien, die breite, niedrige Stirn, die geraden, dünnen Augenbrauen, die strenggeschlossenen Lippen, auf denen man sich kein Lächeln vorstellen konnte, und — die wie Bernstein durchsichtigen, gelblichen Augen. Jetzt aber drückte das durch Krankheit verfeinerte oder durch das fortwährende Grübeln spitz gewordene Gesicht, besonders der untere zu schmale und kleine Teil mit der hervorstehenden Unterlippe eine noch unheimlichere Ruhe aus.

Die wolligen Haare umgaben das bleiche Gesicht mit einem wirren, schwarzen Kranze wie die Schlangen das Medusenhaupt, was das Gesicht noch bleicher, die roten Lippen noch purpurner, die gelblichen Augen noch glühender machte.

Die Schönheit dieses Mädchens, das in Giovanni Neugier, Furcht und Mitleid erregte, zog ihn jetzt noch mehr an als zehn Jahre vorher.

Während ihrer Reise in Griechenland hatte Cassandra den Geburtsort ihrer Mutter, das traurige, kleine Städtchen Misithra, besucht, in dem vor einem halben Jahrhundert der letzte Vertreter der alten Philosophie, Gemistos Plethon, gestorben war. Sie hatte Bruchstücke seiner unveröffentlichten Werke und Briefe von ihm gesammelt und besaß die ehrfurchtsvollen Überlieferungen seiner Schüler, die davon überzeugt gewesen waren, daß die Seele Platos vom Olymp herabgestiegen und sich in Plethon verkörpert habe. Als sie Giovanni von diesem Besuche erzählte, wiederholte sie ihm die Prophezeiung, die er schon einmal bei den Unterhaltungen am Cantaranischen Wehre von ihr vernommen und der er sich oft erinnert hatte — die Worte Plethons, die er als hundertjähriger Philosoph angeblich drei Jahre vor seinem Tode gesprochen haben sollte: „Wenige Jahre nach meinem Tode wird die rechte Wahrheit über allen Völkern der Erde aufgehen, und alle Menschen werden sich in einigem Geiste zu einem einzigen Glauben bekehren — unam eandemque religionem universum orbem esse suscepturum.“ Als er aber gefragt wurde, zu welchem, dem von Christus oder dem von Mohammed, antwortete er: „Weder zu dem einen noch zu dem andern, aber zu einem von dem alten Heidentum nicht verschiedenen — neutram, inquit, sed a gentilitate non differentem.“

„Es ist schon über ein halbes Jahrhundert seit dem Tode Plethons vorübergegangen,“ entgegnete Giovanni, „aber die Prophezeiung ist nicht eingetroffen. Glaubt Ihr noch daran, Monna Cassandra?“

„Volle Wahrheit,“ erwiderte Cassandra, „hat Plethon nicht befaßt. Er hat in vielem geirrt, da er vieles nicht gewußt hat.“

„Was?“ fragte Giovanni; vor ihrem tiefen, durchdringenden Blicke fühlte er, daß er den Mut sinken ließ.

An Stelle einer Antwort nahm sie vom Regal ein altes Pergament — es enthielt die Tragödie des Aeschylos „Der gefesselte Prometheus“ — und las ihm daraus einige Zeilen vor. Giovanni verstand etwas Griechisch; was er nicht verstand, erklärte sie ihm.

Nachdem er seine Gaben an die Menschen verteilt: das Vergessen des Todes, die Hoffnung und das Feuer, das er den Göttern geraubt, — Gaben, die die Menschen früh oder spät den Göttern gleich machen werden — prophezeit der Titan den Fall des Zeus:

..... Dann erfüllt
Allossenbar sich seines Vaters Kronos Fluch,
Den dieser, seines ew'gen Throns beraubt, gesucht.
Wie dieses Unheil abzuwenden, das vermag
Der Götter niemand ihm zu sagen außer mir.
Ich aber weiß es, weiß den Spruch.

Der Bote der Olympier, Hermes, erwidert dem Prometheus:

Und dieser Mühsal Heil erwarte nimmermehr,
Es komme denn als deiner Qual Vertreter dir
Ein Gott, bereit, hinabzusteigen in die Nacht
Des Hades, in die dunkle Tiefe des Tartaros!

„Wie denkst du dir das, Giovanni,“ sagte Cassandra, als sie das Buch zuklappte. „Wer ist dieser Gott, der Dual Vertreter, der in den Tartaros hinabzusteigen bereit ist?“

Giovanni antwortete nicht. Es schien ihm, als ob sich wie beim zuckenden Schein eines Blitzes ein tiefer Abgrund vor ihm öffne. Monna Cassandra sah ihn mit ihren durchsichtigen Augen unverwandt an. In diesem Augenblicke glich sie tatsächlich der unglücklichen Gefangenen Agamemmons, der wahrhaftigen Jungfrau Cassandra.

„Giovanni,“ fügte sie nach einigem Stillschweigen hinzu, „hast du von einem Manne gehört, der vor über tausend Jahren, ebenso wie der Philosoph Plethon, von der Auferstehung der Götter geträumt hat — vom Kaiser Flavius Claudius Julianus?“

„Von Julian Apostata?“

„Ja, der bei seinen Feinden, den Galiläern, und leider auch bei sich selbst als Abtrünniger galt, aber es nicht wagte, er selbst zu sein, weil er alten Wein in neue Schläuche gefüllt hatte — die Hellenen und die Christen — beide hätten ihn einen Abtrünnigen nennen können.“

Giovanni erzählte ihr, daß er einst in Florenz ein Mysterium Lorenzos des Prächtigen gesehen habe, das den Märtyrertod zweier Jünglinge darstellte, die des christlichen Glaubens wegen von Julian Apostata hingerichtet worden waren. Er erinnerte sich sogar noch einzelner Strophen aus diesem Mysterium, die ihm besonders aufgefallen waren, unter anderem des Todeschreies des Julian:

Du hast besiegt, Galiläer!

„Höre, Giovanni,“ fuhr Cassandra fort, „in dem eigentümlichen und beklagenswerten Schicksale dieses Menschen liegt ein großes Geheimnis. Beide, sage ich, Kaiser Julianus und der Weise Plethon, waren in gleicher Weise im Unrecht, denn sie besaßen nur die halbe Wahrheit, die ohne die andere Hälfte nur lüdenhaft ist — denn sie haben die Weissagung des Titanen vergessen, daß die Götter erst dann wieder

aufstehen werden, wenn sich das Licht mit der Finsternis vereinen wird — Himmel oben, Himmel unten — und das, was zwei war, eins werden wird. Das haben sie nicht verstanden und haben vergeblich ihre Seele den olympischen Göttern geopfert.“

Sie hielt inne, als ob sie es nicht wagte, ihre Rede zu vollenden, und fügte leise hinzu:

„Wenn du es wüßtest, Giovanni, wenn ich dir alles sagen könnte. Aber es ist noch zu früh. Jetzt sage ich dir nur das eine: Es gibt einen Gott unter den olympischen Göttern, der seinen irdischen Brüdern näher steht als die anderen, ein lichter und ein dunkler Gott wie Morgendämmerung, erbarnungslos und wohlthuend wie der Tod, der auf die Erde herabgestiegen ist und den Sterblichen die Vergessenheit des Todes — ein neues Feuer vom Feuer des Prometheus — in seinem eigenen Blute, in dem berausenden Saft der Weinreben verliehen hat. Wer von den Menschen, mein Bruder, wird es verstehen und der Welt verkünden, wie die Weisheit des Traubengekrönten der Weisheit des Dornengekrönten gleicht, desjenigen, der von sich selber sagte: ‚Ich bin der rechte Weinstock‘ — und der gleich dem Gotte Dionysos die Welt mit seinem Blute berauscht? Hast du das verstanden, was ich rede, Giovanni? Solltest du es nicht verstanden haben — so schweige, frage nicht, denn hier ist ein Geheimnis, von dem man noch nicht reden kann.“

In letzter Zeit bemächtigte sich Giovanni eine neue, noch nicht empfundene Kühnheit der Gedanken. Er fürchtete nichts, denn er hatte nichts zu verlieren. Er fühlte, daß weder der Glaube Fra Benedettos noch das Wissen Leonardos seine Dualen stillen und die Widersprüche, an denen seine Seele zugrunde ging, heben könnten. Nur in den dunklen Prophezeiungen Cassandras schien ihm der einzige, vielleicht aber auch der schmerzlichste Weg zum Frieden zu liegen, und auf diesem letzten Wege folgte er ihr mit bewegener Kühnheit, so daß sie einander immer näher kamen.

Einst fragte er sie, warum sie sich verstelle und das, was ihr als Wahrheit dünke, vor den Menschen verberge.

„Nicht alles — für alle,“ erwiderte Cassandra. „Der Glaube an die Märtyrer ebenso wie Wunder und Zeichen sind für die Menge notwendig, denn nur diejenigen, die nicht völlig glauben, sterben für den Glauben, um ihn anderen und sich selbst zu bezeugen. Aber vollständiger Glaube ist vollständige Erkenntnis. Glaubst du etwa, daß der Tod des Pythagoras die Wahrheiten der Geometrie, die er gefunden hat, bekräftigt hätte? Der vollständige Glaube ist stumm und das Geheimnis noch höher als das Bekenntnis. Wie der Meister gesagt hat: ‚Erkennt alle, aber laßt euch von niemandem erkennen‘.“

„Was für ein Meister?“ fragte Giovanni und sagte sich: „Leonardo kann es gesagt haben — er kennt auch alle, aber niemand kennt ihn.“

„Der ägyptische Gnostiker Basilides,“ antwortete Cassandra und erklärte ihm, daß große Gelehrte des ersten christlichen Zeitalters, denen vollständiger Glaube und vollständiges Wissen ein und dasselbe gewesen sei, sich Gnostiker — „Wissende“ — genannt hätten. Und sie erzählte ihm deren eigentümliche, zuweilen wunderbaren Fieberphantasien gleichende Legenden.

Besonders setzte ihn eine derselben in Erstaunen — die Lehre der alexandrinischen Ophiten, der Schlangenverehrer, über die Erschaffung der Welt und des Menschen:

„Über allen Himmeln liegt namenlose, unbewegliche, ewige Finsternis, die schöner als jedes Licht ist, der unbekannt Vater, *Πατήρ ἄγνωστος* — tiefer Abgrund und Schweigen. Seine einzige Tochter, die Allweisheit Gottes, ‚Sophia‘, die sich vom Vater getrennt hatte, erkannte die Materie, verfinsterte sich und fing an sich zu grämen. Und der Sohn ihres Grames war Jaldabaoth, der schaffende Gott. Er wollte aber allein sein und fiel von der Mutter ab, versenkte sich noch tiefer in die Materie als sie und erschuf das Reich des Fleisches, ein verzerrtes Abbild des himmlischen Urbildes, und in ihm den Menschen, der die Macht des Schöpfers widerspiegeln und sie bezeugen sollte. Aber die Archonten Jaldabaoths, die elementaren Geister, erschufen aus einem Erdenloß einen Menschen, unermesslich an Länge und Breite, der hilflos wie ein Wurm im Urchlamm kroch. Als sie ihn vor ihren Fürsten Jaldabaoth brachten, damit er ihm den Lebensodem einblase, erbarmte sich die Allweisheit Gottes, die Sophia, über ihn, rächte sich an dem Sohne ihrer Freiheit und ihres Grames, weil er von ihr abgefallen war, und flöste ihm durch den Mund Jaldabaoths zusammen mit dem Lebenshauche einen Funken göttlicher Weisheit, die ihr von ihrem unbekanntem Vater überkommen war, ein. Das traurige Wesen, Staub vom Staube, Erde von Erde, an dem der Schöpfer seine Allmacht beweisen wollte, wurde unendlich erhabener als sein Erzeuger, es wurde nicht das Ebenbild Jaldabaoths, sondern das des wirklichen Gottes, des unbekanntem Vaters. Und der Mensch erhob sein Angesicht aus dem Staube. Der Schöpfer wurde beim Anblick seines Geschöpfes von Zorn und Schrecken erfüllt. Er richtete seine vom Feuer der verzehrenden Eifersucht flammenden Augen in das Innerste der Materie, auf den schwarzen Urchlamm — dort spiegelte sich sein zorniges Gesicht wieder ab, und dieses Spiegelbild wurde zum Engel der Finsternis, zum schlangengestalteten Ophiomorphos, zum kriechenden und listigen Dämon — der verfluchten Weisheit. Mit seiner Hilfe schuf Jaldabaoth die drei Reiche der Natur und warf in die Tiefe derselben, wie in ein

schimpfliches Gefängnis, den Menschen und gab ihm ein Gesetz: ‚Tue dieses und tue dies nicht, denn wenn du dies Gesetz übertrittst, mußt du sterben.‘ Denn er hoffte noch immer, sein Geschöpf durch das Joch des Gesetzes, durch die Furcht vor dem Bösen und dem Tode knechten zu können. Aber die Allweisheit Gottes, die Befreierin, ließ den Menschen nicht im Stich; nachdem sie ihn einmal liebgewonnen hatte, liebte sie ihn auch bis ans Ende und schickte ihm einen Tröster, den Geist der Erkenntnis, den schlangengestalteten, geflügelten, dem Morgenstern gleichenden Engel des Lichts, von dem geschrieben steht: ‚Seid weise wie die Schlangen.‘ Und er stieg vom Himmel herab zu den Menschen und sagte: ‚Eset davon, so werden eure Augen aufgehen, und ihr werdet sein wie Gott.‘ Die Alltagsmenschen, die Kinder dieser Welt, schloß Cassandra, „sind die Knechte Jaldabaoths und der listigen Schlange, die unter der Todesfurcht leben und sich unter das Joch des Gesetzes beugen. Aber die Kinder des Lichts, die Wissenden, die Gnostiker, die Auserwählten der Sophia, die in die Geheimnisse der Allweisheit Eingeweihten, verachten alle Gesetze — überschreiten alle Grenzen, sind wie Geister nicht einzufangen — frei wie Götter, geflügelt, überheben sich nicht im Guten und bleiben im Bösen rein wie das im Schmutze liegende Gold. Der Engel des Lichts führt sie wie der in der Morgendämmerung funkelnde Stern durch Leben und Tod, durch Gut und Böse, durch alle Verwünschungen der Welt Jaldabaoths zu dessen Mutter Sophia, der Allweisheit, in den Schoß der namenlosen Finsternis, die über allen Himmeln und Abgründen herrscht, in den unbeweglichen, ewigen Schoß des unbekanntem Vaters, der herrlicher ist als alles in der Welt.“

Giovanni hörte diese Überlieferung der Daphiten an und verglich Jaldabaoth mit dem Sohne des Kronos, den göttlichen Funken der Sophia mit dem Feuer des Prometheus, die gütige Schlange, den lichtspendenden Engel Luzifer mit dem gefesselten Titanen.

So fand er in allen Zeiten und bei allen Völkern — in der Tragödie des Aeschylus, in den Legenden der Gnostiker, im Leben des Kaisers Julian Apostata, in der Lehre des Weisen Plotin — ein verwandtes Echo des Zwiespaltes und des Kampfes, die sein eigenes Herz erfüllten. Sein Kummer wurde durch die Erkenntnis, daß schon vor einem Jahrtausend Menschen ebenso gelitten und mit denselben Zweifeln gekämpft hatten, wie er, daß sie denselben Widersprüchen und Verführungen unterlegen hatten, getröstet, aber auch vermehrt.

Es gab Augenblicke, in denen er aus diesen Gedanken wie aus einem schweren Rausche oder Fiebertraum erwachte. Dann schien es ihm, als ob Monna Cassandra sich nur so stark, so prophezeiend, so in das Geheimnis eingeweiht verstelle, daß sie in Wirklichkeit nicht mehr

wisse, daß sie ebenso heruntappe wie er, daß sie beide noch bemitleidenswertere, verirrttere und hilflosere Kinder seien als vor zwölf Jahren, daß dieser neue Sabbat der halb göttlichen, halb dämonischen Weisheit nur noch unsinniger sei als jener Hexensabbat, zu dem sie ihn einst geladen und den sie jetzt als bloßen Zeitvertreib des Pöbels verachtete. Es wurde ihm schrecklich zumute, er wollte fliehen. Aber es war schon zu spät. Die Macht der Wißbegierde hatte ihn wie eine Wasserflut ergriffen, er fühlte, daß er nicht fortgehen könne, bis er alles erfahren — daß er mit ihr zusammen entweder gerettet werden oder untergehen müsse.

Zu dieser Zeit kam der berühmte Doktor der Theologie, der Inquisitor Frater Giorgio da Casale nach Mailand. Erregt durch die Gerüchte über die noch nie dagewesene Verbreitung der Zauberei in der Lombardei, hatte ihn Papst Julius II. mit strengen Bullen abgeschickt. Die Nonnen des Monastero Maggiore und die Gönner Monna Cassandras am Hofe des Erzbischofs hatten letztere auf die ihr drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Frater Giorgio war daselbe Mitglied der Inquisition, vor dem Monna Cassandra und Messer Galeotto eben erst aus Rom geflüchtet waren. Sie wußten, daß, wenn sie ihm in die Hände fielen, keine Macht sie retten konnte, und beschlossen, nach Frankreich, ja, wenn es nötig werden sollte, selbst nach England oder Schottland zu fliehen.

Zwei Tage vor der geplanten Abreise unterhielt sich Giovanni mit Monna Cassandra wie gewöhnlich in ihrem Arbeitszimmer, in dem einsamen Saale des Schlosses Carmagnola.

Die Sonne, die durch dichte, schwarze, samtartige Zypressen ins Zimmer hereindrang, verbreitete ein blasses, mondscheinartiges Licht; das Gesicht des Mädchens war außergewöhnlich schön und unbeweglich.

Jetzt vor der Abreise fühlte Giovanni erst, wie teuer sie ihm war. Er fragte sie, ob sie sich noch einmal wiedersehen würden, ob sie ihm das Geheimnis, von dem sie so oft geredet, offenbaren würde.

Cassandra sah ihn an und nahm schweigend einen viereckigen, flachen, durchsichtig-grünen Stein aus der Schatulle. Es war die berühmte „Tabula smaragdina“, eine smaragdene Tafel, die angeblich in einer Höhle bei Memphis in den Händen der Mumie eines Priesters gefunden worden war, in der sich der Überlieferung nach Hermes Trismegistos, der Gott der Wege, der Seelenführer ins Reich des Schattens, verkörpert hatte. Auf der einen Seite standen mit koptischen, auf der anderen mit griechischen Buchstaben die vier Verse:

Himmel darüber, Himmel darunter,
Sterne darüber, Sterne darunter,
Alles was oben — ist unten,
Glücklich — wer es empfunden.

„Was bedeutet das?“ fragte Giovanni.

„Komm heute nacht zu mir,“ sagte sie leise und feierlich, „ich werde dir alles, was ich weiß, hörst du wohl, alles sagen. Jetzt aber laß uns nach gewohnter Weise zusammen vor der Trennung den letzten brüderlichen Becher trinken.“ Sie holte einen kleinen, bauchigen, irdenen Krug, der mit Wachs verschlossen war, wie solche im fernen Orient benutzt wurden, goß einen dicken, öligen, gold-rosigen Wein von eigenkümlichem Dufte in einen Chrysolithbecher, in den Bildnisse des Gottes Dionysos und der Bacchantinnen eingeschliffen waren, ging ans Fenster und hielt den Becher wie bei der Darbringung eines Opfers in die Höhe. Im matten Scheine der Sonne gewannen die nackten Leiber der Bacchantinnen, die den mit Reben bekränzten Gott umtanzten, durch den rosigen Wein wie von warmen Blut erfüllt, Leben.

„Es gab eine Zeit, Giovanni,“ sagte sie noch leiser und feierlicher, „in der ich dachte, daß dein Meister Leonardo das letzte Geheimnis besäße, denn sein Gesicht ist so schön, als ob in ihm der olympische Gott mit dem unterirdischen Titanen vereinigt wäre. Jetzt aber sehe ich, daß er nur strebt, ohne es zu erreichen, nur sucht, ohne zu finden, nur weiß und nichts erkennt. Er ist nur der Vorläufer jenes, der ihm nachfolgen und größer sein wird als er. Leeren wir daher, mein Bruder, diesen Abschiedsbecher auf das Wohl des Unbekannten, den wir beide den letzten Friedensstifter nennen wollen.“

Andächtig, als ob sie ein hohes Geheimnis besiegele, leerte sie den Becher zur Hälfte und reichte ihn Giovanni.

„Fürchte dich nicht,“ sprach sie, „es ist kein verbotener Zaubertrank. Es ist ein tadelloser, heiliger Wein, der auf den Rebhügeln Nazareth's gewachsen ist, es ist das reinste Blut des Dionysos.“ Als Giovanni den Wein ausgetrunken hatte, legte sie ihm mit vertraulicher Lieblichkeit die Arme auf die Schultern und flüsterte ihm leise und heimlich zu:

„Komm also, wenn du alles wissen willst; ich werde dir ein Geheimnis mitteilen, von dem ich noch niemandem etwas gesagt habe — ich offenbare dir das letzte Leid, die letzte Freude, in der wir ewig vereint, wie Bruder und Schwester, wie Bräutigam und Braut bleiben werden.“

Und im matten, durch die dichten Zweige der Zypressen fallenden Sonnenlichte, das dem Mondscheine glich, beugte sie sich, wie in jener denkwürdigen Gewitternacht am Cantaranischen Wehre, mit ihrem unbeweglichen, finsternen, marmorbleichen Gesicht, das von den schwarzen Haaren wie von den Schlangen des Medusenhauptes umrahmt wurde, mit den roten Lippen und bernsteingelben Augen über ihn. Ein Schauer des Schreckens überlief Giovanni, und er sagte sich:

„Die weiße Teufelin!“

Zur festgesetzten Stunde stand Giovanni an der Pforte in der einsamen Via della Vigna, an dem Gartenzaune, der das Schloß Carmagnola umgab.

Die Pforte war verschlossen. Er klopfte lange, es wurde ihm aber nicht geöffnet. Er begab sich nach dem benachbarten Monastero Maggiore und erfuhr von der Pfortnerin die schreckliche Nachricht, der Inquisitor des Papstes Julius II., Frater Giorgio da Casale, sei nach Mailand gekommen, um sofort den Alchimisten Galeotto Sacrobosco und seine Nichte Cassandra, als der schwarzen Magie am meisten verdächtig, verhaften zu lassen.

Galeotto hatte noch fliehen können. Monna Cassandra befand sich schon in den Händen der heiligen Inquisition.

Als Leonardo das erfuhr, verwandte er sich für die Unglückliche bei seinen Gönnern. Auch Giovanni gab sich alle Mühe; er lief herum, besorgte die Briefe seines Meisters und zog im Inquisitionsgerichte, das sich neben dem Dom im Hause des Erzbischofs befand, Erkundigungen ein.

Hier lernte er den ersten Schriftführer des Frater Giorgio kennen, den Frater Michele da Balverde, Magister der Theologie, der ein Buch über die schwarze Magie: „Der neueste Hammer der Hexen“ geschrieben hatte. Frater Michele war einschmeichelnd liebenswürdig zu Giovanni. Er stellte sich so, als ob er lebhaften Anteil am Geschehniß Cassandras nähme und an ihre Unschuld glaube, gab sich zugleich als Verehrer Leonardos aus, des „größten der christlichen Meister“, wie er ihn nannte, und forschte den Schüler über das Leben, die Gewohnheiten, die Beschäftigungen und Ansichten des Meisters aus. Sobald aber die Rede auf Leonardo kam, war Giovanni auf der Hut und wäre eher gestorben, als daß er seinen Meister mit einem einzigen Worte verraten hätte. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß durch List nichts zu erreichen war, erklärte Frater Michele eines schönen Tages, daß er Giovanni ungeachtet der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft wie einen Bruder liebgewonnen hätte und es für seine Pflicht hielt, ihn vor den Gefahren zu warnen, die ihm durch Messer Leonardo, der im Verdachte der Zauberei und der schwarzen Magie stände, drohten.

„Das ist eine Lüge!“ rief Giovanni. „Niemals hat er sich mit der schwarzen Magie beschäftigt, sogar . . .“

Er unterbrach sich. Der Inquisitor warf einen langen Blick auf ihn.

„Was wolltet Ihr sagen, Messer Giovanni?“

„Nichts.“

„Ihr wollt nicht aufrichtig zu mir sein, mein Freund. Ich weiß, Ihr wolltet sagen, Messer Leonardo glaubt gar nicht an das Bestehen der schwarzen Magie.“

„Das wollte ich nicht sagen,“ erwiderte Giovanni. „Übrigens, wenn er auch nicht daran glaubte, so würde das doch immer noch kein Beweis seiner Schuld sein.“

„Der Teufel,“ sagte Frater Michele mit einem leisen Lächeln, „ist ein vorzüglicher Logiker. Zuweilen stellt er seine gelehrtesten Feinde als Dummköpfe dar. Von einer Hexe erfuhren wir jüngst eine Rede, die er am Sabbat gehalten hatte. ‚Kinder,‘ sprach er, ‚freut euch, seid lustig, denn mit Hilfe unserer neuen Verbündeten, der Gelehrten, die die Macht des Teufels verleugnen und so das Schwert der heiligen Inquisition stumpf machen, werden wir bald einen vollständigen Sieg erringen und unser Reich auf die ganze Welt ausdehnen.“

Ruhig und überzeugungsvoll besprach Frater Michele die unglaublichsten Taten des bösen Geistes, die Kennzeichen, an denen man die Werwölfe, die von Dämonen und Hexen erzeugten Kinder erkennen könne; sie blieben immer klein, wären viel schwerer als andere Säuglinge, wögen achtzig bis hundert Pfund, schrien immerfort und tranken die Milch von fünf bis sechs Ammen aus. Mit mathematischer Genauigkeit bezeichnete er die Anzahl der Höllenfürsten mit 572, die der Untertanen, der niederen Dämonen, mit 7,405,926.

Besonders erstaunte Giovanni über die Lehre von den Incubi und Succubi — Zwitter-Dämonen, die willkürlich bald das Aussehen eines Mannes, bald das einer Frau annehmen konnten, um die Menschen zu verführen und mit ihnen geschlechtlich zu verkehren. Der Mönch erklärte ihm, wie die Dämonen bald die Luft verdichteten, bald Leichen von den Galgen stahlen und daraus Körper zur Unzucht bildeten, die aber selbst bei den innigsten Liebesbezeugungen kalt wie Eis blieben. Er führte die Worte des heiligen Augustinus an, der das Dasein der Antipoden als eine gotteslästernde Kezerei leugnete und keinen Zweifel an dem Dasein der Incubi und Succubi hegte, die einst von den Heiden für Faune, Satyre, Nymphen, Hamadryaden und andere in den Bäumen, Gewässern und in der Luft lebende Götter gehalten worden seien. „Wie in alten Zeiten,“ fügte Frater Michele hinzu, „die bösen Götter und Göttinnen zu den Menschen herabstiegen, um mit ihnen geschlechtlich zu verkehren, so können auch jetzt noch nicht allein die jüngeren, sondern auch die älteren, mächtigsten Dämonen, wie beispielsweise Apollo und Bacchus als Incubi, Diana oder Venus als Succubi erscheinen.“

Aus diesen Worten konnte Giovanni entnehmen, daß die weiße Teufelin, die ihn sein ganzes Leben verfolgt hatte, ein Succubus — Aphrodite — gewesen sei.

Zuweilen lud Frater Michele Giovanni ein, den Gerichtsitzungen beizuwohnen, wahrscheinlich in der Hoffnung, in ihm früher oder später einen Teilnehmer oder Angeber zu finden, da er aus Erfahrung wußte,

wie anziehend die Schrecken der Inquisition seien. Furcht und Abscheu überwindend, weigerte sich Giovanni nicht, bei den Verhören und Folterungen gegenwärtig zu sein, da er hoffte, etwas von Cassandra zu erfahren, wenn er auch ihr Geschick nicht erleichtern konnte. Bei den Gerichtssitzungen selbst, teilweise auch aus den Erzählungen des Inquisitors, erfuhr Giovanni fast ungläubliche Fälle, bei denen das Schreckliche an das Komische grenzte.

Eine Heze, ein ganz junges Mädchen, das reuig in den Schoß der Kirche zurückgekehrt war, segnete die Folterknechte, daß sie sie aus den Krallen des Teufels gerissen hätten; sie ertrug alle Qualen mit endloser Geduld und Sanftmut; freudig und gefaßt ging sie in den Tod, in dem Glauben, daß die zeitlichen Flammen sie von den ewigen erlösen würden. Sie flehte nur ihre Richter an, ihr vor dem Tode den Teufel, der ihr in Gestalt einer spitzen Spindel in die Hand gefahren sei, herauszuschneiden zu lassen. Die heiligen Väter beriefen einen erfahrenen Chirurgen. Trotz der hohen Geldsumme, die ihm geboten wurde, weigerte sich der Arzt, den Teufel herauszuschneiden, weil er befürchtete, der Teufel würde ihm während der Operation den Hals umdrehen.

Eine andere Heze, die Witwe eines Bäckers, eine gesunde und hübsche Frau, stand unter der Anklage, daß sie dem Teufel während eines achtzehnjährigen Verhältnisses mehrere Wervölke geboren habe. Während der schrecklichen Folterungen betete die Unglückliche; bald bellte sie wie ein Hund, bald krümmte sie sich vor Schmerzen; dann verstummte sie und verlor das Bewußtsein, so daß man ihr gewaltsam, mit einem besonderen hölzernen Instrumente, den Mund aufmachen mußte, um sie zum Reden zu bewegen. Endlich riß sie sich aus den Händen ihrer Henkerknechte los, stürzte auf die Richter, rief wütend: „Ich habe meine Seele dem Teufel hingegeben, ihm werde ich ewig angehören!“ und fiel leblos zu Boden.

Die sogenannte Tante Cassandras, Monna Sidonia, die auch verhaftet worden war, hatte nach langen Qualen eines Nachts, um der Folter zu entgehen, das Lagerstroh in ihrer Zelle angezündet und war im Qualm erstickt.

Ein zehnjähriges Mädchen erzählte ohne Scham und Scheu, wie ihr eines Abends auf dem Viehhofe die Kuhmagd ein Butterbrot gegeben habe, das mit etwas Süßsaurem, sehr Schmachhaftem überstreut gewesen sei. Das sei der Teufel gewesen. Als sie das Brot aufgegessen habe, sei ein schwarzer Kater mit Augen wie glühende Kohlen an sie herangelaufen gekommen und hätte sich schiurrend und den Rücken krümmend an sie geschmiegt. Sie wäre mit ihm in die Scheune gegangen, hätte sich ihm hier auf dem Stroh hingegeben und ihm viele Male, ohne sich dabei etwas Böses zu denken, alles, was er wollte, gestattet.

Die Kuhmagd hätte zu ihr gesagt: „Sieh mal an, was du für einen Bräutigam hast!“ Sie hätte dann einen weißen, schwarzköpfigen Wurm, so groß wie ein Wickelkind, geboren. Sie habe ihn später im Dünger vergraben. Aber der Kater wäre zu ihr gekommen, hätte sie ganz zerkratzt und ihr mit menschlicher Stimme geboten, den gefräßigen Wurm wie ein Kind mit warmer Milch zu füttern. —

Das alles erzählte das Mädchen den Richtern genau und ausführlich und sah sie mit so unschuldsvoller Miene an, daß es schwer zu entscheiden war, ob sie eine sonderbare, zwecklose Lüge vorbrachte, oder ob sie phantasierte.

Einen besonderen, unvergeßlichen Schrecken erregte in Giovanni eine sechzehnjährige Hexe von ungewöhnlicher Schönheit, die auf alle Fragen und Ermahnungen der Richter nur die eine starrsinnige Antwort hatte: „Verbrennt mich, verbrennt mich!“ Sie versicherte, der Teufel gehe in ihrem Leibe „wie im eigenen Hause spazieren“, wenn er „längs ihrem Rücken wie eine Ratte unter dem Fußboden herumlaufe“, dann würde ihr das Herz so schwer, so matt, daß sie ihren Kopf an der Wand zerschellen möchte. Von Reue und Verzeihung wollte sie nichts wissen, weil sie sich vom Teufel geschwängert und unrettbar verloren, schon bei Lebzeiten zur ewigen Strafe verurteilt glaubte. Sie flehte nur darum, daß man sie verbrennen möge, ehe sie noch die teuflische Mißgeburt gebäre. Sie war eine Waise und sehr reich. Nach ihrem Tode ging ihr ungeheures Vermögen in die Hände eines weitläufigen Verwandten, eines geizigen Alten, über. Die heiligen Väter wußten, daß die Unglückliche, wenn sie am Leben bliebe, ihr Vermögen der heiligen Inquisition zuwenden würde, und bemühten sich deshalb, sie zu retten, aber vergeblich. Endlich schickte man ihr einen Beichtvater, der weit und breit berühmt war und durch seine Kunst selbst die verstocktesten Sünder zu befehren vermochte. Als er ihr auseinandersetzte, daß es keine noch so große Sünde gebe, die der Herrgott nicht durch sein Blut gesühnt habe, daß er alles vergebe, antwortete sie mit furchtbarem Geschrei: „Er wird mir nicht vergeben! Nein, er vergibt mir nicht, ich weiß es. Verbrennt, verbrennt mich oder ich lege selbst Hand an mich!“ Nach den Worten Frater Michele's „schrie ihre Seele nach dem heiligen Feuer wie der Hirsch nach frischem Wasser.“

Der Hauptinquisitor, Frater Giorgio da Casale, war ein gebückter Greis mit einem kleinen, blassen, gutmütigen Gesicht, das an das des heiligen Franziskus erinnerte. Nach den Worten der ihn näher Kennenden war er der mildeste und uneigennützigste Mensch auf Gottes Erdboden, ein Fasser, Schweiger und Jungfräulicher; zuweilen schien es Giovanni, wenn er dieses Gesicht anblickte, daß der Inquisitor wirklich weder böse noch hinterlistig sein könne, daß er mehr als seine Opfer

leide und daß er sie aus Mitleid foltern und verbrennen lasse, weil es sonst nicht möglich sei, sie dem ewigen Verderben zu entreißen. Zuweilen aber, während der spitzfindigsten Folterungen und der wunderbarsten Geständnisse, nahmen die Augen Frater Giorgios einen solchen Ausdruck an, daß Giovanni nicht entscheiden konnte, wer fürchterlicher und wahnsinniger sei — der Richter oder die Angeklagten.

Eines Tages erzählte eine alte Zauberin, eine Hebamme, den Inquisitoren, sie hätte neugeborenen Kindern die Schädel mit dem Daumen eingedrückt und so über zweihundert ermordet; sie hätte dabei keinen anderen Zweck verfolgt, als sich ein Vergnügen zu bereiten. Es hätte ihr Spaß gemacht, die weichen Kinderschädel wie eine Eierschale knacksen zu hören. Während sie diesen Zeitvertreib beschrieb, lachte sie so aus vollem Halse, daß es Giovanni eiskalt überlief. Plötzlich schien es ihm, daß die Augen des alten Inquisitors ebenso wollüstig leuchteten wie die der Hexe. Obgleich er sich im nächsten Augenblicke bereits sagte, daß er sich getäuscht hätte, so verblieb ihm doch der schreckliche Eindruck.

Bei einer anderen Gelegenheit gestand Frater Giorgio ganz zerknirscht, daß von allen Sünden keine sein Gewissen so sehr belaste als die, daß er vor vielen Jahren „aus verbrecherischem, ihm vom Teufel eingeflößtem Mitleide“ siebenjährige Kinder, die eines geschlechtlichen Verkehrs mit Incubi und Succubi verdächtig waren, vor dem Scheiterhaufen nur mit Knuten hätte auspeitschen, statt sie verbrennen zu lassen.

Der Wahnsinn, der hinter den Mauern des Inquisitionsgebäudes Opfer und Henker erfaßt hatte, verbreitete sich in der Stadt. Vernünftige Menschen glaubten an das, was sie in gewöhnlichen Zeiten als dumme Fabeln verlachten. Die Anzeigen vermehrten sich. Die Diener zeigten ihre Herrschaften an, Frauen ihre Männer, Kinder ihre Eltern. Eine Alte wurde verbrannt, nur weil sie gesagt hatte: „Wenn Gott mir nicht hilft, so helfe mir der Teufel!“ Eine andere wurde als Hexe verurteilt, weil ihre Kuh nach Ansicht der Nachbarinnen dreimal mehr Milch gab, als es Regel war.

In das Nonnenkloster Santa Maria della Scala schlich sich, wie man erzählte, fast jeden Tag nach dem Aße Maria der Teufel in Gestalt eines schwarzen Pudels ein und schändete der Reihe nach alle Nonnen, von der sechzehnjährigen Novize bis zur gebrechlichen Äbtissin, und nicht allein in ihren Zellen, sondern auch in der Kirche beim Gottesdienst. Die Schwestern von Santa Maria sollten sich so an den Teufel gewöhnt haben, daß sie sich weder vor ihm fürchteten noch schämten. Dieser Verkehr, so sagte man, dauerte über acht Jahre.

In den Gebirgsdörfern um Bergamo fand man einundvierzig Hexen — Menschenfresserinnen, die den ungetauften Kindern das Blut ausaugten und sie dann verzehrten. In Mailand selbst überführte

man dreißig Geistliche, die die Kinder nicht im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, sondern im Namen des Teufels taufte; Frauen, die ihre Leibesfrucht dem Teufel widmeten; Mädchen und Knaben, drei bis sechs Jahre alt, die vom Teufel verführt, mit ihm unaussprechliche Unzucht getrieben hatten. Erfahrene Inquisitoren erkannten diese Kinder am Glanze ihrer Augen, am matten Lächeln und an den feuchten, sehr roten Lippen. Man konnte sie nicht anders als durch Feuer erretten.

Am schrecklichsten war es, daß in dem Maße, wie der Eifer der Väter der Inquisition wuchs, die Dämonen nicht allein ihre Ränke nicht einstellten, sondern sie noch ausdehnten, als ob ihnen erst jetzt richtig der Geschmack gekommen sei und sie sich austoben wollten.

Alles erschien möglich; die Grenze zwischen Wahrheit und Unsinn schien ganz verschwunden zu sein. Es gingen Gerüchte um, daß Frater Giorgio in der Lombardei eine Verschwörung von zwölftausend Hexen und Zauberern entdeckt habe, die sich untereinander gelobt hätten, während dreier Jahre solche Mißernten in ganz Italien herbeizuführen, daß die Leute gezwungen sein würden, sich gegenseitig wie Tiere aufzufressen.

Der Hauptinquisitor, der erfahrene Feldherr des Heeres Christi, der alle Ränke des alten Feindes erforscht hatte, empfand selbst Bedenken, ja Furcht vor diesem noch nicht dagewesenen, wachsenden Andränge des satanischen Heeres.

„Ich weiß nicht, wie das enden soll,“ sagte einst Frater Michele in einem aufrichtigen Gespräche mit Giovanni, „je mehr wir verbrennen, um so mehr steigen neue aus der Asche empor.“

Die üblichen Folterwerkzeuge: spanische Stiefel, eiserne Leisten, die allmählich durch Schrauben so zusammengedrückt wurden, daß die Knochen der Opfer krachten, das Herausreißen der Nägel vermittels glühender Zangen, erschienen nur als Spielzeug im Vergleiche zu den von dem „mildesten aller Menschen“, Frater Giorgio, erfundenen Qualen. So bestand beispielsweise „die Folterqual der Schlaflosigkeit“, tormentum insomniae, darin, die Angeklagten im Laufe einiger Tage und Nächte nicht einschlafen zu lassen; man jagte sie auf den Gängen des Gefängnisses hin und her, so daß ihre Füße sich mit Wunden bedeckten und sie dem Wahnsinn verfielen. Aber auch über diese Qualen machte sich der böse Feind lustig; wie der Geist stärker als das Fleisch, ebenso war auch er stärker als der Hunger, die Schlaflosigkeit, der Durst, das Eisen und das Feuer.

Vergeblich nahmen die Richter zur List ihre Zuflucht; sie führten die Hexen rückwärts in die Folterkammer hinein, damit ihr Blick den Richter nicht bezaubere und dieser nicht verbrecherisches Mitleid

empfinden könne; Frauen und Mädchen wurden vor der Tortur nackt ausgezogen, alle Haare wurden ihnen abrasiert, um leichter „das Teufels-siegel“ — stigma diabolicum — aufzufinden, das, unter Haaren oder unter der Haut versteckt, die Hexe unempfindlich machte. Man tränkte und besprengte die Folterwerkzeuge mit Weihwasser, beräucherte sie mit Weihrauch, weihte sie mit der Hostie und mit Reliquien, umgürtete die Angeklagten mit einem leinenen Bande in der Länge des Körpers Christi, und hing ihnen Papiertäfelchen um, auf die die Worte des Heilandes am Kreuze geschrieben worden waren.

Es half alles nichts; der Feind triumphierte über alle Heiligtümer. Die Nonnen, die ihren buhlerischen Umgang mit dem Teufel bereuten, versicherten, daß der Teufel in der Zeit zwischen den beiden Ave Maria in sie hineinfahre, daß sie es selbst mit der heiligen Hostie im Munde empfänden, wie der verfluchte Liebhaber sie mit den schamlosesten Liebkosungen bedränge. Heulend gestanden die Armen, „daß ihr Körper mitsamt der Seele ihm gehöre.“

Die Niedergeschlagenheit der Bürger erreichte ihre höchste Stufe, als sich das Gerücht verbreitete, der Papst habe eine Anzeige mit den überführendsten Beweisen erhalten, daß das Schaf im Wolfskleide, welches in die Umzäunung des Seelenhirten eingedrungen sei, der Teufelsdiener, der sich als Verfolger des Teufels gebärdete, um so gewisser die Herde Christi zu vernichten, der Führer von Satans Heerscharen — kein anderer sei, als der Großinquisitor selbst, Frater Giorgio da Casale. Aus den Reden und Handlungen der Richter konnte Giovanni schließen, daß ihnen die Macht des Teufels der Macht Gottes ebenbürtig schien, und daß für sie noch gar nicht entschieden war, wer in diesem Zweikampfe siegen würde. Er staunte, wie die beiden Lehren, die des Inquisitors Frater Giorgio und die der Hexe Cassandra, in ihren Endergebnissen übereinstimmten; in beiden gleich die obere Welt der unteren, der Sinn des menschlichen Lebens bestand in dem Kampfe zweier tiefer Gegensätze im menschlichen Herzen — vielleicht nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die Hexe immer nach einer Versöhnung suchte, während der Inquisitor das Feuer dieser Zwietracht ansachte und so die Hoffnungslosigkeit vergrößerte.

In der Gestalt des Teufels, mit dem Frater Giorgio so hilflos rang, in der Art des Schlangenartigen, Kriechenden, Hinterlistigen erkannte Giovanni das trübe, wie im Spiegel verwißte Angesicht der guten Schlange des geflügelten Dämons, des Sohnes der befreienden Weisheit, des Lichtträgers, der dem Morgensterne Luzifers oder dem Titanen Prometheus gleich. Der machtlose Haß seiner Feinde, der traurigen Diener Jaldabaoth's, war ein neuer Triumphgesang für den Unbesiegbaren.

In dieser Zeit verkündete Frater Giorgio, daß in den nächsten Tagen zum Schrecken der Feinde und zur Freude der treuen Kinder der christlichen Kirche eine große Feierlichkeit, die Verbrennung von hundert- unddreißig Hexen und Zauberern, auf der Piazza Broletto stattfinden werde. Als Frater Michele dies Giovanni mittheilte, erblaßte dieser und fragte: „Und Monna Cassandra?“

Trotz der geheuchelten Mittheilung des Mönches hatte Giovanni bis dahin noch nichts über sie erfahren.

„Monna Cassandra“, erwiderte Frater Michele, „ist gleich den anderen verurtheilt. Eigentlich verdient sie eine schwerere Strafe. Frater Giorgio hält sie für die größte Hexe, die ihm je vorgekommen ist. So groß waren die Wirkungen der Zauberei, die sie während der Folterung beschloß, daß, von einem Geständnis, von Reue gar nicht zu reden, wir nicht ein Wort, nicht einen Seufzer von ihr herausbekamen; selbst den Laut ihrer Stimme vernahmen wir nicht.“

Als er das sagte, warf er einen durchdringenden Blick auf Giovanni, als ob er etwas von ihm erwartete. Diesen durchzuckte der Gedanke, alles mit einem Schlage zu beenden, sich selbst anzugeben, zu gestehen, daß er der Gesinnungsgenosse Monna Cassandras sei, um mit ihr sterben zu können. Er unterließ es, aber nicht aus Furcht, sondern aus Gleichgültigkeit — einer seltsamen Erstarrung, die sich seiner in den letzten Tagen bemächtigt hatte, und die „dem Zauber der Gefühllosigkeit“ gleich, der die Hexe während der Folter beschloß hatte. Er war ruhig wie ein Toter.

Am Tage vor der angeetzten Verbrennung der Hexen und Zauberer saß Giovanni spät abends im Arbeitszimmer des Meisters. Leonardo beendete eine Zeichnung der Sehnen und Muskeln des Oberarmes und der Schulter, die für ihn großes Interesse hatten, da er sie in den Hebeln, die die Flugmaschine in Bewegung setzen sollten, nachzuahmen gedachte. Sein Gesicht kam Giovanni an diesem Abende besonders schön vor. Abgesehen von den ersten Runzeln, die nach dem Tode Monna Visas entstanden waren, herrschte in ihm vollständige Ruhe und Klarheit des Ausdrucks. Zuweilen hob er seine Augen von der Arbeit auf und sah nach seinem Schüler.

Giovanni erwartete längst nichts mehr vom Meister und hatte jede Hoffnung verloren. Für ihn bestand kein Zweifel, daß Leonardo von den Schrecken der Inquisition, von der bevorstehenden Hinrichtung Monna Cassandras und der anderen Unglücklichen, von seinem, Giovanni, eigenem Verderben wußte. Oft legte er sich die Frage vor, wie wohl der Meister über alles dächte.

Als Leonardo die Zeichnung der Schultermuskeln beendet hatte, schrieb er an den Rand des Blattes:

„Mensch, der du in dieser Zeichnung die wunderbare Schöpfung der Natur erkennst, der du es als ein Verbrechen ansehen würdest, meine Arbeit zu vernichten, — bedenke, welch größerer Frevel es ist, einem Menschen das Leben zu nehmen; bedenke auch, daß der Körperbau, so vollkommen er dir auch scheinen mag, doch ein Nichts ist im Vergleich zu der Seele, die in diesem Körper wohnt, die, wie sie auch immer sein mag, doch etwas Göttliches ist. Danach, wie ungern sie sich vom Körper trennt, sind ihre Tränen und ihr Gram nicht ohne Grund. Hindere sie daher nicht, in dem von ihr geschaffenen Körper so lange zu wohnen, wie sie will, und mögen deine Grausamkeit oder dein Zorn dieses so herrliche Leben nicht zerstören. Der ist fürwahr seiner unwert, der es nicht schätzt.“

Solange als der Meister schrieb, betrachtete ihn der Schüler mit derselben Hoffnungslosigkeit, wie ein in der Wüste verirrter, vor Hitze und Durst dahinsterbender Wanderer ferne Schneeberge ansieht.

* * *

Am anderen Morgen verließ Giovanni das Zimmer nicht. Von früh an fühlte er sich unwohl; der Kopf schmerzte ihm; bis zum Abend blieb er, halb bewusstlos, an nichts denkend, im Bette liegen. Als es dunkelte, erscholl über der Stadt ein eigentümlicher Klang der Glocken, es war weder ein Sterbe- noch ein Festgeläute. Ein schwacher, aber hartnäckiger und widerlicher Brandgeruch erfüllte die Luft. Bei diesem Geruche steigerten sich Giovanni's Schmerzen, es wurde ihm übel. Er ging auf die Straße.

Es war ein schwüler Tag, die Luft feucht und warm wie in einer Badestube, ein Tag, wie er in der Lombardei während des Sciroccos, im Spätsommer oder im Frühherbste vorzukommen pflegt. Es regnete nicht, aber es tropfte von den Dächern und Bäumen. Das Steinpflaster glänzte. Unter freiem Himmel, in dem trübgelblichen Nebel fand Giovanni den üblen Brandgeruch noch stärker.

Trotz der späten Stunde waren die Straßen noch belebt.

Alle kamen aus einer Richtung, von der Piazza Broletto her. Als er in die Gesichter der Vorübergehenden sah, erschienen ihm die Menschen halb bewusstlos wie er selbst — sie wollten und konnten nicht erwachen. Die Menge summt wie ein fernes, dumpfes Getöse.

Plötzlich vernahm er zufällig einige Worte über die verbrannten hundertunddreißig Hexen und Zauberer und dachte sofort an Nonna Cassandra; er begriff die Ursache des schrecklichen Geruches, der ihn verfolgte — es war der Gestank verbrannter menschlicher Körper.

Er beschleunigte seine Schritte, lief, ohne selbst zu wissen wohin, stieß an Menschen an, schwankte wie ein Betrunkener, zitterte vor Fieber

und fühlte, wie der stinkende Brandgeruch im trübgeblichen Nebel hinter ihm herjagte, ihn einhüllte, erstickte, in seine Lunge eindrang und seinen Schläfen noch größere Schmerzen verursachte.

Er wußte nicht, wie er ans Kloster des heiligen Franziskus und in die Zelle des Fra Benedetto gekommen war. Die Mönche ließen Giovanni ein. Aber Fra Benedetto war nicht daheim, er war nach Bergamo verreist. Giovanni schloß die Türe, zündete ein Licht an und fiel erschöpft auf die Lagerstätte.

In dieser friedlichen, ihm so vertrauten Kause herrschten nach wie vor Stille und Heiligkeit. Er atmete freier auf. Hier war nicht der furchtbare Gestank; hier war die Luft mit dem den Klöstern eigentümlichen Geruche der Fastenspeisen, des Weihrauches, der Wachslichter, alter Ledereinbände und dergleichen erfüllt; hier roch es nach frischem Lade, nach den zarten Farben, mit denen Fra Benedetto, die eiteln Kenntnisse der Perspektive und der Anatomie verachtend, seine Madonnen mit den kindlichen Gesichtszügen, seine Gerechten mit dem Heiligenscheine, seine Engel mit den regenbogenfarbigen Flügeln, den sonnengoldenen Locken und den himmelblauen Gewändern malte. Am Kopfe des Lagers hing ein schwarzes Kreuzifix, darüber, an der glatten, weißen Wand, ein verwelkter Kranz aus Mohnblumen und Veilchen, ein Geschenk Giovanni's. Dieser hatte ihn einst an jenem denkwürdigen Morgen im Zypressenhaine auf der Höhe von Fiesole gewunden, als er zu Füßen Savonarolas gefessen hatte, während die Brüder von San Marco auf ihren Violon spielten und ihren Lehrer wie kleine Kinder oder Engel umtanzten.

Giovanni erhob seine Augen zum Kreuzifix. Der Erlöser breitete seine ans Holz genagelten Hände noch ebenso aus, als ob er die ganze Welt in seine Arme rief: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid.“

„Ist das nicht die einzige, vollkommene Wahrheit?“ dachte Giovanni. „Soll ich nicht zu seinen Füßen fallen und ausrufen: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!“

Aber das Gebet erstarrte auf seinen Lippen. Er fühlte, daß er, wenn ihm auch ewige Verdammnis drohe, nicht lügen könnte, daß er das nicht vergessen könnte, was er bereits wußte — daß er die beiden Wahrheiten, die sich in seinem Herzen bekriegten, weder verwerfen noch annehmen könnte.

In der gewohnten stillen Verzweiflung wandte er sich vom Kreuzifix ab; in demselben Augenblick schien es ihm, als ob der stinkige Nebel, der schreckliche Brandgeruch auch hierher, in seinen letzten Zufluchtsort drängte. Er bedeckte die Augen mit den Händen. Vor seinen Geist trat eine Vision, die er leztlich oft und so deutlich gehabt hatte, daß er nicht

wußte, ob es Traum oder Wirklichkeit war: In der Folterkammer, im Scheine einer roten Flamme, mitten unter den Marterwerkzeugen und blutigen menschlichen Körpern, stand die nackte Cassandra, beschützt von der guten Schlange, der Befreierin — gefühllos gegen die Marterwerkzeuge, gegen das Eisen, das Feuer, die Augen der Henkersknechte — weiß, jungfräulich, fest wie der Marmor einer Säule.

Wieder zum Bewußtsein gekommen, erkannte Giovanni an dem heruntergebrannten Lichte und an der Zahl der Schläge auf dem Mauerthurme, daß er einige Stunden bewußtlos zugebracht hatte und Mitternacht längst vorüber war.

Es herrschte tiefe Stille. Der Nebel zerstreute sich. Der Gestank hatte sich verzogen, aber es war noch wärmer geworden. Im Fenster bligte das blaßblaue Wetterleuchten, und wie in jener denkwürdigen Nacht am Cantaranischen Wehre erscholl das dumpfe Rollen des Donners.

Alles drehte sich in seinem Kopfe; sein Mund war trocken, der Durst quälte ihn. Es fiel ihm ein, daß in der Ecke ein Krug mit Wasser stände. Er stand auf; sich an der Wand stützend, wankte er dahin, trank ein paar Schlucke, befeuchtete seine Stirn und wollte aufs Lager zurückkehren, als er plötzlich die Empfindung hatte, daß er in der Zelle nicht allein sei. Er wandte sich um und sah jemanden auf dem Bette Fra Benedettos unter dem Kreuzfisse sitzen. Die Gestalt war in ein schwarzes, bis an die Erde reichendes, einer Mönchskutte ähnliches Gewand gehüllt, der Kopf stak in einer spitzen Kapuze; Giovanni erstaunte, da er genau wußte, daß er die Thür verschlossen hatte, aber er erschraf nicht. Er fühlte sich im Gegentheil erleichtert, als ob er erst jetzt, nach langen, vergeblichen Versuchen wieder voll zum Bewußtsein käme. Sein Kopf hörte auf zu schmerzen.

Er näherte sich dem Sitzenden und sah ihn scharf an. Die Gestalt erhob sich. Die Kapuze fiel herab. Giovanni erblickte ein unbewegliches, marmorweißes Gesicht mit blutroten Lippen und bernsteinartigen, gelblichen Augen, das, wie die Schlangen das Medusenhaupt, dichte, wollige Haare mit einem schwarzen Heiligenschein umgaben.

Feierlich und langsam wie zu einer Beschwörung hob Cassandra — denn diese war es — ihre Hände empor. Das Rollen des nahe herbeigekommenen Gewitters erdröhnte, und es schien Giovanni, als ob es ihre Worte wiederholte:

Himmel darüber, Himmel darunter,
Sterne darüber, Sterne darunter,
Alles was oben — ist unten,
Glücklich — wer es empfunden.

Die schwarze Hülle fiel von ihren Schultern; Giovanni sah die strahlende Weiße ihres Körpers, der so vollkommen schön war wie der

der aus dem tausendjährigen Grabe auferstandenen Aphrodite, der der schaumgeborenen Göttin Sandro Botticellis mit dem vom himmlischen Schmerz erfüllten Gesicht der Jungfrau Maria — der der wollüstigen Veda, die auf dem Scheiterhaufen emporloderte.

Zum letztenmal warf Giovanni einen Blick auf das Kreuzifix, ein letzter, furchtbarer Gedanke fuhr ihm durch den Kopf: „Die weiße Teufelin!“ Der das Dasein verhüllende Schleier schien zu zerreißen und ihm das letzte Geheimnis der letzten Vereinigung zu enthüllen. Sie näherte sich ihm, umfaßte ihn mit ihren Armen und preßte ihn an sich. Die blendenden Blicke verbanden den Himmel mit der Erde.

Sie ließen sich auf die ärmliche Lagerstätte des Mönches nieder. Mit seinem ganzen Körper fühlte Giovanni die jungfräuliche Kälte des ihrigen, sie dünkte ihm süß und schrecklich wie der Tod.

* * *

Zoroastro da Peretola war an seinem Sturze bei dem mißlungenen Versuche mit der Flugmaschine nicht gestorben, aber auch nicht wieder genesen; er blieb zeitlebens ein Krüppel. Er hatte die Sprache verloren und konnte nur unverständliche Worte, die niemand außer Leonardo verstehen konnte. Bald streifte er, auf Krücken schleichend, ganz zerzaust, wie ein kranker Vogel im Hause herum; bald horchte er auf die Reden der Menschen, als ob er sich bemühe, sie zu verstehen; bald saß er mit untergeschlagenen Füßen in einer Ecke und wickelte eilig, ohne auf etwas anderes zu achten, eine lange Leinwandbinde auf eine runde Scheibe auf, eine Beschäftigung, die der Meister für ihn erdacht hatte, da die Hände des Mechanikers ihre frühere Gewandtheit behalten hatten; bald hobelte er kleine Stäbe, sägte Klöße zu Spielzeugen aus und schnitzte Brummkreisel; zuweilen saß er stundenlang vor sich hinbrütend, mit den Händen wie mit Flügeln gestikulierend, in einer Ecke und murmelte immer ein und dasselbe Liedchen:

Kraniche, Kraniche,
Störche und Geier
Ziehen hoch oben,
Mitten im Nebel der Sonne,
Wo sie die Erde nicht sehen.
Störche, Störche,
Kraniche, Kraniche . . .

Wenn er dann mit seinem einzigen Auge den Meister ansah, begann er zu weinen.

In diesen Augenblicken sah er so kläglich aus, daß Leonardo sich abwandte oder wegging. Aber den Kranken ganz von sich zu entfernen, dazu fehlte ihm der Mut. Niemals auf seinen vielen

Wanderungen hatte er ihn im Stiche gelassen. Er sorgte für ihn, schickte ihm Geld und nahm ihn in sein Haus, wenn er irgendwo festen Fuß gefaßt hatte.

So vergingen Jahre, und dieser Krüppel war wie ein lebendiger Vorwurf — ein ewiger Hohn auf das Streben im ganzen Leben Leonardos, auf seinen Plan, menschliche Flügel zu erfinden. Nicht minder dauerte den Meister ein anderer seiner Schüler, einer, der seinem Herzen vielleicht am nächsten stand: Cesare da Sesto.

Cesare begnügte sich nicht nachzuahmen, er wollte selbständig sein. Aber des Meisters Größe ließ ihn nicht aufkommen. Nicht schwach genug, um sich zu unterwerfen, und nicht stark genug, um zu siegen, quälte sich Cesare aussichtslos ab, ereiferte sich und konnte schließlich weder untergehen noch gedeihen. Gleich Giovanni und Zoroastro war er ein Krüppel, weder ein Lebender noch ein Toter, einer von denen, die Leonardo „durch den Blick behert“ und verdorben hatte.

Andrea Salaino teilte dem Meister mit, Cesare stände in geheimen Briefwechsel mit den Schülern Raffael Santis, der in Rom beim Papste Julius II. an den Fresken im Vatikan malte.

Viele prophezeiten, daß in den Strahlen dieser neuen Sonne Leonardos Ruhm schwinden müsse. Zuweilen schien es dem Meister, als ob Cesare auf Verrat sinne.

Aber nicht viel besser als der Verrat der Feinde war die Treue der Freunde.

Unter dem Namen „Accademia di Leonardo“ hatte sich in Mailand, teils aus alten Schülern des Meisters, teils aus Ankömmlingen, die immer zahlreicher wurden, eine Schule junger lombardischer Maler gebildet, die sich einbildeten und es auch anderen versicherten, daß sie in Leonardos Fußstapfen träten. Von weitem verfolgte dieser das unnütze Treiben dieser unschuldigen Verräter, die selbst nicht wußten, was sie taten. Zuweilen erfaßte ihn ein Gefühl des Ekels, wenn er sah, wie alles, was ihm im Leben heilig und groß erschienen, das Erbe des Pöbels geworden war — wie der Nachwelt das Angesicht des Heilandes im „Heiligen Abendmahle“ wie ein ganz gewöhnliches Christusbild überliefert, ebenso wie das Lächeln der Monna Gioconda übertrieben und herabgewürdigt wurde, bis es albern, wenn nicht sogar sinnlich erschien.

Im Winter 1512 starb Marcantonio della Torre in dem kleinen Städtchen Riva di Trento am Gardasee im Alter von dreißig Jahren an einem Faulfieber, das er sich bei Armen, die er ärztlich behandelte, geholt hatte.

Leonardo verlor in ihm einen von denen, die ihm, wenn auch nicht nahe, so doch weniger fremd gegenüberstanden. In dem Verhältnisse, wie die Schatten des Alters sich auf sein Leben herabsenkten, zerriß auch

ein Faden nach dem anderen, der ihn mit dem Leben verknüpfte. Größere Einsamkeit, größeres Schweigen herrschten um ihn her, so daß es ihm zuweilen scheinen wollte, als ob er auf einer schmalen, dunkeln Treppe in die unterirdische Finsternis hinabstiege und sich mit eigensinnigem, mürrischem Wesen, vielleicht auch mit der unsinnigen Hoffnung, dort unten in der Erde einen Ausgang in einen anderen Himmel zu finden, durch die Steine einen Weg bahnte.

Eines Nachts im Winter saß er allein in seinem Zimmer und lauschte dem Geheul, dem Pfeifen und dem Dröhnen des Schneesturmes, ganz wie in der Nacht, als er die Nachricht vom Tode der Donna Gioconda erfahren hatte. Die un menschlichen Stimmen des nächtlichen Sturmes verkündeten etwas dem Herzen des Menschen Verständliches, Verwandtes, dem nicht zu entfliehen ist: das letzte Alleinsein in der furchtbaren Finsternis, im Schoße des alten Chaos — die grenzenlose Langweile der Welt. Er dachte an den Tod; dieser Gedanke, der ihm jetzt öfter wiederkehrte, verschwamm mit dem Gedanken an Donna Lisa.

Plötzlich klopfte jemand an die Türe. Er sprang auf und öffnete. Ein unbekannter junger Mann im Alter von neunzehn Jahren, mit lustigen, gutmütigen Augen, vom Frost geröteten Wangen und mit tauenden Schneeflocken in den dunkelblonden Haaren, betrat das Zimmer.

„Messer Leonardo!“ rief der Jüngling. „Erkennt Ihr mich denn nicht?“

Leonardo betrachtete ihn aufmerksam; dann erkannte er in ihm seinen kleinen Freund, den sechsjährigen Knaben, mit dem er einst in den sonnigen Gainen von Vaprio umhergestreift war — Francesco Melzi.

Mit väterlicher Zärtlichkeit umarmte er ihn.

Francesco erzählte ihm, daß er aus Bologna käme. Sein Vater sei bald nach dem Einfall der Franzosen im Jahre 1500, um nicht die Schmach und das Elend seines Vaterlandes mit ansehen zu müssen, dorthin verzogen und vor kurzem dasselbst gestorben. Eingedenk des Versprechens Leonardos habe er, Francesco, sich nun zu ihm aufgemacht.

„Was für ein Versprechen?“ fragte ihn der Meister.

„Wie? Ihr habt es vergessen! Und ich Einfältiger habe mich der Hoffnung hingegeben! — Sollte es wirklich möglich sein, daß Ihr es vergessen habt? — Es war in den letzten Tagen vor unserer Trennung, unweit des Dorfes Mandello am Leccoer See, am Fuße des Berges Campione. Wir stiegen in einen verlassenen Schacht hinein, und Ihr trugt mich auf dem Arme, damit ich nicht fiel. Als Ihr mir erzähltest, daß Ihr nach der Romagna in den Dienst des Cesare Borgia reisen würdet, fing ich zu weinen an und wollte den Vater verlassen, um mit Euch zu gehen. Ihr aber wolltet es nicht und gabt mir Euer Wort, daß nach zehn Jahren, wenn ich erwachsen wäre ...“

„Ich weiß, ich weiß!“ unterbrach ihn freudig der Meister.

„Also doch! Ich weiß, Messer Leonardo, daß ich Euch nichts nützen kann. Aber hindern werde ich Euch auch nicht. Weist mich also nicht fort. Übrigens, ich ginge auch nicht fort, wenn Ihr mich fortjagen würdet. Macht was Ihr wollt, Meister, aber ich verlasse Euch nie wieder.“

„Mein lieber, lieber Knabe!“ rief Leonardo, und seine Stimme zitterte. Er umarmte ihn aufs neue und küßte ihn auf die Stirn. Francesco schmiegte sich mit derselben zärtlichen Liebkosung an seine Brust wie einst der kleine Knabe, den Leonardo in der Eisengrube auf seinen Armen getragen hatte, als er immer tiefer und tiefer auf den schlüpfrigen, schrecklichen Stufen in die unterirdische Finsternis hinabgestiegen war.

* * *

Seit 1507, in welchem Jahre Leonardo Florenz verlassen hatte, bekleidete der Künstler das Amt eines Hofmalers am Hofe des Königs Ludwig XII. von Frankreich. Er empfing aber keinen Gehalt, und so mußte er mit gnädigen Zuwendungen rechnen. Oft vergaß man ihn ganz, und sich zur rechten Zeit durch seine Werke in Erinnerung zu bringen, verstand er nicht, da er mit den Jahren immer weniger und noch langsamer arbeitete. Wie in früheren Tagen litt er beständig Not, seine Geldangelegenheiten wurden immer verwickelter; er borgte von allen, die er anborgern konnte, selbst von seinen Schülern, und ohne die alten Schulden zu bezahlen, machte er immer neue. Eben solche beschämende, ungewandte und erniedrigende Bittschreiben wie ehemals das an den Herzog Lodovico, richtete er nun auch an den französischen Statthalter Charles d'Amboise und an den Schatzmeister Florimond Robertet.

In den Vorzimmern der Würdenträger, mitten unter anderen Bittstellern, wartete er demütig ab, bis die Reihe an ihn kam, obgleich mit dem höheren Alter die fremden Stiegen ihm immer steiler erschienen, der Geschmack des fremden Brotes ihm immer bitterer wurde. Er fühlte sich im Dienste der Fürsten ebenso unnütz wie in dem des Volkes — immer und überall blieb er fremd.

Während Raffael, die Freigebigkeit des Papstes benutzend, zum reichen Manne und römischen Patrizier wurde, während sich Michelangelo ein Vermögen zusammenmeißelte — blieb Leonardo nach wie vor der heimatlose Wanderer, der nicht wußte, wo er vor dem Sterben sein Haupt niederlegen sollte.

Kriege, Siege, Niederlagen der Seinen oder der Fremden, Veränderungen der Gesetze und der Regierungen, Unterjochung von Völkern, Sturz von Tyrannen — alles, was den Menschen als einzig wichtig

erschien, ging an ihm vorüber wie ein Staubwirbel an einem Wanderer auf der Landstraße. Mit derselben Gleichgültigkeit gegen die Politik befestigte er das Mailänder Schloß für den König von Frankreich gegen die Lombarden, wie einst für den lombardischen Herzog gegen die Franzosen. —

In den letzten Jahren fühlte sich Leonardo von den launenhaften Zufällen der Politik, von dem ewigen Rausche an fremden Festafeln ermüdet.

Er entschloß sich, Mailand zu verlassen und in den Dienst der Mediceer zu treten.

Im Jahre 1513 starb Papst Julius II. Zu seinem Nachfolger wurde Giovanni de' Medici unter dem Namen Leo X. erwählt. Der neue Papst ernannte seinen Bruder Giuliano zum obersten Feldherrn und Bannerträger der römischen Kirche — dieselbe Stellung, die einst Cesare Borgia innegehabt hatte. Giuliano begab sich nach Rom; Leonardo sollte ihm im Herbst dahin folgen.

Einige Tage vor seiner Abreise aus Mailand, am Morgen nach der Verbrennung der hundertunddreißig Zauberer und Hexen auf der Piazza Broletto, fanden Mönche des Klosters des heiligen Franziskus in der Zelle des Fra Benedetto den Schüler Leonardos, Giovanni Boltraffio, bewußtlos auf der Erde liegen. Augenscheinlich war es ein Anfall derselben Krankheit, die ihn bereits vor fünfzehn Jahren bei der Erzählung Frater Pagolos über den Tod Savonarolas befallen hatte. Diesmal erholte sich Giovanni rasch. Nur zuweilen nahmen seine sonst gleichgültigen Augen einen sonderbaren Ausdruck an, der Leonardo größere Angst einflößte als seine frühere schwere Krankheit.

In der Hoffnung, ihn noch retten zu können, wenn er sich von ihm trennte, ihn seinem „bösen Blicke“ entzöge, riet ihm der Meister, seine vollständige Wiederherstellung in Mailand bei Fra Benedetto abzuwarten. Giovanni flehte aber Leonardo so inbrünstig, so beharrlich und verzweifelt an, ihn nicht zu verlassen, ihn mit sich nach Rom zu nehmen, daß es dem Künstler an Mut gebrach, diese Bitte abzuschlagen.

Wie einst von Lorenzo de' Medici zu Lodovico Sforza, von Lodovico Sforza zu Cesare, von Cesare zu Soderini, von Soderini zu Ludwig XII., so reiste Leonardo jetzt zu seinem neuen Gönner, Giuliano de' Medici, nach Rom. In trauriger Hoffnungslosigkeit setzte der ewige Wanderer seinen Lebensweg fort. In seinem Tagebuche bemerkte er mit gewohnter Kürze: „Am 24. September 1513 reiste ich aus Mailand nach Rom; Francesco Melzi, Salaino, Cesare da Sesto, Astro und Giovanni begleiteten mich.“



Sechzehntes Kapitel.

Leonardo, Michelangelo und Raffael.

1513—1515.

Papst Leo X. verstand es, getreu den Überlieferungen des Geschlechtes der Mediceer, den Ruf eines Beschützers der Wissenschaften und Künste zu erlangen. Als er seine Wahl zum Papste erfuhr, sagte er zu seinem Bruder Giuliano de' Medici:

„Erfreuen wir uns der päpstlichen Macht, da sie uns Gott verliehen hat.“

Sein Lieblingsnarr, der Mönch Frater Mariano, fügte mit philosophischer Wichtigkeit hinzu:

„Leben wir zu unserem Vergnügen, denn alles andere ist Unsinn!“

Der Papst umgab sich mit Poeten, Musikern, Künstlern und Gelehrten. Jeder, der auch nur mittelmäßige Verse, aber in Masse anzufertigen verstand, konnte auf eine fette Pfründe, auf ein warmes Plätzchen bei Sr. Heiligkeit rechnen. Das Goldene Zeitalter war angebrochen für die Nachahmer in der Literatur, deren unerschütterlicher Glaube es war, daß die Prosa Ciceros, die Verse des Virgil die unüber-treffbare Vollkommenheit darstellten.

„Der Gedanke,“ sagten sie, „daß neuere Dichter die alten übertreffen könnten, ist der Gipfel aller Nuchlosigkeit.“

Die christlichen Seelenhirten vermieden in ihren Predigten, Christus bei Namen zu nennen, da derselbe nicht in den Reden Ciceros vorkäme; die Nonnen nannten sie Vestalinnen, den Heiligen Geist — Odem des höchsten Jupiter, und sie baten den Papst um die Genehmigung, Plato als Heiligen verehren zu dürfen.

Der Verfasser von „Gli Asolani“, Dialoge über die irdische Liebe, der spätere Cardinal Pietro Bembo, gestand, daß er niemals die Sendschreiben des Apostels Paulus gelesen habe. Denn sonst, sagte er, verderbe er sich den Stil.

Als Franz I. nach seinem Siege über den Papst den kürzlich aufgefundenen Laokoon als Geschenk forderte, erklärte ihm Leo X., er würde sich eher vom Kopfe des Apostels Petrus als vom Laokoon trennen.

Der Papst liebte seine Gelehrten und Künstler, aber fast noch mehr seine Hofnarren. Den berühmten Reimschmied, Vielstraß und Trunkenbold Cuerno, krönte er feierlichst mit einem Rohblätterkranze und überschüttete ihn ebenso reichlich mit Gnadenbeweisen wie Raffael Santi. Zu üppigen Festen für die Gelehrten vergeudete er die Einkünfte der

Mark Ancona, Spoleto's, der Romagna; er selbst aber zeichnete sich durch Mäßigkeit aus, da er an schlechter Verdauung litt. Dieser Epikureer litt an einer unheilbaren Krankheit, an einem fistulösen Geschwüre. Auch seine Seele wurde gleich dem Körper durch eine heimliche Seuche — die Langweile — verzehrt. Er verschrieb sich für seine Tiergärten Tiere aus den entlegensten Weltteilen, für sein Narrenkollegium sonderbar gestaltete Krüppel, Mißgeburten und Geistesranke aus Irrenanstalten.

Schließlich konnten ihn weder Menschen noch Tiere zerstreuen. Bei Festen und Gelagen, mitten in lustigen Späßen bewahrte sein Gesicht den Ausdruck der Langweile und des Ekels.

Nur die Politik sagte seiner Natur zu; er war ebenso kaltblütig grausam und meineidig wie Cesare Borgia.

Als Leo X. von allen verlassen auf dem Sterbebette lag, flehte ihn der Mönch Mariano, fast der einzige seiner Freunde, der ihm treu geblieben war, ein guter und ehrlicher Mensch, als er den Papst wie einen Heiden sterben sah, mit tränenden Augen an: „Denkt an Gott, Heiliger Vater, denkt an Gott!“ Es war dies ein ungewollter, aber der schlimmste Hohn, der den ewigen Spötter treffen konnte.

Einige Tage nach seiner Ankunft in Rom wartete Leonardo im Empfangszimmer des Papstes im Vatikan, daß die Reihe an ihn kommen solle. Er tat es nicht zum erstenmal, denn es war keine leichte Sache, auch für solche, die der Papst selbst zu sehen gewünscht hatte, eine Audienz bei ihm zu erhalten.

Leonardo lauschte der Unterhaltung der Hofbeamten über die bevorstehende Ankunft des päpstlichen Lieblings, des wunderbaren Zwerges Baraballo, der auf einem kürzlich aus Indien gekommenen Elefanten durch die Straßen reiten sollte.

Man erzählte sich auch von den neuesten Heldentaten Marianos, der neulich beim Abendessen in Gegenwart des Papstes auf den Tisch gesprungen und unter allgemeinem Gelächter auf demselben hin und her gelaufen sei, die Kardinäle und Bischöfe auf den Kopf geschlagen und sich mit ihnen mit gebratenen Kapaunen beworfen habe, so daß die Brühe über die Gewänder und Gesichter der ehrwürdigen Väter gelaufen sei.

Während Leonardo noch dieser Erzählung zuhörte, erschollen aus dem Nebengemache Musik und Gesang. Auf den Gesichtern der vom Warten Ermüdeten spiegelte sich eine noch größere Mattigkeit ab.

Der Papst war ein schlechter, aber leidenschaftlicher Musiker. Die Konzerte, in denen er immer selbst mitwirkte, dehnten sich endlos aus, so daß diejenigen, die in Geschäften zu ihm kamen, der Klang der Musik stets zur Verzweiflung brachte.

„Wißt Ihr wohl, Messere,“ flüsterte ein neben Leonardo sitzender, unbekannter Dichter mit verhungertem Miene, der bereits seit zwei Monaten auf eine Audienz gewartet hatte, dem Künstler ins Ohr, „wißt Ihr wohl, was das beste Mittel ist, beim Papste eine Audienz zu erlangen? — Sich als Narr anzumelden. Mein alter Freund, der berühmte Gelehrte Marco Masuro, ließ sich, als er es eingesehen hatte, daß durch Gelehrsamkeit nichts zu erreichen sei, durch den päpstlichen Kammerdiener als neuen Baraballo melden — er wurde sofort angenommen und erreichte seinen Zweck.“

Leonardo befolgte den guten Rat nicht; er meldete sich nicht als Narr, wartete aber auch seine Reihe nicht ab, sondern entfernte sich.

In letzter Zeit quälten ihn eigentümliche Ahnungen. Bei ruhiger Überlegung schienen sie ihm zwar grundlos. Die häuslichen Sorgen, seine fehlgeschlagenen Erwartungen am Hofe Leos X. und Giuliano de' Medicis beunruhigten ihn nicht; er war an solches Mißgeschick gewöhnt. Trotzdem wuchs seine unheilverkündende Erregung. Besonders an diesem strahlenden Herbstabende, als er aus dem Vatikan heimkehrte, war sein Herz in Angsten wie bei einem bevorstehenden Unglück.

Während seines zweiten römischen Aufenthaltes wohnte er in demselben Hause wie bei seinem ersten zur Zeit Alexanders VI. unweit des Vatikans hinter dem Dome von St. Peter, in einer engen Seitengasse in einem der kleinen, vereinzelt Häuser der päpstlichen Münze; es war ein altes, finsternes Haus. Seit seiner Abreise nach Florenz hatte es einige Jahre leer gestanden, war feucht geworden und hatte ein noch unfreundlicheres Ansehen gewonnen.

Er betrat ein gewölbtes Gemach, dessen verschimmelte Wände Spinnweben ähnliche Risse aufwiesen und dessen Fenster so dicht vor der Mauer des Nebenhauses angebracht waren, daß es trotz des frühen, heiteren Abends im Zimmer bereits dämmerte.

In einem Winkel saß mit untergeschlagenen Beinen der kranke Mechaniker Zoroastro, schnitzte Holzstäbe, schaukelte seiner Gewohnheit nach mit dem Kopfe und brummte das traurige Lied vor sich hin:

Kraniche, Kraniche,
Störche und Geier
Ziehen hoch oben,
Mitten im Nebel der Sonne,
Wo sie die Erde nicht sehen.
Störche, Störche,
Kraniche, Kraniche . . .

Die innere Unruhe Leonardos wuchs.

„Was fehlt dir, Astro?“ fragte er ihn freundlich, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Nichts,“ erwiderte jener und sah den Meister scharf, beinahe vernünftig, fast schlau an. „Mir? Nichts! Aber Giovanni. Nun, auch ihm geht es so besser. Er ist davongeflogen ...“

„Was redest du, Astro? Wo ist Giovanni?“ fragte Leonardo und fühlte plötzlich, daß die ihn so quälende Unruhe Giovanni gegolten hatte.

Ohne den Meister weiter zu beachten, fuhr der Kranke fort zu schnitzen.

„Astro,“ — Leonardo trat an ihn heran und erfaßte seine Hand — „ich bitte dich, Freund, erinnere dich dessen, was du mir sagen wolltest. Wo ist Giovanni? Hörst du wohl, Astro, ich muß ihn sogleich sprechen. Wo ist er? Was fehlt ihm?“

„Wißt Ihr es denn noch nicht?“ sagte Zoroastro; „er ist dort oben. Er hat sich beruhigt ... er hat sich entfernt ...“

Er schien den notwendigen Ausdruck, der ihm entfallen war, zu suchen und nicht zu finden. Es kam das öfters bei ihm vor. Er vermengte auch einzelne Laute, sogar Worte, indem er das eine an Stelle des anderen setzte.

„Ihr wißt es nicht?“ fügte er ruhig hinzu. „Nun, so gehen wir. Ich zeige ihn Euch. Nur fürchtet Euch nicht. Es ist so besser.“

Er erhob sich und führte Leonardo, auf seinen Krücken hin und her schwankend, die knarrende Treppe hinauf.

Sie betraten den Dachraum.

Hier herrschte infolge der Ausstrahlungen des von der Sonne erhitzten Daches eine entseßliche Schwüle; es roch nach Vogelmist und Stroh. Durch das blind gewordene Fenster fiel ein schräger, staubiger, rötlicher Sonnenstrahl. Als sie eintraten, flatterte ein Schwarm Tauben erschrocken auf und flog davon.

„Hier!“ sagte Zoroastro ruhig wie zuvor und wies in einen Winkel, wo tiefe Dunkelheit herrschte.

Leonardo erblickte unter einem der Querbalken Giovanni, der aufrecht und unbeweglich zu stehen schien; die weit aufgerissenen Augen starrten dem Meister wie vorwurfsvoll entgegen.

„Giovanni!“ schrie Leonardo auf; er wurde plötzlich blaß, und seine Stimme versagte. Er stürzte auf ihn zu und faßte ihn, als er das furchtbar entstellte Gesicht sah, an der Hand; sie war eiskalt. Der Körper schwankte hin und her, er hing an einer festen, seidenen Schnur, wie sie der Meister zu seiner Flugmaschine benutzte, an einem neuen, eisernen Haken, der augenscheinlich erst vor kurzem in den Balken hineingeschraubt worden war; es lag auch ein Stück Seife da, mit der der Selbstmörder vermutlich die Schlinge eingerieben hatte.

Zoroastro trat an das Fenster und sah hinaus.

Das Haus stand auf einem Hügel. Von der Höhe gewahrte man die Ziegeldächer, die Festungs- und Glockentürme Roms, die wie ein

Meer ausgebreitete, von der Abendsonne beleuchtete, trübgrüne Ebene der Campagna mit den langen, schwarzen, hier und da unterbrochenen Linien der römischen Aquädukte, die Berge von Albano, Frascati, Rocca di Papa und den blauen Himmel, an dem Schwalben hin und her zogen. Mit halb zusammengekniffenen Augen stierte Zoroastro hinaus, breitete die Arme gleich wie Flügel aus und sang mit seligem Lächeln:

Kraniche, Kraniche,
Störche und Geier . . .

Leonardo wollte fliehen, Hilfe holen, aber er konnte sich nicht rühren; starr vor Schreck stand er zwischen seinen beiden Schülern — dem Toten und dem Wahnsinnigen.

* * *

Nach einigen Tagen, als er die Papiere Giovanni Voltraffios ordnete, fand Leonardo unter anderem auch dessen Tagebuch. Er las es aufmerksam durch.

Leonardo verstand die Widersprüche und Zweifel nicht, die Giovanni in den Tod getrieben hatten; er fühlte aber deutlicher als je, daß er die Ursache seines Unterganges sei, daß er ihn „durch den bösen Blick behext“, ihn durch die Früchte vom Baume der Erkenntnis vergiftet habe. Besonders befremdeten ihn die letzten Zeilen des Tagebuches, die, nach der Farbe der Tinte und der veränderten Handschrift zu schließen, nach jahrelanger Unterbrechung geschrieben worden waren:

„Neulich zeigte mir in der Zelle Fra Benedettos ein vom Berge Athos zugereister Mönch eine mit Farben ausgeführte Randzeichnung auf einer alten Pergamentrolle, die Johannes den Täufer als Geflügelten darstellte. Solche Abbildungen gibt es in Italien nicht; sie sind griechischen Heiligenbildern entnommen. Die Glieder waren fein und lang, der Gesichtsausdruck war eigentümlich und schrecklich, der Körper, der mit einem zottigen Gewande aus Kamelhaaren bekleidet war, schien wie bei einem Vogel gesiedert zu sein. — Siehe, ich will meinen Engel senden, der vor mir her den Weg bereiten soll. Und bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr suchet, und der Engel des Bundes, des ihr begehret. Aber es ist kein Engel, kein Geist, sondern ein lebender Mensch mit Riesenslügeln.“

„Im Jahre 1503, im letzten Regierungsjahre des purpurfarbigen Stieres des Papstes Alexander VI., äußerte sich der Augustinermönch Thomas Schweinitz in Rom über den Flug des Antichrist. Damals saß das Tier, das das Feuer vom Himmel geraubt hatte, auf dem Throne im Tempel des Allerhöchsten Gottes zu Zion und sprach zu den Menschen: „Warum beunruhigt ihr euch, und was wollt ihr? O treuloses

und hinterlistiges Geschlecht, ihr verlanget nach Zeichen, und Zeichen sollen euch werden: Sehet den Menschensohn auf den Wolken dahinschreitend, um zu richten die Lebendigen und die Toten.' So wird er reden und wird die feurigen Flügel, die die Hinterlist des Teufels geschaffen hat, ergreifen, wird unter Blitz und Donner mit seinen Jüngern in Gestalt von Engeln emporsteigen und fliegen."

Weiter folgten zusammenhanglose, augenscheinlich mit zitternder Hand geschriebene Worte, die vielfach durchstrichen waren: „Die Ähnlichkeit zwischen Christus und dem Antichrist ist vollkommen. Das Antlitz des Antichrist im Antlitz Christi, das Gesicht Christi im Gesicht des Antichrist. Wer soll es unterscheiden? Wer soll nicht davon verführt werden? Das letzte Geheimnis — der letzte Kummer, wie er auf Erden noch nicht bestanden." —

„Auf dem Bilde von Luca Signorelli im Dome zu Orvieto haucht der Wind die Falten im Gewande des in den Abgrund stürzenden Antichrist auf. Dieselben Falten, die Riesenflügel glichen, fielen von den Schultern Leonardos, als er am Abgrunde auf dem Monte Albano über dem Dorfe Vinci stand."

Ganz unten auf der letzten Seite stand wieder mit einer anderen Handschrift, vermutlich wieder nach längerer Unterbrechung:

„Die weiße Teufelin immer und überall! Sie sei verflucht! Das letzte Geheimnis ist: Zwei ist eins. Christus und der Antichrist sind eins. Himmel darüber und Himmel darunter. Das wird — das wird nicht eintreten — lieber den Tod. Herr, in Deine Hände befehle ich meine Seele! Sei Du mir gnädig."

Das Tagebuch Voltraffios schloß mit diesen Worten. Leonardo war es klar, daß sie am Todestage Giovanni's oder am Tage zuvor geschrieben waren.

* * *

In einem der Empfangsäle des Vatikans, in der sogenannten Stanza della Segnatura, vor dem unlängst vollendeten Wandgemälde Raffaels, das Gott Apollo unter den Mufen auf dem Parnas darstellte, saß Papst Leo X., umgeben von den Würdenträgern der römischen Kirche, Gelehrten, Dichtern, Gauklern, Zwerge und Hofnarren.

Sein ungeheurer, wie bei wassersüchtigen alten Frauen geschwollener Körper, sein dickes, rundes, blaßes Gesicht mit den hervorstehenden Frosch- augen gewährten einen entsetzlichen Anblick; auf dem einen Auge war er blind, mit dem anderen sah er nur schlecht. Aus seinem sehenden Auge leuchtete ein Strahl kalten, klaren Verstandes. Der Stolz des Papstes waren seine Hände, die wirklich schön waren; bei jeder Gelegenheit stellte er sie zur Schau und rühmte sich ihrer und seiner angenehmen Stimme

Der Heilige Vater ruhte sich nach der Audienz aus und plauderte mit den ihm Näherstehenden über zwei neue Gedichte. Beide waren in tadellosen lateinischen Versen gehalten, der Aeneide des Virgil nachgebildet.

Der Papst trug einige Bruchstücke dieser beiden Gedichte aus dem Kopfe vor. Als er unter feierlichen Lobespenden und ehrfurchtsvoll gemäßigtem, wie aus Versehen entstandenem Händeklatschen seinen Vortrag beendet hatte, wurde ihm Michelangelo Buonarroti, der kürzlich aus Florenz gekommen war, gemeldet.

Der Papst machte ein mürrisches Gesicht, befahl aber, ihn sofort vorzulassen.

Der finstere Buonarroti schlöge Leo X. ein unheimliches Gefühl, wie das der Angst, ein; der Heilige Vater zog ihm den lustigen, zu allem bereiten Raffael, das „Sonntagskind“, vor.

Der Papst empfing Michelangelo mit seiner sich immer gleichbleibenden Liebenswürdigkeit. Als aber der Künstler auf die Angelegenheit zu sprechen kam, in der er sich tödlich beleidigt glaubte, auf den ihm erteilten und plötzlich zurückgezogenen Auftrag, die neue marmorne Fassade der Florentiner Kirche San Lorenzo wiederherzustellen, brach der Heilige Vater das Gespräch ab, sah ihn mit gutmütigem Ausdruck, unter dem sich schelmischer Hohn verbarg, an und sagte:

„Messer Michelangelo, es beschäftigt uns eine Sache, worüber wir gern deine Meinung hören würden: Unser Bruder Giuliano rät uns, Leonardo da Vinci mit irgendeinem Auftrage zu beschäftigen. Sei so gut und sage uns, was du von ihm hältst und zu welcher Arbeitsausführung er deiner Meinung nach am geeignetsten wäre.“

Mürrisch blickte Michelangelo zur Erde und schwieg. Der Papst sah ihn an und wartete auf Antwort.

„Ew. Heiligkeit ist es vielleicht unbekannt geblieben,“ sagte endlich der Künstler, „daß viele mich für einen Feind Leonardos halten. Mag es wahr sein oder auch nicht, ich halte mich jedenfalls nicht für berufen, in der Angelegenheit wegen des Auftrages irgendeine Meinung, sei es eine gute oder schlechte, zu äußern.“

„Beim Bacchus,“ rief der Papst erregt und augenscheinlich zu Späßen aufgelegt aus, „wenn es auch an dem sein sollte, so wünschten wir um desto mehr deine Ansicht über Leonardo zu hören; wir halten dich für vorurteilsfrei und zweifeln nicht, daß du deinen Seelenadel immer bewahren wirst, ob du nun über einen Freund oder einen Feind urteilst. Aber wir haben es überhaupt niemals für möglich gehalten und können es auch jetzt nicht glauben, daß ihr wirklich Feinde seid! Genug! Solche Künstler, wie ihr beide seid, müssen über die Hoffart erhaben sein. Weshalb wollt ihr Gegner sein? Wenn auch zwischen euch etwas

vorgefallen sein sollte, warum es einander nachtragen? Ist es nicht besser, in Frieden zu leben? Man sagt: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“ Und wäre es denn möglich, mein Sohn, daß du, wenn wir den Wunsch haben sollten, euch zu versöhnen, dich weigern würdest, ihm die Hand zu reichen?“

Die Augen Buonarrotis bligten. Seine Schüchternheit ging, wie es öfters bei ihm vorkam, in hellen Zorn über.

„Ich reiche Verrätern keine Hand!“ sagte er dumpf, seiner selbst kaum mächtig.

„Verrätern?“ fiel ihm der Papst noch erregter ins Wort. „Eine schwere Beschuldigung, Michelangelo, eine schwere — und wir sind überzeugt, daß du sie nicht ausgesprochen haben würdest, wenn du nicht überzeugende Beweise dafür hättest . . .“

„Ich habe keinerlei Beweise, sie sind auch unnötig. Ich sage das, was allen bekannt ist. Fünfzehn Jahre hat er sich dem Herzoge Lodovico aufgedrängt, demjenigen, der zuerst die Barbaren nach Italien gerufen und das Vaterland verraten hat. Als aber diesem der Herr die wohlverdiente Strafe zuteil werden ließ und er vernichtet wurde, trat Leonardo in den Dienst eines noch größeren Taugenichtses, in den Dienst Cesare Borgias, über; als Florentiner Bürger hat Leonardo Kriegskarten von Toskana angefertigt, um dem Feinde die Eroberung seiner eigenen Heimat zu erleichtern.“

„Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden,“ sagte der Papst mit leisem Spotte. „Du vergißt, mein Sohn, daß Messer Leonardo kein Krieger, kein Staatsmann, sondern nur ein Künstler ist. Besitzen die Diener der freien Künste nicht das Unrecht auf größere Freiheit als die anderen Sterblichen? Was gehen euch Künstler, euch Bewohner der höheren Sphären, wo es weder Sklaven noch Freie, weder Juden noch Griechen, Barbaren und Skythen, sondern nur ein von Apollo beherrschtes Weltall gibt, Politik und die Feindschaften der Völker und Fürsten an? Könnt ihr euch nicht, wie die alten Philosophen, Bürger des Weltalls nennen, deren Vaterland da ist, wo es ihnen gut geht?“

„Verzeiht mir, Erw. Heiligkeit,“ erwiderte Michelangelo fast grob. „Ich bin ein einfacher Mensch, verstehe mich nicht auf philosophische Spitzfindigkeiten. Ich bin gewohnt, was weiß ist, auch weiß, was schwarz ist, schwarz zu nennen. Von allen Taugenichtsen scheint mir der der verächtlichste zu sein, der seine Mutter nicht ehrt und sein Vaterland verleugnet. Ich weiß, Messer Leonardo dünkt sich über alle irdischen Gesetze erhaben. Aber mit welchem Rechte? Er verspricht alles, unternimmt alles, um die Welt in Erstaunen zu setzen. Ist es nicht Zeit, daß er etwas zustande bringt? Wo sind seine Zeichen und Wunder? Sind es vielleicht diese wunderbaren Flügel, mit denen vor etwa zehn

Jahren einer seiner Schüler zu fliegen versucht und wie ein Tor sich das Genick gebrochen hat? Weshalb sollen wir ihm denn aufs Wort glauben? Sind wir einfachen Sterblichen etwa nicht berechtigt, uns zu ermuntern und zu untersuchen, was alles hinter diesen seinen Rätseln und Geheimnissen steckt? Was soll man weiter darüber ein Wort verlieren? In alter Zeit nannte man Bagabunden Bagabunden, Taugenichtse Taugenichtse; heute aber nennt man sie Weise, Bürger des Weltalls, und es scheint, es wird bald keinen Schelm und Tagedieb mehr geben, der sich nicht für den Gott Hermes Trismegistos, für den Titan Prometheus hielte."

Der Papst richtete seine hellen Froschaugen auf Michelangelo. Ruhig und kalt beobachtete er ihn; er dachte an die Nichtigkeit aller Dinge in der Welt, an alle Eitelkeiten des Lebens und daran, wie er das Stolze demütigen, das Hohe vernichten könnte.

Er befann sich schon lange darauf, wie er die beiden Gegner aneinander bringen, sie gegeneinander heizen könne, um ein noch nicht gesehenes Schauspiel in der Art eines Hahnenkampfes im riesigen Maßstabe zu veranstalten, eine philosophische Unterhaltung, an der er, der Freund alles Seltenen und Wunderlichen, sich ebenso ergötzen würde wie an einem Streite seiner Narren, Krüppel, Buckligen, Affen und Zwerge.

"Mein Sohn," sagte er mit einem leisen, traurigen Seufzer, "wir sehen, daß die Feindschaft, an die wir bis jetzt nicht glauben wollten, zwischen euch wirklich besteht; wir sind erstaunt, wir betonen es, erstaunt und betrübt, wie du über Messer Leonardo urteilst! Wie kannst du das nur, Michelangelo, wir bitten dich! Wir haben so viel Gutes über ihn gehört; bei seiner großen Kunst und Gelehrsamkeit soll er ein so gutes Herz haben, daß er nicht nur mit Menschen, sondern auch mit Tieren, ja selbst Pflanzen Mitgefühl hat; er gestattet nicht, daß man diesen irgendein Leid zufügt — ähnlich wie die indischen Weisen, die Gymnosophisten, von denen die Reisenden uns so viel Wunderbares erzählen."

Michelangelo hatte sich abgewandt und schwieg. Sein Gesicht verzerrte sich ab und zu durch krankhafte Zuckungen. Er merkte, daß der Papst sich über ihn lustig mache. Der nebenan stehende Pietro Bembo, der der Unterhaltung aufmerksam gefolgt war, sah ein, daß der Scherz ein schlechtes Ende nehmen werde, daß Buonarroti kein geeignetes Objekt zu dem vom Papste beabsichtigten Spiele sei. Der gewandte Höfling nahm sich des ersteren um so bereitwilliger an, als er selbst kein Freund Leonardos war, weil sich dieser, wie man erzählte, über die Literaten, "die Nachäffer des Altertums", "die Raben mit fremden Federn" lustig gemacht hatte.

„Vielleicht,“ sagte er, „ist doch ein Teil Wahrheit in den Worten Messer Michelangelos enthalten, Er. Heiligkeit. Es gehen wenigstens so viele sich widersprechende Gerüchte über Leonardo um, daß man in der Tat nicht weiß, was man glauben soll. Er hat Mitleid mit den Tieren, ist kein Fleisch — zugleich erfindet er aber tödliche Waffen, um das menschliche Geschlecht zu vernichten; er pflegt Verbrecher zum Schafott zu begleiten, um den Ausdruck des letzten Schreckens auf ihren Gesichtern zu studieren. Ich hörte sogar, daß seine Schüler und die Marcantonios zu anatomischen Sektionen nicht allein Leichname aus den Krankenhäusern gestohlen, sondern auch auf christlichen Kirchhöfen aus der Erde ausgegraben hätten. Übrigens sollen die großen Gelehrten aller Zeiten eigentümliche Sonderbarkeiten gehabt haben. So erzählt man sich von den berühmten Gelehrten Erasistratus und Herophilos, daß sie anatomische Sektionen an lebendigen Menschen, Verbrechern, die zum Tode verurteilt waren, gemacht und ihre Grausamkeit gegen die Menschen mit ihrer Liebe zur Wissenschaft gerechtfertigt hätten, was Celsus bestätigt: „Herophilos mißachtete die Menschen seiner Wissenschaft zuliebe.“

„Schweig, schweig, Pietro! Der Herr sei mit uns! Seiner Wissenschaft zuliebe!“ unterbrach ihn der Papst in sichtbarer Erregung. „Lebendige Menschen zu sezieren — eine schöne Wissenschaft, das muß man sagen! Wage es niemals, uns von diesen Schandtaten zu erzählen. Und wenn wir jemals erfahren sollten, daß Leonardo . . .“ Er unterbrach seine Rede und bekreuzigte sich. Sein dicker, gedunsener Leib kam in Bewegung.

Obwohl Skeptiker, war Leo X. doch zu gleicher Zeit auch abergläubisch, fürchtete sich besonders vor der schwarzen Magie und stärkte sogar die Vollmachten des Großinquisitors Frater Giorgio da Casale zum Kampfe mit den Zauberern und Hexen. Als er von dem Leichenraube aus den Gräbern hörte, fiel ihm eine kürzlich eingegangene Denunziation ein, die er bis jetzt nicht beachtet hatte. Ein Mann aus dem Gefolge Giuliano de' Medicis, ein deutscher Spiegelmacher namens Johannes, der mit Leonardo in einem Hause wohnte, beschuldigte den Künstler, daß er unter dem Vorwande der Anatomie, in Wirklichkeit aber der schwarzen Magie wegen, menschliche Embryos aus den Leichen schwangerer Frauen herauszuschneide.

Der Schrecken des Papstes hielt aber nicht lange vor; gleich nach dem Weggange Michelangelos wurde ein Konzert veranstaltet, wobei Er. Heiligkeit eine schwere Arie gelang, was ihn immer in gute Laune versetzte. Später, beim Vesperbrot, wurde in einer Narrensitze das Programm für den Triumphzug des Zwerges Baraballo auf dem Elefanten festgesetzt; das erheiterte den Papst vollends, und er vergaß Leonardo.

Aber am anderen Tage erhielt der Abt von Santo Spirito, in dessen klösterlichem Krankenhause sich Leonardo mit Anatomie beschäftigte, den strengsten Befehl, dem Künstler keine Leichen zu geben und ihn nicht in die Krankenzimmer zu lassen. Er wurde zugleich an die Bulle Bonifacius' VIII. „De sepulcris“ erinnert, die unter Androhung des Kirchenbannes die Eröffnung menschlicher Körper ohne Wissen der päpstlichen Kurie untersagt.

* * *

Nach dem Tode Giovannis fiel Leonardo der Aufenthalt in Rom schwer.

Die Ungewißheit, das Warten, die gezwungene Untätigkeit regten ihn auf. Die gewohnten Beschäftigungen: Bücher, Maschinen, Versuche, Malerei, widerten ihn an. An den langen Herbstabenden, wenn es ihm in dem jetzt noch einsameren Hause in der Gesellschaft des wahnsinnigen Zoroastro und des Schattens Giovannis zu schwer zumute wurde, besuchte er Messer Francesco Bettori, den florentinischen Gesandten, der mit Niccolò Machiavelli in Briefwechsel stand und ihm dessen Briefe zu lesen gab.

Das Schicksal verfolgte Niccolò nach wie vor. Der Gedanke seines ganzen Lebens — die von ihm geschaffene Volksmiliz, von der er die Rettung Italiens erwartete, hatte sich als völlig unbrauchbar erwiesen. Bei der Belagerung von Prato, 1512, war sie unter seinen Augen vor den ersten spanischen Kugeln wie eine Herde Schafe auseinander-gestoben. Als die Mediceer zurückkehrten, verabschiedeten sie Machiavelli, „sie setzten ihn ab, schickten ihn fort und entzogen ihm alles“. Bald darauf wurde eine Verschwörung zur Wiederherstellung der Republik und Niederwerfung der Tyrannen entdeckt, an der Niccolò beteiligt sein sollte. Er wurde ergriffen, verurteilt und gefoltert. Die Folter ertrug er mit einer Tapferkeit, die er nach seinem eigenen Geständnis nicht von sich erwartet hätte. Gegen Bürgschaft ließ man ihn frei, beauftragte ihn und untersagte ihm, im Laufe eines Jahres die Grenzen Toskanas zu überschreiten. Er verfiel in große Armut, so daß er Florenz verlassen mußte und sich auf ein kleines, vom Vater ererbtes Stückchen in einem Gebirgsdorfe unweit San Cassiano, zehn Meilen von Florenz am Wege nach Rom, zurückzog. Aber auch hier fand er nach allen überstandenen Leiden keine Ruhe.

Krank und einsam, mit den noch nicht vernarbten Strichwunden an Händen und Füßen, Folgen der Folter, bat er Bettori, ihm beim Papste oder bei Giuliano irgendeine kleine Anstellung zu verschaffen, da die Untätigkeit ihm schrecklicher als der Tod wäre; man möchte ihn nur wieder anstellen — er wäre zu jeder Arbeit, „selbst zum Steinklopfen“ bereit.

Um seinen Gönner nicht mit ewigen Klagen und Bitten zu langweilen, suchte er ihn durch Scherze, durch Erzählungen seiner Liebesabenteuer zu unterhalten. Fünzig Jahre alt, Vater einer hungernden Familie, war oder stellte er sich verliebt wie ein Schüler. „Ich habe,“ so schrieb er, „alle klugen und wichtigen Gedanken beiseite geschoben; weder die Erzählungen über die Heldentaten des Altertums noch die Gespräche über die gegenwärtige Politik interessieren mich — ich bin verliebt.“

Als Leonardo diese scherzhaften Briefe las, fielen ihm Niccolòs Worte ein, die er einst in der Romagna beim Verlassen der Spielhölle, in der er sich vor dem spanischen Gesindel wie ein Narr betragen, gesprochen hatte: „Not lehrt beten, Not lehrt tanzen, Not lehrt singen“. Zuweilen erklang in diesen Briefen unter all den epikureischen Ratschlägen, Liebesergüssen und schamlos zynischen Selbstverspottungen ein Schrei der Verzweiflung.

„Sollte denn wirklich keine menschliche Seele meiner gedenken? Wenn Ihr, Messer Bettori, mich noch so wie früher lieb hättet, so könntet Ihr nur mit Unwillen das ruhmlose Leben, das ich jetzt führe, mit ansehen.“

In einem anderen Briefe beschrieb Niccolò sein Leben folgendermaßen: „Die Jagd auf Drosseln war bis jetzt meine hauptsächlichste Zerstreuung. Ich stand vor Tage auf, befestigte eigenhändig die Schlingen; beladen mit Käfigen verließ ich das Haus. Gewöhnlich fing ich nicht weniger als zwei und nicht mehr als sechs Drosseln. So verbrachte ich den September. Dann hörte auch diese Unterhaltung auf; wie einfüßig sie auch war, so vermisse ich sie doch.“

Jetzt stehe ich später auf; ich gehe in meinen Wald, der gefällt wird, verweile da zwei Stunden, indem ich mir die Arbeit des vorhergehenden Tages ansehe und mich mit den Holzhauern unterhalte. Dann gehe ich zum Brunnen, von da in den Wald, wo ich früher jagte. Ich habe immer ein Buch bei mir — Dante, Petrarca, Tibull oder Ovid. Wenn ich ihre leidenschaftlichen Klagen lese, so denke ich an meine eigenen Herzensangelegenheiten und finde ein kurzes, aber süßes Vergessen in diesen Träumen. Später gehe ich in das an der Straße gelegene Wirtshaus, plaudere mit den Reisenden, erfahre Neuigkeiten und beobachte die menschlichen Gewohnheiten und Launen. Zur Mittagsstunde gehe ich heim, setze mich mit meinen Angehörigen an einen Tisch und stille meinen Hunger an den einfachen Gerichten, die mir die spärlichen Einkünfte meiner Besetzung gestatten. Nach dem Essen gehe ich wieder ins Gasthaus. Hier sind viele schon versammelt, der Wirt, der Müller, der Fleischer, zwei Bäcker. Den ganzen Rest des Tages bringe ich in dieser Gesellschaft. Wir spielen Dame, Ball, Würfel.

Wir zanken, ereifern uns, streiten uns um eine Kleinigkeit und machen solch einen Lärm, daß man uns in Cassiano hört. In diesem Schmutze ertrinke ich; ich bemühe mich nur um eins, nicht ganz zu verschimmeln oder vor Langweile den Verstand zu verlieren. Ich überlasse dem Schicksal, auf mir herumzutreten, mit mir zu machen, was es will, um endlich die Grenze seiner Schamlosigkeit kennen zu lernen. Abends kehre ich heim. Ehe ich mich aber in mein Zimmer einschließe, lege ich mein schmutziges Alltagskleid ab, ziehe die Hof- und Senatorengehänder an und betrete so die Räume des Altertums, in denen mich die großen Weisen und Helden mit Bewogenheit begrüßen, wo ich die einzige mir zukommende Speise genieße; ich unterhalte mich mit ihnen, frage sie, erkenne den Grund ihrer Handlungen; in ihrer Güte antworten sie mir wie einem ihresgleichen. Während einiger Stunden langweile ich mich nicht, fürchte weder die Armut noch den Tod; ich vergesse alle meine Leiden und lebe nur der Vergangenheit. Dann schreibe ich alles nieder, was ich von den Alten erfahre, und verfasse so mein Buch „Il principe“.

Beim Lesen dieser Briefe fühlte Leonardo, wie Niccolò trotz aller Gegensätze ihm nahe stand. Er erinnerte sich seiner Prophezeiung, daß ihr Schicksal ein gemeinsames wäre, daß sie beide heimatlose Pilger auf dieser Erde bleiben würden, „auf der es nichts als Böbel gäbe“. In der That, das Leben Leonardos in Rom war ebenso „ruhlos“ wie das Machiavellis in der Einöde bei San Cassiano — dieselbe Langweile, dieselbe Einsamkeit, dieselbe gezwungene Untätigkeit, die schwerer als jede Folterqual zu ertragen waren, dieselbe Erkenntnis der eigenen Kraft, die in einem unnützen Leben vergeudet wurde. Ebenso wie Niccolò gestattete Leonardo dem Schicksal, ihn mit Füßen zu treten, mit ihm zu machen, was es wollte. Er tat es nur mit größerer Ergebenheit, da er nicht einmal die Grenzen der Schamlosigkeit zu erfahren wünschte, weil er bereits seit langem wußte, daß es dafür gar keine Schranken gäbe.

Mit dem Triumphzuge seines Narren Baraballo beschäftigt, hatte Leo X. noch immer keine Zeit gefunden, Leonardo zu empfangen. Um sich seiner zu entledigen, hatte er ihm aufgetragen, das Prägwerk auf dem päpstlichen Münzhoft zu vervollkommen. Da Leonardo gewohnt war, sich vor keiner Arbeit, auch nicht der geringsten, zu scheuen, hatte er die Aufgabe in der vollkommensten Weise gelöst. Er hatte eine Maschine erfunden, vermittelst deren die bis dahin mit eckigen und ungleichen Rändern geprägten Münzen jetzt tadellos rund wurden.

In dieser Zeit hatten sich seine Vermögensverhältnisse so verschlechtert, daß der größte Teil seines Gehaltes zur Bezahlung der Zinsen draufging. Wenn nicht Francesco Melzi, der vom Vater die Erbschaft angetreten hatte, gewesen wäre, würde Leonardo ins größte Elend geraten sein.

Im Sommer 1514 erkrankte er an der römischen Malaria. Es war die erste schwere Krankheit seines Lebens. Er nahm keine Arzneien ein und litt den Besuch der Ärzte nicht. Nur Francesco pflegte ihn, und von Tag zu Tag schloß Leonardo sich mehr an ihn an, da er seine schlichte Anhänglichkeit schätzte. Zuweilen wollte es dem Meister scheinen, als ob Gott ihm in dem Jüngling einen letzten Freund, einen Schutzengel, den Stab seines heimatlosen Alters verliehen habe.

Leonardo fühlte, daß man ihn vergesse, und machte zuweilen verborgene Versuche, sich in Erinnerung zu bringen. Er richtete an seinen Gönner Giuliano de' Medici Glückwunschsreiben mit der in jenen Zeiten gebräuchlichen, ihm aber schlecht gelingenden, höfischen Liebenswürdigkeit:

„Als ich von Eurer so erhofften Genesung hörte, mächtigster Herr und Gebieter, war meine Freude so groß, daß ich selbst gesund geworden und von den Toten auferstanden bin.“

Zum Herbst wick die Malaria. Untwohlsein und Schwäche blieben aber immer noch zurück. In dem Verlauf der wenigen Monate nach dem Tode Giovannis war Leonardo so heruntergekommen und so gealtert, als ob Jahre darüber vergangen wären. Ein eigentümlicher Kleinmut, ein der Todesmattigkeit ähnlicher Gram hatte sich seiner bemächtigt.

Mit Eifer ging er an die früher von ihm so geliebten Beschäftigungen mit der Mathematik, der Anatomie, Malerei, Flugmaschine, gab sie aber immer sehr bald wieder auf. Jede neue Arbeit, die er mit Feuereifer begann, erfüllte ihn schon nach kurzer Tätigkeit mit dem tiefsten Abscheu. In den Tagen seines größten Kummers fühlte er sich zu den kindischen Unterhaltungen hingezogen.

Sorgfältig gereinigte und ausgetrocknete Schafsdärme, so weich und fein, daß man sie in einer Hand unterbringen konnte, verband er durch ein Loch in der Wand mit dem Blasebälge eines Schmiedes, der im Nebenraume arbeitete.

Wenn sie sich dann zu riesigen Blasen ausdehnten und erschrockene Zuschauer sich vor ihnen in eine Ecke flüchteten, dann verglich Leonardo sie mit der Tugend, die anfangs auch klein erscheine, dann aber immer wachsend die Welt erfülle.

Eine große Eidechse, die er im Garten des Belvedere gefangen hatte, besetzte er mit hübschen Fisch- und Schlangenschuppen, befestigte an ihren Körper Hörner, einen Bart und Flügel, die mit Quecksilber gefüllt waren, so daß sie bei jeder Bewegung des Tieres zu zittern begannen; das so präparierte Tier setzte er in einen Kasten und zeigte es seinen Gästen, welche, im Glauben, daß es der Teufel sei, vor Schreck fast vergingen.

Oder er knetete ganz unnatürliche, geflügelte Geschöpfe aus Wachs und füllte sie mit warmer Luft, so daß sie leicht wurden, in die Höhe stiegen und flogen. Leonardo ergözte sich an dem Erstaunen oder abergläubischen Schrecken seiner Besucher; in den rauhen Falten seines Gesichts, in den dunkeln, traurigen Augen blühte dann eine so kindliche Freude, die zugleich aber auch diesem alten, müden Gesicht einen so kläglichen Ausdruck verlieh, daß Francesco das Blut in den Adern stockte.

Eines Tages hörte dieser Cesare da Sesto, der Gäste hinausgeleitete, sagen:

„So ist es, Messere. Mit solchem Spielzeuge geben wir uns jetzt ab. Wozu das Unglück verheimlichen! Unser Meister ist schwachsinzig geworden, kindisch. Mit menschlichen Flügeln begann er, mit fliegenden Wachspuppen hat er geendet. Die Berge kreißten und gebaren eine Maus.“

Dann fügte er mit erzwungenem, spöttischem Lächeln hinzu: „Ich wundere mich über den Papst; er weiß doch in bezug auf Narren und Einfältige gut Bescheid. Messer Leonardo ist ein wahrer Schatz für ihn. Sie sind wie füreinander geschaffen. Wirklich, Signori, sorgt dafür, daß der Papst Leonardo anstellt. Fürchtet euch nicht, er wird ihn zu friedensstellen. Der Meister wird ihn besser unterhalten als selbst Frater Mariano oder der Zwerg Baraballo!“

Dieser Scherz kam der Wahrheit näher, als man dachte; als die Gerüchte über die Gauflerkünste Leonardos, über die Schafsdärme, die geflügelte Eidechse, die fliegenden Wachspuppen zu Ohren Leos X. kamen, empfand er solche Neugierde sie zu sehen, daß er bereit war, die Angst, die ihm die Gottlosigkeit und die Zaubereien Leonardos einflößten, zu vergessen. Die gewandten Höflinge gaben dem Künstler zu verstehen, daß seine Zeit zum Handeln gekommen sei, daß ihm das Schicksal eine Gelegenheit biete, nicht nur mit Raffael, sondern auch mit Buonarroti um die Gunstbezeugungen des Papstes zu wetteifern. Aber Leonardo befolgte wiederum wie so oft den Rat der Weltklugheit nicht, er verstand nicht die Gelegenheit zu benutzen und rechtzeitig in die Speichen des Rades der Fortuna zu greifen.

Francesco fühlte, daß Cesare ein Feind Leonardos sei, und warnte den Meister. Doch dieser glaubte ihm nicht.

„Daß ihn in Frieden, greife ihn nicht an,“ verteidigte er Cesare. „Du ahnst gar nicht, wie er mich liebt, obgleich er mich zu hassen meint. Er ist ebenso unglücklich, ja noch unglücklicher als . . .“

Leonardo schwieg. Melzi verstand aber, was er sagen wollte: „Er ist unglücklicher als Giovanni Boltraffio.“

„Und soll ich ihn etwa richten?“ fuhr Leonardo fort. „Ich selbst bin vielleicht an seinem Unglück schuld.“

„Ihr an dem Unglück Cesares?“ fragte Francesco erstaunt.

„Ja, mein Freund, doch das wirst du nicht begreifen. Aber mir will es zuweilen scheinen, daß ich ihn mit meinem Blick verzaubert, ihn verdorben habe, denn, mein lieber Knabe, ich muß wohl den bösen Blick besitzen ...“

Nach kurzem Nachdenken fügte er mit leisem, gutmütigem Lächeln hinzu: „Daß ihn, Francesco, und fürchte dich nicht; er wird mir nichts Böses zufügen, mich nicht verlassen und mich auch nicht verraten. Aber daß er sich gegen mich empört hat und sich mir widersetzt, ist seiner Seele, seiner Freiheit wegen, er sucht sich selbst, will sein eigener Herr sein. Mag er es! Gott helfe ihm — denn ich weiß, daß er, wenn er die Anfechtungen überwindet, wieder zu mir zurückkehren, mir verzeihen und verstehen wird, wie ich ihn liebe. Dann werde ich ihm alles geben, was ich besitze — ich werde ihm alle Geheimnisse der Kunst und der Wissenschaft offenbaren, damit er sie nach meinem Tode den Menschen verkünde. Denn wenn er es nicht tun wird, wer wird es dann tun?“

Schon im Sommer, während der Krankheit Leonardos, war Cesare tagelang aus dem Hause verschwunden. Im Herbst verschwand er gänzlich und kehrte nicht wieder zurück.

Als Leonardo seine Abwesenheit bemerkte, erkundigte er sich bei Francesco nach ihm. Dieser schlug die Augen nieder und berichtete verwirrt, daß Cesare wegen eines eiligen Auftrages nach Siena gereist wäre.

Francesco fürchtete, daß Leonardo ihn darüber ausfragen würde, warum Cesare ohne Abschied abgereist wäre. Der Meister glaubte oder stellte sich, als ob er dieser ungeschickten Lüge Glauben schenkte, und fing ein anderes Gespräch an. Nur um seine Mundwinkel zuckte es, und sein Gesicht nahm den Ausdruck des bitteren Ekels an, der sich jetzt öfter auf seinem Gesicht widerspiegelte.

* * *

Der Herbst war regnerisch. Ende November traten wieder sonnige Tage ein, die nirgends so schön sind wie in Rom; das herbstliche Bewölken harmoniert mit der verfallenen Pracht der ewigen Stadt.

Leonardo beabsichtigte schon seit längerer Zeit, sich die Fresken Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle anzusehen. Er hatte es aber immer wieder verschoben, als ob er sich davor scheute. Endlich verließ er eines Morgens in Begleitung Francescos das Haus und begab sich in die Sixtinische Kapelle. Es war ein schmales, langes, sehr hohes Gebäude mit kahlen Wänden und gotischen Fenstern. An der Decke und an den Wölbungen befanden sich die eben vollendeten Fresken Michelangelos.

Leonardo warf einen Blick auf dieselben und erstarrte. Was er auch gefürchtet hatte, das Gesehene übertraf doch seine Erwartungen.

Vor allen den riesenhaften Erscheinungen, diesen Phantasiegebilden — dem Gott Zebaoth, der Licht und Finsternis aus dem Chaos schied, Wasser und Pflanzen segnete, Adam aus dem Erdenkloß und Eva aus Adams Rippe schuf; vor dem Sündenfalle, dem Opfer Kains und Abels, der Sintflut, der Verspottung des nackten, schlafenden Vaters durch Sem und Japhet; vor den nackten, herrlichen Jünglingen, den Elementardämonen, die durch Tanz und Gesang die Tragödie des Weltalls, den Kampf des Menschen mit Gott begleiteten; vor den Sibyllen und Propheten, den furchtbaren Riesen, die scheinbar dem übermenschlichen Kummer und der Weisheit unterlagen; vor den Ahnen Christi, der Reihe dunkler Geschlechter, die sich gegenseitig die Last des unnützen Lebens übertrugen, die sich unter den Qualen der Geburt, der Ernährung und des Todes krümmten, die dem Kommen des unbekanntem Erlösers harrten — vor allen diesen Schöpfungen seines Gegners stehend, fällt Leonardo kein Urteil, legte er keinen Maßstab an, verglich nicht; er fühlte nur seine eigene, vernichtende Niederlage. Seine eigenen Schöpfungen fielen ihm ein: das dem Untergange geweihte „Heilige Abendmahl“, die „Schlacht bei Anghiari“, die unzähligen anderen unvollendeten Bilder — eine Reihe vergeblicher Mühen, lächerlicher Mißerfolge, unrühmlicher Niederlagen. Sein ganzes Leben lang hatte er nur angefangen, sich vorbereitet und bis jetzt nichts vollbracht, und, warum sich der Selbsttäuschung hingeben, jetzt war es schon zu spät — er würde auch nichts vollbringen. Gleich er, trotz der unglaublichen Mühen seines ganzen Lebens, nicht dem schlaunen Sklaven, der den Schatz seiner Begabung in die Erde vergraben hatte?

Zugleich empfand er aber auch, daß er nach Größerem, Höherem gestrebt habe als Buonarroti — nach jener letzten Harmonie, die jener nicht kannte und in seinem ewigen Zwiespalt, in seiner Erregung, seinem Ungestüm und Gedankenchaos auch gar nicht kennen wollte. Die Worte Monna Lisas über Michelangelo fielen ihm ein, daß seine Kraft einem Sturme gleiche, der Berge spalte und Felsen vor dem Herrn zertrümmere, daß Leonardo aber stärker sei als Michelangelo, wie die Windstille stärker sei als der Sturm, denn in der Windstille, nicht im Sturme sei der Herr. Jetzt war es ihm klarer als je, daß Monna Lisa nicht geirrt habe, daß früher oder später der menschliche Geist auf den Pfad zurückkehren würde, den Leonardo ihm gewiesen, vom Chaos zur Harmonie, von der Zweiteilung zur Einheit, vom Sturme zur Windstille. Wie lange aber würde der Sieg bei Buonarroti verbleiben? Wie viele Geschlechter würde er hinter sich herziehen?

Die Erkenntnis des Richtigen seiner Anschauung ließ Leonardo die Erkenntnis der Ohnmacht seiner Handlungen noch drückender empfinden.

Schweigend verließen Meister und Schüler die Kapelle.

Francesco erriet, was in der Seele des Meisters voring, und wagte nicht, ihn auszufragen. Als er ihm aber ins Gesicht sah, schien ihm Leonardo noch mehr zusammengesunken, gebrechlicher denn je zu sein; die eine Stunde, die sie in der Sixtinischen Kapelle zugebracht hatten, hatte ihn um viele Jahre älter gemacht. Nachdem sie über die Piazza di San Pietro gegangen waren, richteten sie ihre Schritte durch den Borgo Nuovo zum Ponte Sant' Angelo.

Jetzt dachte der Meister an einen anderen Gegner, der vielleicht nicht weniger zu fürchten war als Buonarroti, an Raffael Santi.

Leonardo hatte die unlängst vollendeten Fresken Raffaels in den oberen Gemächern des Vatikans, den sogenannten „Stanzen“, gesehen und konnte nicht entscheiden, was in ihnen vorwiege: die Größe der Ausführung oder die Ohnmacht des Gedankens, die unnachahmbare äußere Vollkommenheit, die an die leichten und hellen Werke der Alten erinnerte, oder die knechtische Schmeichelei den Großen dieser Welt gegenüber. Papst Julius II. hatte die Vertreibung der Franzosen aus Italien erwogen — Raffael stellte ihn dar als Zuschauer bei der Vertreibung des syrischen Feldherrn Heliodoros aus dem Tempel des Allerhöchsten, wo himmlische Heerscharen an dem Schänder des Heiligtums die Strafe vollziehen. Papst Leo X. hatte sich eingebildet, ein großer Redner zu sein — Raffael stellte ihn als Leo den Großen dar, der den Barbaren Attila durch seine Worte bewegt, von der Eroberung Roms abzustehen. Leo X. war in der Schlacht bei Ravenna in die Gefangenschaft der Franzosen geraten, hatte sich aber derselben noch glücklich entzogen — Raffael verewigte dieses Ereignis unter dem Bilde der wunderbaren Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse. So würdigte er die Kunst zu widerlicher höfischer Schmeichelei herab.

Dieser Herkömmling aus Urbino, dieser schwärmerische Jüngling mit dem Madonnengesicht, der einem zur Erde herabgeflogenen Engel gleich, wußte seine irdischen Verhältnisse aufs beste zu ordnen; er bemalte die Stallungen des römischen Bankiers Agostino Chigi, verfertigte Zeichnungen zu dessen Geschirren, goldenen Schüsseln und Tellern, die dieser nach der Bewirtung des Papstes in den Tiber warf, damit sie niemandem mehr zum Gebrauch dienen könnten. Dieses „Sonntagskind“, wie er öfters genannt wurde, erwarb spielend Ruhm, Reichtümer und Ehren. Seine schlimmsten Feinde und Neider entwaffnete er durch Liebenswürdigkeit. Er verstellte sich dabei nicht, er war vielmehr in der That jedermanns Freund. Alles gelang ihm, die Gaben Fortunas fielen ihm wie von selbst in den Schoß; er folgte dem verstorbenen Architekten Bramante in der Leitung des Baues der neuen Peterskirche; seine Einkünfte wuchsen von Tag zu Tag. Der Kardinal Bibbiena wollte ihm seine Nichte zur Frau geben; aber Raffael zögerte,

weil man ihm selbst den Kardinalshut versprochen hatte. Er erbaute sich einen prächtigen Palast auf dem Borgo und richtete sich fürstlich ein. Vom Morgen bis zur Nacht drängten sich in seinem Vorzimmer hohe Würdenträger, Gesandte fremder Fürsten, die ihr Porträt gemalt oder wenigstens ein Bild, eine Zeichnung von seiner Hand zur Erinnerung haben wollten. Mit Arbeit überhäuft, wies er alle ab. Aber die Bittsteller wichen nicht, sie belagerten ihn förmlich. Schon seit langem hatte er keine Zeit mehr, seine Bilder zu vollenden, er fing sie an und übergab sie, nachdem er sie entworfen hatte, seinen Schülern, die sie dann rasch der Vollendung entgegenführten. Die Werkstätte Raffaels gestaltete sich zu einer Fabrik, in der gewandte Arbeiter, wie Giulio Romano, mit staunenswerter Leichtigkeit Leinwand und Farben in klingendes Gold umsetzten. Raffael selbst trachtete nicht mehr nach Vollkommenheit und begnügte sich mit der Beliebtheit. Er diente der Masse, und diese diente ihm, indem sie ihn mit Entzücken als ihren Auserwählten betrachtete, als ihr geliebtes Kind, Fleisch von ihrem Fleische, Geist von ihrem Geiste. Die Stimme des Volkes erklärte ihn zum größten Künstler aller Zeiten und aller Völker; Raffael wurde zum Gotte der Malerei.

Am schlimmsten war es, daß er in seinem Niedergange nicht bloß für die Menge, sondern auch für die Auserwählten noch immer groß und verführerisch schön war. Indem er das glänzende Spielzeug aus den Händen der Glücksgöttin sorglos annahm, blieb er rein und unschuldig wie ein Kind. Ein „Sonntagskind“, wußte er selbst nicht, was er schuf.

Diese oberflächliche Harmonie Raffaels, diese trügerische Versöhnung sich widersprechender Elemente schaden den fortschreitenden Kunst mehr als der Zwiespalt und das Chaos Michelangelos.

Leonardo ahnte es, daß nach diesen beiden Großen, nach Michelangelo und Raffael, keine Wege mehr in die Zukunft führten, daß hinter ihnen ein Abgrund, eine Leere sei. Zugleich erkannte er auch, wie viel sie ihm zu verdanken hätten. Von ihm hatten sie ihre Wissenschaft von Licht und Schatten, ihre Anatomie, ihre Perspektive, ihre Erkenntnis der Natur und des Menschen — aus ihm hervorgehend, hatten sie ihn vernichtet. In diese Gedanken versunken, schritt er gesenkten Hauptes wie ohnmächtig vorwärts.

Francesco versuchte, sich mit ihm zu unterhalten, die Worte erstarben ihm aber im Munde, sobald er den Meister ansah und auf seinem blaffen, greisenhaften Antlitz den Ausdruck namenlosen Ekels erblickte.

Als sie sich dem Ponte Sant' Angelo näherten, mußten sie zur Seite treten, um den Weg für einen Zug von ungefähr sechzig Fußgängern und Reitern, alle in reichen Gewändern, der ihnen in dem engen Borgo Nuovo entgegenkam, freizugeben. Leonardo blickte anfangs zerstreut

darein; er dachte, es wäre das Gefolge eines römischen Patriziers, Kardinals oder eines fremden Gesandten. Aber das Gesicht eines jungen Mannes, der, reicher als die übrigen gekleidet, auf einem weißen, arabischen Pferde ritt, das mit kostbarem Zaumzeuge geschmückt war, kam ihm bekannt vor. Plötzlich fiel ihm jener schwächliche, blasse Knabe im schwarzen, mit Farben beschmutzten Kamisol, mit den abgeschabten Ärmeln ein, der acht Jahre vorher in Florenz mit furchtbarer Stimme zu ihm gesagt hatte: „Michelangelo ist nicht wert, eure Schuhriemen zu lösen, Messer Leonardo!“ Es war der jetzige Nebenbuhler Leonardos und Michelangelos, der „Gott der Malerei“, Raffael Santi. Sein noch immer kindliches Gesicht war etwas voller und gedunsener geworden und sah einem Cherub schon weniger ähnlich als früher. Er ritt zu einer Audienz beim Papste im Vatikan; begleitet wurde er, wie gewöhnlich, von seinen Freunden, Schülern und Verehrern. Es kam niemals vor, daß er ohne ein stattliches Gefolge von mindestens fünfzig Mann aus dem Hause ritt, so daß jeder solcher Ausritte einem Triumphzuge gleich.

Raffael erkannte Leonardo, errötete leicht und grüßte eilig, mit fast zu großer Ehrerbietung, indem er sein Barett vom Kopfe nahm. Einzelne seiner Schüler, die Leonardo nicht von Angesicht kannten, wandten sich erstaunt nach dem Manne um, den „der Göttliche“ so ehrfurchtsvoll begrüßte, nach jenem bescheidenen, ja ärmlich gekleideten Greis, der sich an die Wand drückte, um ihnen Platz zu machen.

Ohne auf jemand anderen seine Aufmerksamkeit zu richten, starrte Leonardo einen Menschen an, der Raffael zur Seite, mitten unter seinen ihm nächstehenden Schülern, ging — er sah ihn verständnislos an, als traute er seinen eigenen Augen nicht: Es war Cesare da Sesto.

Plötzlich begriff der Meister alles — die Abwesenheit Cesares, die ungeschickte Lüge Francescos. Der letzte Schüler, dem er vertraut hatte, war ihm untreu geworden, hatte ihn verlassen.

Cesare hielt den Blick Leonardos aus und sah ihm mit frechem, zugleich aber auch traurigem Lächeln in die Augen. Sein Gesicht verzerrte sich krankhaft; es nahm einen schrecklichen Ausdruck an, wie das eines Wahnsinnigen.

Nicht er, sondern Leonardo schlug verwirrt wie ein Schuldbewußter die Augen nieder.

Der Zug ging vorüber. Leonardo und Francesco setzten ihren Weg weiter fort. Der Meister stützte sich auf den Arm seines Begleiters. Sein Gesicht war blaß und ruhig. Nachdem sie den Ponte Sant' Angelo überschritten hatten, gingen sie durch die Via dei Coronari auf die Piazza Navona, wo der Vogelmarkt abgehalten wurde.

Leonardo kaufte eine Menge Vögel, an vierzig Zeisige, Graßmücken, einen Jagdfalken und einen jungen wilden Schwan. Er gab alles

Geld aus, das er bei sich hatte, und borgte sich noch etwas von Francesco. Von Kopf bis zu Fuß mit Käfigen behängt, in denen Vögel lustig zwitscherten, erregten diese beiden Menschen, der Greis und der Jüngling, die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Vorübergehenden sahen sich neugierig nach ihnen um; die Straßenjungen liefen ihnen nach. Sie gingen durch ganz Rom, am Pantheon und dem Forum Trajanum vorbei, bestiegen den Esquilinischen Hügel und traten durch die Porta Maggiore aus der Stadt auf die alte Via Labicana heraus. Dann schlugen sie einen schmalen, einsamen Feldweg ein. Vor ihnen breitete sich die unübersehbare, stille Campagna aus.

Durch die halb zerfallenen, mit Efeu berankten Bogen der von den Kaisern Claudius, Titus und Vespasianus erbauten Aquädukte tauchten die einförmigen, graugrünen Hügel gleich abendlichen Meereswellen hervor, hier und da ein Turm — ein zerstörtes Raubritternest — und weiter am Horizont die blauen, duftigen Berge, die die Ebene wie die Stufen eines riesigen Amphitheaters umgaben. Breite Strahlenbüschel der untergehenden Sonne fielen aus den weißen, runden Wolken auf Rom herab. Langhörnige Ochsen mit glänzenden, weißen Haaren lagen wiederkäuend umher; sie drehten beim Geräusche der nahenden Schritte ihre Köpfe faul herum, aus ihren schwarzen Mäulern lief der Speichel auf das staubige Dornestrüpp. Das Zirpen der Grillen im hohen Grase, das Knistern der vom Winde bewegten Stengel verwelkter Sommerblumen, das Glockengeläute aus dem entfernten Rom, verliehen der Ruhe einen noch größeren Reiz.

Auf einem kleinen Hügel rasteten sie, setzten die Käfige zur Erde, und Leonardo begann den Vögeln ihre Freiheit wiederzugeben. Das war von Kindheit an seine liebste Unterhaltung. Er begleitete die Tierchen mit zärtlichen Blicken, als sie mit freudigem Zwitschern davonflogen. Er lächelte freundlich. In diesem Augenblicke schien er alles vergessen zu haben und glücklich wie ein Kind zu sein.

In den Käfigen blieben nur der Jagdfalke und der wilde Schwan zurück. Der Meister hob sie bis zuletzt auf.

Er setzte sich zum Ausruhen hin und entnahm seiner Handtasche ein Päckchen mit einem frugalen Abendessen: Brot, geröstete Kastanien, Rosinen, eine Flasche Orvietwein in einer Strohummhüllung und zweierlei Käse — Ziegenkäse für sich, Rahmkäse für seinen Begleiter; er wußte, daß Francesco kein Freund von Ziegenkäse sei, und hatte deshalb Rahmkäse für ihn mitgebracht.

Der Meister forderte den Schüler auf, sein bescheidenes Mahl mit ihm zu teilen, er begann zu essen und betrachtete mit Vergnügen die Vögel, die in der Vorahnung ihrer Befreiung in den Käfigen munter mit den Flügeln schlugen. Mit solchen kleinen Gastmählern auf freiem

Felde liebte er die Befreiung der geflügelten Gefangenen festlich zu begehen.

Sie aßen schweigend, Francesco sah ihn nur selten und nur verstohlen an. Zum erstenmal nach der Krankheit sah er Leonardos Gesicht im hellen Tageslichte, im Freien, und noch niemals war es ihm so abgehärtet und alt erschienen. Das bereits ergrauende, noch ein wenig rötlich schimmernde Haar, das oben auf dem Kopfe bereits ausgefallen war, ließ die große, mit tiefen Falten durchfurchte Stirn bloß erscheinen, während es an den Seiten in den langen, bis an die Brust reichenden, ebenfalls schon grau gewordenen Bart überging. Die mattblauen Augen aber sahen unter den dichten, überhängenden Brauen mit derselben Schärfe und furchtlosen Neugier wie früher hervor. Diesem Ausdruck der übermenschlichen Macht des Denkens, des Erkenntniswillens widersprach der Ausdruck der menschlichen Schwäche, der Todesmüdigkeit in den krankhaften Runzeln der eingefallenen Wangen, in den greisenhaften Hautfalten unter den Augen, in der hervorstehenden Unterlippe und in den herabhängenden Mundwinkeln; es war das Gesicht des besiegten, gebrochenen Prometheus.

Francesco sah Leonardo an, und tiefes Mitleid erfaßte ihn. Er hatte längst bemerkt, daß es oft nur der geringsten Kleinigkeit bedürfe, um den menschlichen Gesichtsausdruck plötzlich zu verändern und seine unbekannte Tiefe zu offenbaren; so empfand er ein eigentümliches, unbestimmbares Mitleid, wenn er auf seinen Wegen Leuten begegnete, die ein kleines Bündelchen oder Päckchen mit Gewaren hervorholten, sich beiseite setzten und aßen, indem sie sich schamhaft abwendeten, wie Leute es zu tun pflegen, die an ungewohnten Orten unter unbekanntem Menschen essen. Sie erschienen ihm einsam und unglücklich. So bemächtigte sich seiner auch jetzt ein unsägliches Mitleid, als er seinen Meister mitten unter den leeren Vogelbauern sitzen sah, wie er mit einem Taschenmesser mit zerbrochener, knöcherner Schale sein Brot und seine Scheiben Käse schnitt, die Stücke in den Mund schob und sich bemühte, sie mit seinen schwachen Zähnen zu zerlauen. Dieses Mitleid schien ihm noch unerträglicher, weil es mit einem Gefühle der Ehrfurcht verbunden war. Er wollte Leonardo zu Füßen fallen, sie umfassen und ihm erklären, daß, wenn er von den Menschen auch verstossen und verachtet wäre, in dieser Ruhmlosigkeit doch mehr Größe läge als im Triumphe Raffaels und Michelangelos. Er tat es aber nicht — er wagte es nicht, sah nur immer den Meister an, mühsam die Tränen zurückhaltend, während ihm ein unsagbares Etwas die Kehle zuschnürte. Nur mit Mühe würgte er die Brotbissen mit dem Rahmkäse hinunter.

Als Leonardo das Abendessen beendet hatte, stand er auf, ließ den Falken fliegen und öffnete den letzten, den allergrößten Käfig, den

mit dem Schwane. Der riesige weiße Vogel drängte sich heraus, schlug mit den von dem Scheine der Abendsonne rosig gefärbten Flügeln und flog geradezu, der Sonne entgegen. Leonardo verfolgte ihn lange mit kummervollen Blicken.

Francesco fühlte, daß dieser Kummer des Meisters dem größten Gedanken seines ganzen Lebens, den menschlichen Flügeln, „dem großen Vogel“ gelte, den er einst in seinem Tagebuche vorausgesagt hatte:

„Der Mensch wird seinen ersten Flug auf dem Rücken eines großen Schwanes unternehmen.“

* * *

Der Papst gab den Bitten seines Bruders Giuliano de' Medici nach und bestellte bei Leonardo ein kleines Bild.

Seiner Gewohnheit nach zögerte der Künstler und verschob die Ausführung von Tag zu Tag; er beschäftigte sich mit Vorbereitungen und Versuchen zur Vervollkommnung der Farben und mit der Erfindung eines neuen Lackes für dieses neue Gemälde.

Als Leo X. davon erfuhr, rief er mit verstellter Verzweiflung: „Weh, dieser wunderbare Heilige wird nie etwas vollbringen, denn er denkt an das Ende, ehe er noch den Anfang hat.“

Höflinge griffen diesen Ausspruch auf und verbreiteten ihn in der Stadt. Das Schicksal Leonardos war entschieden. Leo X., der größte Kenner und Schätzer der Kunst, hatte sein Urteil über ihn gefällt; von nun an konnten Pietro Bembo, Raffael, der Zwerg Baraballo und Michelangelo ruhig auf ihren Lorbeeren ruhen; ihr Nebenbuhler war vernichtet.

Alle wandten sich gleichzeitig, wie auf Verabredung, von ihm ab; er wurde vergessen, wie man Verstorbene vergißt. Der Ausspruch des Papstes wurde auch dem Künstler selbst hinterbracht. Leonardo hörte ihn so gleichgültig an, als ob er es bereits seit langem vorausgesehen und nichts anderes erwartet hätte.

In der darauffolgenden Nacht schrieb er in sein Tagebuch:

„Die Geduld ist für die Gefrängten dasselbe wie die Kleidung für die Frierenden; je kälter es wird, um so wärmer kleide dich an — und du wirst die Kälte nicht verspüren. Ebenso vermehre deine Geduld in den Zeiten großer Kränkungen — und die Kränkung wird deine Seele nicht treffen.“

Im Januar 1515 starb Ludwig XII., König von Frankreich. Da er keine Söhne besaß, so folgte ihm sein nächster Verwandter, der Mann seiner Tochter Claude de France, der Sohn der Louise von Savoyen,

François de Valois, Graf von Angoulême, unter dem Namen Franz I. auf dem Throne.

Sofort nach seiner Thronbesteigung unternahm der junge König einen Feldzug zur Wiedereroberung der Lombardei. Mit unglaublicher Schnelligkeit überstieg er die Alpen, erschien unerwartet in Italien, siegte bei Marignano, setzte Massimiliano Moretto, „den kleinen Moro“, den Sohn Lodovicos, der im Jahre 1513 von den Feinden der Franzosen auf den Thron gesetzt worden war, wieder ab und zog als Triumphtor in Mailand ein.

Zu dieser Zeit reiste Giuliano de' Medici nach Savoyen.

Da Leonardo sah, daß er in Rom nichts erreichen würde, so entschloß er sich, sein Glück bei dem neuen Könige zu versuchen, und reiste im Herbst desselben Jahres nach Pavia an den Hof Franz I.

Hier veranstalteten die Besiegten Feste zu Ehren der Sieger.

Die Erinnerung an Leonardo war seit Lodovicos Zeiten in der Lombardei lebendig geblieben, und so wurde er als Mechaniker zur Teilnahme an diesen Festen eingeladen.

Er erbaute einen sich selbst bewegenden Löwen, der bei einem dieser Feste den Saal durchschritt, vor dem Könige stehen blieb und sich auf den Hinterbeinen erhob. Die Brust des Tieres öffnete sich, und die weißen Lilien Frankreichs fielen aus derselben zu den Füßen Sr. Majestät. Dieses Spielzeug förderte den Ruhm Leonardos mehr als alle seine übrigen Werke, Erfindungen und Entdeckungen.

Franz I. forderte die italienischen Künstler und Gelehrten auf, in seine Dienste zu treten. Da der Papst Raffael und Michelangelo nicht von sich ließ, wandte sich der König an Leonardo; er bot ihm ein jährliches Gehalt von 700 Talern und das kleine Schloß Cloux in der Touraine beim Städtchen Amboise, zwischen Tours und Blois.

Der Künstler willigte ein; im vierundsechzigsten Jahre seines Lebens verließ der ewig Umhergetriebene sein Vaterland und reiste in Begleitung seines alten Dieners Battista de Villanis, der Köchin Maturina, Francesco Melzis und Zoroastro da Peretolas Anfang des Jahres 1516 aus Mailand nach Frankreich ab.

* * *

Die Reise, die besonders zu dieser Zeit recht schwierig war, führte durch Piemont nach Turin, längs der Dora Riparia, einem Nebenflusse des Po, dann über den Col de Fréjus auf die Höhen zwischen dem Mont Thabor und dem Mont Genis.

Das Städtchen Bardonnecchia verließen sie am frühen Morgen, um die Paßhöhe noch bei Tage erreichen zu können. Die Reitesel und Maultiere kletterten, mit den Hufen laut aufschlagend, unter dem Ge-

läute der Schellen den schmalen Pfad am Abhange empor. Unten in den nach Süden gelegenen Tälern herrschte bereits der Frühling, hier oben war es noch immer Winter, aber in der trockenen, dünnen und windstillen Luft war die Kälte weniger zu empfinden. Der Morgen dämmerte kaum. In den Tälern, aus denen die eingefrorenen Wasserfälle wie Stalaktiten geisterhaft hervorleuchteten, an deren Rändern die schneebedeckten Tannenspitzen wie zottige Borsten hervorstachen, lagen noch die Schatten der Nacht. Oben aber am matten Himmel erglänzten schon die schneeigen Bergesgipfel der Alpen, als ob sie von innen aus erleuchtet würden.

Bei einer Biegung des Weges stieg Leonardo ab, um einen Blick aus der Nähe auf die Berge zu werfen. Er hatte von den Führern erfahren, daß ein noch steilerer, nur für Fußgänger bestimmter Seitenweg zu demselben Ziele führe wie der Reitweg für die Maultiere und erklomm in Begleitung Francescos die nächste Anhöhe, von der die Berge zu sehen waren.

Als das Geläute der Schellen verklungen war, herrschte hier eine feierliche Stille. Die Reisenden hörten nur ihre eigenen Herzschläge, und nur zuweilen traf der anhaltende Donner einer herabstürzenden Lawine, der vom Echo vielfach wiedergegeben wurde, ihr Ohr. Sie kletterten immer höher und höher empor.

Leonardo stützte sich auf den Arm Francescos. Dem Schüler fiel es ein, daß Leonardo ihn auf seinen Armen getragen hatte, als sie vor vielen Jahren beim Dorfe Mandello am Fuße des Berges Campione in der Eisengrube auf den schlüpfrigen Stufen in die unterirdische Tiefe hinabgestiegen waren. Jetzt stützte Francesco den Meister. Dort unter der Erde hatte dieselbe Stille geherrscht wie hier oben.

„Seht, seht, Messer Leonardo,“ rief Francesco und wies auf einen plötzlich vor ihnen auftauchenden Abgrund hin, „wieder das Tal der Dora Riparia! Es wird wohl zum letztenmal sein. Wir erreichen bald die Wasserscheide, und dann werden wir es nicht wieder zu sehen bekommen. Da, da liegt die Lombardei, Italien,“ fügte er leise hinzu, und Freude und Gram zugleich blitzten aus seinen Augen.

Er wiederholte noch leiser: „Zum letztenmal ...“

Der Meister sah nach jener Gegend hin, die ihm Francesco wies, nach der Heimat, aber sein Gesicht blieb teilnahmslos. Schweigend wandte er sich ab und ging weiter nach der Richtung, wo die ewigen Schnee- und Eisfelder des Mont Thabor, Mont Cenis und der Roccia Melone hervorleuchteten. Ohne Müdigkeit zu verspüren, ging er so rasch vorwärts, daß Francesco, der am Rande des Abgrundes etwas verweilt hatte, um von Italien Abschied zu nehmen, weit zurückgeblieben war.

„Wohin geht Ihr, Meister?“ rief er ihm von weitem nach. „Seht Ihr denn nicht, der Pfad hat ein Ende. Man kann nicht weiter. Es kommt der Abgrund. Nehmt Euch in acht.“

Aber Leonardo hörte nicht auf ihn; er stieg immer höher und höher, mit festen, jugendlich leichten, wie besflügelten Schritten an dem schwindelerregenden Abgrunde hin.

Am bleichen Himmel zeichneten sich die Eisriesen ab, als ob es eine zwischen zwei Welten errichtete Riesenmauer sei. Sie lockten ihn, zogen ihn zu sich, als ob hinter ihnen das letzte, einzige Geheimnis läge, das seine Neugierde befriedigen könnte. Die ihm Verwandten und Erwünschten schienen ihm, trotz der Abgründe, die ihn von ihnen trennten, nahe zu sein; es schien ihm, daß er nur die Hand auszustrecken brauche, um sie zu berühren, daß sie wie Tote auf den Lebendigen, mit einem ewigen Lächeln, wie Monna Lisa, auf ihn herabzählen.

Sein bleiches Gesicht erstrahlte in ihrem matten Abglanze. Er lächelte und dachte an Monna Lisa und den Tod wie an ein und dasselbe.



Siebzehntes Kapitel.

Der Tod.

1516—1519.

Mitten in Frankreich, an der Loire, lag das königliche Schloß Amboise. Abends, wenn die untergehende Sonne sich in dem einsamen Flusse widerspiegelte, schien der wie Sahne weißgelbe Stein der Touraine, aus dem das Schloß erbaut war, von dem Scheine der Abendröthe beleuchtet, geisterhaft leicht, lustig wie eine Wolke zu sein.

Von dem einen Turme bot sich eine herrliche Aussicht auf den eichenen Hegewald, auf Wiesen und Äcker zu beiden Seiten der Loire, wo im Frühjahr die Felder mit den roten Mohnblumen in die mit den blauen Blüten des Flachses ineinander gingen. Diese von einem leichten Nebel eingehüllte Ebene mit ihren dunkeln Pappeln und Silberweiden erinnerte an die Ebene der Lombardei, ebenso wie das grünlliche Wasser der Loire dem der Adda glich. Diese war aber reißend, wild, jung, während jene langsam, bedächtig dahinsloß. Die in ihr befindlichen Sandbänke verliehen ihr einen alten, müden Ausdruck. Am Fuße des Schloßhügels drängten sich die spitzen, mit Schiefer gedeckten

und in der Sonne hell erglänzenden Dächer von Amboise mit den hohen Schornsteinen aneinander. In den krummen, engen und dunkeln Straßen erinnerte alles noch an das Mittelalter. An den Gesimsen, den Wasserriegen, den Fensterecken, den Türpfosten und Oberschwellen waren aus demselben fahnelgelben Gestein, aus dem das Schloß selbst bestand, kleine menschliche Statuen angebracht: Abbildungen von lachenden, dicken Mönchen mit Geißeln und Rosenkränzen, mit untergeschlagenen Beinen und hölzernen Schuhen an den Füßen, von richterlichen Klerikern, von Doktoren der Theologie mit ihren Schultertragen, von besorgten und sparsamen Bürgern, die einen vollgestopften Geldbeutel ans Herz drückten. Eben solchen Gesichtern wie auf diesen Statuen konnte man in den Straßen der Stadt begegnen. Alles war hier bürgerlich wohlhabend, reinlich, genau berechnet, kalt und gottesfürchtig.

Wenn der König nach Amboise zur Jagd kam, belebte sich das Städtchen; auf den Straßen erscholl das Gekläffe der Hunde, der Hufschlag der Pferde und Hörnerklang; es leuchteten die bunten Gewänder der Hofbediensteten. Nachts ertönte Musik aus dem Schlosse, und die weißen, gespensterhaften Schloßmauern erstrahlten im rosigen Lichte der Fackeln. Reiste der König dann aber wieder ab, so vereinsamte das Städtchen; nur an Sonn- und Feiertagen gingen die Bürgerinnen in ihren weißen, hohen Spitzenhauben zur Messe; alltags war die Stadt wie ausgestorben; man hörte weder einen menschlichen Schritt noch eine menschliche Stimme; nur das Zwitschern der Schwalben und das Schnurren einer Drehbank in einer dunkeln Bude war ab und zu vernehmbar und an Frühjahrsabenden spielten die Kinder, Knaben und Mädchen, wohlanständig wie Erwachsene. Sie reichten sich die Hände, tanzten und sangen ein altes Lied von St. Denis, dem Schutzpatron Frankreichs. Wenn aber das Lied verstummte, dann herrschte wieder eine solche Stille, daß man nur die Uhr über dem Tore der Tour de l'horloge schlagen hören und den Schrei der wilden Schwäne auf den Sandbänken der Loire vernehmen konnte.

Im Südosten, ungefähr zehn Minuten vom Schlosse entfernt, lag an der Straße zur Mühle St. Thomas ein anderes kleines Schloß, Cloug, das einst dem Haushofmeister und Waffenträger Ludwigs XI. gehört hatte. Eine hohe Mauer umgab von der einen, von der anderen Seite der Arme, ein Nebenfluß der Loire, diese Besitzung. Vor dem Hause erstreckte sich eine feuchte Wiese bis an den Fluß; rechts stand ein Taubenschlag; Weiden- und Haselnußsträucher verflochten ihre Zweige ineinander, in ihrem Schatten schien das Wasser trotz der starken Strömung unbeweglich, ruhig wie in einem Brunnen oder Teiche zu stehen. Aus dem dunkeln Grün der Kastanien, Ulmen und Eschen tauchten die rötlichen Ziegelmauern des Schlosses mit ihren gezahnten Giebeln aus

dem weißen Steine der Touraine, der außerdem die Ecken der Mauern, die Fenster und Türen verbräunte, hervor. Das kleine Gebäude mit spitzem Schieferdach, das rechts vom Haupteingange eine Kapelle enthielt und einen achteckigen Turm hatte, in dem sich eine Wendeltreppe befand, die die acht unteren Gemächer mit ebensoviel oberen verband, erinnerte an eine Villa oder ein Landhaus. Vor etwa vierzig Jahren umgebaut, erschien sein Äußeres noch neu, heiter und einladend. Dieses Schloßchen stellte Franz I. Leonardo zur Verfügung.

* * *

Der König empfing den Künstler aufs liebenswürdigste; er unterhielt sich lange Zeit mit ihm über seine früheren und seine bevorstehenden Arbeiten und nannte ihn ehrfurchtsvoll seinen „Vater“ und „Meister“.

Leonardo schlug den Umbau des Schlosses von Amboise und große Kanalbauten vor, die den benachbarten, morastigen Landstrich der Sologne, eine unfruchtbare Einöde, einen Fieberherd, in einen blühenden Garten verwandeln, die Loire bei Mâcon mit der Saône verbinden und so das Herz Frankreichs, die Touraine, über Lyon mit Italien verbinden und einen neuen Verkehrsweg vom Norden Europas nach dem Mittelländischen Meere schaffen sollten. So hoffte Leonardo ein fremdes Land mit den Gaben seines Wissens zu beglücken, die sein Vaterland verworfen hatte. Der König hatte seine Genehmigung zu den Kanalbauten gegeben, und der Künstler machte sich gleich nach seiner Ankunft in Amboise darüber her, die Örtlichkeit auszuforschen. Während der König sich der Jagd hingab, untersuchte Leonardo die Bodenbeschaffenheit der Sologne bei Romorantin, die Strömung der Nebenflüsse der Loire und des Cher, verglich die Höhen des Wasserstandes derselben, entwarf Zeichnungen und Pläne.

In diesen Gegenden herumstreifend, kam er eines Tages in das südlich von Amboise mitten unter den anmutigen Wäldern und Wiesen der Touraine gelegene Städtchen Loches am Ufer des Indre. Hier lag ein altes königliches Schloß mit einem Turme, in dem der Herzog der Lombardi, Lodovico il Moro, acht Jahre lang gefangen gehalten worden und in dem er auch gestorben war.

Der alte Türmer erzählte Leonardo, wie Lodovico zu fliehen versucht, indem er sich in einem Wagen unter Stroh versteckt hätte; ohne Kenntniß der Örtlichkeit hätte er sich im nächsten Walde verirrt; am andern Morgen hätten die Verfolger ihn erreicht, die Jagdhunde ihn im Walde gefunden.

Die letzten Jahre verbrachte der Herzog von Mailand in gottesfürchtigen Betrachtungen, Gebeten und mit Lesen des Dante, des einzigen Buches, das man ihm aus Italien mitzunehmen erlaubt hatte.

Schloß Cloux
Leonardos letzter
Aufenthalt



Mit fünfzig Jahren war er bereits ein gebrochener Greis. Nur selten, wenn ihm Gerüchte über Staatsveränderungen zu Ohren kamen, funkelten seine Augen im früheren Feuer. Am 17. Mai 1508 verschied Lodovico nach kurzer Krankheit.

Einige Monate vor seinem Tode hatte er sich eine eigentümliche Unterhaltung ausgedacht. Er bat um Pinsel und Farben und malte die Wände und die Gewölbe seines Gefängnisses aus.

Auf dem durch die Feuchtigkeit zerstörten Kalkputz fand Leonardo noch hier und da Spuren dieser Malerei: zusammengesetzte Muster, Streifen, Stäbchen, Kreuze, Sterne, rote auf blauem Felde, mitten unter ihnen den Kopf eines römischen, behelmten Kriegers, vermutlich ein mißlungenes Porträt des Herzogs selbst, mit der in gebrochenem Französisch lautenden Unterschrift: „Je porte en prison pour ma devise que je m'arme de patience par force de peines que l'on me fait porter.“ „Meine Devise in meiner Gefangenschaft und meinen Leiden lautet: Meine Waffe ist Geduld!“ — Eine andere noch weniger orthographische Inschrift lief längs der ganzen Decke in riesigen, ellenlangen, gelben Buchstaben einer Frakturschrift hin: „Celui qui ...“ — darauf, weil es an Platz gebrach, in kleiner, zusammengedrängter Schrift: „not pas contan.“ „Derjenige, welcher unzufrieden ist.“

Als Leonardo diese kläglichen Inschriften las, diese ungeschickten Zeichnungen betrachtete, die den Krizeleien, mit denen die Schulknaben ihre Hefte besudeln, glichen, tauchte in seiner Erinnerung auf, wie sich Lodovico vor vielen Jahren an den Schwänen im Mailänder Festungsgraben ergötzt hatte.

„Wie kann man wissen,“ dachte Leonardo, „ob in der Seele dieses Mannes nicht eine solche Liebe zum Schönen gewesen ist, daß sie ihn vor dem Jüngsten Gericht rechtfertigen könnte?“

In dem Gedanken über das Schicksal des unglücklichen Herzogs fiel ihm auch die Botschaft eines aus Spanien kommenden Reisenden über den Untergang seines anderen Gönners, Cesare Borgias, ein.

Der Nachfolger Alexanders VI., Papst Julius II., lieferte verätherischerweise Cesare seinen Feinden aus. Man brachte ihn nach Kastilien und hielt ihn in Medina del Campo gefangen. Er floh mit unglaublicher Gewandtheit und Tollkühnheit, indem er sich aus schwindelnder Höhe an einem Stride aus dem Fenster seines Gefängnisses herabließ. Die Wächter schnitten den Strid entzwei. Cesare stürzte, verletzte sich, besaß aber noch Geistesgegenwart genug, bis an die Pferde heranzukriechen, die von seinen Helfershelfern in Bereitschaft gehalten wurden, und entkam so.

Er eilte nach Pamplona an den Hof seines Schwagers, des Königs von Navarra, und trat als Kondottiere in seine Dienste. Bei der Nach-

richt von der Flucht Cesaress verbreitete sich Schrecken über ganz Italien. Der Papst zitterte. Zehntausend Dukaten wurden als Preis auf Cesaress Kopf gesetzt.

Am 12. März 1507 fand unter den Mauern von Viana ein Zusammentreffen mit französischen Söldnern des Hauptmannes Beaumont statt; Cesare, von den Seinigen verlassen, wurde in eine Schlucht, ein trockenes Flußbett, gedrängt und fiel hier, sich bis zum letzten Augenblicke aufs tapferste wehrend, unter unzähligen Streichen. Die Söldner Beaumonts raubten ihm die Waffen und Kleider und ließen den nackten Leichnam in der Schlucht liegen. Nachts, als die Navarresen aus der Festung herauskamen, fanden sie die Leiche, die sie lange nicht erkennen konnten. Endlich erkannte der kleine Page Giuliano seinen Herrn, stürzte sich über die Leiche und umarmte sie unter Tränen. Das nach oben gerichtete Gesicht des Erschlagenen war herrlich; es schien, daß er ebenso gestorben war, wie er gelebt hatte, ohne Furcht und ohne Gewissensbisse.

Die Herzogin von Ferrara, Madonna Lucrezia Borgia, trauerte ihr ganzes Leben lang um den Bruder.

Die junge Witwe des Herzogs von Valentinois, Charlotte d'Albret von Navarra, die nur kurze Zeit mit Cesare zusammengelebt, ihn wie Griseldis bis zum Tode getreu geliebt hatte, schloß sich, als sie den Tod ihres Mannes erfahren hatte, in das Schloß Lamothe-Feuilly, das mitten in einem einsamen Parke lag, ein. Sie verließ die mit schwarzem Samt beschlagenen Zimmer nur, um Almosen in den benachbarten Orten zu verteilen und die Armen zu veranlassen, für das Seelenheil Cesaress zu beten.

Auch die Untertanen des Herzogs in der Romagna, die halbwildten Hirten und Bauern in den Schluchten der Apenninen, bewahrten ihm ein dankbares Angedenken. Sie wollten lange nicht an seinen Tod glauben; sie warteten auf ihn wie auf ihren Erlöser, ihren Gott; sie hofften, er würde über kurz oder lang wiederkehren, die Gerechtigkeit auf Erden wiederherstellen, die Tyrannen vertreiben und sich des Volkes annehmen. Bänkelsänger verkündeten in Stadt und Land die „tränenreiche Klage über den Herzog von Valentinois“, in der der Vers vorkam: „Seine Taten waren Verbrechen, aber unendlich erhaben.“

Leonardo verglich das tatenreiche Leben dieser beiden Männer, Lodovicos und Cesaress, deren Dasein große Ereignisse ausgezeichnet hatten, deren Leben aber wie Schatten, ohne Spuren zu hinterlassen, vorübergeeilt waren, mit seinem eigenen, anschauungsreichen; er fand das seinige weniger ergebnislos und haderte nicht mehr mit dem Schicksale.

Der Umbau des Schlosses zu Amboise und die Kanalbauten in der Sologne verliefen — wie alle seine anderen Unternehmungen — im Sande.

Von wohlmeinenden Ratgebern wurde der König von der Unausführbarkeit der allzu kühnen Pläne Leonardos überzeugt, trat ihnen kälter entgegen, schien enttäuscht und vergaß sie bald ganz. Der Künstler sah ein, daß er von Franz I., trotz dessen Liebenswürdigkeit, nicht mehr erwarten durfte als von Lodovico, Cesare, Soderini, den Mediceern und Leo X. Seine letzte Hoffnung, verstanden zu werden, den Menschen wenigstens einen Teil dessen zukommen zu lassen, was er sein Leben lang für sie gespart, hatte ihn getäuscht; er entschloß sich jetzt, in seine Einsamkeit zurückzukehren und jeder öffentlichen Tätigkeit zu entsagen.

Im Frühjahr 1517 kehrte Leonardo, krank vom Fieber, das er sich in den Morästen der Sologne geholt hatte, geschwächt ins Schloß Cloug zurück. Im Sommer fühlte er sich wohler; doch völlige Gesundheit erlangte er nicht wieder.

Der Hegewald von Amboise begann fast an den Mauern von Cloug, jenseits des Flüsschens Umas. Jeden Tag nach der Vesper ging Leonardo, auf den Arm Francesco Melzis gestützt, da er noch immer schwach war, auf einem einsamen Pfade in das Dickicht des Waldes und setzte sich da auf einen Stein. Der Schüler lagerte sich zu seinen Füßen ins Gras und las ihm aus Dante, der Bibel oder aus einem alten Philosophen vor.

Es war ein heißer, gewitterreicher Sommer; aber die Wolken zogen am Himmel herauf, ohne erquickenden Regen zu spenden. —

Francesco unterbrach sein Lesen, im Walde herrschte eine Stille wie in der tiefsten Nacht. Nur ein einziger Vogel, vermutlich ein Weibchen, das sein Junges verloren, klagte jämmerlich, als ob er weinte. Aber auch er wurde endlich still. Es wurde noch stiller. Nur aus ganz weiter Ferne erscholl das leise Rollen des Donners.

Der Schüler sah den Meister an; dieser saß unbeweglich, wie starr; der Stille lauschend blickte er umher, auf den Himmel, die Steine, das Gras und das Moos, als ob er von ihnen Abschied nehmen wollte, zum letztenmal vor der Trennung auf immer.

Allmählich ergriff die Erstarrung und der Zauber der Stille auch Francesco. Wie im Traume sah er das Gesicht seines Meisters, es schien sich immer weiter von ihm zu entfernen, es schien immer mehr in die Stille, wie in ein tiefes Wasser zu versinken. Er wollte sich ermuntern, doch er vermochte es nicht. Es wurde ihm schwer zumute, als ob ihm etwas Schreckliches bevorstünde, dem er nicht entrinnen könne, als ob in dieser Stille die Stimme Pans erschallen müsse, vor der alles Lebendige in Schrecken davonliefe. Als er aber durch Willensstärke seine Erstarrung überwunden, drückte der Kummer einer Vorahnung, Mitleid

mit dem Meister, ihm fast das Herz ab. Furchtsam und schweigend drückte er seine Lippen auf Leonardos Hand.

Leonardo sah ihn an und streichelte ihm den Kopf wie einem erschrockenen Kinde, mit so trauriger Zärtlichkeit, daß sich das Herz Francescos noch hoffnungsloser zusammenzog.

In diesen Tagen begann Leonardo ein eigentümliches Bild zu malen:

Unter einem Vorsprung überhängender Felsen, im kühlen Schatten, unter blühenden Gräsern saß mit übereinandergeschlagenen Beinen der rebenumkränzte Gott, der langhaarige, frauenhafte Dionysos mit blassem und abgesspanntem Gesicht, mit dem Pantherfell über den Schultern und dem Thyrsosstab in den Händen. Gesenkten Hauptes lauschte er, gespannt, erregt, mit dem Finger auf die Richtung weisend, woher die Töne kamen, — vielleicht dem Gesang der Mänaden, dem entsetzten Donner oder der Stimme des Gewaltigen, vor der alles Lebendige in Schrecken floh.

In der Schatulle des verstorbenen Giovanni Voltraffio hatte Leonardo eine amethystene Kamee, die den Bacchus darstellte, vermutlich ein Geschenk Monna Cassandras, gefunden. In derselben Schatulle lagen auch einzelne lose Blätter mit Versen aus den Bacchantinnen des Euripides, die von Giovanni aus dem Griechischen übersetzt und eigenhändig niedergeschrieben waren. Leonardo überlas diese Bruchstücke einige Male.

In der Tragödie erscheint Bacchus, der jüngste der olympischen Götter, der Sohn des Donnerers Zeus und der Semele, den Menschen als ein frauenhafter, verführerisch schöner Jüngling, als ein Fremdling aus Indien. Pentheus, der König von Theben, läßt ihn festnehmen und will ihn hinrichten lassen, weil er unter dem Scheine neuer, bacchantischer Weisheit den Menschen barbarische Geheimnisse, den Wahnsinn blutdürstiger, wollüstiger Orgien lehrte.

„O Fremdling,“ sagt Pentheus spöttisch zu dem unerkannten Gott, „du bist schön, besitzest alles, um Frauen zu berücken. Deine langen Locken fallen über deine zarten Wangen; du verbirgst dich wie ein junges Mädchen vor der Sonne und bewahrst im Schatten deine weiße Gesichtsfarbe, um Aphrodite zu gewinnen.“

Der Chor der Bacchantinnen preist, im Gegensatz zu dem gottlosen Fürsten, Bacchus „als den schrecklichsten und barmherzigsten der Götter, der den Sterblichen im Rausche die vollendetste Freude gewährt.“

Auf denselben Blättern, am Rande der Verse des Euripides standen von der Hand Giovanni Voltraffios noch folgende Bruchstücke aus der Heiligen Schrift:

Aus dem Hohenliede Salomonis: „Trinket, meine Freunde, und werdet trunken.“

Aus dem Evangelium: „Ich werde nicht trinken von dem Gewächs des Weinstocks, bis auf den Tag, da ich es neu trinke, in dem Reiche Gottes.“

„Ich aber bin ein rechter Weinstock, mein Vater aber ein Weingärtner.“

„Mein Blut ist das rechte Getränk.“

„Wer mein Blut trinket, der hat das ewige Leben.“

„Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke.“

Leonardo ließ den Bacchus unbeendet und begann ein neues Bild, ein noch eigentümlicheres, Johannes den Täufer.

Er arbeitete an diesem Bilde mit so ungewohnter Ausdauer und Hast, als ob er fühlte, daß seine Tage gezählt seien und seine Kräfte von Tag zu Tag schwänden. Er beeilte sich, in diesem seinen letzten Werke sein allerheiligstes Geheimnis zu offenbaren, das er sein ganzes Leben nicht allein vor den Menschen, sondern auch vor sich selber verschwiegen hatte.

Nach einigen Monaten war die Arbeit bereits so weit vorgeschritten, daß man den Gedanken des Künstlers ersehen konnte: Der Hintergrund des Bildes erinnerte an das Dunkel jener Höhle, das Angst und Neugierde erweckte, und von der er Donna Lisa Gioconda erzählt hatte. Aber die Dunkelheit war nicht undurchdringlich, sondern mit Licht vermischt, in das das Dunkel überging, wie Rauch im Sonnenlicht vergeht, wie die Töne einer entfernten Musik sich in der Stille verflüchtigen. Und wie eine Erscheinung, aber lebendiger als das Leben selbst, trat aus dem Schatten das Antlitz und die Gestalt eines frauenhaften, verführerisch schönen Jünglings hervor, der an die Worte des Pentheus erinnerte:

„Deine langen Locken fallen über deine zarten Wangen; du verbirgst dich wie ein junges Mädchen vor der Sonne und bewahrst im Schatten deine weiße Gesichtsfarbe, um Aphrodite zu gewinnen.“

Wenn es aber Bacchus sein sollte, warum bekleidete an Stelle des gefleckten Pantherfelles ein Gewand aus Kamelhaaren seine Schultern? Warum hielt er an Stelle des Thyrsos ein Kreuz aus dem Rohre der Wüste in seinen Händen, das Abbild des Kreuzes von Golgatha? Und warum wies er, gespannt und erregt, halb traurig, halb spöttisch mit der einen Hand auf das Kreuz, mit der anderen auf sich hin, als ob er sagen wollte:

„Es kommt einer nach mir, der ist stärker denn ich, dem ich nicht genugsam bin, daß ich mich vor ihm bücke und die Riemen seiner Schuhe löse.“

Franz I. war ein großer Weiberfreund. Er ekelte sich vor keiner; er behauptete, in jeder Frau, möge sie noch so häßlich sein, könne man Eigenschaften finden, die sie vor anderen auszeichneten.

In allen seinen Feldzügen folgten dem König unter seinen Staatsdienern, Narren, Zwerge, Astrologen, Köche, Negern, Hundejungen und Geistlichen „die Freudenmädchen“ unter dem Schutze einer „ehrbaren Dame“, Jeanne Linière. An allen Festlichkeiten und Feiern, selbst an den kirchlichen Prozessionen beteiligten sie sich. Der Hof ging so in dieses Feldzugshaus der Buhlerinnen über, daß es schwer zu entscheiden war, wo das eine aufhörte und der andere anfing; die Freudenmädchen waren halbe Hofdamen; die Hofdamen verdienten durch ihr lockeres Leben ihren Gatten die goldene Halskette des Erzengels Michael.

Die Verschwendungssucht des Königs für die Frauen überstieg jedes Maß. Von Tag zu Tag wurden die Abgaben und Zölle erhöht, aber das Geld wollte nicht reichen. Nachdem das Volk nichts mehr herzugeben hatte, nahm Franz I. den Edelleuten ihr kostbares Tafelgeschirr weg, ja, eines Tages ließ er das silberne Gitter von dem Grabe des hohen Beschirmers Frankreichs, des Martin von Tours, zu Münzen ausschlagen, nicht aus Freigieberei, sondern aus Not, denn er bekannte sich als treuen Sohn der römischen Kirche und bekämpfte jede Ketzerei und Gottlosigkeit als eine Kränkung seiner eigenen Macht.

Schon seit den Zeiten Ludwigs des Heiligen hatte sich im Volke die Überlieferung von der Heilkraft der aus dem Hause der Valois stammenden Könige erhalten; durch Handauflegung heilten sie die an der Krätze und an den Skrofeln Erkrankten. Zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten wie zu anderen Festtagen strömten in Amboise die Heilungsuchenden aus allen Teilen nicht nur Frankreichs, sondern auch Spaniens, Italiens und Savoyens zusammen.

Zu den Festlichkeiten aus Veranlassung der Hochzeit Lorenzo de' Medicis, eines Enkels Lorenzo des Prächtigen, hatte sich eine Menge Kranker in Amboise eingefunden. Am festgesetzten Tage wurden sie in den Schloßhof eingelassen. Früher, als der Glaube noch stärker war, sagte Se. Majestät beim Umgange der Kranken, während er über jedem das Zeichen des Kreuzes machte und sie mit dem Finger berührte: „Der König hat berührt, Gott hat geheilt.“ Der Glaube war schwächer, die Heilungen seltener geworden. Die zeremonialen Worte wurden in der Form eines Wunsches gesprochen: „Möge Gott dich heilen — der König hat dich berührt.“

Nach Beendigung wurden dem König ein Waschbecken und drei Handtücher vorgehalten, von denen das eine mit Essig, das zweite mit Wasser, das dritte mit wohlriechenden Orangeessenzen befeuchtet war. Der König wusch sich und rieb sich Hals und Hände ab.

Nach dem Anblicke des menschlichen Elends und der Krankheit wollte der König sich zerstreuen, seine Augen auf etwas Schönerem ausruhen lassen. Es fiel ihm ein, daß er bereits seit langem Leonardo hatte besuchen wollen, und er ging, nur von seinem nächsten Gefolge begleitet, nach Clouz hinaus.

Der Künstler hatte den ganzen Tag trotz Unwohlseins und Schwächegefühls am Johannes dem Täufer gemalt.

Die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne fielen durch das Bogenfenster in die Werkstätte hinein, ein großes, kaltes Zimmer mit steinernem Fußboden und einer Decke aus eichenen Brettern. Er benutzte das letzte Tageslicht, um die rechte Hand des Täufers, die aufs Kreuz hinwies, zu vollenden. Unter dem Fenster erschollen Schritte, Stimmen wurden laut.

„Laß niemand herein!“ wandte sich der Meister an Francesco Melzi.
„Sage, ich wäre krank oder nicht zu Hause.“

Der Schüler trat auf den Flur hinaus, um die ungebetenen Gäste abzuweisen, verbeugte sich aber tief, als er den König erkannte, und öffnete ihm die Thür.

Leonardo fand kaum Zeit, das Bildnis der Monna Gioconda, das neben dem des Johannes stand, zu verhüllen; er tat dies immer, da er es fremden Blicken nicht aussetzen wollte.

Der König trat in die Werkstätte ein.

Seine reiche Kleidung war von nicht ganz einwandfreiem Geschmacke, vielmehr von allzu bunten Stoffen, mit Gold, Besätzen und Edelsteinen überladen; schwarzatlassene, straffsitzende Hosen, ein kurzes Kamisol mit abwechselnden Längsstreifen von schwarzem Samt und Goldbrokat, mit großen Puffärmeln, die vielfache Ausschnitte, „Fenster“, aufwiesen; ein flaches, schwarzes Barett mit einer Straußenfeder schmückte den Kopf, und ein viereckiger Brustausschnitt legte den wohlproportionierten, weißen, wie aus Elfenbein geschnitzten Hals bloß. Der König duftete übermäßig nach Wohlgerüchen.

Er war vierundzwanzig Jahre alt. Seine Verehrer behaupteten, es läge in seiner äußeren Erscheinung schon so viel Erhabenes, daß man ihn gar nicht zu kennen brauche, um zu wissen, daß er der König sei. In der That war er wohlgebaut, hochgewachsen, gewandt, außergewöhnlich stark und verstand äußerst liebenswürdig zu sein. Sein schmales, langes und weißes Gesicht aber, mit dem schwarzen, krausen Kinnbart, mit der niedrigen Stirn, der feinen, spitzem, wie nach unten gezogenen Nase, mit den kleinen, schlauen, wie geschmolzenes Blei glänzenden Augen, mit den roten, feuchten Lippen, hatte einen unangenehmen Ausdruck. Es trug den Stempel der Lüsternheit, ähnelte teils einem Affen, teils einem Bock und erinnerte so an das Gesicht eines Fauns.

Nach höflichem Gebrauche schickte sich Leonardo an, vor Franz das Knie zu beugen. Doch dieser litt es nicht, beugte sich selbst zu dem Künstler herab und umarmte ihn.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Leonardo,“ sagte er herablassend, „wie steht es mit deiner Gesundheit? Maltst du viel? Hast du nicht neue Bilder?“

„Ich bin immer unwohl, Majestät,“ antwortete Leonardo und ergriff das Porträt Monna Lisa, um es zur Seite zu stellen.

„Was ist das?“ fragte der König, auf das Bild zeigend.

„Ein altes Bildnis, Sire; Ihr habt es bereits gesehen . . .“

„Einerlei, zeige es mir. Deine Bilder sind so, daß, je öfter man sie sieht, sie desto mehr gefallen.“

Als Leonardo zögerte, trat einer aus dem Gefolge heran, zog die Leinwand herunter und enthüllte Monna Gioconda.

Leonardos Gesicht verfinsterte sich. Der König ließ sich auf einen Sessel nieder und schaute das Bild lange schweigend an.

„Wunderbar,“ sagte er endlich, wie wieder ins Bewußtsein zurückkehrend, „das ist das herrlichste Weib, das ich je in meinem Leben gesehen habe! Wer ist es?“

„Madonna Lisa, die Gattin des Florentiner Bürgers Giocondo,“ entgegnete Leonardo.

„Hast du sie vor langer Zeit gemalt?“

„Vor zehn Jahren.“

„Ist sie immer noch so schön?“

„Sie ist tot, Majestät.“

„Maitre Léonard de Baini,“ sagte der Hofpoet Saint-Gelais, indem er den Namen des Künstlers nach französischer Art aussprach, „hat fünf Jahre lang an dem Bilde gearbeitet und es nicht beendet, wenigstens, wie er es selbst behauptet.“

„Nicht beendet?“ staunte der König. „Was willst du denn noch, ich bitte dich? Sie lebt ja, nur die Sprache fehlt ihr.“

„Nun, ich muß gestehen,“ wandte er sich wieder an den Künstler, „du bist zu beneiden, Leonardo. Fünf Jahre gemeinsam mit einem solchen Weibe! Du kannst dich über dein Schicksal wahrlich nicht beklagen; du bist glücklich gewesen, Alter! Und wie hat der Gatte es nur mit ansehen können? Wenn sie nicht gestorben wäre, du würdest wohl heute noch daran malen?“

Er fing zu lachen an, kniff seine glänzenden Augen noch mehr zusammen und wurde so einem Faun immer ähnlicher; der Gedanke, Monna Lisa sei ihrem Manne treu geblieben, kam ihm nicht in den Sinn.

„Ja, mein Freund,“ fügte er lachend hinzu, „du hast Verständnis

für Frauen. Welche Schultern, welche Brust! Und das, was man nicht sieht, war jedenfalls noch schöner . . .“

Er sah mit jenem lästernen Männerblicke auf sie, der die Frau entkleidet und sie mit schamloser Liebkosung in Besitz nimmt.

Leonardo schwieg; er war leicht erbläßt und hatte seine Augen niedergeschlagen.

„Um ein solches Bild zu malen, genügt es nicht, Künstler zu sein,“ fuhr der König fort, „man muß in alle Geheimnisse des Frauenherzens eindringen können — in jenes Labyrinth des Dädalus, in jenen Knäuel, den der Teufel selbst nicht abwickeln kann! Seht, sie scheint so ruhig, so bescheiden, so sittsam zu sein, hat wie eine Nonne die Hände gefaltet, kann kein Wässerchen trüben — lernt sie aber näher kennen, sucht ihre Seele zu ergründen —

Souvent femme varie,
Bien fol est qui s'y fie . . .“

führte er zwei Zeilen aus einem selbstverfaßten Liede an, das er einst in Verzweiflung über die Grausamkeit der Frauen mit dem spitzen Diamanten seines Ringes auf eine Fenster Scheibe im Schlosse Chambord gekritzelt hatte. Leonardo trat zur Seite und gab sich den Anschein, als ob er eine Staffelei mit einem anderen Bilde ans Licht rücken wollte.

„Ich weiß nicht, ob es wahr ist, Majestät,“ flüsterte Saint-Gelais dem Könige ins Ohr, so daß Leonardo es nicht hören konnte, „mir ist aber versichert worden, dieser wunderbare Heilige habe weder Monna Lisa Gioconda noch überhaupt ein Weib in seinem ganzen Leben geliebt; er wäre rein jungfräulich . . .“

Noch leiser, mit höhniischem Lächeln fügte er noch etwas entschieden Indezentes über die sokratische Liebe, über die ungewöhnliche Schönheit einiger Schüler Leonardos, über die lockeren Sitten der Florentiner Meister hinzu.

Der König machte ein erstauntes Gesicht, zuckte mit den Achseln und lächelte wie ein kluger, vorurteilsloser Weltmann, der selbst lebt und andere leben läßt, der ein Verständnis dafür hat, daß sich in solchen Sachen nicht über Geschmack und Neigung streiten läßt.

Nachdem er das Bild der Monna Gioconda bewundert hatte, lenkte er seine Aufmerksamkeit auf den unvollendeten, danebenstehenden Karton.

„Was ist denn das?“

„Nach den Weintrauben und dem Thyrsos zu schließen, muß es ein Bacchus sein,“ meinte der Poet.

„Und dies?“ wies der König auf ein danebenstehendes Bild.

„Vielleicht auch ein Bacchus?“ antwortete unentschieden Saint-Gelais.

„Eigentümlich,“ sagte der König staunend. „Haare, Brust, Gesicht ganz wie bei einem Mädchen. Es gleicht der Monna Lisa Gioconda, dasselbe Lächeln . . .“

„Vielleicht ein Androgyn?“ bemerkte der Hofpoet und erzählte dem Könige, der die Bedeutung dieses Wortes nicht kannte, die alte Sage des Plato von den zweigeschlechtlichen Wesen, die vollkommener und schöner als die Menschen gewesen wären: Kinder der Sonne, die in sich das männliche und das weibliche Geschlecht vereinten, waren sie so stark und stolz, daß sie sich gleich den Titanen gegen die Götter empörten und sie vom Olymp vertreiben wollten. Zeus wollte die Empörer besänftigen, ohne sie endgültig zu vernichten; da er ihre Gebete und Opfer nicht missen wollte, spaltete er sie mit seinem Blitze mitten auseinander, „wie Bäuerinnen“, bemerkt Plato, „die Eier mit einem Faden oder einem Haar durchschneiden, um sie einzusalzen“. Seit der Zeit sind beide Teile voll gegenseitiger Sehnsucht, es drängt sie mit unbezähmbarem Verlangen zueinander hin: Das ist die Liebe, durch die in den Menschen die frühere Einheit der Geschlechter zurückgerufen wird.

„Vielleicht,“ fuhr der Dichter fort, „versuchte Maître Léonard in diesem Werke seiner Phantasie das wieder aufzuwecken, was es in der Natur nicht mehr gibt; vielleicht wollte er die beiden von den Göttern getrennten Teile, den männlichen und den weiblichen, wieder vereinen.“

Dieser Erklärung lauschend, warf Franz I. ebenso schamlose Blicke auf dieses Bild wie kurz vorher auf Monna Lisa.

„Böse du uns, Meister, unsere Zweifel,“ wandte er sich an Leonardo, „ist das Bacchus oder ein Androgyn?“

„Keines von beiden, Majestät,“ erwiderte Leonardo, wie ein Schuldiger errötend, „es ist Johannes der Täufer.“

„Der Täufer? Unmöglich! Was sagst du, ich bitte dich! . . .“ Als er jedoch aufmerksamer hinschaute, sah der König im dunkeln Hintergrunde des Bildes das feine Kreuz aus Rohr. Verständnißlos schüttelte er den Kopf. Diese Vermischung des Heiligen mit dem Sündhaften schien ihm ein Hohn zu sein, und dennoch gefiel es ihm. Er entschloß sich aber sofort, der Sache keine Bedeutung beizulegen; was könnte einem Künstler nicht alles einfallen?

„Maître Léonard, ich kaufe beide Bilder, den Bacchus, das heißt den Johannes, und die Lisa Gioconda. Was verlangst du für die beiden?“

„Majestät,“ erwiderte der Künstler schüchtern, „sie sind nicht beendet. Ich hatte mir vorgenommen . . .“

„Redensarten,“ unterbrach ihn der König, „den Johannes, meinetwegen, mag es drum sein, ich werde warten. Aber an der Monna Gioconda keinen Strich mehr. Schöner kannst du sie nicht darstellen.“

Ich will sie gleich haben, hörst du? Bestimme den Preis, sei nicht zu bescheiden, ich werde nicht feilschen.“

Leonardo fühlte, daß er sich entschuldigen, daß er einen Vorwand für seine Weigerung finden müsse. Aber was sollte er zu diesem Menschen sagen, der alles, was er berührte, unanständig und gemein machte? Wie sollte er ihm verständlich machen, was das Bildnis von Monna Gioconda für ihn bedeute, warum es ihm für kein Geld der Welt feil sei?

Der König dachte, Leonardo schwiege, weil er sich fürchtete, es zu billig fortzugeben. „Nun, wenn du selbst nicht willst, so bleibt nur mir übrig, den Preis zu bestimmen.“

Er blickte auf Monna Lisa und sagte: „Dreitausend Taler. Ist es zu wenig? Dreiundeinhalb?“

„Sire,“ begann Leonardo aufs neue mit zitternder Stimme, „ich kann Euch versichern . . .“

Er stockte, sein Gesicht wurde bleich.

„Nun gut — viertausend, Maître Léonard. Ich glaube, es ist genug.“

Ein Flüstern durchlief die Reihen der Höflinge; noch nie hatte ein Beschützer der Künste, selbst Lorenzo de' Medici nicht, solche Preise für Bilder angelegt.

Leonardo erhob in unaussprechlicher Verwirrung seine Augen zum König. Er war bereit, ihm zu Füßen zu fallen, ihn anzusehen, wie man um sein Leben fleht, daß er ihm Monna Lisa lassen möge. Der König nahm seine Verwirrung als Ausdruck der Dankbarkeit an, er stand auf, rüstete sich zum Weggehen und umarmte ihn zum Abschiede.

„Nun, so ist es abgemacht; viertausend Taler. Du kannst das Geld erheben, wann du willst. Morgen schicke ich nach dem Bilde. Sei unbesorgt, ich werde einen Platz dafür wählen, mit dem du zufrieden sein wirst. Ich weiß es zu schätzen und werde es der Nachwelt überliefern.“

Als der König wegging, fiel Leonardo in einen Sessel. Er sah mit irrem Blicke auf das Bild Monna Lisas, er glaubte noch immer nicht an das Geschehene.

Einfältige kindische Gedanken kamen ihm in den Sinn — er wollte das Bild verstecken, daß es der König nicht wiederfinden sollte; er wollte es nicht herausgeben, wenn man ihm auch mit dem Tode drohen würde; er wollte es durch Francesco Melzi nach Italien schicken, ja selbst damit fliehen.

Die Dämmerung brach an. Mehrmals hatte Francesco in die Werkstatt hineingeblickt, aber er hatte es nicht gewagt, den Meister anzureden. Leonardo saß noch immer vor dem Bilde der Gioconda. In der Dunkelheit glück sein blasses, unbewegliches Gesicht dem eines Toten. Nachts trat er in Francescos Zimmer; dieser hatte sich bereits hingelegt, konnte aber nicht einschlafen.

„Stehe auf! Wir wollen ins Schloß. Ich muß den König sprechen.“

„Es ist zu spät, Meister! Ihr seid heute ermüdet. Ihr werdet wieder krank werden. Schon jetzt fühlt Ihr Euch unwohl! Wäre es nicht besser, wir gingen morgen?“

„Nein, sofort! Zünde die Laterne an und begleite mich. Übrigens wenn du nicht willst, so gehe ich allein.“

Ohne etwas zu erwidern, stand Francesco auf, kleidete sich an, und sie gingen ins Schloß.

* * *

Bis zum Schlosse waren es zehn Minuten zu gehen. Der Weg war steil und schlecht gepflastert. Leonardo ging langsam und stützte sich auf den Arm Francescos. Die sternenlose Nacht war schwül und dunkel. Durch die Zweige hindurch schimmerten die erleuchteten Schloßfenster; Musik schallte aus ihnen heraus durch die Nacht.

Der König speiste in einem kleinen, auserwählten Kreise und ergötzte sich an einer Unterhaltung, die er besonders bevorzugte. Aus einem großen, silbernen Becher, auf dessen Außenseiten künstlerische Darstellungen unzüchtigen Inhalts angebracht waren, zwang er die jungen Hofdamen zu trinken. In Gegenwart aller beobachtete er, wie die einen lachten, die andern erröteten und vor Scham weinten, die dritten sich ärgerten, die vierten ihre Augen bedeckten, um nichts sehen zu müssen, die fünften sich verstellten, als ob sie alles sähen, aber nicht verständen.

Unter den Damen befand sich die leibliche Schwester des Königs, Prinzessin Marguerite, die „Perle unter den Perlen“, wie man sie nannte. Sie war berühmt durch ihre Klugheit und Schönheit. Die Kunst zu gefallen war ihr nach den Worten ihrer Verehrer wichtiger als das tägliche Brot. Alle fesselte sie, aber allen gegenüber blieb sie gleichgültig; nur ihrem Bruder war sie mit einer seltsamen, maßlosen Liebe zugetan; seine Schwächen erschienen ihr als Vollkommenheiten, seine Laster als Tugenden, sein Faungesicht als das Apollos. In jedem Augenblick ihres Lebens war sie nach ihren eigenen Worten bereit, „nicht bloß ihr Leben, sondern auch ihre unsterbliche Seele für ihn hinzugeben“. Es gingen sogar Gerüchte, daß sie ihn mehr liebe, als Schwester ihre Brüder lieben dürfen. In jedem Falle mißbrauchte Franz I. diese Liebe; er bediente sich ihrer nicht allein in Gefahren und Krankheiten, sondern auch bei allen seinen Liebesabenteuern.

An diesem Abende mußte ein neuer Gast aus dem unanständigen Becher trinken, ein ganz junges Mädchen, fast ein Kind noch, die Erbin eines alten Geschlechts, die Marguerite in irgendeinem Winkel der Bretagne aufgegebelt, bei Hofe vorgestellt, und die das Wohlgefallen

des Königs bereits auf sich gezogen hatte. Das Mädchen brauchte sich in der That wohl nicht zu verstellen, sie hatte kein Verständniß für die unsittlichen Darstellungen und errötete nur über die auf sie gerichteten spöttischen Blicke. Der König unterhielt sich köstlich.

Leonardo wurde gemeldet. Der König befahl, ihn einzuführen, und ging, von Marguerite begleitet, ihm entgegen.

Als der Künstler bestürzt, mit niedergeschlagenen Augen die Reihen der Hofdamen und Herren in den glänzend erleuchteten Sälen durchschritt, ruhten halb erstaunte, halb spöttische Blicke auf ihm. Von diesem hohen Greise mit dem langen, grauen Haare, mit dem finsternen Gesicht, dem scheuen Blicke ging ein Hauch einer anderen, fremden Welt aus, wie Kälte von einem Menschen, der aus der frostigen Luft ein warmes Zimmer betritt.

„Ah, Maître Léonard!“ begrüßte ihn der König und umarmte ihn nach seiner Gewohnheit. „Ein seltener Gast. Was darf ich dir vorsezen? Ich weiß, du ißt kein Fleisch. Vielleicht Gemüse oder Früchte?“

„Ich danke, Majestät ... Verzeihung, ich möchte nur wenige Worte an Euch richten ...“

Der König sah ihn erstaunt an.

„Was fehlt dir, mein Freund? Du bist doch nicht etwa krank?“ Er führte ihn zur Seite und fragte, auf seine Schwester hinweisend:

„Stört sie etwa?“

„O nein,“ entgegnete Leonardo, sich vor Marguerite verbeugend, „ich hoffe sogar auf ihre Fürsprache.“

„So sprich, du weißt, ich freue mich immer, dir gefällig zu sein.“

„Sire, es handelt sich immer um das eine, um das Bild, das Ihr kaufen wollt, um das Bildniß der Monna Lisa.“

„Wie? Schon wieder? Warum hast du es mir nicht gleich gesagt? Wunderbarer Heiliger! Ich dachte, wir wären um den Preis einig.“

„Ich rede nicht wegen des Geldes, Majestät!“

„Was willst du sonst?“

Leonardo fühlte wieder, daß es ihm unter dem gleichgültig-wohlwollenden Blicke des Königs unmöglich sei, über Monna Gioconda zu reden.

„Majestät,“ sagte er, indem er sich alle Mühe gab, seine quälende Scham, seine Scheu zu überwinden. „Herr, seid gnädig und beraubt mich dieses Bildes nicht. Es gehört Euch; ich will kein Geld dafür haben — aber laßt es mir noch eine Zeitlang, laßt es mir bis zu meinem Tode . . .“

Er wurde verwirrt, stockte und warf einen Blick verzweifelnder Bitte auf Marguerite.

Der König machte ein finstere Gesicht und zuckte mit den Achseln. „Sire,“ trat das Mädchen für den Künstler ein, „erfüllt die Bitte des Maître Léonard. Er hat es verdient — seid barmherzig.“

„Auch Ihr, Madame Marguerite, verwendet Euch für ihn? Das ist ja eine ganze Verschwörung!“

Sie legte ihre Hand auf die Schulter des Bruders und flüsterte ihm ins Ohr:

„Seht Ihr denn nicht? Er liebt sie noch immer.“

„Sie ist ja tot!“

„Was will das sagen? Liebt man denn nicht auch Verstorbene? Saget Ihr doch selber, sie lebe im Bilde. Seid gut, lieber Bruder, laßt ihm das letzte Andenken an die Vergangenheit, kränkt ihn nicht.“

Im Geiste Franz' I. regte sich etwas halb Vergessenes — über ein ewiges Seelenbündnis, überirdische Liebe, ritterliche Treue; er wollte großmütig erscheinen.

„Gott sei mit dir, Maître Léonard“, sagte er lächelnd. „Ich sehe schon, ich kann dir gegenüber nicht auf meinem Willen bestehen. Du hast es verstanden, dir eine Fürsprecherin auszuwählen. Sei unbesorgt, ich erfülle dir deinen Wunsch. Denke nur daran, daß das Bild mir gehört und du das Geld im voraus erhältst.“

Etwas Kindliches, Freudiges bligte im Auge Leonardos auf, so daß der König noch herablassender lächelte und ihn auf die Schulter klopfte: „Fürchte dich nicht, mein Freund, ich gebe dir mein Wort: Niemand wird dich von deiner Lisa trennen!“

Marguerite traten Tränen in die Augen; leise lächelnd reichte sie Leonardo die Hand, der sie schweigend an seine Lippen führte.

Die Musik fing zu spielen an, der Ball begann, die Paare drehten sich. Niemand dachte mehr an den sonderbaren, fremden Gast, der wie ein Schatten mitten durch sie geschritten und in der Dunkelheit der sternlosen, finsternen Nacht wieder verschwunden war.

* * *

Sofort nach der Abreise des Königs Franz herrschte in Amboise wieder die gewohnte Stille und Einsamkeit. Nur der einförmige, metallene Schlag der Uhr auf der Tour de l'horloge und abends das Geschrei der wilden Schwäne auf den Sandbänken mitten auf der Spiegelglatten, den Himmel widerspiegelnden Loire waren zu vernehmen.

Leonardo malte wie früher an seinem Johannes dem Täufer. Je weiter aber die Arbeit vorschritt, um so schwieriger wurde sie, um so langsamer rückte sie von der Stelle. Zuweilen wollte es Francesco scheinen, daß der Meister Unmögliches erstrebe. Mit derselben Vermessenheit, wie er einst in Monna Lisa das Geheimnis ihres Lebens

empfundener, entdeckte er auch jetzt in diesem Johannes, der auf das Kreuz in Golgatha hinwies, das noch größere Geheimnis, in dem Leben und Tod ineinander übergehen.

Zuweilen in der Dämmerung nahm Leonardo die Hülle von dem Bilde der Gioconda und verglich Monna Lisa lange mit dem danebenstehenden Johannes.

Francesco schien es dann, vielleicht getäuscht durch das unsichere Spiel von Licht und Schatten, als ob der Ausdruck beider Gesichter sich ändere, als ob sie aus der Leinwand wie Gespenster herausträten, unter dem Blicke des Künstlers Leben gewannen und Johannes der Monna Lisa und dem Leonardo wie der Sohn seinem Vater und seiner Mutter immer ähnlicher werde.

Die Gesundheit des Meisters verschlechterte sich. Vergeblich bat ihn Francesco, die Arbeit einzustellen und sich auszuruhen. Leonardo wollte von keinem Ausruhen hören. Eines Tages im Herbst 1518 fühlte er sich besonders unwohl. Er überwand jedoch Krankheit und Müdigkeit und arbeitete den ganzen Tag; er machte nur früher Feierabend als gewöhnlich und bat Francesco, ihn ins Schlafzimmer zu begleiten. Die hölzerne Wendeltreppe war sehr steil; infolge von Schwindelanfällen wagte er es in den letzten Tagen nicht, ohne Begleitung emporzusteigen.

Auch dieses Mal stützte Francesco den Meister. Leonardo schritt langsam und mühsam empor; nach je zwei oder drei Stufen blieb er stehen, um Atem holen zu können. Plötzlich schwankte er und stützte sich mit der ganzen Last seines Körpers auf den Schüler. Dieser merkte sofort, daß der Meister unwohl geworden sei, und rief, aus Furcht, ihn nicht allein halten zu können, den alten Diener Battista Villanis herbei. Beide umfaßten Leonardo, der ihnen in die Arme gesunken war, und brachten ihn mit Hilfe zweier weiterer herbeigerufener Diener zu Bett. Seiner Gewohnheit nach weigerte er sich, einen Arzt zu Räte zu ziehen, und blieb so sechs Wochen lang zu Bett liegen. Die rechte Körperseite war vom Schläge getroffen, die rechte Hand gelähmt. Zu Anfang des Winters ging es ihm besser; seine Genesung schritt aber nur langsam und schwer fort.

Sein ganzes Leben lang hatte Leonardo seine beiden Hände gleichmäßig gebraucht, und beide waren ihm zur Arbeit unentbehrlich; mit der linken zeichnete er, mit der rechten malte er; was die eine schaffte, hätte die andere nicht zuwege bringen können; in diesen ausgleichenden Kräften beruhte nach seiner Meinung sein Übergewicht über die anderen Künstler. Jetzt aber, nachdem ihm infolge des Schlaganfalles die Finger der rechten Hand gelähmt waren, so daß er sie fast gar nicht gebrauchen konnte, fürchtete Leonardo, daß er nicht mehr würde malen können.

In den ersten Tagen des Dezember stand er vom Bett auf, bewegte sich anfangs in den oberen Gemächern, stieg dann in die Werkstätte hinab, aber seine Arbeit nahm er nicht wieder auf.

Eines Tages, zu einer Zeit, in der die größte Ruhe herrschte, weil im Hause nach der Vesper alle schliefen, wollte Francesco den Meister nach etwas fragen und ging, da er ihn in den oberen Gemächern nicht angetroffen hatte, unten nach der Werkstätte, öffnete leise die Thür und sah sich um. In der letzten Zeit war Leonardo mürrischer und menschenfeindlicher als jemals geworden, er saß lange für sich allein und gestattete niemandem, ohne anzuklopfen das Zimmer zu betreten, da er fürchtete, beobachtet zu werden.

Durch die Thürspalte sah ihn Francesco vor dem Bilde des Johannes stehen, er versuchte mit der kranken Hand zu malen; sein Gesicht hatte sich von der verzweifelten Anstrengung verzerrt; die Lippen des zusammengekniffenen Mundes hingen herab; Büschel grauen Haares klebten an der mit Schweiß bedeckten Stirn. Die steifen Finger wollten nicht folgen, der Pinsel zitterte in der Hand des Künstlers wie in der eines unerfahrenen Schülers.

Voller Schrecken wagte Francesco nicht, sich zu bewegen, er hielt den Atem an und schaute diesem letzten Kampfe des lebendigen Geistes mit dem sterbenden Fleische zu.

* * *

In demselben Jahre herrschte ein besonders strenger Winter; der Eisgang hatte die Brücken über die Loire zerstört; Menschen erfroren auf den Straßen; die Wölfe drangen in die Vorstädte ein; der alte Gärtner behauptete, er habe welche im Garten unter den Fenstern des Schlosses Cloux gesehen; nachts konnte man unbewaffnet das Haus nicht verlassen; die Zugvögel fielen tot zur Erde. Eines Morgens fand Francesco eine halberfrorene Schwalbe auf dem Schnee und brachte sie dem Meister. Dieser erwärmte sie mit seinem Hauche und richtete ihr ein Nest hinter dem Herde ein, um ihr im Frühjahr die Freiheit wiederzugeben. Zu arbeiten versuchte er nicht mehr. Den unvollendeten Johannes, Pinsel und Farben versteckte er in den geheimsten Winkel seiner Werkstätte. Die Tage verließen im Müßiggange. Zuweilen erhielten sie den Besuch des Maitre Guillaume Boreau; er unterhielt sich mit ihnen über die bevorstehende Mißernte, über die theuren Salzpreise, behauptete, daß die Wolle der Schafe von Languedoc länger, dagegen das Fleisch derer von Berry und Limousin besser sei, oder er gab der Köchin Maturina gute Lehren, wie man junge Hasen von alten an einem leicht beweglichen Knochen des Vorderlaufes unterscheiden könne. Es

besuchte sie auch öfter ein französischer Mönch, der Beichtvater Francesco Melzi, Frater Guglielmo, gebürtig aus Italien, ein einfacher, fröhlicher und liebenswürdiger Greis, der sich seit langer Zeit in Amboise angefiedelt hatte. Er verstand es vortrefflich, alte Florentiner Schelmengeschichten zu erzählen. Wenn er erzählte, dann lachte Leonardo herzlich mit.

Es begann sehr früh zu dämmern; trübes Licht fiel durch die Scheiben herein; die Gäste gingen weg. Dann ging Leonardo stundenlang im Zimmer auf und ab und warf zuweilen verstohlene Blicke auf den Mechaniker Zoroastro da Peretola. Jetzt mehr als je war dieser Krüppel ein lebendiger Vorwurf, ein Hohn auf die Arbeit des ganzen Lebens des Meisters, auf die Erfindung der menschlichen Flügel. Seiner Gewohnheit nach saß Zoroastro mit untergeschlagenen Beinen in einer Ecke, wickelte ein leinernes Band auf eine runde Spule, sägte Klößchen, schnitt Kreisel aus oder wedelte mit den Armen wie mit Flügeln, indem er sein Auge zusammenkniff und leise vor sich himmurmelte:

Kraniche, Kraniche,
Störche und Geier
Ziehen hoch oben,
Mitten im Nebel der Sonne,
Wo sie die Erde nicht sehen.
Störche, Störche,
Kraniche, Kraniche . . .

Dieses Liedchen stimmte Leonardo noch trauriger, und der kalte Schein der Dämmerung dünkte ihn noch hoffnungsloser.

Endlich brach die Nacht an. Im Hause trat völlige Ruhe ein. Hinter den Fenstern heulte der Schneesturm, rauschten die Äste der alten Bäume, es klang wie das Geflüster böser Riesen. Zum Geheul des Windes gesellte sich noch ein anderes, weit schrecklicheres, vermutlich das Heulen der Wölfe am Rande des Waldes. Francesco entfachte das Feuer auf dem Herde, und Leonardo setzte sich daran.

Francesco Melzi spielte gut auf der Laute und hatte eine angenehme Stimme. Zuweilen suchte er die trüben Gedanken des Meisters durch Musik zu verschrecken. Eines Tages sang er ihm das alte Lied vor, das Lorenzo de' Medici zu dem Fastnachtszuge des Bacchus und der Ariadne verfaßt hatte, ein unendlich freudiges, zugleich aber auch wehmütiges Liebeslied, das Leonardo gern hörte, weil er es in seiner Jugend oft betrunnen hatte:

Schön ist die Jugendzeit,
Doch schnell verschwunden,
Wer fröhlich sein will,
Nütze die Stunden.

Der Meister ließ den Kopf hängen und hörte zu; er erinnerte sich jener Sommernacht mit den lohlschwarzen Schatten, dem hellen, fast weißen Mondschein und den Lautenklängen vor der marmornen Loggia, die dasselbe Liebeslied begleiteten — und seine Gedanken an Monna Lisa.

Der letzte Ton erzitterte, verklang, ging in das Dröhnen und Pfeifen des Schneesturms über. Francesco, der zu Füßen des Meisters saß, gewahrte, daß dicke Tränen über das Gesicht des Greises liefen.

Zuweilen, wenn Leonardo seine Tagebücher zur Hand nahm, schrieb er neue Gedanken über das, was ihn jetzt am meisten beschäftigte, über den Tod, ein:

„Jetzt siehst du, daß deine Hoffnungen und deine Wünsche wieder auf deine Heimat, deinen früheren Zustand gerichtet sind — ähnlich dem Zuge des Schmetterlings nach der Flamme. Der Mensch, der in seinem fortwährenden Sehnen, in seiner freudigen Ungebuld, immer auf einen neuen Frühling, einen neuen Sommer, immer auf neue Monate und Jahre wartet, der da glaubt, das Erwartete käme zu spät — er nimmt es nicht wahr, daß er seine eigene Auflösung, sein eigenes Ende herbeisehnt. Aber dieser Wunsch ist die Quintessenz der Natur — Geist der Elemente, die, durch die menschliche Seele eingeschlossen, immer zu dem, der sie gesandt hat, zurückkehren wollen.“

„Wenn das Gewünschte sich mit dem Gewünschten vereinigt — so tritt Stillung des Wunsches und Freude ein; wenn der Geliebte sich mit der Geliebten vereinigt — so tritt Ruhe ein; wenn ein schwerer Körper gefallen ist — tritt Ruhe ein.“

„Ein Teil will sich immer mit seinem Ganzen wieder vereinigen damit er die Unvollkommenheit meidet. Die Seele will im Körper bleiben, weil sie ohne die Organe des Körpers weder handeln noch fühlen kann. Mit der Zerstörung des Körpers wird die Seele nicht mit zerstört. Sie wirkt im Körper wie der Wind in einer Orgelpfeife — wenn die Pfeife nicht in Ordnung ist, bringt der Wind nicht den richtigen Ton hervor.“

„Wie ein gut verbrachter Tag einen freudigen Schlaf erzeugt, so zieht auch ein gut verbrachtes Leben einen freudigen Tod nach sich.“

„Jedes gut verbrachte Leben ist ein langes Leben.“

„Jedes Leid hinterläßt ein bitteres Gefühl in der Erinnerung, außer dem größten, dem Tode, der die Erinnerung zugleich mit dem Leben vernichtet.“

„Wenn ich glauben werde, gelernt zu haben zu leben, werde ich gelernt haben zu sterben.“

„Die äußere Notwendigkeit der Natur entspricht nur der inneren Notwendigkeit der Vernunft; alles ist vernünftig, gut, da es notwendig ist.“

„Dein Wille geschehe, Vater unser, auf Erden wie im Himmel.“
So rechtfertigte er mit der Vernunft die göttliche Notwendigkeit des Todes — den Willen des Urbewegers. Indessen in der Tiefe seines Herzens empörte sich etwas, es konnte und wollte sich nicht der Vernunft unterwerfen.

Einst träumte ihm, er läge lebendig begraben im Sarge und stemme sich mit aller Kraft gegen den Sargdeckel. Am nächsten Morgen erinnerte er Francesco an seinen Wunsch, nicht eher begraben zu werden, bis sich die ersten Spuren der Verwesung zeigen würden.

In den Winternächten, wenn er unter dem Geheul des Sturmes in die unter der Asche glimmenden Kohlen hineinblickte, fielen ihm seine Kinderjahre im Dorfe Vinci ein — der endlos lange und freudige Ruf der Störche: „Laßt uns fliegen! Laßt uns fliegen!“ — der harzige, frische Duft des Heidekrautes, der Blick auf Florenz im sonnigen Tale, das so durchsichtig lila wie ein Amethyst und so klein schien, daß es zwischen zwei goldigen Zweigen der Sträucher, die die Abhänge des Albaner Gebirges bedecken, Platz finden konnte. Er fühlte da, daß er noch mit blinder, unvernünftiger Liebe am Leben hänge, daß er, ein Halbtoter, sich noch daran klammere und sich vor dem Tode fürchte, wie vor einer dunkeln Grube, in die er, wenn nicht heute so doch morgen, mit dem Schrei des letzten Schreckens stürzen müsse. Ein solcher Kummer umfing ihn, daß er wie ein kleines Kind hätte weinen mögen. Jeder Trost der Vernunft, jedes Wort über die göttliche Notwendigkeit, über den Willen des Urbewegers schien ihm Lug und Trug zu sein, verslog wie Dunst vor diesem unsinnigen Schrecken. Die dunkle Ewigkeit, die ganzen Geheimnisse des Jenseits würde er für einen Sonnenstrahl, für einen Windhauch des Frühlings, für einen einzigen Zweig mit den goldigen Blüten der Albaner Bergsträucher hingeeben haben.

Nachts, wenn sie allein geblieben waren, aber noch nicht schlafen wollten — Leonardo litt in letzter Zeit an Schlaflosigkeit —, las Francesco aus dem Neuen Testamente vor.

Niemals war Leonardo dies Buch so neu, so ungewöhnlich und von den Menschen unverständlich erschienen. Einzelne Teile kamen ihm, je tiefer er sich in sie versenkte, wie Abgründe vor. Ein solcher Abschnitt war im vierten Kapitel des Evangeliums Luca enthalten; als der Heiland den beiden Versuchungen mit dem Brote und der Macht widerstanden, versuchte ihn der Teufel mit den Flügeln:

„Und er führte ihn gen Jerusalem und stellte ihn auf des Tempels Zinne und sprach zu ihm: ‚Bist Du Gottes Sohn, so laß Dich von hinnen hinunter. Denn es steht geschrieben: Er wird befehlen seinen Engeln von Dir, daß sie Dich bewahren, und auf den Händen tragen, auf daß Du nicht etwa Deinen Fuß an einen Stein stoßest.‘ Jesus

antwortete und sprach zu ihm: „Es ist gesagt: du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.“

Dieses Wort schien Leonardo jetzt die Antwort auf die Frage seines ganzen Lebens zu sein: Wird es menschliche Flügel geben?

„Und da der Teufel alle Versuchung vollendet hatte,“ hieß es weiter, „wich er von ihm eine Zeitlang.“

„Eine Zeitlang? Was bedeutet das?“ dachte Leonardo. „Wann ist er wieder an ihn herantreten?“

Die Worte, die das meiste Argerniß zu enthalten schienen, die am meisten den Versuchen und der Erkenntnis der Gesetze der natürlichen Notwendigkeit zu widersprechen schienen, verwirrten ihn am wenigsten.

„Wahrlich, so ihr Glauben habt wie ein Senforn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: ‚Hebe dich von hinnen dorthin!‘ so wird er sich heben.“

Es schien ihm immer, daß die letzte, den Menschen vielleicht unerreichbare Erkenntnis und der letzte, ebenso unerreichbare Glaube auf verschiedenen Wegen zu einem Ziele, zu der Vereinigung der inneren und äußeren Notwendigkeit, des Menschenwillens mit dem Willen Gottes führten. Wer den wahren Glauben besitzt und zu dem Berge sagt: „Hebe dich von hinnen dorthin!“, der weiß auch ganz gewiß, daß es nicht anders als nach seinen Worten geschehen kann; denn für ihn ist das Unnatürlichste — natürlich. War aber der verwundende Stachel des Wortes nicht darin enthalten, daß man schwerer einen Glauben so groß wie ein Senforn haben kann, als einen Berg sich von einem Orte nach einem anderen bewegen sehen.

Vergeblich versuchte er noch ein anderes, weit rätselhafteres Wort des Herrn zu ergründen.

„Ich preise Dich Vater und Herr Himmels und der Erde, daß Du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es offenbart den Unmündigen. Ja, Vater, also war es wohlgefällig von Dir.“

Wenn Gott ein Geheimnis den Unmündigen offenbart, wenn völlige Einfalt nicht auch völlige Weisheit ist, warum hieß es dann:

„Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben“?

Zwischen diesen beiden Sätzen öffnete sich vor ihm wieder eine tiefe Kluft.

Und weiter steht geschrieben: „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Darum auch ihr, fraget nicht danach, was ihr essen, oder was ihr trinken sollt, und fahret nicht hoch her. Nach solchem allen trachten die Heiden in der Welt; aber euer Vater weiß wohl, daß ihr des bedürftet. Doch trachtet nach dem Reiche Gottes, so wird euch das alles zufallen.“

Leonardo fielen alle seine Werke, seine Erfindungen, seine Maschinen ein, die die Natur dem Menschen untertänig machen sollten, und

er frug sich: „Sollen das alles nur Sorgen um den Leib sein — was sollen wir essen? was trinken? worein uns kleiden? Alles nur Mammonsdienst? Liegt in der menschlichen Arbeit nichts als Nutzen? Und wenn Maria, die den guten Teil erwählt und zu Füßen Christi sitzt und seinen Worten lauscht, die Liebe ist, soll die Weisheit dann bloß die Martha sein, die sich viel zu schaffen macht, wo eins nur not ist?“

Er wußte aber aus eigener Erfahrung, daß in der tiefsten Weisheit wie am schlüpfrigen Rande eines Abgrundes die furchtbarsten, unüberwindlichsten Versuchungen lägen. Er erinnerte sich an jene Unmündigen, seine eigenen Schüler, die vielleicht seinetwegen, durch ihn verführt, untergegangen waren: Cefare, Zoroastro, Giovanni, als er die Worte hörte:

„Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäufet würde im Meere, da es am tiefsten ist. Wehe der Welt der Argernis halber! Es muß ja Argernis kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Argernis kommt!“

Und stand nicht auch geschrieben:

„Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert. Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu bringen auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“

Am meisten aber erschreckte ihn die Erzählung des Matthäus und Markus über den Tod Christi:

„Und von der sechsten Stunde an ward eine Finsternis über das ganze Land bis zur neunten Stunde. Und um die neunte Stunde schrie Jesus laut und sprach: ‚Eli, Eli, lama asabthani?‘ das ist: ‚Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?‘ Und er schrie abermals laut und verschied.“

„Warum hast Du mich verlassen?“ Es erschien, so deutete Leonardo, nur seinen Feinden dieser Todeschrei des Sohnes zu dem Vater desjenigen, der da gesagt: „Ich und der Vater sind eins“, als ein Aufschrei der letzten Verzweiflung. Und wenn man seine ganze Lehre auf die eine Wagschale, auf die andere jene fünf Worte legen wollte, welche würde wohl das Übergewicht bekommen?

Während Leonardo darüber nachdachte, schien es ihm, als ob er bereits die furchtbare dunkle Grube vor sich sähe, in die er, wenn nicht heute so doch morgen mit dem Aufschrei des letzten Schreckens stürzen mußte: „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“

* * *

Zuweilen sah er morgens durch die gefrorenen Scheiben auf die Schneewehen, den grauen Himmel, die mit Reif bedeckten Bäume,

und es schien ihm, als ob der Winter kein Ende nehmen wollte. Anfang Februar trat Tauwetter ein; auf der Sonnenseite der Häuser fielen hellklingende Tropfen von den Eiszapfen herunter; die Sperlinge fingen zu zwitschern an; um die Baumstämme herum bildeten sich dunkle Ringe von dem tauenden Schnee; die Knospen schwellen an, und durch die trüben Wolken brach der blaue Himmel hervor.

Morgens, wenn die schrägen Strahlen der Sonne in die Werkstätte drangen, stellte Francesco den Sessel des Meisters hinein, und stundenlang saß dieser dort, unbeweglich vor sich hinbrütend; seine hageren Hände ruhten auf seinen Knien. Diese Hände und das Gesicht mit den halbgeschlossenen Augen trugen den Ausdruck grenzenloser Müdigkeit.

Die Schwalbe, die in der Werkstätte überwintert hatte, flog jetzt im Zimmer umher, setzte sich Leonardo auf die Schultern oder auf die Hand, ließ sich haschen und auf den Kopf küssen, dann flog sie wieder auf und flatterte herum, als ob sie den Frühling spüre. Aufmerksam verfolgte der Meister jede ihrer Körper- und Flügelbewegungen — der Gedanke an die menschlichen Flügel tauchte aufs neue in ihm auf.

Eines Tages öffnete Leonardo eine große Lade, die in einem Winkel der Werkstätte stand, und wühlte unter einem Haufen von Papieren, Heften und unzähligen einzelnen Blättern mit Zeichnungen von Maschinen, abgebrochenen Bemerkungen aus den von ihm verfaßten Büchern „Von den Dingen der Natur“.

Sein ganzes Leben lang hatte er sich vorgenommen, dieses Chaos zu ordnen, alle diese Bruchstücke durch einen allgemeinen Gedanken zu einem einheitlichen Ganzen, zu einem Buche über das Weltall zu verbinden, aber immer hatte er es verschoben. Er wußte, daß Erfindungen darunter waren, die auf Jahrhunderte hinaus den Weg der Erkenntnis abkürzen, das Schicksal der Menschen ändern, es auf andere Bahnen lenken könnten. Zugleich wußte er aber auch, daß er nicht dazu kommen würde, daß es zu spät sei, daß alles so nutz- und sinnlos vergehen würde wie sein „Heiliges Abendmahl“, das Denkmal des Sforza und die „Schlacht bei Anghiari“. Auch in der Wissenschaft hatte er immer nur angefangen, hatte nie etwas beendet; er hatte nichts darin zuwege gebracht und würde auch nie etwas fertig bringen, gleichsam als ob ein höhnisches Schicksal ihn für das Grenzenlose seiner Wünsche mit der Ohnmacht seiner Taten strafen wollte. Er ahnte, daß die Menschen das suchen würden, was er bereits gefunden, das entdecken würden, was er bereits entdeckt hatte, ihm auf seinen Wegen, auf seinen Spuren, aber an ihm vorüber, folgen, ihn, als ob er nie existiert, vergessen würden. Als er ein kleines, vom Alter ganz vergilbtes Heft mit der Aufschrift „Über die Vögel“ gefunden hatte, legte er es beiseite.

In den letzten Jahren hatte er sich fast gar nicht mit der Flugmaschine beschäftigt, fast gar nicht mehr an sie gedacht. Jetzt, nachdem er den Flug der gezähmten Schwalbe beobachtet und ein neuer Plan in ihm rege geworden war, entschloß er sich zu einem letzten Versuche, mit der letzten, vielleicht unsinnigen Hoffnung, daß die Erfindung der menschlichen Flügel die Arbeit seines ganzen Lebens retten und rechtfertigen würde.

Er begann die Arbeit mit derselben Hartnäckigkeit, mit derselben Fieberhaft, mit der er an das Bild von Johannes dem Täufer gegangen war; er dachte nicht an den Tod, überstand die Schwachheit, vergaß Schlaf und Speise und saß tage- und nächtelang über seinen Zeichnungen und Berechnungen. Zuweilen wollte es Francesco scheinen, daß es keine Arbeit, sondern nur das Phantasieren eines Wahnsinnigen sei. Mit Gram und steigender Angst beobachtete der Schüler das von Verzweiflung entstellte Gesicht des Meisters, es schien ihm den Wunsch nach Unmöglichem, nach dem, was von den Menschen ungestraft nicht zu Ende gedacht werden darf, auszudrücken.

Es verging eine Woche. Francesco wich nicht von seiner Seite und schlief nicht, wie der Meister nicht schlief. Schließlich erlag er aber der Todesmüdigkeit; er lehnte sich im Sessel am Herde zurück und schlief ein.

Der Morgen schimmerte durchs Fenster. Die erwachte Schwalbe zwitscherte. Leonardo saß am kleinen Arbeitstische mit der Feder in der Hand, sein Kopf war über das mit Zahlen beschriebene Papier geneigt.

Plötzlich schwankte er leise und eigentümlich; die Feder entfiel seiner Hand, sein Kopf sank immer tiefer und tiefer herab. Er wollte aufstehen, Francesco rufen; aber nur ein schwacher Laut drang über seine Lippen, plump und schwer sank sein Körper auf den Tisch und warf ihn um. Das niedergebrannte Licht fiel zur Erde. Der vom Lärm geweckte Francesco sprang auf. Im Dämmerlichte des Morgens sah er den Meister neben dem ungeworfenen Tische, mitten unter den zerstreuten Papieren auf der Erde liegen. Die erschrockene Schwalbe flatterte im Zimmer umher und stieß bald an die Decke, bald an die Wände an.

Francesco begriff, daß es ein zweiter Schlaganfall sei.

Einige Tage lag der Kranke ohne Bewußtsein, er phantasierte über mathematische Probleme; sobald er zu sich gekommen war, verlangte er die Zeichnungen der Flugmaschine.

„Nein, nein, tut, was Ihr wollt, Meister,“ rief Francesco, „ich sterbe lieber, ehe ich Euch gestatte, wieder zu arbeiten, bevor Ihr Euch nicht ganz erholt habt.“

„Wo hast du sie hingelegt?“ fragte der Kranke verdrießlich.

„Wo ich sie auch hingelegt habe — sie sind sicher aufgehoben. Wenn Ihr gesund seid, gebe ich sie Euch alle wieder ...“

„Wo hast du sie hingelegt?“ wiederholte Leonardo.

„Ich habe sie auf den Boden getragen und eingeschlossen.“

„Wo ist der Schlüssel?“

„Ich habe ihn.“

„Gib ihn mir.“

„Am Himmels willen, Meister, was wollt Ihr damit?“

„Gib ihn nur her, schnell!“

Francesco zögerte. Die Augen des Kranken funkelten zornig. Um ihn nicht noch mehr zu erregen, gab ihm Francesco den Schlüssel. Leonardo steckte ihn unter das Kopfkissen und beruhigte sich.

Sein Zustand besserte sich rascher, als Francesco erwartet hatte.

Eines Tages, Anfang April, fühlte er sich so wohl, daß er mit dem Frater Guglielmo Schach spielte. Abends war Francesco, durch viele schlaflose Nächte ermattet, auf einer Bank am Fußende des Bettes Leonardos eingeschlafen. Plötzlich erwachte er. Das Nachtlicht war erloschen. Er zündete es wieder an und sah, daß das Bett leer war; er ging durch alle Zimmer des oberen Stockwerkes und weckte Battista Villani — doch auch dieser hatte Leonardo nicht gesehen.

Francesco wollte sich bereits nach unten in die Werkstätte begeben, als ihm die auf dem Boden verwahrten Papiere einfielen. Er eilte hinauf, öffnete die Tür und erblickte den halb angezogenen Leonardo auf der Diele sitzen, vor einer umgekippten Kiste, die ihm als Tisch diente. Beim Scheine einer Talgkerze schrieb er — wahrscheinlich waren es Berechnungen für seine Maschine — und brummte etwas wie im Fieber vor sich hin. Dieses Murmeln, die brennenden Augen, die greisen, aufrechtstehenden Haare, die hochgezogenen Brauen, der ganze Ausdruck des Gesichtes, das ihm so fremd, so unbekannt erschien, als ob er es noch nie so gesehen hätte, erschreckten Francesco so sehr, daß er an der Tür stehen blieb und nicht einzutreten wagte.

Plötzlich ergriff Leonardo einen Stift und durchstrich eine mit Zahlen beschriebene Seite so heftig, daß die Spitze des Stiftes abbrach; er sah sich dann um, erblickte den Schüler, stand auf und schwannte auf ihn zu.

Francesco stürzte auf Leonardo zu und wollte ihn stützen.

„Ich sagte dir ja, Francesco,“ wandte sich Leonardo mit eigentümlich spöttischem Lächeln an ihn, „daß ich bald fertig sein würde. Sieh, ich bin zu Ende, ganz zu Ende. Ängstige dich nicht, ich fange nichts wieder an. Es ist genug. Ich bin alt und einfältig geworden, einfältiger als Astro. Ich weiß nichts mehr. Was ich gewußt, habe ich vergessen. Was soll ich mit den Flügeln? Zum Teufel mit allem, zum Teufel!“

Er raffte die Papierbogen auf und knitterte sie wütend zusammen

Von dem Tage an ging es mit seiner Gesundheit abwärts. Francesco ahnte, daß Leonardo diesmal das Bett nicht wieder verlassen würde; zuweilen versiel er in eine der Ohnmacht gleichende Bewußtlosigkeit.

Francesco war gottesfürchtig. Mit kindlicher Einfalt glaubte er an alle Lehren der Kirche. Er allein hatte sich dem Einflusse des verderblichen Zaubers, dem „bösen Blicke“ Leonardos nicht unterworfen, den alle, die ihm nahe gekommen waren, an sich erfahren hatten. Obgleich er wußte, daß der Meister die kirchlichen Gebräuche nicht beachtete, empfand er aber doch, durch die Liebe, die er zu ihm hegte, daß Leonardo kein Gottloser sei. Weiter dachte er nicht darüber nach und war nicht neugierig; jetzt aber schreckte Francesco der Gedanke, Leonardo könne unbußfertig sterben. Er hätte seine Seele dahingegeben, um den Meister zu retten, aber er wagte es nicht, mit ihm darüber zu sprechen. Eines Abends saß er am Bette des Kranken, sah ihn an, und dieser schreckliche Gedanke regte ihn auf.

„Woran denkst du?“ fragte Leonardo.

„Frater Guglielmo war heute morgen hier,“ antwortete Francesco etwas verlegen, „er wollte Euch sehen. Ich sagte ihm, es sei unmöglich ...“

Der Meister sah ihm in die Augen, die Bitte, Angst und Hoffnung ausdrückten.

„Francesco, du hattest einen anderen Gedanken. Warum willst du es mir nicht sagen?“

Verlegen schwieg der Schüler.

Leonardo begriff alles. Er wandte sich um und machte ein finsternes Gesicht. Er hatte immer so zu sterben gewünscht, wie er gelebt hatte, in Freiheit und Wahrheit. Aber Francesco dauerte ihn; sollte er wirklich jetzt, kurz vor seinem Tode, den kindlichen Glauben kränken, das einfache Gemüt betrüben und einem unter den Unmündigen Argerniß bereiten? Er warf wieder einen Blick auf den Schüler, legte seine hagere Hand in die seine und flüsterte mit freundlichem Lächeln:

„Mein Sohn, schicke zu Frater Guglielmo und bitte ihn, mich morgen zu besuchen. Ich will beichten und das Heilige Abendmahl nehmen. Lade auch Maitre Boreau dazu ein.“

Francesco erwiderte nichts, aber mit innigem Dankgefühl küßte er die Hand Leonardos.

* * *

Als am anderen Morgen, am 18. April, am Sonnabend der stillen Woche, der Notarius Maitre Guillaume Boreau gekommen war, teilte ihm Leonardo seinen letzten Willen mit.

Vierhundert Taler, die er dem Kämmerer der Kirche Santa Maria Novella in Florenz zur Aufbewahrung übergeben hatte, und das Gut bei Fiesole vermachte er seinen leiblichen Brüdern, mit denen er im Prozesse gelegen hatte — als Zeichen der vollständigen Ausöhnung; seinem Schüler Francesco Melzi seine Bücher, wissenschaftlichen Bestände, Maschinen, Handschriften und den Rest des Gehaltes, den er noch aus der königlichen Schatulle zu empfangen hatte; seinem Diener Battista Villanis sein Mobiliar im Schlosse Clour und die Hälfte seines Weinberges vor der Porta Berzelliana in Mailand, die andere Hälfte seinem Schüler Andrea Salaino.

Was die Beerdigung und das übrige anbetraf, so bat er den Notarius, sich mit Francesco ins Einvernehmen zu setzen, den er zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte.

Francesco bemühte sich, in Gemeinschaft mit dem Maître Boreau die Begräbnisfeierlichkeiten so einzurichten, daß aus ihnen klar hervorginge, daß Leonardo, im Gegensatz zu den vielen umgehenden Gerüchten, als ein treuer Sohn der katholischen Kirche gestorben sei.

Der Kranke gab zu allem seine Zustimmung, und um zu zeigen, daß er an den Sorgen Francescos, das Begräbnis so feierlich als möglich zu gestalten, teilnehme, bestimmte er, an Stelle der vorgeschlagenen acht, zehn Pfund Wachlichter zu den Totenmessen zu verwenden, und statt fünfzig, siebenzig Turiner Soldi an die Armen zu verteilen.

Als das Testament bis auf die Unterschriften der Zeugen fertig war, fiel Leonardo noch seine alte Köchin Maturina ein. Maître Boreau mußte noch einen Zusatz machen, wonach die Alte ein Kleid aus gutem, schwarzem Tuche, eine mit Pelz gefütterte Haube, gleichfalls von Tuch, und zwei Dukaten für ihre langjährigen, treuen Dienste erhalten sollte.

Diese Aufmerksamkeit des Sterbenden gegen seine alte Köchin erfüllte Francescos Herz mit dem ihm bereits bekannten, unbestimmbaren Gefühle der innigsten Verehrung, zugleich aber auch unendlicher Betrübniß.

Frater Guglielmo trat mit den heiligen Sakramenten in das Krankenzimmer, und alle anderen entfernten sich.

Als er wieder heraustrat, beruhigte er Francesco, indem er ihm mittheilte, daß Leonardo alle Gebräuche der Kirche demüthig und in Gottes Willen ergeben erfüllt habe.

„Was die Leute auch über ihn reden mögen, mein Sohn,“ schloß Frater Guglielmo, „er wird nach dem Worte Gottes gerechtfertigt werden. — Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

Nachts traten beim Kranken Erstickungsanfalle ein. Francescos fürchtete, daß er ihm unter den Händen sterben würde.

Gegen Morgen, es war der 24. April, der Ostersonntag, trat eine leichte Besserung ein. Da er aber immer noch an Atembeschwerden litt, und es im Zimmer heiß war, öffnete Francesco das Fenster. Am blauen Himmel zogen weiße Tauben vorüber, das zitternde Geräusch ihrer Flügel floß mit dem Klange der Osterglocken ineinander. Aber der Kranke sah und hörte nichts mehr.

Es schien ihm, als ob unermessliche Lasten gleich Steinblöcken auf ihn herabfielen und ihn erdrückten. Er will sich aufrichten, sie abwerfen und kann es nicht; plötzlich befreit er sich und fliegt auf Riesenschwingeln empor; aufs neue wälzen sich Steinmassen auf ihn und erdrücken ihn; er wehrt sich, befreit sich und fliegt weiter — und so geht's ins Unendliche. Mit jedem Male wächst die Last und vermehren sich seine Anstrengungen. Endlich fühlt er, daß er keinen Widerstand mehr leisten kann; mit dem Aufschrei des letzten Schreckens: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ fügt er sich ins Unvermeidliche. Raum hatte er sich gefügt, so wurde es ihm klar, daß die Steine und die Flügel, der Druck der Last und das Streben zum Fliegen, diese Bewegung nach oben und unten, dieses Fliegen und Fallen ein und dasselbe seien. Er fliegt und fällt, ohne zu wissen, ob ihn die Wellen der ewigen Bewegung schaukeln oder die Arme seiner Mutter einschläfern.

Leonardo lebte zwar noch einige Tage, aber sein Bewußtsein kehrte nicht mehr zurück. Endlich, am 2. Mai 1519 morgens, bemerkten Francesco und Frater Guglielmo, daß sein Atem schwächer wurde. Der Mönch begann die Totengebete zu lesen. Nach einiger Zeit legte der Schüler seine Hand auf das Herz des Meisters; es schlug nicht mehr, er drückte ihm die Augen zu.

Das Gesicht des Toten hatte sich wenig verändert. Es drückte, wie so oft in seinem Leben, tiefe und stille Betrachtung aus.

Während Francesco mit Battista Villanis und der alten Köchin Maturina die Leiche wuschen, standen Türen und Fenster weit offen; unterdessen flog die gezähmte Schwalbe, die man in den letzten Tagen ganz vergessen hatte, durch das Treppenhaus und die oberen Gemächer ins Sterbezimmer hinein. Nachdem sie zwischen den im Morgenlichte trüb brennenden Totenkerzen herumgeflattert war, ließ sie sich aus alter Gewohnheit auf die gefalteten Hände Leonardos nieder. Dann schlug sie mit den Flügeln und flog mit freudigem Gezwitzcher durchs offene Fenster dem Himmel zu. Francesco kam es vor, als ob der Meister zum letztenmal das getan, was er so sehr geliebt hatte: den gefiederten Gefangenen die Freiheit wiederzugeben.

Dem Wunsche des Verstorbenen gemäß blieb der Körper drei Tage lang — nicht in der Totenkammer, das gab Francesco nicht zu, sondern im Sterbezimmer — liegen.

Das Begräbniß erfolgte genau nach den Bestimmungen des Testaments: Kapläne, Kanoniker und Vikare begleiteten den Sarg; sechzig Bettler trugen ebensoviele Wachslichter; in den vier Kirchen von Amboise wurden je drei große und dreißig stille Totenmessen gelesen, wobei zehn Pfund Wachskerzen brannten; siebenzig Turiner Soldi wurden unter die Armen des städtischen Krankenhauses Saint Lazare verteilt. Die Menschen konnten sich sonach überzeugen, daß man einen treuen Sohn der katholischen Kirche begrub.

Leonardo wurde im Kloster Saint Florentin begraben; sein Grab wurde aber bald vergessen und eingeebnet, sein Andenken schwand bald in Amboise, so daß das nachkommende Geschlecht schon nicht mehr wußte, wo seine Gebeine eigentlich ruhten.

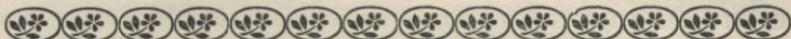
In dem Briefe, in dem Francesco Melzi Leonardos Brüdern in Florenz den Tod des Meisters mittheilte, schrieb er:

„Es ist mir unmöglich, den Schmerz auszudrücken, der mich bei seinem Tode erfaßt hat, und solange meine Glieder noch zusammenhalten, werde ich eine ständige Trostlosigkeit fühlen und zwar mit vollem Rechte, weil er mir tagtäglich die herzlichste und innigste Liebe entgegenbrachte. Jedermann beklagt den Tod eines solchen Mannes, den zu schaffen nicht mehr in der Macht der Natur liegt. Möge der allmächtige Gott ihm nun die ewige Ruhe schenken. Er schied aus diesem Leben am 2. Mai mit allen Tröstungen der heiligen Mutter Kirche und wohl vorbereitet.“





Francesco Melzi
Rötelzeichnung. Ambrosiana



Schlusskapitel.

Am Todestage Leonardo da Vincis hielt Franz I. eine Jagd in Saint Germain ab. Als er den Tod des Künstlers erfuhr, befahl er, dessen Werkstätte zu versiegeln, bis er selbst nach Amboise käme, da er sich die besten Bilder heraussuchen wolle.

Übrigens hatte Franz I. jetzt wichtigere Sorgen, als sich viel um die Kunst zu kümmern. Vier Monate vorher, am 12. Januar 1519, war Kaiser Maximilian I. gestorben. Drei Könige — die von England, Spanien und Frankreich — stritten sich um die Krone des Heiligen Römischen Reiches und wandten dabei alle List und allen Betrug an. Franz I. beabsichtigte, wenn er das Zepter der französischen Könige mit dem der römischen Kaiser in seiner Hand vereinigt hätte, in Europa eine noch nicht dagewesene Monarchie zu begründen. Zu Bestechungen bestimmte er eine Summe von drei Millionen. Er suchte ein Bündnis mit dem Papste zu schließen und versprach ihm zu diesem Zwecke einen Kreuzzug gegen die Türken zur Befreiung des Heiligen Grabes zu unternehmen; er schwor ihm, drei Jahre nach seiner Wahl zum Kaiser, als Sieger in Konstantinopel einzuziehen und das Kreuz auf der Agia Sophia zu errichten. Von allen seinen Nebenbuhlern haßte er den jungen Karl, den König von Spanien, am meisten; er versicherte, er würde eher die Wahl des unbedeutenden Kurfürsten von Brandenburg oder selbst des Königs Sigismund von Polen, als die Karls gutheissen.

Leo X. benahm sich seiner Gewohnheit nach hinterlistig und schwanke zwischen den beiden Gegnern, ohne eine bindende Erklärung abzugeben. Gleichzeitig unterhandelte er aber durch den Dominikaner Dietrich Schomberg, mit dem Großfürsten von Moskau, Wassili Iwanowitsch. Auf seine Beteiligung an der Heiligen Liga gegen die Türken rechnend, schlug er ihm seine Vermittlung zum Friedensschlusse mit dem König Sigismund vor.

Einer der in Italien weilenden russischen Gesandten, Demetrius Gerasimow, war damals bereits nach Moskau zurückgekehrt, der andere Nikita Karatschjarow, noch in Rom zurückgeblieben. Als Nikita von der bevorstehenden Kaiserwahl und den Unterhandlungen zwischen Franz I. und dem ärgsten Feinde seines Herrn, dem König Sigismund, erfuhr, entschloß er sich, um nähere und genauere Auskünfte zu erhalten, mit dem päpstlichen Legaten nach Frankreich zu reisen. Wie auf seiner

ersten Reise nahm er den alten Sekretär Ilya Potapitsch Kopyla, den Dolmetscher Blasius und die beiden jüngeren Schreiber, Feodor Rudometow — Fedjka den Gebratenen — und Euthychius Gagara, mit sich.

Euthychius führte nach dem Beispiele vieler russischen Reisenden jener Zeit ein kurzes Tagebuch, in das er alles besonders Interessante, das er sah und hörte, eintrug. Unter anderem beschrieb er in demselben Florenz:

„Die Stadt Florenz ist groß und vornehm, wie wir solche Stadt früher nicht gesehen, es ist die schönste und beste von allen, die ich je in Italien angetroffen habe. Die Gotteshäuser sind erhaben und prächtig, die Paläste aus weißem Stein hoch und künstlich gebaut. In der Stadt ist ein großes Gotteshaus aus weißem und schwarzem Marmor. Neben diesem ist ein säulenartiger Glockenturm aus weißem Marmor errichtet. Wir bestiegen diese Säulen und zählten die Stufen: vierhundertundfünfzig. Was wir mit unserem schwachen Verstande begriffen, haben wir so niedergeschrieben, wie wir es gesehen haben, das andere konnten wir nicht beschreiben, weil es zu wunderbar ist“, schloß er seine Beschreibung, und tatsächlich hatte er das, was ihm am meisten aufgefallen war, nicht zu beschreiben vermocht. Mitten unter den Basreliefs des Giotto, die das erste Stockwerk des Riesenglockenturmes von Santa Maria del Fiore umgeben und die Entwicklungsstufen der Menschheit, Viehzucht, Ackerbau, Zähmung des Pferdes, Erfindung der Schiffsbaukunst, des Webstuhles, der Bearbeitung der Metalle, Malerei, Musik, Astronomie darstellen, hatte er den schlauen Mechaniker Dädalus bemerkt, der die von ihm erfundenen großen Wachsflügel erprobte. Sein ganzer Körper war mit Vogelfedern bedeckt, die Flügel mit Riemen an denselben gebunden; mit seinen beiden Händen hatte er die inneren Querleisten ergriffen, bewegte mit ihnen die Flügel und versuchte emporzufliegen.

Daselbe Basrelief hatte einst dem Jüngling Leonardo, als er eben erst aus seinem Heimatdorfe Vinci nach Florenz gekommen war, den ersten Gedanken über die Flugmaschine, „den großen Vogel“, eingeflößt.

Auf Euthychius machte das räthelhafte Bildnis des geflügelten Menschen um so größeren Eindruck, als er in diesen Tagen an seinem Heiligenbilde: dem geflügelten Johannes dem Täufer malte. Mit banger Ahnung verspürte er den Gegensatz zwischen den materiellen, vielleicht mit Hilfe des Satans erbauten Flügeln des Mechanikers Dädalus und den himmlischen Flügeln des fleischgewordenen Engels Johannes, die das Emporschweben der reinen Seelen zu Gott vermittelten.

Franz I. fuhr von Saint Germain nach dem Jagdschlosse Fontainebleau und von da nach Amboise. Dorthin kam auch in den ersten Tagen des Juni 1519 der russische Gesandte Mikita Karatscharow und

stieg wieder, wie beim ersten Male, im Hause des Notarius Guillaume Boro auf der Hauptstraße in der Nähe des Tour de l'horloge ab.

Gleich nach seiner Ankunft besichtigte der König die Werkstätte Leonardos. An demselben Tage besuchte auch die Prinzessin Marguerite in Begleitung des kurfürstlich-brandenburgischen Gesandten und anderer ausländischer Edelleute, unter denen sich auch Nikita Karatschjarow befand, das Schloß Clour.

Als Fedjka der Gebratene von diesem Besuche erfuhr, riet er seinem Onkel Kophla und Gutychius, sich ebenfalls nach Clour zu begeben, da in dem Hause des löblichen Meisters Leonardus, wie er sich ausdrückte, einem Manne von wunderbarem Verstande, in den Büchern bewandert, in der Redekunst erfahren, und der auch sonst begabt gewesen sei, sie viel Interessantes zu sehen bekommen würden.

So folgten ihm denn Kophla, Gutychius und der Dolmetscher Blasius ins Schloßchen Clour.

Als sie daselbst eintrafen, hatten die Prinzessin Marguerite und die anderen Gäste die Besichtigung bereits vollendet und rüsteten sich zum Weggange. Nichtsdestoweniger empfing Franz I. die neuen Gäste mit der gleichen Liebenswürdigkeit, mit der er allen Ausländern, die das Haus des Meisters besuchten, begegnet war, ohne sie nach Rang und Namen zu fragen. Er führte sie in die Werkstätte und zeigte ihnen alles.

Mit scheuem Erstaunen besahen sie sich die unbekanntten Maschinen, die astronomischen Sphärenringe, Globusse, Quadranten, Glaskolben, Destillierhelme, ein ungeheures, aus Kristall gefertigtes Menschenauge zum Studium der Geseze der Strahlenbrechung, musikalische Instrumente zur Erlernung der Geseze der Akustik, ein kleines Modell zu einer Taucherglocke, anatomische Zeichnungen und Abbildungen schauder-erregender Kriegsmaschinen. Fedjka interessierte sich für alles. Was er hier sah, erschien ihm als „höchste astrologische Weisheit“ und als der „Gipfel der Alchimie“. Ilya Potapitsch dagegen machte zu allem ein böses Gesicht, wendete sich ab und bekreuzigte sich andächtig. Das alte zerbrochene Gerüst eines Flügels, das dem einer riesigen Schwalbe glich, zog besonders die Aufmerksamkeit des Gutychius auf sich. So gut es mit Hilfe des Dolmetschers Blasius ging, erklärte ihm Melzi, daß es ein Teil einer Flugmaschine sei, an der der Meister sein ganzes Leben hindurch gearbeitet habe. Gutychius fiel der geflügelte Mensch Dädalus auf den Fresken des Florentiner Kirchturms ein, und sonderbare Bedenken stiegen mit erneuter Stärke in ihm auf.

Als er die Bilder besah, blieb er verständnislos vor Johannes dem Täufer stehen. Zuerst hielt er ihn für eine Frau und glaubte es nicht, als ihm Francesco mitteilte, daß es Johannes der Täufer sei; aber als er genauer hinsah, entdeckte er den Kreuzesstab, den gleichen, mit dem

auch die russischen Heiligenbildermaler Johannes den Täufer darzustellen pflegten; er sah auch das Gewand aus Kamelhaaren. Er geriet in Verwirrung. Trotz des augenscheinlichen Gegensatzes zwischen dem Ungeflügelten und dem Geflügelten, an den sich Gutychius gewöhnt hatte, fesselte ihn, je mehr er hinsah, die Schönheit des frauenhaften Jünglings und besonders das geheimnisvolle Lächeln, mit dem er auf das Kreuz von Golgatha hinwies. Erstarrt, wie bezaubert, stand er vor dem Bilde; er sah und hörte nicht, was um ihn vorging; gedankenlos fühlte er nur wie sein Herz vor unaussprechlicher Erregung immer heftiger schlug.

„Satanischer Unrat! Unerhörte Dummheit!“ schimpfte der alte Ilya Potapitsch. „Dieser unzüchtige, nackte, unbärtige Mensch soll der Täufer sein? Wenn es ein Vorläufer sein soll, so ist es nicht der Vorläufer Christi, sondern der des Antichrist . . . Komm, Gutychius, gehen wir rasch von hinnen, mein Kind, verunreinige Deine Augen nicht; uns Rechtgläubigen geziemt es nicht, solche schamlose, dem Teufel wohlgefällige Spottbilder auch nur anzusehen — verflucht seien sie!“

Er faßte Gutychius bei der Hand und zog ihn fast mit Gewalt vom Bilde weg. Nachdem sie das Haus Leonardos verlassen hatten, konnte er sich noch lange nicht beruhigen.

„Seht ihr nun,“ warnte er seine Begleiter, „wie ein jeder, der die Geometrie, die Zauberei, die Alchimie, die Astrologie und ähnliches mehr liebt, vor Gott abscheulich ist. Denn wer an Weltweisheit glaubt, verfällt mannigfach lödendem Zauber. Liebt daher, meine Kinder, die Einfalt mehr als diese frevelhaften Wissenschaften. Sucht nicht das Höchste, forscht nicht nach dem Tiefsten, sondern bewahrt die fertige und vollkommene Lehre, die Euch Gott geoffenbart hat. Und wenn man Euch fragen sollte: Kennt Ihr die ganze Philosophie? so antwortet demütig: Lesen und Schreiben habe ich gelernt, aber die hellenischen Windbeuteleien habe ich nicht gelernt, die spitzfindigen Schriften der Astronomen habe ich nicht gelesen, die Philosophie nicht vor Augen bekommen, ich studiere die Bücher des heilsamen Gesetzes Gottes, um meine Seele zu retten.“

Gutychius hörte verständnislos zu. Er dachte an etwas anderes, an das „dem Teufel wohlgefällige“ Johannesbild; er wollte und konnte es nicht vergessen; das geheimnisvolle Angesicht des Frauenhaften, des Unbeflügelten stand vor seinen Augen, es war, als verfolgte ihn damit der Teufel selbst und ließe ihm keine Ruhe.

* * *

Da bei diesem zweiten Aufenthalte Karatscharows der Zubrang der Fremden in Amboise schwächer war, so waren der russischen Gesandtschaft vom Hauswirte bequemere und größere Räume in dem untern

Stodwerke seines Hauses eingeräumt worden. Nur Euthchius, der die Einsamkeit liebte, bezog dasselbe Zimmer, das er vor zwei Jahren bewohnt hatte, unter dem Dache neben dem Taubenschlage, und richtete sich wie früher eine Miniaturwerkstätte, in der Nähe des Fensters, ein.

Aus dem Schlosse Clour heimgekehrt, ging er sofort, um der Versuchung zu entgehen, an die Arbeit. Er malte an einem neuen, fast vollendeten Bilde. Johannes der Täufer stand in blaue Wolken gehüllt, auf einem gelbsandigen, von der Sonne gleichsam ausgedörrten Berge, der einer am Horizonte gelegenen Halbkugel gleich und vom dunkelblauen, fast schwarzen Ozean umgeben war. Der Heilige hatte zwei Köpfe, den einen lebenden auf den Schultern, den andern toten in einem Gefäß in seinen Händen, zum Wahrzeichen, daß der Mensch nur durch die Er-tötung alles Menschlichen in sich, die überirdischen Flügel gewinnen kann. Das Gesicht war seltsam, der Blick der weitgeöffneten Augen gleich dem eines in die Sonne starrenden Adlers; das zottige Gewand aus Kamelhaaren erinnerte an die Federn eines Vogels; Bart und Haare waren vom Sturme zerzaust; die kaum mit Haut bedeckten Knochen der feinen hageren Hände und der unverhältnismäßig langen, storchähnlichen Füße schienen zum Fluge geeignet zu sein; die an den Schultern haftenden, im blauen Himmel über der gelben Erde und dem schwarzen Ozean weit ausgebreiteten Flügel, die außen schneeweiß, innen goldig rot waren, erinnerten an die Flügel eines riesigen Schwanes.

Euthchius hatte nur noch die Vergoldung an den innern Flügeln zu beenden. Er nahm einige dünne, purpurrote Goldblätter, zerdrückte sie in der Hand, verrieb sie mit dem Finger in einer Muschel mit frischem Firnis und goß warmes Wasser darauf. Als das Gold sich zu Boden setzte, goß er das Wasser vorsichtig wieder ab und trug mit einem spitzen Pinsel aus Irtishaaren goldene Striche auf die Flügel des Täufers auf. Ganz sorgfältig nahm er Feder bei Feder und Astchen bei Astchen vor, befestigte das Gold mit Eiweiß, glättete es mit einem Hasenpfötchen und polierte es mit einem Bärenzähne.

Die Flügel gewannen immer mehr Leben und wurden heller.

Aber die Arbeit gewährte ihm nicht die gewohnte Zerstreuung; die Flügel des Täufers erinnerten ihn bald an die Flügel des Mechanikers Dädalus, bald an die Flugmaschine Leonardos. Das geheimnisvolle Antlitz des frauenhaften Jünglings, des Ungeflügelten, tauchte in ihm auf, verdunkelte den Geflügelten, lockte, schreckte und verfolgte den Arbeitenden.

Euthchius wurde es schwer ums Herz. Der Pinsel entfiel seiner Hand, er fühlte, daß er nicht mehr malen könne, ging aus dem Hause und wanderte zuerst in den Straßen der Stadt, dann an den Ufern der Loire unruhig umher.

Die Sonne war untergegangen. Der bleiche blaue Himmel spiegelte sich mit dem Abendstern auf der glatten Wasserfläche ab. Von der andern Seite zogen schwere Wolken herauf. Wetterleuchten durchzuckte sie wie feurige Riesenflügel, die auf und zu schlagen. Es war schwül und windstill. In dieser Stille zog sich das Herz Euthchius' immer schmerzlicher zusammen.

Er kehrte heim, zündete die Lampe vor der Mutter Gottes von Ugitsch an und verrichtete seine Gebete nach der ihm vorgeschriebenen Ordensregel; dann breitete er seine Reisesitzdecke auf dem Lager aus, entkleidete sich, legte sich nieder, aber vergeblich bemühte er sich einzuschlafen. Stunde auf Stunde verrann. Bald überlief es ihn siedendheiß, bald eisigkalt. In der Dämmerung, die nur ab und zu von dem Wetterleuchten erhellt wurde, lag er mit offenen Augen, in der Stille lauschte er den verschiedenen Geräuschen und Klängen, die von den alten russischen Schriftgelehrten als Vorzeichen gedeutet wurden — „Ohrenklingen, Krachen der Wände, Rabengekrächz, Hahnkrähen, Mäusepiepen, Hundegeheul, Raßengeschrei und Unkenrufe“. Unsinnige Phantasien gingen ihm durch den Sinn. Es fielen ihm alte Sagen und Wundergeschichten ein: von dem furchtbaren Tiere Lemur, das „unter der Erde wie die Sonne am Himmel dahingeht und Flüsse und Quellen hindurchläßt“; von dem wunderbaren Vogel Stratim, der „am Rande des Ozeans wohnt, die Wellen erregt und die Schiffe verschlingt“; von dem Bruder des Königs Salomo, dem Zauberer, der tagsüber ein menschlicher Fürst ist, nachts aber sich in ein Tier verwandelt und auf der Erde brüllt; von den Menschen, die über den Abgründen mit dem unauslöschbaren Feuer schweben, die weder trinken noch essen und so dünn und lang sind, daß sie, wohin der Wind sie treibt, wie eine Spinnwebe dahin fliegen, ohne sterben zu können. Und er selbst erschien sich wie ein Spinnwebenmensch, der vom ewigen Winde über einem Abgrunde umhergewirbelt wird.

Der zweite Hahnenschrei wurde hörbar. Es fiel ihm die alte Sage ein, wie mitten in der Nacht die Engel vom Gottesthrone die Sonne nehmen und sie nach dem Osten tragen, während die Cherubim mit ihren Flügeln schlagen, und jeder Vogel auf Erden vor Freude aufplattert, und der Hahn aufwacht, mit den Flügeln schlägt und der Welt den Tag verkündet.

Und immer neue, zusammenhanglose Gedanken und Phantasien zogen herauf, rissen wie morsche Fäden ab und verwirrten sich untereinander.

Vergeblich betete er, wobei er nach einer alten Vorschrift des Nilus von Sora den Atem zurückhielt: aber nichts half; die Visionen wurden immer deutlicher, immer hartnäckiger.

Plötzlich tauchte aus der Dämmerung das dämonisch schöne Antlitz des frauenhaften Jünglings auf. Wie lebend stand er vor ihm. Auf das Kreuz von Golgatha hinweisend, sah er Euthychius an und lächelte mit leisem Spott. Der Blick war so durchdringend und lauernd, daß dem Fiebernden das Herz erstarrte und kalter Schweiß ihm auf die Stirne trat.

Euthychius entschloß sich endlich, den Rest der Nacht wachend zu verbringen. Er zündete ein Licht an, nahm ein Buch vom Regal und begann zu lesen. Es war eine alte russische Erzählung: „Vom babylonischen Reiche.“ Zur Zeit des Königs Nebukadnezar und seiner Nachfolger verödete die Stadt Babylon und wurde zu einem Schlupfwinkel zahlreicher Schlangen. Nach vielen Jahrhunderten schickte der byzantinische Kaiser Leo, der in der heiligen Taufe den Namen Basilius erhalten hatte, drei Männer nach Babylon, um die Krone und den Purpurmantel Nebukadnezars zu holen. Die Reise dauerte lange; denn der Weg war beschwerlich. Endlich erreichten die Abgesandten die Stadt Babylon, aber sie erblickten weder Mauern noch Häuser; denn sechzehn Wegstunden im Umkreise der verödeten Stadt war Wüstenras gewachsen. Wie Disteln war das unnütze Kraut anzusehen, und in diesem Grase hatte sich abscheuliches Gewürm, Schlangen, riesige Kröten ohne Zahl in Haufen wie Heuschaber zusammengeringelt, bäumten sich, zischten und schäumten; eine eisige Kälte ging von ihnen aus. Und am dritten Tage gelangten die Abgesandten zur großen Schlange, die um Babylon herum lag und von solcher Länge war, daß die Schwanzspitze bis an dasselbe Thor reichte, wo ihr Kopf lag. Eine Leiter aus Zypressenholz war an die Stadtmauer angelehnt. Auf dieser Leiter stiegen die Gesandten aufwärts und betraten die Stadt; in einem der königlichen Paläste fanden sie die Krone Nebukadnezars und einen herzförmigen Kasten mit dem Purpurmantel und dem Zepter. Als die Gesandten mit dem königlichen Schmucke zum Kaiser zurückkehrten, krönte der Patriarch von Konstantinopel den rechtgläubigen Kaiser Basilius in der Kirche der Allweisheit Gottes, der Sophia, mit dem Mantel und Zepter Nebukadnezars zum Könige über Babylon und das ganze Weltall. Später schickte der Kaiser Konstantin IX. Monomachus diese Krone dem Großfürsten Wladimir Wsewolodowitsch als Symbol der Weltherrschaft, die Gott den Russen verliehen habe.

Nachdem er die Erzählung „Vom babylonischen Reiche“ beiseite gelegt hatte, nahm Euthychius ein anderes Buch: „Von der weißen Mönchskappe“ zur Hand, das vor einigen Jahren Demetrius Gerasimow dem Erzbischofe Genadius von Nowgorod geschenkt hatte.

In alten Zeiten, wurde in dieser Geschichte erzählt, habe Kaiser Konstantin der Apostelgleiche, nachdem er den christlichen Glauben an-

genommen und deshalb vom Papste Sylvester vom Ausfaze geheilt worden war, diesen seinen Wohlthäter mit einer Kaiserkrone belohnen wollen. Aber der Engel gebot ihm keine weltliche Krone, sondern die der geistlichen Macht über alle Welt zu verleihen, eine weiße Mönchskappe, die in ihrem Zuschnitte an das dreitägige Fest der Auferstehung Christi erinnern sollte. Die rechtgläubigen Päpste verehrten lange die weiße Mönchskappe, bis Kaiser Karl mit dem Papste Formosus in die lateinische Ketzerei verfiel, indem sie neben der geistlichen auch die weltliche Macht der römischen Kirche anerkannten. Da befohl in einer neuen Vision der Engel einem Papste, die Mönchskappe nach Byzanz an den Patriarchen Philoeth zu senden. Dieser empfing das Heiligthum mit großen Ehren und wollte es gern behalten, aber der Kaiser Konstantin und der Papst Sylvester erschienen ihm im Traume und befohlen ihm, die Mönchskappe ins russische Land nach dem hohen Nowgorod weiter zu schicken.

„Denn das erste Rom“, so sagte der Papst Sylvester zum Patriarchen „hat durch seinen Hochmut und Eigenthum den alten Ruhm und den Christenglauben verloren und ist in die lateinische Weltlust verfallen, und im neuen Rom, in Konstantinopel, wird der Glaube durch die Anstrengungen der Gottlosen ebenfalls vernichtet werden. Das dritte Rom aber wird im russischen Reiche sein, da wird der Heilige Geist leuchten. Wisse, Philoeth, daß alle christlichen Reiche niedergehen und schließlich in ein einziges, großes russisches Reich übergehen werden, wo der rechte Glaube herrscht. Denn in alten Zeiten ist nach dem Willen eines irdischen Herrschers, des Kaisers Konstantin Monomachus, die Krone Rebutadnezars dem russischen Großfürsten gegeben worden; jetzt aber soll nach dem Willen des Himmelsfürsten Christus die weiße Mönchskappe auf den Erzbischof des hohen Nowgorod übergehen. Und aller Segen wird von Gott dem russischen Lande verliehen werden, und der Allmächtige wird den russischen Herrscher über viele Völker setzen; das Land wird das leuchtende Rußland benannt werden: durch seine apostolische Kirche, durch seinen rechten christlichen Glauben wird dieses dritte Rom im Weltall vorleuchten und die Sonne überstrahlen.“

Und so geschah es. Der Erzbischof von Nowgorod nahm die weiße Mönchskappe in Empfang und legte sie in der Kirche der Allweisheit Gottes, der Agia Sophia, nieder. Durch die Gnade unseres Herrn Jesus Christus ruht fest, sie jetzt und immerdar, auf den Häuptern der russischen Metropolit.

Die Erzählung „Vom babylonischen Reiche“ verkündete die weltliche, die von der „weißen Mönchskappe“ die geistliche Macht des russischen Landes.

Jedesmal wenn Gutychius diese Sagen las, erfüllte ein räthelhaftes

Gefühl seine Seele, es war eine unendliche Hoffnung, bei der sein Herz stärker schlug und sein Atem stockte, als träte er an einen ungeheuren Abgrund heran.

So sehr ihm auch die Heimat im Vergleiche mit den fremden Ländern rückständig, öde und dürrtig erschien, so glaubte er doch an die Prophezeiung von der wachsenden Macht des dritten Rom, „des echten Jerusalem“, wo die aufgehende Sonne über den siebenzig goldenen Kuppeln des altrussischen Domes der Allweisheit Gottes, der Agia Sophia, strahlen sollte.

Nur in seinem innersten Herzen hegte er Zweifel und fühlte einen unlösbaren Widerspruch: „Gieß es nicht,“ dachte er, „daß der König Nebukadnezar ein ungerechter König, ja der schlechteste der Erde gewesen sei? Hatte er nicht den Wunsch gehabt, daß alle Völker ihm unterworfen wären und alle Zungen und Stämme ihn als Gott verehrten? Hatte er nicht durch den öffentlichen Ausrufer verkünden lassen: ‚Fallet alle nieder und betet den Götzen des Königs Nebukadnezar an?‘ Aber der wahre Gott strafte ihn; er nahm ihm das menschliche Herz und setzte ihm ein tierisches ein. Er wurde aus der Reihe der Menschen gestoßen und fraß Gras wie ein Stier; sein Körper wurde vom Tau benezt, und es wuchsen an ihm die Haare wie beim Löwen und die Nägel wie bei einem Vogel. Und stand in der Offenbarung nicht geschrieben: ‚Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große Stadt; denn sie hat mit dem Wein ihrer Hurerei getränkt alle Heiden! Wehe, wehe, die große Stadt, die bekleidet war mit Seide und Purpur!‘ Wenn es aber an dem ist,“ so fragte sich Euty chius, „wie kann sich denn im dritten Rom, im russischen Reiche, die weiße Mönchskappe mit der verabscheuungswürdigen Krone des Königs Nebukadnezar, des von Gott verfluchten, vereinen, — die Krone Christi mit der Krone des Antichrist?“

Er fühlte, daß hier ein großes Geheimnis obwalte, und daß, wenn er sich darein vertiefe, noch ganz andere, weit schrecklichere Visionen an ihn herantreten würden.

Er suchte diesen Gedanken los zu werden, löschte das Licht aus und legte sich nieder.

* * *

Und es träumte ihm: Vor ihm stand auf der Mondichel mitten unter Wolken eine Frau mit feurigem Gesichte, feurigen Flügeln und glänzenden Gewändern; sie stand unter einem sieben säuligen Baldachin, der die Inschrift trug: „Die Allweisheit hat sich ein Haus geschaffen.“ Propheten, Hohepriester, Erzbäter, gabenbringende Engel und Erzengel, Könige und Feldherren umgaben sie; an der Spitze der Propheten, zu den Füßen der Allweisheit, stand Johannes der Täufer mit den gleichen

hageren Händen, langen Storchbeinen und weißen Flügeln wie auf seinem Bilde, doch mit einem anderen Gesicht. An der hohen Stirne mit den eigensinnigen Runzeln, den borstenartigen Brauen, dem langen grauen Barte und den weißen Haaren, erkannte Euthchius das in seiner Erinnerung fest haftende, dem Propheten Elias gleichende Antlitz des Greises, der ihn vor zwei Jahren in seiner Werkstätte besucht hatte, das Gesicht Leonardo da Vinci, des Erfinders der menschlichen Flügel. Unter den Wolken, auf denen die Frau stand, brannten wie glühende Kugeln die goldenen Kuppeln und Spitzen der Kirchen, schimmerten die frischgepflügten Felder, die bläulichen Wälder, die hellen Flüsse und all die unendliche Weite, in der er das russische Land zu erkennen glaubte.

Die Glocken ertönten im feierlichen Geläute; viele Stimmen sangen das Siegeslied Halleluja; die Sechszehnglügelten bedeckten vor Schreck ihre Gesichter mit ihren Flügeln und stöhnten: „Siehe da schweiget jede menschliche Kreatur und stehet da in Angst und Bittern“; die sieben Erzengel schlugen mit ihren Flügeln, und sieben Gewitter ließen ihre Stimme hören. Über der feuerstrahlenden Frau, der Allweisheit Gottes, der heiligen Sophia, öffnete sich der Himmel und etwas Weißes, Erhabenes, Sonnenhaftes offenbarte sich. Euthchius begriff, daß es die weiße Mönchskappe sei, die Krone Christi über dem russischen Lande.

Die Rolle, die der geflügelte Täufer in der Hand hielt, wickelte sich auseinander, und Euthchius las:

„Hier sende ich Meinen Engel, der Mir den Weg bereiten wird. Unerwartet wird der Herr seinen Tempel betreten, der, den Ihr sucht, und der Engel der Verheißung, den Ihr erwartet. Siehe da kommt Er!“

Die Stimme des Donners, der Flügelschlag der Engel, das Siegeslied Halleluja, das Geläute der Glocken verschmolz zu einem Lobgesang auf die heilige Sophia, die Allweisheit Gottes. In dieses Loblied stimmten alle Acker, Wälder, Flüsse, Berge und die unendlichen Weiten des russischen Landes ein.

Euthchius erwachte; es war noch früh am Morgen.

Er stand auf und öffnete das Fenster, der frische Duft der vom Regen benetzten Blätter und Gräser drang in sein Zimmer. Es hatte in der Nacht gewittert. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Aber am Horizont über den dunkeln Wäldern jenseits des Flusses, wo sie aufgehen mußte, erglänzten die Wolken in Purpur und Gold. Die Straßen lagen noch im Dämmerseine, nur der schlanke, weiße Glockenturm von Saint Hubert erglänzte im mattgrünen Scheine. Es herrschte eine völlige erwartungsvolle Stille; nur auf den Sandbänken der Voire erklangen die Rufe der wilden Schwäne. Der Heiligenbildermaler setzte sich an einen kleinen Tisch mit einer schrägen Schreibplatte, an der ein Tintenfaß aus Horn befestigt war, schnitt eine Gänsefeder zurecht und schlug

ein großes Heft auf. Es enthielt eine Arbeit, die ihm einst sein Lehrer, der demütige Prochor, übertragen, und an die er viele Jahre gewendet hatte:

„Wo rührt denn der Anfang der Heiligenbilder her? Nicht von den Menschen; denn Gottvater hat zuerst seinen Sohn — das Wort, gezeugt, sein lebendes Ebenbild ...“ Das waren die letzten Worte, die Guthchius niedergeschrieben hatte. Er tauchte die Feder in die Tinte und schrieb weiter:

„Ich sündiger Mensch, der ich von Gott mein Talent empfangen habe, will nicht, was meiner Schwachheit anvertraut ist, in die Erde vergraben. Ich will deshalb nicht getadelt sein, wenn ich mich bemüht habe, das Alphabet dieser Kunst, alle menschlichen Körperteile, die bei der Heiligenbildermalerei in Frage kommen, zu Nutz und Frommen aller Freunde der Kunst darzustellen. Aber Euch alle, meine Brüder, für die ich mich abgemüht habe, bitte ich, in inbrünstigem Gebete Gott anzuflehen, daß ich, der ich sein Antlitz und das seiner heiligen Diener auf Erden gemalt habe, es auch im himmlischen Reiche erblicke, wo seine Ehre und sein Ruhm von allen Wesen jetzt und in Ewigkeit gepriesen wird. Amen ...“

Während er schrieb, stieg hinter dem Walde, wie eine glühende Kohle, der Rand der Sonne auf, die Luft schien zu zittern wie die Töne einer fernen Musik.

Die weißen Tauben krochen unter dem Dachvorsprunge hervor und schlugen mit den Flügeln.

Ein Sonnenstrahl drang durch das Fenster der Werkstätte und fiel auf das Bild Johannes des Täufers. Die vergoldeten Flügel — innen purpurgoldig wie eine Flamme, außen weiß wie Schnee, — die im blauen Himmel weit über die gelbe Erde ausgebreitet waren und den Flügeln eines riesigen Schwanes glichen, erglänzten plötzlich und funkelten im Purpur der Sonne, als ob sie ein übernatürliches Leben erhalten hätten.

Guthchius fiel sein Traum ein — er tauchte den Pinsel in die rote Farbe und schrieb auf die weiße Papierrolle Johannes des Täufers: „Hier sende ich Meinen Engel, der Mir den Weg bereiten wird. Un erwartet wird der Herr seinen Tempel betreten, der, den Ihr sucht, und der Engel der Verheißung, den Ihr erwartet. Siehe, da kommt Er!“



Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. in Leipzig.

Von Dmitry Sergejewitsch Mereschkowskij erschienen ferner:

Julian Apostata der letzte Hellene auf dem Throne der Cäsaren

Ein biographischer Roman

Deutsch von E. von Gütschow

Preis gebunden M. 4.—

„Julian Apostata bringt uns nicht nur die Erzählung des Lebens jenes letzten Hellenen auf dem Throne der Cäsaren, sondern auch eine bewegte Schilderung der damaligen zivilisierten Welt des Westens in mit dramatischer Lebhaftigkeit vor dem inneren Auge des Lesers sich abspielenden wechselvollen, interessanten Szenen.“

Mülbner Zeitung vom 19. Dezember 1902.

Peter der Große und sein Sohn Alexei

Historischer Roman aus Rußlands großer Zeit

Deutsch von E. v. Gütschow

Preis gebunden M. 7.—

„Noch kein Romanschriftsteller hat die Gabe besessen, eine längst vergangene Zeit in solcher Lebensfülle wieder wachzurufen. Es grenzt ans Wunderbare. Und darum glauben wir, daß von allen russischen Schriftstellern der Jetztzeit sich Mereschkowskij am längsten halten wird.“

République française, Paris.

Julian Apostata (Christ und Antichrist Band 1: Tod der Götter), Leonardo da Vinci (Christ und Antichrist Band 2: Auferstehung der Götter), Peter der Große (Christ und Antichrist Band 3: Der Antichrist) bilden eine Romantrilogie. Jeder Band hat selbständigen Wert und ist einzeln käuflich.

Michelangelo

und andere Novellen aus der Renaissancezeit

Deutsch von E. v. Gütschow

Preis gebunden M. 3.—

Inhalt: Michelangelo. — Die Liebe ist stärker als der Tod. — Die Wissenschaft der Liebe. — Der heilige Satz.

Mereschkowskij zeigt sich hier als Meister einer Kleinkunst von köstlicher Feinheit. Daß uns auch aus diesen vier Erzählungen der lebendige Obem einer reichbewegten Zeit geistigen Erwachens und eines einzig dastehenden künstlerischen Aufschwunges machtvoll entgegenweht, wird niemand wundernehmen, der des Dichters, von vielen namhaften Kritikern als eines der gewaltigsten Bücher unserer Zeit gekennzeichneten, großen biographischen Roman „Leonardo da Vinci“ gelesen hat.

Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. in Leipzig.

D. S. Merschtkowski

Tolstoi und Dostojewski als Menschen und als Künstler

Deutsch von E. von Gütschow

Preis broschiert M. 5.—; gebunden M. 6.—

„Das Buch Tolstoi und Dostojewski von Merschtkowski ist mehr, unendlich mehr als der bescheidene Titel ankündigt. Von schöpferischer, von gestaltender Kritik ist neuerdings viel die Rede: Hier nun ist wirklich einmal durch das Zusammentreffen unberechenbar günstiger Bedingungen ein solches Buch zustande gekommen, und nirgends ist die garte Grenzlinie zwischen gestaltendem Essay und Roman überschritten. Es bedurfte eines seltenen, zugleich russischen und europäischen Individuums, um dieses Buch hervorzubringen, eines unendlichen Tactes, glücklichster Flexibilität, einer bis zur Exaltation gehenden Kraft des Interesses. Und auch das Buch selbst ist durchaus Individuum, und wie bei einem Individuum die Wirkung, die es auf einen disponierten Geist ausüben kann, kaum abzugrenzen. Dem, der selbst über solche Materien einigermaßen produktiv nachzudenken befähigt ist — und an solchen ist in unserer Epoche kein Mangel —, ist dieses bedeutende Buch der allererwünschteste Ausgangspunkt.“

Hugo von Hofmannthal.

Fedor Dostojewski

Die Brüder Karamasow

Roman

Deutsch von H. v. Samson-Himmelfstjerna

4 Bände in 2 eleganten Leinenbänden M. 14.—

Dieser Roman stellt eine der mächtigsten Schöpfungen der russischen, ja vielleicht der Weltliteratur dar. Nirgends so wie hier rechtfertigt sich des Autors anerkannter Ruf: der größte und tiefste Kenner der russischen Volkseele zu sein. Mit unvergleichlicher Lebendigkeit werden die verschiedenen Typen des russischen Volkstums vorgeführt, mit psychologischer Feinheit die zügellosen, widerspruchsvollen Regungen bloßgelegt. Nicht nur durch seinen sozialen Einfluß und durch seine poetische Gestaltungskraft, auch als Quellenwerk für die Völkerpsychologie wird das Werk bleibenden Wert in der Weltliteratur behalten.

Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. in Leipzig.

Krede Ben Heit
Der Durst nach Schönheit
(Achmed)

Autorisierte deutsche Ausgabe — Besorgt von Else Otten

Preis broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

„Der Durst nach Schönheit (Achmed)“, das Erstlingswerk eines zu den größten Hoffnungen berechtigenden jungen holländischen Schriftstellers, der poeßerfüllte Entwicklungsroman eines Knaben und Jünglings, ist eine der bedeutendsten lehrjährligen literarischen Erscheinungen Hollands. Willem Kloos, der berühmte holländische Kritiker, hat das Werk mit begeistertsten Worten begrüßt und es neben Frederik van Edbens berühmten „Kleinen Johannes“ gestellt. Krede Ben Heit hat uns in seinem Roman ein echtes Kunstwerk geschenkt, das mit seiner hohen Stimmungsgewalt und seinem Gedankentieftum jeden Leser, der für künstlerisch empfundene, tief erlebte Bücher empfänglich ist, gefangenimmt.

Adam Albert
Fichtel und Söhne
Ein Hochlandsroman

Preis broschiert M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Das neueste Werk Alberts ist ein trefflicher Roman, der im bayrischen Hochgebirge, am Stausen, spielt. Er schildert die Schicksale eines verkommenen Bauern und seiner Familie, aus der sich ein Sohn aus Not und Verkommenheit zu schöner Männlichkeit und hohem, geläutertem Menschentum emporarbeitet. Es ist ein Buch voll kraftvoller Gesundheit, in dem Albert eine Anzahl prächtiger Charaktere, echte Natur- und Gebirgsmenschen, schildert. Die Gestalten heben sich plastisch von dem meisterhaft geschilderten Hintergrunde — der herrlichen Natur und dem mit tiefem Kennerblick erfassen ländlichen Tun und Treiben — ab. Was uns Albert bietet, ist wahre Volks- und Heimatkunst. Alle Menschen, die Sinn für gesunde, lebensvolle und lebensfreudige Lektüre haben, werden sich an diesem poeßervollen, echt deutschen Werte herzlich erfreuen.

„Die da hungern und dürsten“

Die Geschichte zweier Menschen, die die Liebe fanden

Preis broschiert M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Die Verfasserin schildert uns hier die Seelen- und Schicksalskämpfe zweier nach hohem Menschentum und edlem Liebesleben strebender junger Mädchen. Sie läßt ihre Heldinnen im Kampfe und als Krone des Lebens das echte Christentum — das Christentum finden, das in dem Heiland das lebendige, werktätige, ewig leuchtende Vorbild höchster Liebe sieht. Das Werk ist eine befreiende, mutige Tat, denn es erklärt allem Nudertum, jedem Dogma und aller Orthodoxie den Krieg. Es ist aber ein tief religiöses Buch. Durch alle Welt- und Lebensfreudigkeit und alle Bildungssehnsucht klingt gewissermaßen als Leitmotiv: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelnzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.“ Allen denkenden Menschen und Freunden guter Bücher ist dieses Werk wahrhaft zu empfehlen.

Goethe-Bilderbuch

für das deutsche Volk

Herausgegeben von Franz Neubert

Mit 482 Abbildungen und erläuterndem Register. 186 Seiten in Klein-Folio; auf gutem Kunstdruckpapier. Preis gebunden M. 8.—

„Es war ein glücklicher Gedanke, an die Herausgabe dieses ebenso schönen wie nützlichen Wertes heranzutreten. Wir begrüßen das Goethe-Bilderbuch aus vollem Herzen... An keinem wichtigen Lebensereignisse, an keiner Bekanntschaft Goethes geht die Sammlung achlos vorüber.“ „Deutscher Frühling“, 1907, Nr. 2.

„Mit den volkstümlichsten Mitteln, doch in höchst vornehmer, gebiegener und babel sehr wirksamer Weise kommt dem Interesse aller Gebildeten für Goethe und alles, was ihn angeht, das von Franz Neubert herausgegebene Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk entgegen... Das Goethe-Bilderbuch wird jedem Goetheverehrer als lebendig veranschaulichende Ergänzung zu den Werken und Biographien des Dichters willkommen sein und zugleich unzweifelhaft in den weitesten Kreisen außerordentlich anregend wirken, weshalb es unsern Lesern angelegentlich empfohlen sei.“ „Über Land und Meer“.

„Franz Neubert verwirklichte einen sehr glücklichen Gedanken, als er sein Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk herausgab... Es ist ein wirkliches Vergnügen, diese Selten zu durchblättern und alles das im Bilde zu erblicken, was einem nach Namen und Bedeutung seit langem vertraut ist... Es ist ein außerordentlich reicher Garten, in dem wir hier wandern, und nichts ist bedeutungslos darin. Die Verlagsbuchhandlung hat das Buch sehr sorgsam ausgestattet, an der Güte der Reproduktion hat man seine wirkliche Freude. Man wünscht aufrichtig, daß dieser Bilderatlas allgemeinen Eingang bei allen Goethefreunden finden mag.“

Jans Bethge in der „Breslauer Zeitung“.

„Dem deutschen Volke, das immer mehr und immer von neuem mit erhöhter Inbrunst sich der Verehrung des großen Olympiers weihet, wird hier ein ebenso willkommenes als schönes Geschenk gemacht... Es ist als Volks-, Familien- und auch als Schulbuch warm zu empfehlen.“ „Pädagogische Neuigkeiten“.

„Das Goethe-Bilderbuch hat meine rückhaltlose Bewunderung. Sie haben damit der Goethegemeinde einen unerlöschlichen Genuß bereitet.“ Rat R. in M.

„Sorgfältig vorbereitet, bringt es eine solche Fülle wertvoller Abbildungen in bester Autotypwiedergabe, daß ihm die weiteste Verbreitung gewiß sein wird... Dieses Goethe-Bilderbuch ist eine höchst verdienstliche Sammlung.“

„Illustrierte Zeitung“ Nr. 3312.

„Die Bilder sind durchweg auf gutem Kunstdruckpapier wiedergegeben und mit Verständnis ausgewählt. Der erklärende Text wurde von Franz Neubert gewissenhaft nach den Ergebnissen der neuesten Forschung bearbeitet. Jeder Goetheverehrer wird an dem Bilderatlas seine Freude haben.“ „Der Türmer“.

„Das Buch wird nicht bloß Literaturfreunden erwünscht sein, sondern es hat auch für die Fortschung Wert als eine Zusammenstellung von Bilderdokumenten, wie sie selbst der eifrigste und wohlhabendste Sammler auch nicht annähernd zusammensubringen vermöchte.“ „Wissen, Welt und Leben“, Beil. 3. Essener Volkszeitung.

Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. in Leipzig.

Henryk Sienkiewicz, Roman-Trilogie

Deutsch von Clara Hillebrand und Dr. R. Löwenfeld

6 Bände

Elegant gebunden in 6 Original-Leinenbänden M. 28.—

Daraus einzeln:

Mit Feuer und Schwert. Zweite Auflage. 2 Bände.

Elegant gebunden M. 9.—

Sturmflut. Dritte Auflage. 3 Bände. Elegant geb. M. 13.50

Der kleine Ritter (Pan Wolodyjowski). Zweite Auflage.

Elegant gebunden M. 6.—

Jede der drei Abteilungen bildet einen Roman für sich.

Sienkiewicz, Quo vadis?

Deutsch von Clara Hillebrand

Zwei Bände. Elegant gebund. M. 7.—

Erste korrekte u. vollständige, mit vielen Erklärungen versehene Übersetzung.

Sienkiewicz, Die Kreuzritter

Deutsch von Clara Hillebrand

Zwei Bände. Elegant gebund. M. 9.—

Sienkiewicz, Die dritte Braut

Gebunden M. 1.50

Sienkiewicz, Lilian Morris

Gebunden M. 1.50

Die Vorzüge unserer Sienkiewicz-Ausgaben sind:

Vollständigkeit, mustergültige Übersetzung, vorzügliche Ausstattung und Billigkeit.

Fritz Peter,

Der Lehrer von Steinbach

Aus dem Volksleben des Thüringer Waldes.

Roman. 8°. 240 Seiten. Preis broschiert M. 3.—, elegant geb. M. 3.50.

Einige Kritiken:

„Und so ist der Held dieser Erzählung ein armes Dorfschulmeisterlein mit einem grundgütigen Herzen und einer großen Liebe zu allen Kindern, allen Erwachsenen in dem armen Dörfchen, in dem er wirkt und stirbt . . . Arm, bitter arm und doch so reich ist dieser Lehrer Süt, der Held unserer Erzählung. Wo er Liebe gibt, empfängt er Liebe zurück, und unermüßlich übt er seine segenspendende Tätigkeit aus . . . Und mit diesem tüchtigen Lehrer lernen wir seine dörfliche Umwelt kennen, leben mit den Bewohnern, belauschen sie im Honoratiorenstübchen, in der Familie. Dabei sehen wir charakteristische Gestalten, wie sie nur im Thüringer Lande bodenständig sind, vernehmen ihre Sprache, und alles mutet uns so anheimelnd an, ist so poetisch dargelegt, daß man mit Lachen, Rührung und Spannung ein Blatt nach dem andern umlegt . . . Möchten recht viele diese lebenswahre, von köstlichem Humor durchwebte Erzählung erwerben, sie verdient, recht rege gekauft zu werden.“
(Alttenburger Zeitung.)

„. . . Wem im schnellebigen Treiben unserer Tage für die Entwicklung des deutschen Volkslebens in jüngstvergangener Zeit noch Interesse und Verständnis geblieben ist, dem sei das Buch bestens empfohlen.“

(Pädagogische Neuigkeiten.)

„. . . Das Buch verdient die beste Empfehlung; es ist eine wertvolle Gabe für Volks- und Lehrerbibliotheken.“

(Schulblatt für Thüringen und Franken.)

„. . . Jedenfalls gehört das Werk neben den Schriften Heinrich Schaumburgers zu den besten Volksbüchern seiner Art, dem man weiteste Verbreitung wünschen muß, nicht bloß in Lehrerschülern, sondern in allen Volkstreifen und in allen Volksbibliotheken . . . Der besondere Vorzug der Peterschen Bücher liegt in ihrer hohen kulturgeschichtlichen Bedeutung, die sie weit aus dem Durchschnitt der Unterhaltungsschriften heraushebt . . .“

(Schulblatt der Prov. Sachsen.)

Einer reichgefüllten Schatzkammer
für alle Kunst- und Literaturfreunde gleich

Rafael von Urbino

Kunstgeschichtlicher Roman in Bildern

VON

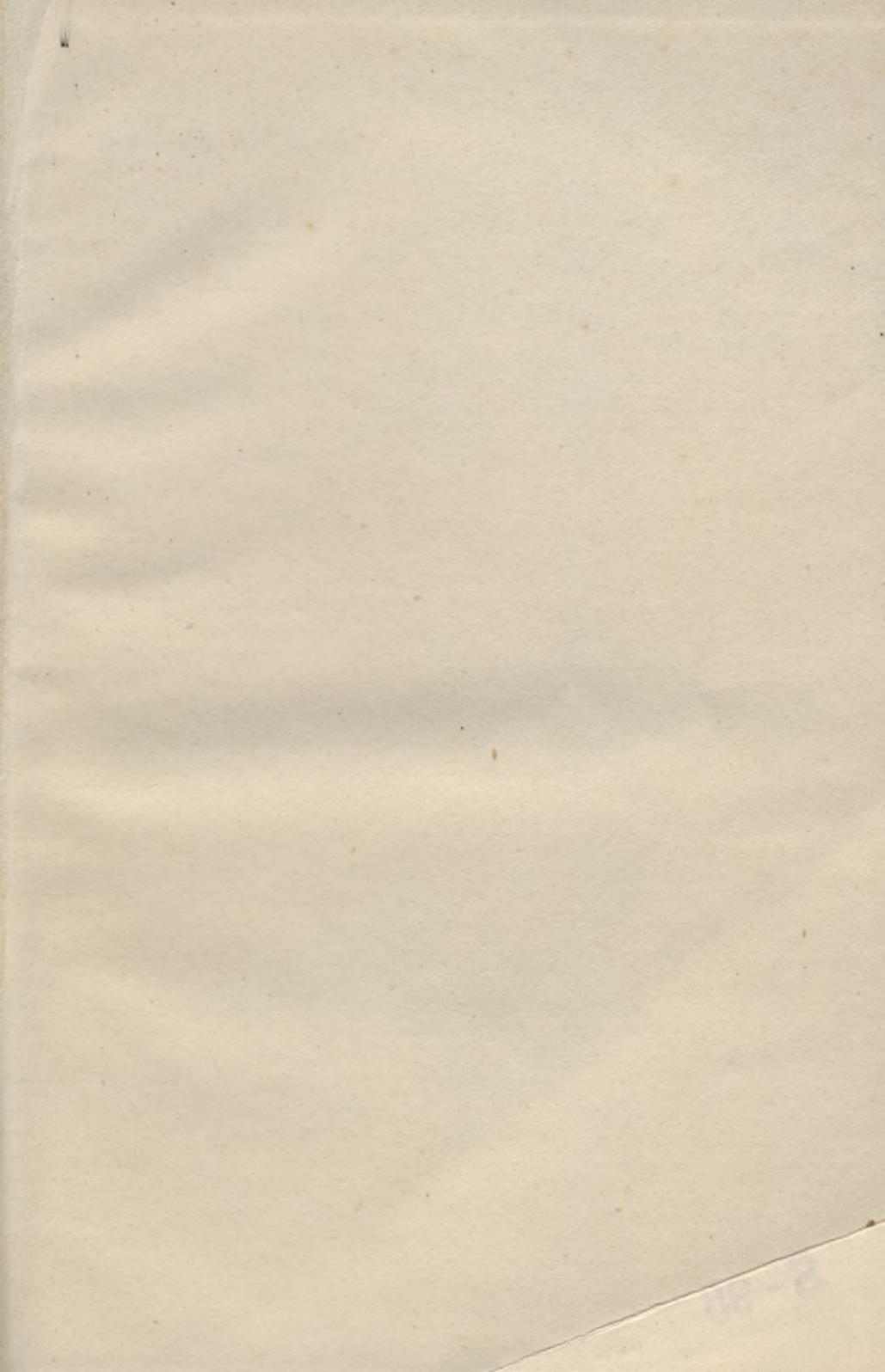
Heinrich v. Schoeler

300 Seiten mit 10 Kunstblättern. In vornehmem Geschenkband M. 4.50.

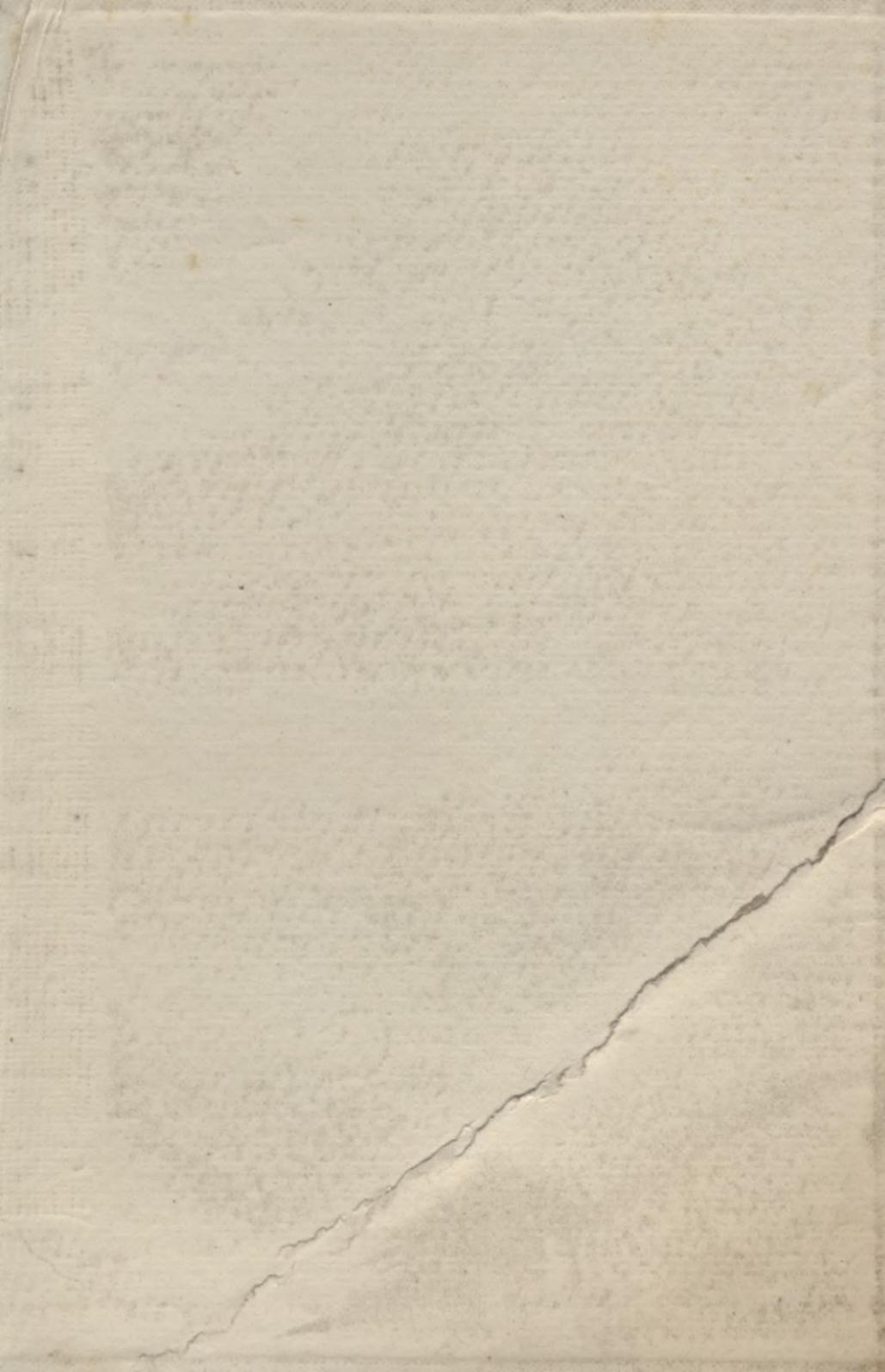
Wie der bekannte Autor in seinem vor drei Jahren erschienenen und glänzend aufgenommenen historischen Roman „Kaiser Liberius auf Capri“ den Versuch wagte, den genialen Cäsar zu schildern, abweichend von dem Bilde, das eine unkritische Schultradition uns von ihm übermittelt hat, so bietet Dr. H. von Schoeler in seinem neuesten kunstgeschichtlichen Roman „Rafael von Urbino“ ein auf der Grundlage sorgfältiger Studien gezeichnetes Bildnis Rafael Santis, das den großen Urbinaten der historischen Wirklichkeit entsprechend darstellt. — Mit Riesensleiß zeichnet der Verfasser aus dem unermesslich reichen Vorne lebhafter Gestaltungskraft und kunsthistorischen Wissens Blatt um Blatt den Werdegang eines in rastloser Arbeit durch unermüdliche, vorbereitende Studien und konzentrierte Geisteskraft sich emporringenden Genius, der zielbewußt sein Lebenswerk der höchsten Vollendung entgegenführt. Denn Rafael Santi war das Genie, das in seinem gewaltigen Können alle zerstreuten Zeitkräfte sammelte und als zusammenfassender Geist repräsentativ für sein Zeitalter offenbarte.

Nur ein absoluter Beherrscher historischer Darstellungskunst konnte aus dem Vollen heraus ein solch großzügiges Lebensbild des genialen Künstlers und zugleich ein wichtiges Dokument der Blüte der italienischen Renaissancezeit schaffen.

Es ist kein Buch, das man nur zur Unterhaltung zur Hand nimmt. Den Künstler sowohl als den Kunstverehrer, den Lehrer wie den Schüler, kurz die Gebildeten aller Stände fesselt das verdienstvolle Werk durch seine machtvolle Gestaltenfülle und durch den hehren Ausdruck der Kunstbegeisterung eines hoch über den Parteien stehenden Historikers.



S-96



Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000294406